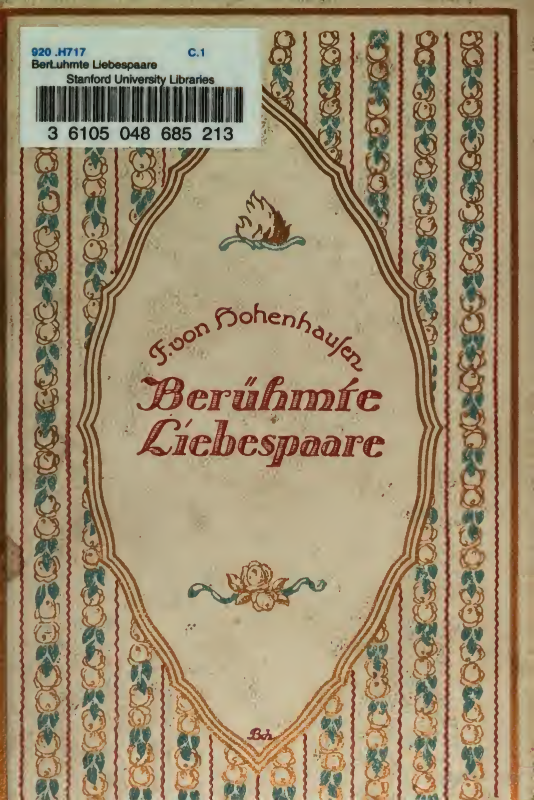
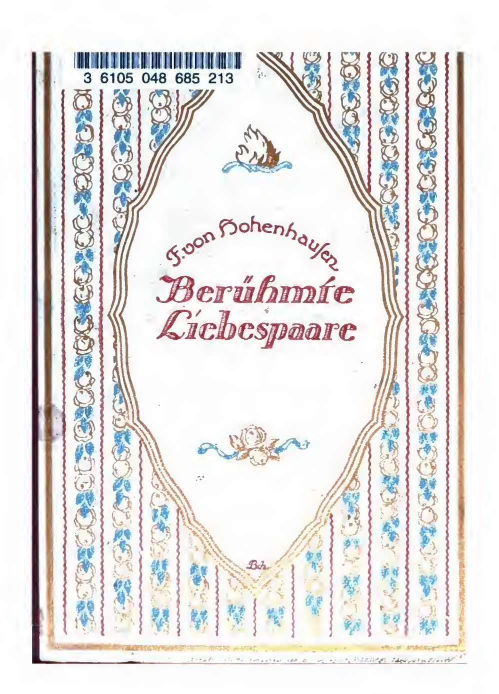
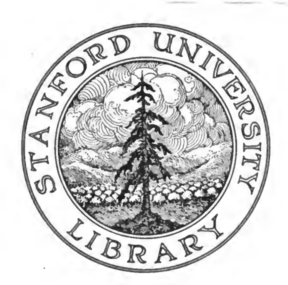


920 .H717 C.1
BerLuhmte Liebespaare
Stanford University Libraries
3 6105 048 685 213
F. von Hohenhausen
Berühmte
Liebespaare


F. von Hohenhausen
Berühmt
Liebespaar


3 6105 048 685 213
F. von Hohenhausen
Berühmte
Liebespaare



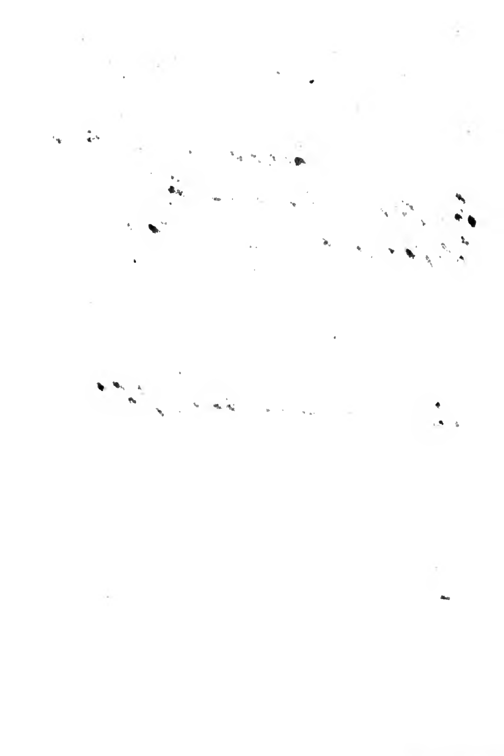

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

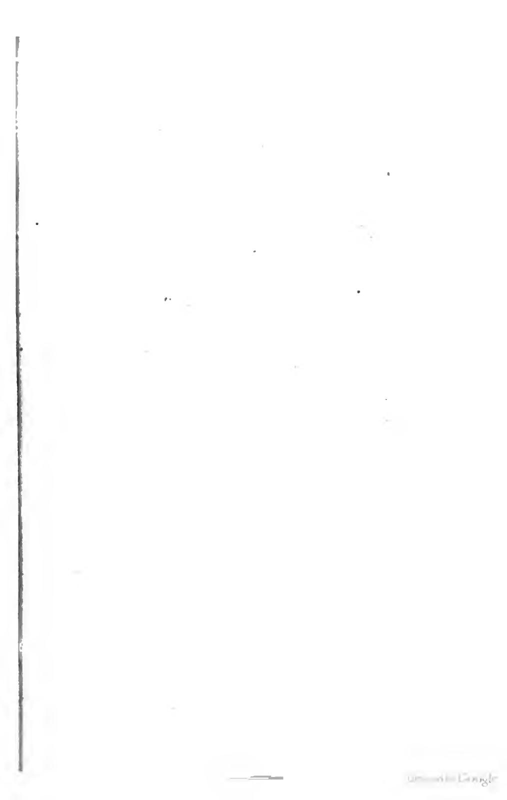


Meinem verehrten Freunde, Herrn Professor William A. Cooper an der Stanford University, California zugeeignet.

[illegible]

Berlin, November 1920







Fr. von Hohenhausen.

F. von Hohenhausen

Berühmte Liebespaare

A. Weichert
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, Berlin N.O. 43



Fr. von Hohenhausen.

F. von Hohenhausen

Berühmte Liebespaare

A. Weichert
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, Berlin N.O. 43.

F. von Hohenhausen und ihr Werk

von der Herausgeberin

E. Vely

Mit fünf Bildnisbeilagen

„Daß die Gegenwart nicht eng dir
sei und klein
Zieh die Vergangenheit mit herein!"
Rückert.

Ein von außergewöhnlichem Erfolg begleitetes Werk war das mit dem versprechenden Titel „Berühmte Liebespaare" von F. v. Hohenhausen. Viel gelesen, viel beredet, durch Jahrzehnte sich behauptend, und endlich ganz vergriffen. Ein Schicksal, das sich Autor und Verleger von jedem Buche wünschen, um dann Neuausgaben hinausflattern lassen zu können.

So geschieht es dem Werke „Berühmte Liebespaare". Es konnte nicht veralten, weil die Gestalten auf geschichtlichem Boden stehen. Die Dichter, die historischen und politischen Persönlichkeiten sie sind Gemeingut, haben gelebt, haben etwas zu sagen, zu gestehen, erbitten, oder zu warnen. Generationen, die vergangen, sprechen zu denen, die ihnen gefolgt und folgen werden — sie fanden und finden das sicherste Interesse für diese Menschen von verschiedenen Zeiten und Nationen. Sie sind bunt durcheinander gewürfelt worden, ob aus der Renaissancezeit, dem Rokoko, den

Schrecknissen der französischen Revolution, Preußens Bedrängtheit, der Biedermeyer-Epoche und den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, sind helltönend gerufen, steigen aus Prachtgrüften, schlüpfen unter eingefallenen Hügeln hervor in ihre Vergangenheit, in glänzende Säle, arme Dachstübchen, blühende Gärten.

Es ist nicht die trockene Geschichts- und Literarhistoriker Weisheit, die die Paare vorstellt. Mit leichter, geschickter Hand sind Porträtskizzen gezeichnet. Knapp und gefällig. Und darin lag der Erfolg des Werkes. Man merkte sich diese berühmten Liebespaare, die da heraufbeschworen wurden mit ihren Schicksalen, Leiden und Freuden. Vergaß sie nicht wieder. Nicht durch dicke Memoirenbände hatte man sich zu lesen. Das tat F. von Hohenhausen — und was sie dann gab, waren Miniaturbilder, Schattenrisse, landschaftliche Schilderungen, oder solche alter Schlösser und kleiner Heimwesen bildeten den Rahmen. Und immer faßte die Schriftstellerin die Zeit richtig auf.

Von besonderem Wert ist, was Frau von Hohenhausen selber erschaut. Ein reiches, buntes Leben brachte sie mit hervorragenden Menschen aller Stände und Berufe in Berührung. Ein fein humoristischer Zug tritt gerade hier bei ihr hervor, viele ihrer Bemerkungen sitzen fest im Gedächtnis. So ist neben den wertvollen literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Schilderungen auch ein wichtiges Streiflicht über die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geworfen.

Diese vereinten Vorzüge berechtigten zu einer Neuausgabe des Werkes „Berühmte Liebespaare“. Sie ist nach Vereinbarung mit der Nichte und Erbin der

Frau von Hohenhausen, Fräulein Helene von Düring-Oetken, vorgenommen. Auch das Bildnis von Frau von Hohenhausen nach dem Gemälde von Sprick, das diesem Bande vorangestellt ist, verdanken wir der Liebenswürdigkeit der Erbin.

In den Vorworten zu den verschiedenen Auflagen sagt die Verfasserin:

„Berühmte Liebespaare“ geben keine Verherrlichung der Leidenschaften, sondern Darstellungen aus dem Herzensleben bedeutender und berühmter Menschen, teils historischen Dokumenten, Privatbriefen, teils auch eigenen Wahrnehmungen und Erinnerungen entnommen. Es wird mir niemand Frivolität oder Indiskretion vorwerfen können.“ —

Ein paar bedeutungsvolle Widmungen tragen die Bände: „Den Manen von Levin Schücking, meinem einstigen Studiengenossen und Lehrmeister im romantisch-historischen Essay gewidmet“ und „Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preußen ehrfurchtsvoll gewidmet“. Diese beiden Persönlichkeiten spielten große Rollen im Leben der Schriftstellerin.

Auf Elise Felicitas von Hohenhausen, geboren am 7. März 1812, hat sich von väterlicher und mütterlicher Seite das Schriftstellertalent vererbt — und es zeigte sich noch einmal in der Familie bei ihrer Nichte, Helene von Düring-Oetken, die sich als „Arthur von Loy“, das Pseudonym ist ihrem elterlichen Gute entlehnt, einen bekannten und hochgeachteten Namen durch Romane, Novellen und literarische Erinnerungen erwarb. Sie ist auch eine treue Chronistin ihrer berühmten Tante schriftlich wie mündlich gewesen, und hat sie, an Kindes-

statt von jener angenommen, mit rührender töchterlicher Liebe betreut und gepflegt. Ihren Ueberlieferungen schließt sich an, was über F. von Hohenhausens Lebensumstände zu sagen ist.

Die Mutter von Elise von Hohenhausen war eine Tochter des hessischen Generals von Ochs, Elise genannt, eine in Kassel berühmte Schönheit, die am Hofe König Jérômes glänzte. Sie wurde zur Freude ihres Vaters durch eine frühe Heirat dem glatten Parkett entführt und kam als Gattin des in Herford geborenen Souspräfekten Freiherrn Leopold von Hohenhausen — seine Stellung war der eines Oberpräsidenten unserer Tage gleich — auf das Stadtschloß zu Eschwege in Hessen. Herr von Hohenhausen war hoch intelligent, sprach ein wundervolles Französisch, war mit dem gesamten westfälischen Adel verwandt — und eignete sich also sehr für diese Amtierung und ihre gesellschaftlichen Pflichten. Seine schöne und geistvolle Gattin repräsentierte an seiner Seite. Man war in dem Hause besonders der Dichtkunst zugetan, Frau Elise verfaßte lyrische Gedichte, und da die englische Mode in Deutschland aufkam, wagte sie sich an die Uebersetzung von Byrons Poesien und der Romane von Walter Scott. Mit Glück verdeutschte sie, mit Ehren wurde sie bekannt. Dann aber brach mit dem Königreich Westfalen auch Leopold von Hohenhausens Stellung zusammen. Er mußte einfacher preußischer Regierungsrat in Minden werden. Dort gründete er, um über manches Oede hinweg zu kommen, das seiner Zeit vielgelesene „Sonntagsblatt". Ein Dreiblatt von Kindern, Sophie, Elise Felicitas und ein Sohn waren auf Eschwege geboren.

Neben der literarischen Luft, die die im jugendlichen Alter stehenden Töchter atmeten, bekamen sie auch schon redaktionelle Pflichten. Der Vater übergab ihnen sorglos einen Hauptteil der Redaktion zum prüfenden Urteil. Und da geschah es denn, daß sogar Ferdinand Freiligrath seine sämtlichen Erstlingswerke zurückgesandt erhielt. Frau Elise von Hohenhausen war sehr tätig für die Zeitung ihres Gatten und schrieb Novellen und Reiseerinnerungen. Aber für die beiden regen und nach Anregungen lechzenden Menschen war Minden zu eng; es bot sich auch keine Aussicht auf Beförderung. So ließ sich der Regierungsrat auf Wartegeld setzen und zog 1821 mit der Familie nach Berlin. Er hoffte durch den Fürsten Hardenberg andere Ziele zu erreichen.

Die nach Beifall und literarischer Stellung verlangende Gattin fand beides in der preußischen Hauptstadt. Sie hielt dort einen Salon, in dem sich „die schönen Geister und schönen Seelen" aber auch andere bunt durcheinander fanden. Man traf Rahel Varnhagen und ihren Anhang, Gelehrte, die drei geschiedenen Gattinnen des Dichters de la Motte-Fouqué, Helmine v. Chezy, die Enkelin der einst so überschwenglich von den Berlinern gefeierten Karschin – die dann ebenso schnell vergessen wurde. Helmine hat hübsche Gedichte verfaßt, ist aber am bekanntesten geworden durch den Text zur Weberschen Oper „Euryanthe". Trotz Webers Musik gaben die spottsüchtigen Berliner der Neuschöpfung den Beinamen „Ennuyante". Frau von Chezy war eine sehr begabte, aber ganz zerfahrene Dame. Auf ihre unordentliche Kleidung war man stets vorbereitet. Die Kinder Hohenhausen sahen mit gespannter Erwar-

tung nach dem Loch im Aermel, mit dem die berühmte Frau immer wieder erschien. Haken am Kleide verschmähte sie und schloß das Gewand am Halse mit einer Stecknadel Eine derartige Erscheinung war trotz Talentes und Wissens natürlich eine Illustration für das Blaustrumpftum und stach mächtig ab gegen Eli e von Hohenhausens wunderbare Schönheit, Haltung und Eleganz. Heinrich Heine und der Kompoı.ist Albert Lortzing gesellten sich zu den Gästen. Der Dichter las seine Lieder vor, wurde aber, da er oft g gen den herkömmlichen Geschmack verstieß, auch stellenweise verspottet. So wollten sich die schöngeistigen Frauen nicht mit dem Vers einverstanden erklären: „Und laut aufweinend stürz ich mich zu deinen süßen Füßen.“ — Einfach ging es in dem Hause des schöngeistigen Paares Hohenhausen zu. Während die Eltern ihren Arbeiten und Plänen und Besı.chen oblagen, kochten und brieten die Töchterchen und machten ihre Einkäufe in dem so eng begrenzten Berlin, pflegten den Bruder und besorgten auch die Einladungen zu dem „jour“. Der Weg zu Heinrich Heine war ein unliebsamer, denn er plagte die jungen Dinger von neun und elf Jahren mit seinen ihnen so unangenehmen Neckereien, daß sie sich auflehnten. „Sobald wir ankamen,“ erzählte Elise die Jüngere, „nahm er zwei Stühle, auf die mußten wir uns setzen, und dann ging es los!“ Später hat der arme Lazarus in der Matrazengruft sich des Kindes bei einem Besuche erinnert: „Dies ist also das kleine Elischen, das ich oft so grausam und unverantwortlich geneckt habe.“

Sie berichtete auch gerne von einem Besuche des Dichters bei ihren später nach Minden zurück-

gekehrten Eltern. Die Hausfrau lud ihn zu längerem Bleiben ein. „Dann muß ich Ihren Gatten anpumpen!" sagte der Gast sehr ernst. Drob sank ihr der Mut. Sie sah denn auch den Liebling der Grazien, der so unartig sein konnte, und ihren Gatten im Zwiegespräch im Garten. Flüsterte dann diesem bei erster Gelegenheit angstvoll zu: „Hat er was von dir — gewollt?" „Ja — und ich hab es zugesagt Um dein Gast zu sein, braucht er die Anleihe eines frischen Hemdes." Ohne den Besuch bei den ihm befreundet gewordenen Hohenhausens hätte wohl die „preußische Festung" seinerzeit ihre Verse nicht bekommen: „Minden ist eine feste Burg, hat gute Wehr und Waffen."

Neben der gefeierten gesellschaftlichen Stellung fand die Uebersetzerin der modernen Engländer in Berlin ebenfalls einen geeigneten geschäftlichen Boden. Sie schloß einen für 30 Jahre geschützten Kontrakt für die Scott Verdeutschung ab und und bekam dafür das für damalige Zeit ganz riesige Honorar von tausend Talern. Herrn von Hohenhausen war das Glück weniger günstig. Er sah sich gezwungen, auf alle Pläne zu verzichten, und nach Ablauf von vier Jahren wieder als preußischer Regierungsrat nach Minden zurückzukehren.

Recht jung noch wurde die vielumschwärmte anmutige Elise Felicitas an den gutgestellten Regierungsrat Rüdiger verheiratet, der dort, dann in Münster und zuletzt in Frankfurt a. O. seine Dienststation hatte. Münster war und ist noch jetzt eine klerikale und mittelalterlich düstere Stadt, aber architektonisch sehr bedeutend. Die Bructerer bauten auf dem Boden anno 546 die erste Horsteburg. Hermann der Cherusker

spukt noch immer im Lande und führt weiter zurück, trotz der siegenden Franken, die das Christentum brachten. Weite Ebenen, schwellende Höhen, mächtige Wälder, rauschende Wasser, starrende Klippen und Steine — das ist die wechselvolle Landschaft.

Münsters älteste Erinnerungen gehen auf Wittekind und Karl den Großen. Auf Westfalenblut und Trotz, aber auch auf Tüchtigkeit und Sinnigkeit. „Use Herr Gott heet leve Herre un weet wal to to griepen," sagt ein altes Volkswort. Den Rheinländern brachte der Franke den Wein und pflanzte ihn in Rüdesheim an. Die Westfalen lehrte er die Behandlung der Schinken:

„Wenn wir den Rheinwein trinken,
so werde sein gedacht;
auch die westfälischen Schinken
hat er erst aufgebracht!"

sagt Schlegel dankbar in seinem Trinklied auf den Frankenkaiser.

Dann schreiten die schwarzen, vermummten Gestalten der Feme über die „rote Erde". „Stock, Stein, Gras, Grein!" war ihre Losung. Noch rauschten die morschen Linden, stand der Steintisch mit dem eingeritzten Bilde des Reichsadlers zu Dortmund, und von anderen Plätzen wußte man, wo das Freigericht gehalten war. Fest saß im Gedächtnis des Volkes die Erinnerung an diese Zeit. Stolz und grau standen die Schlösser des Adels auf den Höhen und die Wasserburgen in ebenen Gefilden. Ein merkwürdig Land.

Heinrich Heine sang zum Lobe der Westfalen, ebenfalls wohl seinen alten Gastfreunden in Minden zu Ehren:

„Ich habe sie immer so lieb gehabt,
die lieben, guten Westfalen,
ein Volk, so fest, so sicher, so treu,
ganz ohne Gleißen und Prahlen.“

Die junge, wissensdurstige Frau, die aus literarischer Luft kam, hatte viel Neues zu sehen, in sich aufzunehmen. Tausend wirkliche und sagenhafte Erinnerungen traten ihr entgegen, weckten das historische Empfinden in ihr: Pracht des Doms und der Kirchen, Bürgerwürde des Rathauses. Am Turm der Lampertikirche hing der Käfig mit den Gebeinen der Wiedertäufer. Im Friedenssaal lag der Pantoffel einer der Königinnen, die Johann von Leyden an seine Seite gesetzt. Die Trägerin dieses Schühleins hatte er dann selber enthauptet. Der Name der Stadt Münster war durch den Friedensschluß am 14. Oktober 1648 über die ganze Welt geflogen. Als die kaiserlichen Gesandten damals gegen die Abendstunde des verhängnisvollen Tages die Akten unterschrieben, donnerten dreifache Ladungen von den Basteien der Stadt das letzte Echo des Krieges nach. Das Rokoko war auch eingerückt, schon Jahre zuvor, in sammetbedeckten Kutschen, mit dem Gefolge von Edelleuten, Pagen und Hellebardieren. — Wunderlich genug mag sich diese heitere Lebensfarbe zwischen den mittelalterlichen Bauten ausgenommen haben. Verdunkelt war das Stadtbild doch und blieb es. Elise mußte mit Freiligrath empfinden, der sang:

„Es ist ein düsterer, feierlicher Ort,
durch den verstorbener Tage Schatten schwanken,
und durch Jahrhunderte so sieht er fort,
ein letztes Asyl gespenstischer Gedanken.“

Frau Elise Rüdiger begann, angeregt von außen, ihr eigenes Empfinden auszuschöpfen und in gebundener Sprache und in Prosa niederzuschreiben. Es schloß sich der Freundschaftsbund mit Annette von Droste-Hülshoff, die im nahen „Rüschhaus" und oft des Winters länger in Münster lebte. Die Tochter der berühmten Johanna Schopenhauer, die von Goethe beachtete und belobte Malerin Adele, und der tüchtige Maler Hassenpflug waren auch bekannte Erscheinungen in dem Kreise, den die Rüdiger um sich versammelte. Wer sich für Kunst und Literatur interessierte, zu der geistigen Elite zählen wollte oder als hochgestellter Münsteraner auftrat, fand sich zu den Sonntagen von Frau Elise ein. Die Droste fehlte fast nie.

Der junge Levin Schücking, der damals mit Freiligrath „Das malerische und romantische Westfalen" herausgab und von Annette Beiträge dazu erhielt, war der westfälischen großen Dichterin getreuer Page und Freund. Ihre Schilderungen des Heimatlandes, des zweiten Gesichts, „Kennst du die Blassen im Heideland?", des Nebels auf den Flächen, der strickenden Schäfer und der rauhen Soldateska des dreißigjährigen Krieges, waren unvergleichlich, sie persönlich aber wurde angefochten in ihrer Familie wegen ihres Talentes. An ihren einstigen Ruhm als „größte deutsche Dichterin" dachte der kühnste Verehrer ihrer Dichtungen nicht. Dies viel ältere Fräulein empfand wohl etwas mehr als mütterliche Liebe zu dem jungen Schriftsteller Schücking mit dem feinen Kopf und den merkwürdigen „Gespensteraugen", der auch auf der roten Erde stand. Er verehrte Annette, huldigte Elise — und der kleine Schelm Amor schlich sich ver-

stohlen ein, stand neben dem jungen Paare und prüfte die Spitze seines Pfeiles. Das darf man heute von der Verfasserin der „Liebespaare und Freundschaften“ auch wohl erzählen, da sie von so mancher Herzensregung anderer schrieb. Nahm doch die Episode ihr ganz ehrenhaftes, wehmütiges Ende, indem man der Gefahr zur rechten Zeit entschlüpfte? Levin Schückings Tochter Theo, die Herausgeberin des Briefwechsels Annettes von Droste-Hülshoff mit ihrem Vater, sagt darüber: „Annette erfuhr von einer Liebesneigung des Freundes zu einer anmutigen jungen Frau. Nach ihrer ganzen Lebensanschauung, ihrer hohen Auffassung der Ehe, mußte sie diese Neigung als eine schwere, sittliche Gefahr für ihn betrachten. Ihrem Einfluß gelang es denn auch, die beiden jungen Menschen allmählich in die Bahn einer gehaltenen, reinen Freundschaftsempfindung hinüberzuführen.“

„Liebes Herz,“ schrieb Annette dem „jungen Romancier“, wie es damals gewählt hieß — „Sie werden von Elisen einen Brief erhalten haben, worin sie ihre Briefe und Porträts, sowie auch beides von mir zurückwünscht. Sie können sich auf mein Wort verlassen, daß diesem Wunsch Elisens keine Bitterkeit zum Grunde liegt, sondern nur eine natürliche Furcht vor dem Schwerte des Damokles, das ihr durch Klatscherei erst recht sichtbar geworden ist. — Sie ist dir vielleicht mehr zugetan als je, aber in einer anderen Weise.“

Um diese Zeit war es, daß Elise Rüdigers Bild durch den schwindsüchtigen Maler Sprick entstand. Es war das Gegenstück zu dem bekannten Droste-Bilde

mit den Seitenlocken. Der eleganten Erscheinung der jungen Frau, stets „das Lies“ von Annette angeredet, mit dem Stirnband, „Regardez — moi“, gegenüber verleiht das hochgeschlossene Kleid der berühmten westfälischen Dichterin ein fast puritanisches Ansehen.

Die Freundschaft Schücking-Droste bekam einen Riß, als Levin ihr seine junge schöne Frau Luise geb. von Gall auf der Meersburg zuführte. Er hatte sich — die Erwählte genoß die ersten Erfolge ihres literarischen, sehr bedeutenden Talentes — in sie schriftlich verliebt und ebenso verlobt. Romantik! Der aber eine glückliche, doch nur kurze Ehe folgte. Annette empfand keine Sympathie für die Gattin Schückings, die ihr den Seelenfreund raubte. Im Herannahen des Jahres 1848, dessen Vorboten und Stürme die Droste sehr bewegten, gestaltete sich das Verhältnis von Elise zu der älteren Freundin noch intimer. Die gleiche Gesinnung, der gleiche Stand vereinigte beide. Auch die Enttäuschung, die die Droste mit Schücking erlebte, ihre Entzweiung mit ihm, führte sie der teilnehmenden Freundin noch näher. Die Droste hat aber, ehe sie kurz vor ihrem Tode ganz nach der Meersburg am Bodensee zu ihrer Schwester, die an den Freiherrn von Laßberg, den berühmten Nibelungenforscher, verheiratet war, übersiedelte, ihre Skripturen sämtlich verbrannt. So auch den zehnjährigen Briefwechsel mit Elise. — Manch interessantes Wort ist dadurch der Nachwelt verloren gegangen. Auch manches Kulturbild, das wir heute gern betrachten würden.

Kurz vor dem Jahre 48 wurde der Regierungsrat Rüdiger wieder nach Minden versetzt. Der alte Freiherr von Vincke interessierte sich für ihn, und ihm ver-

dankte er seine Berufung als Abgeordneter nach Berlin, wo er bei der Gründung der „Kreuzzeitung" half. Seine Frau betätigte sich sehr eifrig als Mitarbeiterin unter der ihrem Mädchennamen entnommenen Chiffre F. v. H. Eine schreibende Beamtenfrau, so war damals die Ansicht, würde dem Gatten in der Karriere schaden. In Minden hielt die jüngere Elise auch ihren Salon, zusammen mit der verwitweten Mutter. Die verheiratete Schwester Sophie v. Düring war im Oldenburger Lande gestorben. Eine innige Freundschaft verband die Rüdiger in Minden mit Luise von François — deren erste Novellen sie im vornehmen „Morgenblatt" unterbrachte. Später hat sie mit dem Manuskript „Die letzte Reckenburgerin" wahrhafte Hausierergänge gemacht. Resultatlos, denn kein Verleger wollte es wagen, die gänzlich unbekannte Verfasserin einzuführen. Bis dann Otto Roquettes Anklopfen bei Otto Janke ein Herein erhielt — und Luise von François als Berühmtheit in ihrem Dachstübchen in Weißenfels sitzen konnte.

Der Oberregierungsrat Rüdiger wurde nach Frankfurt a. O. berufen; hier starb seine Schwiegermutter, die Uebersetzerin Elise, und fand er seinen frühen Tod. Frau Rüdiger-Hohenhausen hatte keine Neigung für die Oderstadt gefaßt, in der das Leben völlig verschieden von den anderen Plätzen war, auf denen sie eine hervorragende Figur dargestellt, ihren interessanten Salon geöffnet gehabt hatte. Sie übersiedelte 1862 mit ihrer Nichte nach Berlin, fand noch alte Beziehungen elterlicherseits, und hatte das Geschick, neue anzuknüpfen. Da nahm dann bald der Hohenhausische Salon eine spezifische Färbung an. Sie hatte ihn nacheinander in verschiedenen Woh-

nungen aufgetan, aber immer wehte die gleiche Luft darin. Er wurde für Berlin zu etwas ganz Besonderem — nicht typisch, wie so mancher spätere, als die Fünfuhrstunde Sitte wurde. Seine Schilderung gibt ein Kulturbild von der literarischen Gesellschaft der siebziger und achtziger und späterer Jahre. Was „dazu gehörte", zur geistigen Elite, was schöngeistig und interessiert für Kunst und Literatur scheinen wollte, mußte dort gesehen werden. Scharen von Gestalten, eine Fülle von Namen in dem Hohenhausenschen Kreise. Es kam mancher und manche mit hinüber aus dem geselligen Salon der Frau von Treskow, die eine Tonangeberin literarischer und gesellschaftlicher Art war. Ihre Tochter Ada, schön und geistvoll, schrieb treffliche Romane unter dem Namen „Günther von Freiberg". Sie heiratete den Italiener Pinelli, ist später wieder nach der Heimat zurückgekehrt, und im Dezember 1918 gestorben.

Ein häufiger Gast des Treskowschen Hauses war der Prinz Georg von Preußen, der unter dem Namen G. Konrad tief empfundene, sprachschöne Dramen schrieb. Es sind auch einige davon aufgeführt — aber, naturgemäß, hatten sie kein Glück. Ein Hohenzollernprinz und das „Metier" eines Dichters vereinten sich nicht, sollten es nicht. Man lenkte die Blicke ab, wünschte keine große Oeffentlichkeit. So mußte sich der Prinz-Dichter mit Lesern begnügen und hie und da mit dem Zusammensein mit literarischen Persönlichkeiten. Unvermählt, konnte er Damen, die der Zunft angehörten, nicht in seinem Palais empfangen. Da trat dann Frau von Treskow als Mittlerin ein. So begegneten sich der Prinz Georg und die Tochter

der Byron-Uebersetzerin mit der Patina ihres Namens, und ihre Nichte zuerst in dem Creskowschen Hause in der Bernburgerstraße. Als das Heim der Creskows sich durch den Wegzug der beiden Damen auflöste, wurde der Hohenhausensche Salon der bedeutendste in Berlin, in dem literarische Luft wehte.

Als Erbschaft von Frau von Creskow trat Elise von Hohenhausen G. Conrad, den Dichter-Prinzen an. Der große Name „Prinz Georg“ gab nun ihrem Salon erst volle Würdigung, einen noch lichteren Glanz.

Nicht nur Berliner, auch Auswärtige in gleicher Fülle stellten sich ein. Buntes, interessantes Durcheinander war's. Da war Albert Lindner, der unglückliche Dichter der ‚Bluthochzeit‘, Goltz Pascha, damals ein junger Leutnant, der behauptete, er schriebe für Droschkenkutscher, tauchte Elise Polko, die Dichterin der musikalischen Märchen, in verschwenderischer Eleganz auf, erschien Luise Mühlbach, die Gefeierte, mit fürstlich langer Schleppe. Wilhelm Jordan las aus den Nibelungen, Gutzkow wurde bestaunt, General v. Pfuhl erschien mit den Töchtern. Ludmilla Assing plauderte und Marie Seebach deklamierte. Man sah die blondfriesische Erscheinung von Emmy von Dincklage, der Emsland-Dichterin, und die Reckengestalt ihres Bruders, des Generals. Ernst Dohm vom Kladderadatsch, Scholz, der Zeichner und Hoffmann der Verleger waren die lustigen Personen. Die vornehme und so grundgütige Helene von Hülsen erschien. Die wunderschöne Sarolta sang und gleich ihr, die originelle Matrone Frau von Grünhof, deren Stimme noch im Alter aushielt. Sie hatte die Welt bezaubert als

Sängerin Frassini und war die morganatische Gattin des Herzogs Alexander von Württemberg; später wurde sie die Schwiegermutter des musikalischen Botschafters von Keudell. Man sah Ludwig Pietsch, der mit der Feder die Berliner Gesellschaft zeichnete, traf Dr. Arthur Levysohn, den geistvollen Politiker, mit seiner interessanten musikalischen Gattin; auch den griechischen dichtenden Gesandten Rhangabé und Fräulein Selmar; und Ernst von Wildenbruch las Verse und Dramen. Wer zählt die Namen? — Es war alt und jung Berlin damaliger Zeit, Mittel- und Süddeutschland, hie und da auch das Ausland, die prominente Menschen sandten. Elegante Frauenkleider rauschten, Uniformen blitzten, der Frack der Gelehrten stach schlicht dagegen ab. Kriegs- und Friedenshelden schüttelten sich die Hände, und manche satirische Bemerkung nahm den Weg leise tuschelnd, wie heimliche Komplimente, zu nachbarlichen Ohren. Dazwischen bewegte sich die zierliche Gestalt Elise von Hohenhausens in gerader Haltung, in bester Form. Neben ihr war Helene von Düring bemüht, es den Gästen behaglich zu machen, die passenden Menschen zu gesellen. Lebensodem war diese literarische und aristokratische Luft beiden Frauen.

Aufgemuntert vom Prinzen Georg nahm Elise v. Hohenhausen ihre eigene literarische Tätigkeit wieder auf, und mit großem Glück. Sie schrieb ihre „Berühmten Liebespaare“, die ihren Namen bekannter machten als all ihre früheren Arbeiten. Karl Frenzel gab 1870 eine glänzende Kritik. Er war ja selber ein hervorragender Essayist auf historischem Gebiet. G. Konrad freute sich des Erfolges ungemein. Hierzu berichtet Helene von

Düring-Oetken: „Die Menschen meinten oft, meine Tante hülfe ihm bei der Erfindung und Gestaltung seiner Dramen, deren Stoff er meist der Antike entnahm, aber häufig auch in der französischen Geschichte suchte. Es war gerade umgekehrt. Nicht sie half ihm, sondern er ihr. Erstens durch seinen feinen Geschmack und eine großartige Belesenheit, und endlich durch seine reichhaltige Bibliothek, die er ihr zur Verfügung stellte."

Als ich zuerst sporadisch von Stuttgart nach Berlin kam, mußte ich natürlich Frau von Hohenhausen kennen lernen. Daß sie einen literarischen Salon hielt, wußte jeder und jede, die die Feder in das schwarze Naß tauchten. Daß sie eine hochgeachtete Stellung besaß, ebenfalls. Vielfach war damals auch noch mit dem Vorurteil gegen schreibende Frauen zu kämpfen. Wer hat es früher, selbst in jungen Jahren, nicht unter uns erfahren? ist nicht durch eine Gasse von Spießruten, Neugier, Staunen, Männerspott und Hausfrauenlächeln hindurchgegangen? Elise von Hohenhausen ist aber auch eine tadellose Hausfrau und trefflich kochende Hauswirtin gewesen.

Ich fand in Frau von Hohenhausen eine zierliche Dame in vornehmer Haltung, mit feinen Zügen, die vielleicht stets mehr anmutig als schön gewesen. Sie sprach ein reines, leise ans Hannoversche anklingendes Deutsch. War sehr verbindlich, streute liebenswürdige Worte aus. Nichts vom Berlinertum hat sie je erfassen dürfen, mochten es noch solche Witzbolde sein, die sich um sie scharten. Frau von Hohenhausen hatte den ganzen Gothaischen Kalender im Kopfe, und sie beschrieb die Hofbälle, als geschickte Chronistin, für die Zeitungen

und gedachte auch vielfach mancher neuauftauchenden Erscheinung auf literarischem Boden. Eine fördernde, neidlose Güte lag in ihr.

Meine Erinnerungen an den Prinzen-Dichter G. Konrad fallen alle mit dem Namen Elisens — abgesehen von dem Briefwechsel mit ihm — zusammen. Bald nach dem ersten Besuche bei Frau von Hohenhausen wünschte der Prinz meine Vorstellung. Nur sie, ihre Nichte, eine andere Gastin und ich, bildeten den kleinen Kreis, der ihn erwartete. Er war eine hohe, stattliche Gestalt in kleidsamer Uniform. Güte, Liebenswürdigkeit und das wärmste Interesse an allen Dingen der Kunst zeigte er, und das ließ eine zwangslose Unterhaltung zu. Von der berühmten Tragödin Rachel erzählte er gern, und daß seine Erinnerung an sie nie verlöschen würde. Warum er diese und jene Gestalt in seinen Dramen gewählt, setzte G. Konrad auseinander. Weit aus rückte die Zeit. Als er gehen wollte und dabei nach meiner Heimat fragte, und Braunfels, wo die Stammburg des Hauses Solms steht, genannt war, und ich meiner gütigen alten Freundin, der Fürstin Ottilie, gedachte, wurde die Unterhaltung noch einmal belebt. Denn des Prinzen Großmutter war eine Solms.

Andere Begegnungen mit ihm erfolgten an der gleichen Stätte. Seine Werke erhielt ich in Prachtbänden. Sie erinnern nebst seinen Briefen an den Prinzen, dessen hohe Stellung ihm Schranken setzte, an den feinfühligen Mann, der sich in seinen letzten Lebensjahren ganz von der Welt zurückzog, in der er nicht den Platz gefunden, nach dem er „sich strebend bemüht“.

Jahre kamen und gingen. Elise von Hohenhausen wurde alt, aber sie blieb geistig rege. Konnte sie selber nicht mehr empfangen, saß sie im grauseidenen Kleide mit weißem Blondenhäubchen im Nebenzimmer, Halbhandschuh an den Fingern, kerzengerade und sehr ehrwürdig in der Erscheinung. Und wen sie sprechen wollte, den führte ihre Nichte zu ihr. Sie erschien ganz frisch, ihr Gedächtnis war gut und sie mühte sich, liebenswürdige Dinge zu sagen. Der Hauch eines ancien régime, das ja jede Zeit der nachfolgenden aufzuweisen hat, umwehte sie aus der ihrigen. Eines Tages hat sie sich doch aus ihrem geliebten, gold- und spiegelschimmernden Salon entfernen müssen, einem strengen Rufer zu folgen, am 31. Januar 1899. Sie hatte viele überlebt, die über ihre Schwelle geschritten. An einem eisig kalten Februartag haben wir Getreuen ihr Grab auf dem Luisen-Friedhof am Fürstenbrunner Weg umstanden, und wehmütig den Sarg niedergleiten sehen, der die Hülle einer willensstarken und interessanten westfälischen Frau umschloß, die zur Jugendzeit und im Alter ihren Platz behauptet hat.

Nun ist der Salon Hohenhausen schon so weit von der Gegenwart, auch besonders durch die Umwälzung der Staats- und Gesellschaftsformen, abgerückt, daß er zu den „historischen" gezählt werden kann, und somit auch die Gestalt von Elise von Hohenhausen.

Dichter und Denker.

Goethe und Friederike von Sesenheim.

„Liebe, nicht Liebesgewinn“ war der armen Pfarrerstochter in Sesenheim bestimmt! Sie ist die lieblichste Gestalt unter allen Frauen, die der große Dichter durch seine Liebe berühmt gemacht hat, und ist eigentlich die einzige, die ihm eine ideale, seiner würdige Neigung entgegengebracht hat. Seine erste Beziehung in Frankfurt a. M., seine leidenschaftlich eifersüchtige Liebe zu Käthchen Schönkopf in Leipzig waren vorangegangen.

Friederikens nächste Nachfolgerin war Werthers Lotte, die Braut und Gattin Kestners, die also, schon gebunden, ihn jedenfalls ohne Pflichtverletzung nicht lieben konnte. Es ist auch nirgends bewiesen oder auch nur vermutet, daß Lottchen Buff, das vortreffliche Amtmannstöchterchen, sich einer solchen schuldig gemacht hätte.

Dem Herzensreigen von Goethes Lieben schloß sich dann Maximiliane Brentano, Tochter von Sophie de la Roche, an, ebenfalls eine Unfreie und auch ihr wird es nicht nachgesagt, trotz ihrer unglücklichen Ehe, daß sie den schönen Dichter, der ihr huldigte, geliebt hätte. Darauf folgte Lilli, Goethes wirklich verlobte Braut, aber ihre Liebe kann nicht die rechte

gewesen sein, denn sie tröstete sich rasch, als die Verlobung wegen allerlei Nichtigkeiten zurückging, und heiratete den Herrn von Türkheim, mit dem sie auch vielleicht glücklicher lebte, als es mit dem Feuergeist Goethe möglich gewesen wäre. Dann ging der schöne, klare Mond, Charlotte von Stein, an dem Lebenshimmel auf. Sie weihte ihm ihre ganze Seele voll Poesie und Licht, sie lebte mit ihm in höheren Regionen und war trostlos, als er sich Christiane Vulpius zugewandt, die er zu seiner Gattin erhob.

Bei dem ersten Besuch in Sesenheim zeigte sich der fröhliche Uebermut des jungen Dichters. Goethe hatte den Einfall, wie ein Fürst, unerkannt zu reisen. Er verkleidete sich oder vielmehr er zog so schlechte Kleider an, daß man ihn eher für einen armen Kandidaten halten mußte, als für den wohlhäbigen Sohn eines Frankfurter Ratsherrn.

Sesenheim war das Pfarrdörfchen des Pastors Brion im Elsaß, nahe bei Straßburg, wo Goethe sich zum Doktorexamen vorbereitete. Die Familie eines Landpfarrers war damals in einen poetischen Nimbus eingehüllt, denn die berühmte Idylle Goldsmiths: „Der Vikar von Wakefield“, hatte eben die Runde gemacht in der gebildeten Lesewelt und alle Gemüter bezaubert durch die gemütliche Familiengeschichte des naiven, humoristischen Pfarrers in Altengland.

Mehr als ein halbes Jahrhundert hat sie seitdem in Deutschland zum Lehrmeister der englischen Sprache gedient und ist dadurch ihrer einstigen Geltung beraubt worden.

Goethe sah die Urbilder dieser Lieblingslektüre in der Familie des ehrlichen Pfarrers von Sesenheim verwirklicht; sogar der Anblick des baufälligen schlichten Hauses, umgeben von einem laubenreichen kunstlosen Garten, erinnerte ihn an die ärmliche Wohnung des guten Vikars von Wakefield.

Heiter bis ins Herz hinein war Goethe mit seinem Freund Weyland durch die freie, weite Ebene des Elsaß auf „schöner Chaussee in der Nähe des Rheins," wie er in Dichtung und Wahrheit so anmutig erzählt, geritten. Ein Fußpfad führte über einen Wiesengrund nach Sesenheim, die Pferde wurden im Wirtshaus abgegeben und der Freund sagte zu Goethe:

„Erschrick nicht vor dem alten Pfarrhaus, innen ist es desto jünger."

Der Pfarrherr, ein argloser, gutmütiger beschränkter Mann, unterhält sich mit dem neuen Besuch, ohne im geringsten den Schalk zu ahnen, der in den erborgten Kleidern steckt; die Frau ist schon schlauer, sie wendet immer wieder die Augen auf den Gast. Er erkennt, daß sie einst hübsch gewesen sein muß, und „daß sie von hinten noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen hat."

Die älteste Tochter kommt lebhaft hereingestürmt und ist fast das Ebenbild von Olivia, des Vikars Tochter, so daß Goethe sie nur mit diesem Namen nennt, sogar „Moses", der jüngste Sohn im Roman, ist auch im Leben vorhanden.

Friederike ist nicht da, alle fragen nach ihr und richten dadurch die Aufmerksamkeit des Dichters auf

ihre Erscheinung. Endlich kommt sie in leichter „deutscher" Tracht, ein kurzes Röckchen mit Strichen besetzt, ohne Fischbeingestell. Ein Strohhut mit blauem Bande hängt ihr am Arm, anstatt ihr Gesicht zu beschatten, und Goethe sieht gleich, daß sie ein „artiges Stumpfnäschen", heitere blaue Augen und schöne blonde Haare hat, ihre ganze Erscheinung aber voll Leichtigkeit und Anmut wie eine Frühlingsblume ist.

Sie unterhielt sich heiter und zutraulich mit ihm und sang ihm einige Lieder vor zu einem Klavier, das der Schulmeister zu stimmen vergessen hatte. Die Stimme war auch nicht ganz rein, und lachend sagte sie, dafür könne wenigstens der Schulmeister nichts.

Nach dem ländlichen Abendessen ging man im Mondenschein ins Feld; Friederike schon an Goethes Arm! Er ist von seinem Freunde für einen armen Studenten ausgegeben worden und vergißt über Friederikes freundliches Entgegenkommen zuweilen seine Rolle, aber sie merkt nichts und plaudert arglos mit angenehmer Verständigung weiter.

Die Nacht schlafen die Gäste in guten Betten unter seidenen Decken, wie der Stolz eines Haushaltes es damals verlangte. Als die Sonne hell ins Fenster scheint und die schlechten Kleider beleuchtet, die Goethe am Tage vorher mutwillig angelegt hatte, schämt er sich gewaltig, und als nun gar der Freund ihn auslacht über die komische Figur, die er bei hellem lichten Tage ausmacht, kann er sich nicht entschließen, wieder vor den Augen der jungen

Mädchen in dem Aufzuge zu erscheinen. Er läuft davon, schwingt sich im Wirtshause auf sein Pferd und reitet fort, während alle seine Gedanken ihn zurückziehen nach der lieblichen Friederike und dem treuherzigen Familienkreise des Pfarrhauses von Sesenheim. Er hätte noch einen ganzen Tag dort zubringen können, und nun mußte er des schlechten Anzuges wegen darauf verzichten!

Es quälte ihn sehr, daß er nicht um Verzeihung bitten konnte, sich einer so ehrenwerten, ihm geistig ebenbürtigen Familie mit einer unerlaubten, unzeitgemäßen Neckerei zuerst vorgestellt zu haben.

Er wollte es dadurch wieder gut machen, daß er rasch nach Straßburg zurückritt, um sich in seinen besten Anzug zu werfen, um dann mit einem frischen Pferde wieder in Sesenheim einzutreffen, einen feierlichen Besuch zu machen und die Verschuldung abzubitten.

Aber der Aufschub und die Förmlichkeit gefielen ihm nicht, ein anderer hübscher Einfall kam ihm und half ihm, alle Peinlichkeit des Augenblicks zu überwinden.

In dem nahen Dörfchen Drusenheim war der Wirtssohn, ein stattlicher hübscher Bursche, von der Körperlänge des mutwilligen Dichters. Er läßt sich dessen Sonntagskleider geben und hofft in der zweiten Verkleidung die erste wieder gut zu machen. Wenn es sich als einen Scherz, aus den heitern Gewohnheiten eines jungen Doktors entsprungen, darstellen läßt, verliert die Sache den Anstrich von Nicht-

achtung und Herablassung, der beleidigend war für das Sesenheimer Pfarrhaus.

Um sich vollkommen in seine Rolle als schmucker Wirtssohn zu schicken, übernimmt Goethe auch noch die Besorgung eines großen, frischen Kuchens, der wegen einer bevorstehenden Kindtaufe dem Pfarrherrn nach altem Brauche mit der Einladung zugeschickt werden muß.

Der Gang zurück nach Sesenheim — über die blumige Wiese im heitern Sonnenschein, das duftige Gebäck in der weißen Serviette, der Bauernhut mit buntem Band auf dem lockigen Haar, einen neuen Scherz auf den Lippen und im Herzen die keimende Liebe — das war gewiß für Goethe einer der Glücksaugenblicke, von denen er behauptet, daß sein ganzes Leben nicht reich daran gewesen sei.

Er selbst versichert, daß er mit dem Kuchen in der Hand auf der Bank vor dem Pfarrhause sich ausgeruht und in vollen Zügen Lebenslust getrunken habe. Es ging ihm alles nach Wunsch, die argwöhnisch gesinnte Mutter begegnete ihm zuerst und wurde durch seine scherzhafte Verkleidung völlig mit ihm ausgesöhnt, sie begünstigte sogar seine fortgesetzte Neckerei ihrer Töchter und so, gleichsam mit ihrem Segen, geht er denselben entgegen.

Im Garten, an einem Plätzchen, wo die Landschaftsbilder des lieblichen Elsaß vom Gebüsch umrahmt sind, findet er Friederike; ihre „bläßlichen Wangen" werden rosenrot und ein ahnendes Herzklopfen versetzt ihr den Atem. Goethe erzählt ihr mit überströmender Lebhaftigkeit die Motive seiner Rück-

kehr und spricht zugleich seine Empfindungen der Freude über ihre Erscheinung aus.

Der ganze Tag war vom Sonnenschein des Glücks umleuchtet; die Familie versammelte sich in der Jasminlaube und Goethe erzählte ein Märchen vom Zauber der neuen Melusine. Wie ein verkleideter Gott unter den Hirten teilte er die goldenen Gaben seiner reichen Phantasie aus, und er wurde wie ein solcher angestaunt von seinen überraschten Zuhörern. Es war, als sähen sie schon den Ruhmesglanz über seinem Haupte schweben.

Die beiden studierenden Freunde kehrten am andern Tage nach Straßburg zurück, aber der Besuch im Pfarrhause zu Sesenheim wurde in den Ferien wiederholt. An einem Regenabend ritt Goethe hinaus, der Mond begleitete seinen Pfad und warf ein geisterhaftes Licht durch zerrissene Wolkenschatten, seine heitere Stimmung verschwand unter düsteren Dichterphantasien, und die Ahnung tauchte in ihm auf, daß er mit seiner Liebe kein Glück in das friedliche Pfarrhaus bringen würde. Es ist ihm fast, als wäre es seine Pflicht, wieder umzukehren; auch scheint es zu spät geworden für einen Besuch. Im Wirtshaus zu Sesenheim, wo er sein Pferd stets unterbrachte, hört er aber, daß die beiden Schwestern noch kurz vorher bei einem Abendspaziergange gesehen worden sind. Die Sehnsucht treibt ihn fort; bald sieht er ihre blauen Kleider durch die Hecken schimmern und hört, daß sie plaudernd noch vor der Tür sitzen, als wenn sie jemanden erwarteten. Bei seinem Anblick jubeln sie freudig, und in dem trau-

lichen Wohnzimmer steht der Tisch für ihn mitgedeckt. Dieser familienhafte Empfang geht ihm zu Herzen, und er fühlt es wie ein Fatum, daß die geliebte Friederike ganz fest auf seinen Besuch gerechnet hatte.

Die Gastlichkeit des vorigen Jahrhunderts und die arglose Geselligkeit damaliger Zeit, die keinen Anstoß daran nahm, daß man in einem Pfarrhause bis in die Nacht hinein tanzte und Pfänder mit Küssen einlöste, schildert Goethe in naivster Weise. Es kommt ein ganzer Schwarm von Gästen ins Haus, die aufs lustigste unterhalten werden und, ohne es zu ahnen, durch ihr Getümmel dem Liebespaar mehr Gelegenheit zum Beisammensein geben, als die Einsamkeit sie geboten haben könnte. Friederike zeigt sich dem Liebenden immer mehr in ihrer holden Anmut, ihrer besonnenen Heiterkeit, ihrer bewußten Naivität, ihrer wohltuenden Freundlichkeit für jedermann. Sie läßt sich zutraulich helfen und raten von dem geliebten Mann in der Bewirtung und Unterhaltung der Gäste, sie betrachtet sich in glücklicher Sicherheit wie ihm gehörig. Unter den Augen der Eltern entfaltet sich die beiderseitige Zuneigung ohne Scheu. Goethe war gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, grenzenlos glücklich an Friederikens Seite, aber doch stets gemäßigt, durch Achtung und Gefühl. Sie war in derselben Weise heiter, offen, entgegenkommend, und glänzte durch neckische Einfälle; sie erschien in der ganzen Lieblichkeit ihres Wesens, wie Goethe sie in dem reizenden Gedicht beschrieben hat:

Kleine Blumen, kleine Blätter,
streuen mir mit leichter Hand
gute, junge Frühlingsgötter
tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
schling's um meiner Liebsten Kleid,
und so tritt sie vor den Spiegel
all in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
selbst wie eine Rose jung —
einen Blick, geliebtes Leben,
und ich bin belohnt genung!

Er brachte ihr die süßen Verse mit einem Bande, das er selbst mit Blumen nach damaliger Mode gemalt hatte, ein Geschenk, das sie mit kleinen Liebesgaben erwiderte und mit bräutlichen Küssen begleitete. Die guten bescheidenen Eltern drangen nicht auf ein ausgesprochenes Verlöbnis, aber sie hofften und bauten darauf, wie es sich ja auch eigentlich von selbst verstand. Sie ließen das Liebespaar gewähren, erlaubten Briefwechsel, veranstalteten unschuldige Lustbarkeiten und brachten sogar einige Tage zum Besuche in der Stadt zu, damit Goethe die Geliebte auch in städtischen Verhältnissen sehen sollte. Es ist merkwürdig, daß er Zweifel darüber hegte, ob sie sich darin genügend benehmen würde. Die Prüfung fiel völlig zu ihren Gunsten aus, und es konnte ihm nicht im entferntesten der Gedanke kommen, daß sie ihm nicht durchaus ebenbürtig an Bildung und Stellung sei — dennoch fand er, daß er

die Fäden zerreißen dürfe und müsse, die ihn an Friederike von Sesenheim knüpften. Er sah ihr Auge in Tränen schwimmen und reichte ihr doch die Hand stumm zum Abschiede!

Seine Verehrer sagen, es würde ihm den Weg in das gelobte Land der Freiheit und Schönheit versperrt haben, wenn er sich damals schon verheiratet hätte, und es ist ein allgemeiner leidiger Grundsatz der Männerwelt, die Ehe für eine Fessel des Genius zu halten, obgleich dies durch kein haltbares Beispiel zu beweisen ist. Wenn die Not des Alltaglebens die Ehe begleitet, könnte man allenfalls in ihr ein Hemmnis freier geistiger Entfaltung annehmen, bei Goethes glücklicher Lage war aber dies nicht zu erwarten. Er hätte an Friederikes Seite eine sorgenfreie Häuslichkeit sich gründen können, aber er dachte nicht an das Glück des Mädchens, sondern nur, als echter Egoist, an sein eigenes Behagen, das durch die kleinen Entsagungen und Beschränkungen eines frühen Verlöbnisses einigermaßen gestört werden konnte. Der Drang des Jünglingsgeistes, in die Ferne mit ungebundenen Flügeln zu schwärmen, war gewiß naturgemäß; aber Goethe war nie streng gegen sich, und auch von andern erfuhr er nur weiche Nachsicht, darum fehlte es ihm an Festigkeit des Entschlusses, er ließ sich sorglos forttreiben auf dem Meere des Lebens, unbekümmert um die Blumen, die er gepflückt und aus lässiger Hand in die Wellen n ließ.

holde Friederike selbst mochte wohl in ihrer rehrung für ihn fest bauen und vertrauen

auf seine Treue und seine Wiederkehr zur Verlobung und Vermählung.

Sie erlaubte ihm den Abschiedskuß vor Zeugen, sie schrieb ihm die holdesten Briefe, die gerade so leicht und anmutig wie ihr „tanzender Gang, so heiter wie ihr Lächeln und so innig wie ihr Blick waren."

Nachdem Goethe sich in den Wonnen dieses poetischen Briefwechsels berauscht hatte, schrieb er einen Abschiedsbrief, der Friederikes Herz zerreißen mußte. Er nahm ihr jede Hoffnung auf eine Vereinigung!

Die eigene Wankelmütigkeit und Sehnsucht nach Freiheit wurde bei ihm noch unterstützt durch den Gedanken an den eigensinnigen stolzen Vater, an die spottsüchtige Schwester, an die steifen kalten Verwandten, die alle naserümpfend die Verbindung mit einer Pfarrerstochter betrachtet haben würden.

Wie mochte die arme Friederike von Sesenheim leiden, als der Geliebte sich ihr entzog! Ein ganzer Sommer voll Glück und Poesie war ihrem Leben aufgegangen. Welche süße Stunden der Erwartung brachte das Abendrot eines sommerhellen Tages, wenn der geliebte Wanderer noch oft spät aus dem nahen Dörfchen Drusenheim, wo er sein Pferd stehen ließ, durch die blühenden Hecken rasch daher kam und in der Jasminlaube seine mutwilligen Reden und Erzählungen erklangen. Der schöne Götterjüngling, der geistblitzende Poet, der siegesgewisse Weltmann und der schwärmerische Liebhaber mußte in einem

kaum achtzehnjährigen Mädchenherzen Flammen der Bewunderung und Liebe anzünden. Goethe konnte wohl von ihr sagen: sie hat mich schön geliebt und das „rosenfarb'ne Frühlingswetter," das auf ihrem lieblichen Gesicht lag nach seiner poetischen Schilderung, war der Abglanz des seligen Glücks in ihrem Herzen.

Der Sommer mit seinem Verklärungsschimmer versank in düstre Schmerzensnacht bei dem herzlosen Abschiedsbrief des Geliebten. Nicht allein sein Verlust, auch die Kränkung, ihm nicht „gut genug" zu sein, verschmäht zu werden, nagte an ihrem Herzen.

Eine Untreue wegen einer andern hätte kaum so bittere Empfindungen in einem wirklich stolzen Herzen erregen können! Friederike beantwortete Goethes Brief in einer Weise, die selbst sein kaltes Herz „fast zerriß". Sie machte keine Vorwürfe, sie klagte nicht, aber in jedem Wort lag der tiefste Schmerz!

Sie wurde sehr krank, und das heitere Pfarrhaus zu Sesenheim verdüsterte die bange Sorge um sie. Aber sie erholte sich und hob das sanfte Köpfchen wieder empor wie das Schneeglöckchen unter dem Eise.

Im Sommer kamen wieder Gäste in die Jasminlaube, auch ein Liebhaber feurigster Art, Reinhold Lenz, Goethes Freund, der ihn um seinen jungen Ruhm beneidete und seine Liebe nachfühlen wollte. Aber Friederike wies ihn streng zurück und erklärte, nie wieder lieben zu können.

Nach beinahe neun Jahren kehrte der treulose Goethe grausam noch einmal nach Sesenheim zurück

und ist tief gerührt, daß ihm niemand Vorwürfe macht, sondern die ganze Familie ihn mit Würde und Freundlichkeit empfängt. Friederiken findet er fast unverändert lieblich, meint aber, sie sei nun zu alt, während sein Herz von einer viel ältern Frau beherrscht wurde! Frau von Stein war siebenunddreißig und Friederike damals erst fünfundzwanzig Jahre alt. Es war eigentlich eine neue Kränkung für sie, daß Goethe nicht um ihre Hand warb, denn sie konnte nicht wissen, daß er Frau von Stein liebte. Im Jahre 1813 starb Friederike von Sesenheim und 1865 ist ihr ein Denkstein gesetzt von deutschen Dichtern, deren Ideal sie immer bleiben wird.

Goethe und Lilli Schönemann.

Als die reizende Zauberin, welche den Dichter in ihre Kreise zog, ihm zuerst begegnete, hatte eben ein Wendepunkt seines Lebens stattgefunden, nämlich die Beziehung zu Weimar.

Es war am 11. Dezember 1774 und dunkelte bereits, als Goethe noch eifrig in seinem Giebelstübchen zu Frankfurt am Main mit der Feder beschäftigt war.

Er sichtete und besserte einige seiner Gedichte, welche für die „Iris" bestimmt waren. Jakobi gab dieses Werk heraus und hatte alle „Freunde des schönen Geschlechts" gebeten, ihm Beiträge dafür zu übersenden. Goethe wählte einige ältere Verse, in denen sich glühende Schwärmerei offenbarte, er las sie mit tönender Stimme laut vor, um den Rhythmus zu prüfen. Dabei überhörte er ein mehrmaliges Klopfen an seiner Stubentür. Plötzlich sprang diese auf, wie von ungestümer Hand geöffnet, und ein großer schlanker Mann trat ein.

Im Dämmerschein des Abends hielt Goethe ihn für Fritz Jakobi, aber bald überzeugte er sich, daß er ihn nicht kannte. Der Fremde stellte sich ihm mit vornehmen Anstande vor als der Hauptmann Karl Ludwig von Knebel, Informator des Prinzen Kon-

stantin von Weimar. Als Zweck seines Besuchs gab er an, daß der Erbprinz und sein Bruder den Dichter Wolfgang Goethe gern sehen wollten, und ihn bitten ließen, sie im Gasthofe zu besuchen.

Knebels Eintritt in Goethes Giebelstübchen war der erste kleine Ring in der großen Kette, die ihn an Weimar fesseln und Deutschlands Geistesleben zum Aufschwung bringen sollte.

Wie mußte der junge Frankfurter Bürgersohn sich wundern, daß zwei Prinzen seine Bekanntschaft suchten, wie mußte er staunen, als er sie so menschlich schön, so gleichgesinnt und brüderlich sich gegenüber sah!

Knebel blieb noch einen Tag länger bei ihm, weil er den unendlichen Zauber von Goethes Wesen, sein warmes Herz, seinen frisch sprudelnden Geist recht genießen wollte.

Es muß hervorgehoben werden, daß Goethe in den Augen seiner Mitbürger und seiner Familie mit einem Schlage auf eine hohe Stufe der Anerkennung gelangte, ja, daß sein literarischer Ruhm ganz plötzlich durch den Besuch der Fürstlichkeiten weitbekannt gemacht wurde. Auch die Grafen Stolberg kündigten fast zu derselben Zeit seinetwegen ihre Ankunft in Frankfurt an. Es konnte nicht fehlen, daß die ganze Stadt mit Stolz auf ihn sah, und daß es Mode wurde, ihn kennen zu lernen.

So kam es, daß auch Lillis Mutter, die reiche Witwe des Bankiers Johann Wolfgang Schönemann, den Wunsch hegte, ihn bei sich zu empfangen. Sie machte ein glänzendes Haus und galt für eine

sehr vornehme Dame, weil sie von adliger Geburt war, nämlich Noë d'Orville hieß, worauf sie sehr stolz gewesen sein soll. Ihre einzige Tochter Lilli war damals erst sechzehn Jahre alt, besaß aber schon den Ruf von großer Schönheit und noch größerer Koketterie.

Am Neujahrstage 1775 entschloß sich Goethe, der wiederholten Aufforderung eines Freundes zum Besuch der Schönemannschen Familie Folge zu leisten. Das Haus, welches so bedeutungsvoll für ihn werden sollte, hieß seltsamerweise „Zum Liebeneck“ und lag an der Ecke des Kornmarkts. Es war prachtvoll eingerichtet, die zahllosen Kronleuchter blendeten den Dichter, auch die vielen geputzten Gäste machten ihn verlegen, denn er war an Einsamkeit gewöhnt und liebte es, sich als menschenscheuer Sonderling zu geben. Er ließ sich sogar den „Bär“ nennen, nach dem Beispiel von Jean Jacques Rousseau, den die französischen Salondamen mit diesem wilden Kosenamen beglückten.

Lilli Schönemann spielte gerade eine schwere Sonate als Goethe eintrat; sie war eine kleine Virtuosin. Er hatte viel Zeit, sie am Klavier gehörig zu betrachten und bewunderte denn auch mit erregten Gefühlen ihre Jugendblüte, das blonde Haar, die großen dunkelblauen Augen, den reizend lächelnden Mund und die feinen weichen Züge.

Nach dem Klavierspiel sagte er ihr einige Artigkeiten, die sie in lieblicher Weise erwiderte. Mutter und Tochter luden ihn dringend ein, seinen Besuch oft zu wiederholen. Beide beobachteten ihn mit

großer Aufmerksamkeit, ebenso schien er für die ganze zahlreiche Gesellschaft eine Art von Schaustück gewesen zu sein.

Schon nach den ersten Anstandsbesuchen, welche auf diesen Abend folgten, entspann sich ein sehr warmes inniges Verhältnis zwischen Goethe und Lilli. Sie sahen sich oft allein. Goethe war entzückt von der kindlichen Offenheit und der reizenden Munterkeit des jungen Mädchens. Neben der schelmischen Neckerei, die sie an ihm ausließ, entwickelte sie aber auch einen glänzenden Verstand und tiefen Ernst. Auch hatte sie poetisches Talent und überraschte ihn oft mit hübschen Versen. Außerdem war sie wirklich Künstlerin auf dem Klavier und besaß eine „Engelsstimme", wie Goethe es nannte. Alles schien in ihr vereinigt, um die vollkommenste Lebensgefährtin für den anspruchvollsten aller Männer zu werden.

Und so entstand denn rasch genug zwischen diesen beiden Götterlieblingen eine rechte, echte Liebesleidenschaft, voll Aufregung, „freudvoll und leidvoll", wie Goethe sie mit dem schönen Worte zusammenfaßte:

> Krone des Lebens,
> Glück ohne Ruh',
> Liebe bist du!

Er fürchtete sich anfangs vor dem rasch emporlodernden Feuer, wie ein gebranntes Kind, denn er hatte allerdings bisher trübe Erfahrungen in der Liebe gemacht und opferte ungern die mühsam errungene Gemütsruhe auf:

Herz mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben,
ich erkenne dich nicht mehr!
Weg ist alles, was du liebtest,
weg, warum du dich betrübtest,
weg dein Fleiß und deine Ruh',
ach, wie kamst du nur dazu?

So lautete die Warnung, die er sich selbst zurief. Er faßte mehrmals den Vorsatz, sich dem neuen Liebeszauber zu entziehen, aber er vermochte es nicht, sondern gestand sich die Unüberwindlichkeit seiner Neigung ein mit den holden Strophen:

Fesselt dich die Jugendblüte,
diese liebliche Gestalt,
dieser Blick voll Treu und Güte
mit unendlicher Gewalt? . . . .
Will ich rasch mich ihr entziehen,
mich ermannen, ihr entfliehen,
führet mich im Augenblick,
ach, mein Weg zu ihr zurück!

Warum Goethe versuchte, sich dieser schönen reinen Liebe zu entziehen, ist eigentlich unerklärt geblieben. Es standen durchaus keine unüberwindlichen Hindernisse einer Heirat mit Lilli im Wege. Kein Rangunterschied trennte sie, und keine Nahrungssorgen hinderten die immerhin frühzeitige Verheiratung, denn Goethes Eltern waren wohlhabend, und Lillis Mutter galt sogar für reich, was sich freilich später nicht bewahrheitete.

Unbegreiflicherweise hegte aber Goethes Vater eine lebhafte Abneigung gegen Lilli; er nannte sie „die Staatsdame“, weil sie in glänzenden Verhältnissen erzogen war, auch nahm er Anstoß daran, daß sie der französisch-reformierten Konfession angehörte, während in Frankfurt nur die lutherische das Recht gab, im Senat angestellt zu werden, und der Vater nichts eifriger wünschte, als seinen Sohn darin aufgenommen zu sehen. Auch die Mutter, die sonst in allen Stücken sich nach dem Sohne richtete, war nicht für Lilli gestimmt. Sie hätte lieber die bescheidene Anna Sibylle Münch zur Schwiegertochter genommen, ein anmutiges Bürgertöchterchen, das mit Goethe in einem zutraulichen, aber ganz leidenschaftslosen Verhältnis stand, jedoch zuweilen damit geneckt wurde, daß in einem Scherzspiel durch Verlosung die junge Dame als Goethes Frau proklamiert worden war.

Auch Lillis Mutter zeigte nach näherer Bekanntschaft mit Goethe, daß sie ihn nicht zum Schwiegersohne wünschte. Er schien ihr zu unruhig und zu unzuverlässig, ein „poetischer Egoist“, der nicht für ihre Tochter passe. Daß sie für diese eine reichere Heirat plante, war indessen auch ein Grund zur Versagung ihrer Einwilligung.

Ganz unerwartet kam dennoch die Verlobung der Liebenden zustande. Eine alte Jungfer, Demoiselle Delf aus Heidelberg, die neben einträglichen kaufmännischen Geschäften auch gern Ehestiftungen betrieb, nahm sich der Sache an, und zwang gewissermaßen die Mutter Lillis, mit welcher sie in Handels-

verbindungen stand, der Verlobung des Paares wenigstens zuzusehen. „Gebt euch die Hände," rief sie, „ihr liebt euch ja." Lilli soll einige Augenblicke gezögert haben, dann aber hochaufatmend, tief errötend in die Arme des Heißgeliebten gesunken sein. Goethe schrieb über diesen Augenblick später die merkwürdigen Worte: „Es war ein seltsamer Beschluß des Hohen, über uns Waltenden, daß ich im Verlaufe meines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zumute sei. — Es war die angenehmste aller Erinnerungen," sagte er als siebzigjähriger Greis zu Eckermann!

Lilli hätte sich wohl zu Goethes Lebensgefährtin geeignet. Sie paßte vortrefflich für das Hofleben in Weimar, dem Goethe damals entgegenging, mit ihrer vornehmen Erziehung, ihrer Bildung und ihrer Schönheit. Auch als seine Muse kann man sich keine edlere Gestalt vorstellen, als Lilli es war. Das Urteil der Welt über sie ist ungerecht gewesen, namentlich enthält der Vorwurf, sie sei gegen Goethe als Kokette aufgetreten, eine Unwahrheit. Er selbst hat versichert, daß sie voll kindlicher Offenheit ihm erzählte, wie sie mit großem Vergnügen sich ihrer Gewalt über ihn bewußt geworden wäre, wie es ihr geschmeichelt habe, eine solche Genialität zu ihren Eroberungen zählen zu können, daß aber bald die Liebe zu ihm jede Spur von Eitelkeit und Hochmut — also die Grundlagen der Koketterie — in ihr vertilgt habe. Goethe hob auch „ihre Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem und den Wert ihres Charakters" hervor. Daß er Anwandlungen

von Eifersucht hatte, gesteht er zwar auch zu, jedoch nicht durch Lillis Schuld, sondern wegen der vielen Huldigungen, die dem schönen, liebenswürdigen Mädchen von allen Seiten dargebracht wurden.

Für die vielumworbene Lilli mußte es übrigens eine kränkende Erfahrung sein, daß die Eltern des Geliebten ihr nicht wohlwollend entgegenkamen und sich sogar bemühten, die Heirat zu hintertreiben. Lilli faßte infolgedessen den heroischen Entschluß, sich bereit zu erklären, allen Hindernissen, welche von beiden Seiten der Verbindung entgegenstanden, Trotz zu bieten und nach Amerika auszuwandern, wenn Goethe es wünschte.

Diesem Liebeszeugnis gegenüber benahm „der Bräutigam" sich in unbegreiflicher Weise. Er reiste nämlich mit den beiden Grafen Stolberg nach der Schweiz, angeblich um zu erproben, ob er ohne Lilli leben könne. Goethes Vater wünschte diese Reise bis nach Italien ausgedehnt zu sehen, in der Hoffnung, daß dadurch die Verlobung leichter gelöst werden könnte.

Aber das Bild der Geliebten umschwebte den Reisenden immerdar. Auf dem Gotthard feierte er im Schnee ihren Geburtstag am 23. Juni, dem Rosenmonat, der sie daheim in Duft und Wärme umgab. Das schöne Gedicht

„Ihr verblühet, süße Rosen,
meine Liebe trug euch nicht,"

ist damals entstanden. Auch die folgenden Strophen, welche er später als Widmung in seiner

Tragödie „Stella" an Lilli übersendete, dichtete er in der Schweiz:

> Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
> war stets dein Bild mir nah,
> ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
> im Herzen war's mir da!
> Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe,
> ein Herz das andre zieht,
> und daß vergebens Liebe
> vor Liebe flieht!

Eine Steigerung seiner Empfindung trat auf der Reise noch dadurch ein, daß sein Freund Graf Friedrich Leopold Stolberg ebenfalls von einer unglücklichen Liebe zu leiden hatte. Beide Jünglinge unterhielten sich fortwährend über ihre Herzensangelegenheiten. Als der Graf von seiner angebeteten Sophie schließlich einen Abschiedsbrief erhielt, mit der Erklärung, sie könnte ihm nur Freundschaft widmen, sah Goethe darin eine üble Vorbedeutung für sich und Lilli. Er beeilte seine Rückreise und kam schwankender in seinen Entschlüssen als jemals in Frankfurt an. Seine Schwester, die er in Emmendingen besucht hatte, war unerschöpflich gewesen, ihm Verdächtigungen gegen Lilli einzureden, und ihm die Ehe mit derselben als ein wahres Unglück zu schildern. Obwohl Goethe das nicht alles glauben konnte, vermochte er doch nicht, sich dem Einflusse der von ihm so hoch geschätzten Schwester Kornelia zu entziehen, besonders da seine Eltern vollständig mit ihren Ansichten übereinstimmten.

Unterdessen waren Lillis Verwandte ebenfalls eifrig bemüht, die Verlobung aufzulösen. Ein Versuch, Goethes Benehmen gegen Friederike Brion so schlecht wie möglich darzustellen, war nicht ohne Wirkung auf Lilli geblieben, die schon ohnehin durch die Reise nach der Schweiz verstimmt sein mochte.

Doch sahen sich die Liebenden noch einige Mal in Offenbach, wo Lilli bei ihrem Onkel d'Orville zum Besuch weilte. Goethe schrieb an Lavater: „Wir ritten zusammen aus, Lilli, d'Orville und ich; ach, Du hättest den Engel im Reitkleide sehen sollen! Sende ihr doch einige Verse, die sie im Guten bestärken."

In der schönen Umgebung von Offenbach, die Goethe so gern hatte, weil er sie im Rosenschimmer des Liebesglücks, wie einst die Rebenhügel des Elsaß, angeschaut hatte, verlebte er die letzten Stunden mit Lilli. Bis zur Mitternacht wandelte das Paar unter dem hellen Sternenhimmel des August, der die goldenen Sternschnuppen auf die Erde streut. Und nachdem Goethe die Geliebte nach Hause geleitet hatte, blieb er noch fast die ganze Nacht im Freien traumversunken auf einer steinernen Bank sitzen, die noch jetzt unweit des Oberrader Fußwegs an der Offenbacher Landstraße unter Obstbäumen steht.

Auch ein Hochzeitsfest in Offenbach machte Goethe noch an Lillis Seite mit und kam dadurch in „die grausamst-feierlichst-süßeste Lage" seines Lebens, denn es wurde, dem jungen Ehepaare gegen-

über, ihm klar, daß ihm ein ähnliches Glück vom Schicksal nicht bestimmt sei.

Zur Zeit der Frankfurter Messe kehrte Lilli in das Haus der Mutter zurück, wo sich ein ganzer Schwarm von Meßfremden einfand und viel rauschende Geselligkeit Goethes Mißbehagen hervorrief. Obwohl Lilli sich bemühte, ihm Freundliches zu sagen, mußte sie doch der Mutter gehorchen und sich den Gästen widmen. Nachdem unerquickliche Szenen von wundersamer Wärme und abstoßender Kälte in jenen Tagen vorgekommen waren, brachte die Durchreise des herzoglichen Paares von Weimar plötzlich eine Entscheidung. Goethe nahm die schmeichelhafte Einladung des Herzogs an, der Hofjunker von Kalb sollte mit einem Wagen nach Frankfurt kommen und ihn abholen. Er nahm Abschied von Lilli und packte seine Koffer.

Durch einen Zufall verspätete sich die Ankunft des erwarteten Wagens, Goethe mußte noch einige Tage vergebens warten, mochte aber nicht wieder zu Lilli zurückgehen, sondern verbarg sich zu Hause, aber abends hüllte er sich in seinen Mantel und schlich unter ihr Fenster, wo er auf den niedergelassenen Vorhängen mit bittersüßen Gefühlen ihren Schatten betrachtete und ihren Gesang belauschte. Es waren seine Lieder, die sie mit trauriger, gedämpfter Stimme sang — hätte sie seine Nähe geahnt, wer weiß, ob nicht doch noch ihre Herzen sich vereinigt hätten!?

Die Verzögerung der Abreise dauerte indessen so lange, daß Goethe anfing, verdrießlich zu werden

und fürchtete, der Herzog habe ihn vergessen. Um sich der peinlichen Lage zu entziehen, reiste er nach Heidelberg, wo die Vermittlerin seiner Verlobung mit Lilli ihn sehr freundlich aufnahm. Sie empfand übrigens kein Mitleid für den entlobten Bräutigam, sondern hegte die größte Lust, andere Heiratspläne zu verwirklichen. Sie machte ihn mit den Töchtern eines Herrn von Buchwitz bekannt und redete ihm zu, als Freier im Hause eines Hofrats und Landschreibers Wreden aufzutreten, der sehr reich war und später als Fürst Wrede bekannt geworden ist.

Mitten in der Nacht aber kam eine Staffette, welche Herr von Kalb mit der Meldung sandte, daß er mit dem erwarteten Wagen angelangt sei. Am 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein und erlebte dort den wichtigsten Wendepunkt seines Lebens.

Lilli Schönemann war achtzehn Jahre alt, als sie aufhörte die Braut von Goethe zu sein. Sie soll tief erschüttert, aber doch äußerlich gefaßt die Trennung ertragen haben. Ihre Mutter war überglücklich und beredete sie dringend zu einer neuen Verlobung mit einem jungen Straßburger, Harry Bernard, der für sehr reich galt. Er war noch entfernt verwandt mit Lillis Mutter und soll sehr liebenswürdig gewesen sein. Letztere wollte die Heirat möglichst beschleunigen, wurde aber eines Tages plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Bräutigam nach Amerika entflohen sei. In einem Briefe teilte er ihr mit, er habe sein Vermögen verloren und könne ihrer Tochter nicht zumuten, mit

ihm in ärmlichen Verhältnissen zu leben. Die stolze Frau wurde hart bestraft für ihr Benehmen gegen Goethe. Lillis Lage nach der zweiten Entlobung war noch viel schlimmer als nach der ersten. Um das Unglück noch bitterer zu machen, erfuhren Mutter und Tochter voller Schrecken, daß ihr Vermögen ebenfalls mit dem des jungen Vetters verloren gegangen sei. Die Verzweiflung darüber wurde noch erhöht durch Kränklichkeit und Schwermut des jungen Mädchens, natürliche Folgen der erfahrenen Erschütterungen. Da kam, ganz wie in einem Roman, eine glückliche Schicksalswendung für Lilli. Unter dem Geschäftspersonal ihres Hauses befand sich seit zwei Jahren ein junger Herr von Türkheim aus Straßburg, ein ernster, schöner Mann, der sich immer bescheiden und zurückhaltend benommen hatte, als traute er sich nicht die Augen zu erheben zu der gefeierten reichen und schönen Tochter des Hauses. Als er die Entdeckung machte, daß sie arm geworden war, trat er mit dem Geständnis seiner Liebe hervor und erhielt ein freudiges Jawort von Lilli. Er hatte das Glück, sie und ihre verarmte Mutter in sein reiches Elternhaus führen zu können. Er gelangte auch bald durch seinen edlen Charakter und solide Geschäftskenntnis zu hohen Ehrenstellen. Lilli liebte ihn aufrichtig und machte ihn wahrhaft glücklich. Sie entwickelte sich zu einer musterhaften Gattin und Mutter. Als die Stürme der Revolution in Frankreich losbrachen, wurde ihr auch, wie so vielen andern, Wohlstand und Familienglück geraubt. Ihr Mann mußte

fliehen, um der Guillotine zu entrinnen und Lilli erhielt Gelegenheit, sich als mutige pflichttreue Gattin zu bewähren. Sie flüchtete als Bäuerin verkleidet, ihr jüngstes Kind auf dem Rücken in einem Marktkorbe tragend, zwei Knaben und ein Töchterchen an den Händen mit sich fortziehend, aus Straßburg nach Saarbrücken, wo sie mit ihrem Manne wieder zusammentreffen wollte, um nach Frankfurt zu gehen. Auf dieser abenteuerlichen Flucht traf sie mit einigen preußischen Offizieren zusammen, die sie vor den rohen Angriffen der Soldaten schützten und ihr einen Reisewagen verschafften. Sie soll in den groben Bauernkleidern so fein und lieblich ausgesehen haben, daß man sie gleich als vornehme Dame erkannte. So berichtete ein Hauptmann von Schulenburg, welcher sie damals kennen lernte. Sie hatte das vierzigste Jahr noch nicht erreicht. Indessen soll ihre Schönheit doch früh verblüht sein, wie andere Augenzeugen berichteten. Es war wohl die natürliche Folge der Entbehrungen und Kümmernisse, welche für sie aus den politischen Wirren der damaligen Zeit entstanden. Sie hat mit wirklichen Nahrungssorgen gekämpft, während sie mit Mann und Kindern in Erlangen lebte. Er hörte dort Vorlesungen über Chemie und Mineralogie, auch scheint er Unterricht gegeben zu haben. Den Söhnen war er ein treffliches Vorbild, sie studierten unter seiner Leitung in Erlangen und erreichten gewiß auf diese Weise eine bessere Grundlage für ihre geistige Entwickelung, als wenn sie ungestört im Wohlleben geblieben wären.

Als die Schreckenszeit der Guillotine vorüber war, erhielt Lillis Gemahl einen ehrenvollen Ruf, nach Straßburg zurückzukommen, dem er freudig folgte. Sehr bald erlangte er dort wieder Ansehen und Vermögen. Sein schönes Familienhaus in der Brandgasse am Broglie-Platz wurde im früheren Glanze hergestellt, und ein Landgut, Krautergersheim, unterhalb des Glöcklisberges gelegen, vermehrte den Besitzstand der Familie. Herr von Türkheim bekleidete mehrere Ehrenämter in seiner Vaterstadt und starb 1831 im Alter von neunundsiebzig Jahren. Lilli ging ihm längere Zeit im Tode voraus, am 6. Mai 1817. Sie erlebte aber noch die Freude, ihren Sohn Fritz mit einer Gräfin von Degenfeld-Schomburg und ihren Sohn Karl mit einer Gräfin von Waldner-Freundstein vermählt zu sehen. Ihr jüngster Sohn Wilhelm, den einst Bettina von Arnim als den schönsten Husarenoffizier der französischen Armee bezeichnete, hatte das Glück, als Beschützer von Goethe sich einen Namen zu machen. Er kannte den berühmten deutschen Dichter aus den Erinnerungen, die seine edle Mutter ihm mitgeteilt hatte, und beeilte sich, dessen Haus vor der Plünderung zu bewahren. Wie mag Goethe von dieser merkwürdigen Fügung bewegt worden sein!

Lillis Sohn, der Erbe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit — das Sinnbild einer romantischen Nemesis — trat als sein Schutzengel auf! —

Goethe und Minna Herzlieb.

In Goethes „Wahlverwandtschaften" wird unter dem Namen Ottilie ein junges Mädchen gefeiert, dessen Urbild Minna Herzlieb sein soll.

Von Goethes Werken ist keins so vielfach besprochen, belobt und angegriffen worden, als gerade dieser Roman. Indessen möchten wir ihn doch gegen den Vorwurf der Immoralität verteidigen. Der wahre Genius kann davon nie getroffen werden, denn er sieht die Dinge immer im Sonnenlicht der Wahrheit. So hat auch Goethe vielleicht wider Willen, nur weil er den Forderungen seines Genius gehorchen mußte, in diesem Roman ein strengeres Richteramt der Moralität geübt, als man ihm zutraute. Anfangs hingerissen von der freieren Ansicht seiner Zeit, versuchte er es, die Ehe als eine menschliche Erfindung, deren Heilighaltung eine Forderung veralteter Orthodoxie sei, hinzustellen. Im Verlauf des Romans schildert er die Liebe eines Ehepaares zueinander und läßt dann die gegenseitige Untreue so natürlich und merklich entstehen, daß die Leser gar nicht deutlich sehen, wie sehr die Beteiligten im Unrecht sind.

Eduard und Ottilie werden als ein so rührendes, warmherziges Liebespaar dargestellt, der Haupt-

mann und Charlotte sind so interessant und passen so gut für einander, daß es eine wahre Grausamkeit von dem Dichter wäre, wenn er nicht das eine Ehepaar trennen wollte, um zwei glückliche Paare aus seinen herrlichen Figuren zu machen. Da erwacht das moralische Gefühl des Dichters scheinbar plötzlich, aber er hatte die tragische Katastrophe mit sicherer Hand vorbereitet. Er läßt sie von der Seite hereinbrechen, wo man es am wenigsten erwartete. Es ist ein Blitzstrahl des höheren Strafgerichts, daß von der unschuldigsten Hand eine Tat verübt wird, welche die Unmöglichkeit herbeiführt, auf die zerstörte Ehe ein neues Glück zu bauen.

Es ist die Hand der traumseligen, in Glückshoffnungen schwelgenden Ottilie, die das Kind ihres Geliebten dem Tode überliefert, gerade in dem Augenblick, als sie sich ihm verlobt hat und auf seine Scheidung von seiner Gattin sicher hofft.

Das Kind schlummert in ihrem Schoß und sie läßt es achtlos ins Wasser fallen, weil sie sich in ein Buch vertiefte. Die Schilderung dieses Vorfalls ist merkwürdig charakteristisch für Ottiliens zerstreutes, unpraktisches Wesen. Man muß sich wundern, daß Goethe für ein Mädchen, das er mit seiner Liebe beglückte, noch so viel Scharfblick sich bewahren konnte.

Obgleich der Tod des Kindes kein Verbrechen zu nennen, sondern nur durch Unvorsichtigkeit veranlaßt war, ist er doch ein unübersteigliches Hindernis bei der beabsichtigten Verbindung zwischen Eduard und Ottilie. Durch jede andere Person des Romans

konnte der Tod des Kindes in strafloserer Weise herbeigeführt werden.

Daß also Goethe in einem scheinbar unbedeutenden Vorgang das Strafgericht erstehen läßt, ist ein Beweis, wie hellsehend sein Genius in Beurteilung echter Moralität war.

Freilich hat Goethe es selbst zu oft hervorgehoben, daß er stets wirklich Erlebtes schilderte, man kann also nicht zweifeln, daß auch die Charakterzüge Charlottens dem Leben abgelauscht sind. Goethe hat in ihr zwei sehr gegensätzliche Gestalten porträtiert: Christiane Vulpius und Frau von Stein! Mit ersterer war er seit kurzem ehelich verbunden, als er in Ottilien seine neue Liebe, Minna Herzlieb, schilderte. Seine kalte Art, von der einst so glühend verehrten Frau von Stein zu reden, ist ein überzeugender Beweis, daß die Dornen des Hasses sehr rasch die Rosen der Liebe verdrängen.

In vorliegender Abhandlung hat das treffliche Schriftchen „Das Frommansche Haus und seine Freunde" als Grundlage gedient.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Jena ein überaus geselliges und vielbewegtes Städtchen. Die Nähe von Weimar warf gleichsam geistigen Blütenstaub hinüber, und die Heroen der Dichterwelt hielten sich zeitweise dort auf.

In dem Hause des Buchhändlers Frommann war der Sammelplatz aller berühmten und bedeutenden Menschen. Herr Frommann und seine Hausfrau waren denn auch echte Repräsentanten deutschen Lebens und Familiensinnes. Sie standen

in hoher Achtung bei ihren Standesgenossen und besaßen die Freundschaft berühmter und vornehmer Männer. Namentlich war Goethe ihr Hausfreund. Er verbrachte am liebsten seine Abende im Frommannschen Familienkreise und zeigte sich stets in hingebendster, offenster Weise. Seine Zutraulichkeit ging so weit, daß er bei längerem Aufenthalt in Jena, wo er in einem benachbarten Gartenhause wohnte, sich sein Mittagbrot von der Köchin des Frommannschen Hauses zubereiten ließ, und dabei auf kleinen Zettelchen sich bestellte, wozu er gerade Appetit hatte. Die empfangene Gastfreundschaft lohnte er dann durch reizende, freundliche Geschenke und Einladungen nach Weimar, wo die ganze Familie oft in seinen geweihten Räumen untergebracht und tagelang bewirtet wurde. Einmal schlief sogar Frau Frommann in Goethes eigenem Schlafzimmer, während er in Karlsbad weilte. Seine Frau hatte sie ausdrücklich dazu eingeladen, „weil der Herr Geheimrat es so sehr wünsche, daß Frommanns etwas Artiges erzeigt werde“. In Weimar war die Familie in den höchsten Kreisen gut angeschrieben, ein Ansehen, welches sich bis in die spätere Zeit erhalten hat, denn die einzige Tochter derselben, Fräulein Alwine Frommann, wurde bis zuletzt durch die Gunst der Kaiserin Augusta ausgezeichnet und hatte die bevorzugte Stellung, als Vorleserin bei ihr in Tätigkeit zu sein, bis Alter und Tod sie abriefen.

Frau Frommann war eine äußerst gemütreiche und verdienstvolle, verständige Frau, ihr Hauswesen

und ihre Kindererziehung konnten für Muster gelten. Sie besorgte die Küche, unterrichtete die Kinder und las mit Verständnis alles, was damals die reiche Literatur hervorbrachte, die aber freilich nicht so massenhaft auftrat, wie die jetzige. Wie viel ihr Urteil galt, geht aus dem Bestreben bedeutender Männer hervor, dasselbe zu erfahren und günstig für sich zu stimmen. Sogar Goethe trat in Briefwechsel mit ihr zu diesem Zwecke.

Neben dieser liebenswürdigen Frauennatur blühte aber noch eine Mädchenblume, deren Duft das Frommannsche Haus besonders reizvoll und anziehend machte. Es war Minna Herzlieb, eine Pflegetochter der Familie. Früh verwaist, hatte sie dort ein Asyl gefunden. Unter der nachsichtigen Obhut der Frau Frommann konnte sich ihr Wesen in seiner ganzen Eigenartigkeit ungehindert entwickeln.

Vielleicht wäre indessen eine strengere Erziehung ihr heilsamer gewesen, als die sanfte Duldung, die man ihr bewies. Sie besaß ein sehr träumerisches, zerstreutes und scheues Benehmen, war langsam von Begriffen und fast unfähig zu klaren, festen Entschlüssen. Ihre Sanftmut und gleichmäßige Heiterkeit, sowie ein liebenswürdiger Grad von Selbstironie wirkten aber überaus fesselnd und anregend, wenn sie sich in die Unterhaltung mischte. Der Zauber körperlicher Anmut und Schönheit war ihr zudem in hohem Grade eigen; ihre Augen, „tief und freundlich", von dunklem Braun, hat Goethe ganz besonders hinreißend in den Wahlverwandtschaften geschildert. Das Gesicht war ein liebliches

Oval, von schwarzen Haaren eingerahmt, die in einer einzigen Locke an den Seiten der Wangen niederfielen. Ihre Gestalt war hoch, schlank und doch von schöner Rundung. Ihr Anzug war einfach, aber immer kleidsam, sie trug beim Ausgehen nur ein Tuch um den Kopf geschlungen. Alle, die ihr nahten, fühlten sich bezaubert von ihr. Goethe hatte sie, so lange sie noch Kind war, schon immer mit Wohlgefallen und Freundlichkeit behandelt. Er hatte sie längere Zeit nicht gesehen, bis er zu Weihnachten 1807 zu einem dauernden Aufenthalte nach Jena kam, wo er von der eben erblühten Jungfrau überrascht und entzückt war. Sie stand im neunzehnten Jahre. Die Abende im Frommannschen Hause erhielten durch sie einen neuen Reiz. Er las ihr vor und besang sie in Versen. Ein Sonett ist damals auf sie bezogen worden:

„Wachstum."

Als kleines, art'ges Kind nach Feld und Auen
sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen."

Und als du anfingst, in die Welt zu schauen,
war deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär geborgen;
wie könnt ich ihr, ach, wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben,
umfaß ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen!

Doch hat es einige Kommentatoren gegeben, die es auf die Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar und auch auf Bettina bezogen wissen wollen.

Ein anderes Sonett ist ganz unzweifelhaft an Minna Herzlieb gerichtet, es führt den Titel „Epoche“:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
ist mir Advent von achtzehnhundertsieben.
Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben.

Goethe war übrigens nicht der einzige Dichter, der Sonette auf Minna Herzlieb machte; Zacharias Werner, Riemer, Gries u. a. wetteiferten darin, ihr solche Huldigungen darzubringen. Auch Scharaden wurden auf ihren Namen gedichtet, der sich allerdings ganz besonders dazu eignete.

Goethes Neigung für das holde Mädchen wurde von niemandem bemerkt als von der Frau Frommann, die mit weiblicher Milde und Vorsicht, aber nur ganz leise dagegen auftrat. Er besaß zu viel Haltung und Selbstgewalt, um sich zu verraten; indem er sich das allzu heftige Gefühl „vom Halse schrieb“, machte er es sich klar, welche Hindernisse sich dem Besitz der Geliebten entgegenstellten. Wenn die Sache auch nicht ganz so tragisch verlaufen sein

würde, wie er es in den Wahlverwandtschaften schilderte, so wäre doch ein Umsturz seiner eben erst mühsam geordneten Verhältnisse erforderlich gewesen, um Minna zu heiraten.

Er hatte erst ein Jahr vorher, 1806, in dem allgemeinen Schrecken der Schlacht von Jena, seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius kirchlich sanktionieren lassen. Das Band jetzt wieder zu lösen, mußte ihm um so schwerer erscheinen, als sein Sohn schon erwachsen war. Dieser zählte nur ein Jahr weniger als die Geliebte. Auch war Goethes Herzensruhe nicht so heftig erschüttert, denn der greise Dichter machte bald darauf ganz ähnliche zärtliche Verse an Sylvia v. Ziegesar, ein ebenfalls noch sehr junges Mädchen, für das sein sechzigjähriges Herz auch in Bewegung geraten war.

Minna Herzlieb fühlte wohl nur eine schwärmerische Verehrung für den Dichtergreis. Sie soll sogar oft tagelang halblaut wiederholt haben:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
man freut sich ihrer Pracht,
und mit Entzücken blickt man auf
in jeder heitern Nacht.“

Jedes Zettelchen von Goethes Hand, sogar die Briefadressen, hob sie sorgsam auf; längere Briefe aber hat sie nie von ihm erhalten, auch selbst nie an ihn geschrieben, denn sie war „dintenscheu“, wie ihre Pflegemutter es drastisch ausdrückt, und es galt fast

für unmöglich, sie zu einem schriftlichen Ausdruck ihrer Gefühle zu bringen.

Im Jahre 1809 unternahm Minna Herzlieb eine Reise nach ihrem Geburtsort Züllichau, einem kleinen, unscheinbaren Städtchen in der Mark Brandenburg. Ob vielleicht Frau Frommann eine zeitweise Trennung von Goethe für ratsam hielt oder ob die Abwesenheit Minnas zufällig war, läßt sich nicht feststellen.

Sie blieb fast vier Jahre fort und verlobte sich in dieser Zeit sogar zweimal. Erst war ein junger Edelmann ihr Erwählter; doch gab sie die Heirat auf, weil die Mutter desselben ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit einer Bürgerlichen versagte. Dann verlobte sie sich mit einem Gymnasiallehrer aus Berlin und kam als Braut nach Jena zurück. Aber auch dieses Verhältnis löste sich wieder, angeblich weil Minna sich sehr kalt und abstoßend gegen ihren Bräutigam benahm. Goethe hatte bereits 1809 seinen Roman drucken lassen, in welchem er Minna verherrlichte; scheinbar näherte er sich ihr wieder, wenigstens ist jetzt noch eine Sendung seiner Gedichte zu ihrem Geburtstage mit der folgenden Widmung vorhanden:

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
sei dieser auch ihr zugewandt;
und wenn sie hier Bekanntes findet,
so hat sie sich vielleicht erkannt!

Die Jahreszahl 1817 ist hierbei bedeutungsvoll, denn Goethe war bereits zu dieser Zeit Witwer

und hätte also volle Freiheit gehabt, der Geliebten seine Hand zu bieten. Warum er es nicht tat, läßt sich jedoch nur aus einer Erkaltung seiner einst angeblich so glühenden Neigung erklären. Minna Herzlieb selbst mußte wohl nicht mehr auf ihn rechnen, denn sie verlobte sich abermals und hob das Bündnis auch wieder auf. Ihre Ehescheu hätte sie abhalten sollen, überhaupt an eine Verheiratung zu denken. Mochte die Mittellosigkeit ihrer Lage in den Augen ihrer Freunde auch eine solche wünschenswert erscheinen lassen; so ist ihr gleichwohl nie zugeredet worden.

Es lebte damals in Jena ein achtungswerter Beamter, der Ober-Appellationsgerichtsrat Professor Walch. Er soll sehr häßlich gewesen sein, und es war deshalb wohl ein doppeltes Unglück, daß er eine Neigung für die schöne Minna Herzlieb faßte. Zweimal hielt er schriftlich um sie an und wurde heimlich abschläglich von ihr beschieden. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern wendete sich an ihre Pflegeeltern mit der Bitte, ihm den Besuch im Hause zu verstatten, weil er überzeugt sei, daß Minna ihn erhören werde, wenn sie Gelegenheit hätte, ihn näher kennen zu lernen. Diese Ausdauer in der Bewerbung rührte doch endlich die spröde Minna, und sie gab nun bald ihr Jawort, wenn auch mit innerem Widerstreben. Das Brautpaar machte in seinem Gebaren „einen unheimlichen Eindruck", wie ein Augenzeuge erzählte. Minna war eine schöne, traurige, kalte Erscheinung neben dem häßlichen, heiteren, zärtlichen Bräutigam. Ihre Pflege-

mutter machte dem Mädchen ernstliche Vorstellungen, die Verlobung wieder aufzugeben, aber diesmal wollte Minna nichts davon wissen und bestand sogar mit Heftigkeit darauf, daß der bereits angesetzte Hochzeitstag nicht hinausgeschoben würde.

Es ist ein wahrhaft tragisches Geschick, daß dies einst so gefeierte, selbst von einem Goethe verherrlichte und noch immer schöne Mädchen zuletzt keinen andern Mann bekommen konnte, als einen, der ihr zuwider war. Verse lassen sich oft leichter machen als Heiratsanträge!

Die Hochzeit von Minna Herzlieb fand im September 1821 statt, also gerade vierzehn Jahre später, als Goethe sich in Liebe zu ihr neigte. Er war freilich mittlerweile ein siebzigjähriger Greis geworden, aber sie hätte durch ihr Aelterwerden doch eigentlich besser zu ihm gepaßt als früher, und es ist in der Tat ganz unbegreiflich, daß er so gar nichts für sie tat, daß sein Interesse so ganz für sie erloschen war. Ihr tragisches Geschick griff sogar Fremden an das Herz. — Die arme Minna wurde, wie die Braut von Lammermoor, gleich nach der Hochzeit gemütskrank und entfloh ihrem Manne. Zuerst suchte sie in Züllichau bei ihren Verwandten Zuflucht, mußte aber wegen zunehmender Melancholie in eine Anstalt für Geisteskranke gebracht werden. Als sie nach einigen Jahren geheilt daraus entlassen wurde, erfaßte das innigste Mitleid für den verlassenen Gatten ihr gutes, sanftes Herz. Sie wollte es versuchen, zu ihm zurückzukehren. Aber vergebens blieb all ihr Bemühen, sie konnte ihre

edlen Vorsätze nicht ausführen. Sowie sie einige Tage unter einem Dache mit ihm gewesen war, traten Rückfälle ihrer Gemütskrankheit ein und sie mußte sich entschließen, in Züllichau zu bleiben. Sie lebte dort von einer kleinen Pension, die ihr Professor Walch auszahlen ließ, und nach seinem Tode von einem Witwengehalt, denn seine schwergeprüfte Liebe wollte nie in eine Scheidung willigen, auch verlangte sie diese nicht.

Sein Geschick war eigentlich noch trauriger als das ihrige. Er war einer jener ehrwürdigen Gelehrten von Profession, die in der angestrengten Geistesarbeit ihrer besten Jünglings- und Mannesjahre allem Lebensgenuß entsagen, die Jugend und das Herz vergessen, aber doch zuweilen, wie Faust in der Osternacht, von unnennbarer Sehnsucht nach des Lebens Quellen erfaßt werden und sich dann ein Ideal von Frauenliebe erträumen. So war Minna Herzlieb dem armen Walch als die Verwirklichung desselben erschienen; er hatte sie erst von ferne bewundert, und als seine schüchternen Versuche, sie zu erringen, zurückgewiesen wurden, sie wahrscheinlich nur noch heißer geliebt. Er dachte sie durch jahrelange Treue doch zu gewinnen. Aber welch ein tragisches Geschick ereilte ihn!

Als er endlich am Ziele aller seiner Wünsche zu sein glaubte, verwandelte sich unter seiner Hand das höchste irdische Glück in ein Schreckbild, das holde Gesicht der Geliebten wurde für ihn das Haupt der Gorgone, aus dem der Wahnsinn ihn anstarrte. Das Brot, wonach sein Mund lechzte, war ein Stein;

das Herz der Geliebten blieb für ihn verhärtet. Wie einsam und bitter mag sein Lebensweg gewesen sein!

Dem Frommannschen Hause blieb Minna mit inniger Dankbarkeit zugetan für die glücklichen Tage der Jugend, die sie darin zugebracht hatte. Sie starb am 10. Juli 1865 im siebenundsiebzigsten Jahre zu Görlitz im Irrenhause, und vermachte ihren Nachlaß von Goethe-Reliquien an Alwine Frommann. Es befand sich dabei eine vertrocknete Blume, ein Bildchen und ein Gedicht von Goethes Hand. Diese rührenden Lebenszeichen sind alles, was Minna Herzlieb von Goethes Liebe übrig blieb. Er selbst empfand noch oft die süßen Regungen des Herzens für junge Mädchen trotz seines hohen Alters. An Fräulein von Levetzow in Karlsbad knüpfte sich seine letzte Herzensgeschichte.

Swift und Stella.

Der schärfste, witzigste Geist des vorigen Jahrhunderts, der berühmte Dean Swift, der englische Voltaire, der erklärte Feind der Frauen und der Ehe, hat eine Liebesgeschichte erlebt, die an romantischer Glut, poetischer Zartheit, idealer Treue, und melancholischem Schmerze gewiß durch die Empfindungen keines einzigen berühmten Liebespaares übertroffen werden kann.

Jonathan Swift wurde am 30. November 1667 in Dublin geboren und zwar einige Monate nach dem Tode seines Vaters, eines armen, aber vornehmen Irländers. Seine Mutter war gleichfalls aus guter Familie, besaß jedoch auch kein Vermögen und lebte als Witwe sogar in kümmerlichen Verhältnissen. Sie erzog den einzigen Sohn auf Kosten seines Oheims, der für reich galt, ohne es zu sein, und deshalb wohl die gewährten Geldmittel mit Unmut und Kargheit hergab.

Frühzeitig fühlte sich die stolze Seele Swifts dadurch beleidigt, und sein eifrigstes Bestreben ging dahin, so wenig Geld wie tunlich zu gebrauchen und so bald wie möglich selbst zu verdienen.

Es wurde ihm jedoch nicht leicht, denn er haßte die trockenen Studien der Fachwissenschaften, namentlich die Mathematik; er las lieber die Dichter und studierte gern Geschichte. Da er wegen seiner Armut das gesellige Leben seiner Genossen nicht teilen konnte und fast immer einsam auf seinem Zimmer unter Büchern saß und mißgestimmt war, so hatte er keine Gelegenheit, Geld zu erwerben. Er galt für einen unpraktischen Träumer und Menschenfeind, ja sogar für einen „Dummkopf", denn es gelang ihm nicht, den Doktorgrad zu erreichen, woran jedoch eigentlich nur sein Eigensinn schuld war, denn er weigerte sich, das Examen nach der herkömmlichen Weise zu machen.

Seine Armut, über die er so bitter klagte, wurde übrigens der Schutzgeist seiner Jugend. Sie behütete ihn vor den Ausschweifungen, denen sich die reichen Studenten auf der Universität zu Dublin hingaben, und trieb ihn zum Schriftstellern, wodurch er sich unsterblichen Ruhm erwarb. Schon mit neunzehn Jahren schrieb er sein berühmtes „Weibermärchen", ein Meisterstück von Witz und Satire. Er zeigte das Manuskript jedoch nur seinem Stubenkameraden, der die Hälfte seiner Miete bestritt und ebenso arm wie er, aber ungleich praktischer war. Dieser riet dem Dichter, in die Welt zu gehen, namentlich die engen Verhältnisse seiner Vaterstadt Dublin zu verlassen und in London sein Glück zu versuchen.

Mit seinem Manuskript in der Tasche, besuchte Swift zuerst seine Mutter, die in einem kleinen

Städtchen in England in den dürftigsten Verhältnissen lebte. Sie besann sich darauf, daß sie noch einen reichen und vornehmen Vetter besaß, der das Mäzenat für ihren Sohn übernehmen konnte, denn ohne ein solches war in England damals nichts zu erreichen.

Sir William Temple hieß der Mann, der sich durch seine Unterstützung Swifts einen Namen in den Annalen der Literaturgeschichte sicherte, sowie Lord Southampton sich berühmt gemacht hat durch die Freundschaft für Shakesspeare, die dieser wie eine Herablassung in seinen Sonetten gefeiert hat.

In dem Schlosse Sir William Temples lernte der arme Swift die Genüsse und Lebensverfeinerung des Reichtums kennen, aber ohne Demütigungen dafür zu erdulden, wie sonst die Reichen den Armen sie gern auferlegen.

Sir William Temple war ein edler, humaner, geistreicher und grundgelehrter Herr, der den jungen Mann voll Geist und Talent richtig zu schätzen wußte. Er gab ihm auch Gelegenheit, seine Studien in wirksamer Weise fortzusetzen, namentlich sich in Oxford endlich den unentbehrlichen Doktortitel zu erringen, was ihm mit spielender Leichtigkeit gelang, obwohl er sich aus Eigensinn dabei immer noch nicht der gebräuchlichen Kunstausdrücke bedienen und sich durchaus nicht gehörig vorbereiten wollte.

Swift wurde von seinem hohen Gastfreunde ganz wie seinesgleichen behandelt. Er teilte ihm seine eigenen schriftstellerischen Versuche mit und ließ sie sogar öfter von dem jüngeren Dichter ver-

bessern, ganz besonders aber erwarb er sich ein Verdienst dadurch, daß er denselben aufklärte über die richtigen Wege, mit seinem Talente vorwärts zu kommen. Swift hatte sich irrtümlich für einen Poeten à la Pindar gehalten und war nahe daran, sein reizendes, witzsprudelndes Talent durch falschen Pathos und hohle Phrasen zu verderben und auf Abwege zu bringen, indem er eine schlechte Nachahmung antiker Poesie betrieb.

Auch zum Staatsmann und Politiker bildete er sich aus unter dem Einfluß von Sir William Temple, der ihm dabei als Vorbild dienen konnte. Swift wurde ein eifriger Tory und einer der beredtesten Verteidiger Irlands, das damals eines solchen bedurfte.

In Moorpark, dem herrlichen Landsitze von Sir William Temple, fing aber auch die Liebesgeschichte des berühmten Mannes an. Er unterrichtete die Nichte seines Gönners und Gastfreundes in den schönen Wissenschaften und gewann dabei ein lebhaftes Interesse für ihre junge Gesellschafterin, welche an den Unterrichtsstunden teilnahm. Es war Miß Esther Johnson, ein holdes, sanftes Kind von fünfzehn Jahren. Anfangs fesselnten ihn nur die großen geistigen Fähigkeiten des jungen Mädchens, welche sich ihm als Lehrer enthüllten.

Swift hatte nur ein einziges Mal die Idee gefaßt, sich zu verheiraten, und zwar vor seiner Begegnung mit Esther Johnson. Es liegt noch ein Brief mit einem Heiratsantrage von ihm vor, an die Schwester seines einstigen Stubenkameraden gerichtet.

Die Fassung dieses Schreibens ist aber so seltsam, daß man auf die Vermutung kommt, er habe den Antrag nur gemacht, um ihn abgelehnt zu sehen, und dadurch vielleicht eine ihm lästige Beziehung rascher zu lösen, als es auf anderem Wege möglich gewesen wäre. Er sagte:

„Gefällt es Ihnen nun, meine Fragen bejahend zu beantworten, so werde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie meine Hand und mein Herz annehmen wollen. Ob Sie schön oder reich sind, darum bekümmere ich mich gar nicht. In Ansehung dieser Punkte kommt es mir bloß auf Reinlichkeit und Sparsamkeit an. Ich würde es zwar nicht ungern sehen, wenn meine geringen Vermögensumstände sich durch eine reiche Heirat verbessern könnten, aber ich würde es doch nie dulden, daß meine Frau mir dies zum Vorwurf machte; übrigens finde ich es auch besser und paßlicher, daß der Mann die Frau, als daß die Frau den Mann ernährt."

Dieser vernünftelnde, trockene Brief hatte denn auch die wahrscheinlich gewünschte Folge, daß ein „Nein" darauf erfolgte.

Aber Swift scheute sich auch vor einer Heirat mit der holden Esther Johnson. Er behauptete sogar, daß er es gern sehen würde, wenn sie einen guten Heiratsantrag von einem andern annehmen wollte, und es findet sich hierüber ein Brief unter seinen nachgelassenen Schriften, worin er einem angesehenen Geistlichen, einem seiner Freunde, auseinandersetzt, daß seine Zuneigung für Esther durchaus

keiner Eifersucht fähig sei, und daß er sich freuen würde, wenn sein Freund es durchsetzen könnte, die Hand des jungen Mädchens für sich zu erlangen. Aber dieses selbst muß gleich anfangs eine andere Ansicht des Verhältnisses zu Swift gehabt haben, denn der „ehrenvolle" Antrag seines Freundes wurde mit Festigkeit abgelehnt. Wahrscheinlich ist bei dieser Gelegenheit zuerst eine Erklärung zwischen dem berühmten Liebespaare zu Stande gekommen. Wenigstens fand eine große Veränderung in den äußeren Beziehungen desselben statt.

Esther wurde Stella! In allen Briefen und Tagebüchern nennt Swift sie bei diesem süßen Namen und machte sie glücklich damit. Sie war stolz darauf und verlangte nichts anderes, als seine Stella, „sein Stern" zu sein.

Es war ein blasses, farbloses Glück, das er ihr darbot; sie stand ihm in der Tat fast so fern wie ein Stern am Firmament.

Swift hatte nach dem Tode seines Gönners William Temple, der große Pläne für seine Zukunft hegte, aber nicht ausführte, eine kleine Pfarrstelle in Larracor in Irland erhalten. Stella folgte ihm und richtete sich mit ihrer Begleiterin, einer Mistreß Dingley, ein kleines Quartier in Dublin ein, wo Swift sie häufig besuchte und ihr täglich schrieb oder vielmehr ihr sein Tagebuch schickte. Seltsamerweise behandelte er sie aber immer wie eine Fremde und vermied es aufs ängstlichste, mit ihr allein zu sein, stets mußte Mistreß Dingley, eine höchst unbedeutende ältliche Dame, die Dritte im Bunde sein, ja,

er richtete sogar meistens seine Briefe mit an dieselbe. Alles, was er schrieb, atmete zwar Verehrung, Vertrauen und Zärtlichkeit für Stella, aber es kam eigentlich niemals ein Wort von erklärter Liebe, noch weniger von beabsichtigter Ehe darin vor.

Stella verschwieg ihren Schmerz und zeigte sich stets liebenswürdig und liebevoll gegen den seltsamen Freund. Sie kannte seine Scheu vor den Banden der Ehe und seine Furcht, in Familiensorgen zu geraten, wie sie bei seinen verarmten Eltern geherrscht hatten. Sie hoffte immer, er werde sich dennoch zu einer Heirat mit ihr entschließen, wenn sein Einkommen erst hoch genug gestiegen wäre, um einen behaglichen Hausstand begründen zu können. Sie bedauerte es lebhaft, daß sie selbst nicht reich genug war, um ihm Mut dazu zu geben; aber sie besaß nur eine kleine Jahresrente, die ihr Sir William Temple hinterlassen hatte, als Belohnung für die treuen Dienste ihres Vaters. Dieser war Schloßverwalter in Moorpark gewesen; einige Biographen Swifts und Temples haben die Vermutung ausgesprochen, Stella sei eigentlich die natürliche Tochter Temples gewesen, doch ist dies sehr unwahrscheinlich, da der reiche Mann gewiß in diesem Falle sie mit mehr Glücksgütern beschenkt haben würde als mit einer geringen Jahresrente.

Stella brachte oft mehrere Tage in dem Pfarrhause ihres Geliebten zu, aber stets in Begleitung der alten Dingley, und Swift wachte sehr ängstlich darüber, daß den Lästerzungen damaliger Zeit kein Stoff zur Tätigkeit gegeben werde. Er reiste zu-

weilen nach London und ließ alsdann sein Häuschen ganz unter der Obhut der beiden Damen, denen er die interessantesten Berichte aus seinem Weltleben zuschickte.

Einst verzögerte sich eine derartige Abwesenheit in ganz ungewöhnlicher Weise; seine politische Geltung stand gerade in ihrer höchsten Blüte, und seine hochgestellten Freunde, Lord Oxford und Lord Bolingbroke, wollten ihn um jeden Preis als Ratgeber und Lenker der wichtigsten Regierungsangelegenheiten zur Seite haben. Es war zur Zeit der letzten vier Jahre, welche die Königin Anna auf dem englischen Throne zubrachte. Es wird noch eine berühmte politische Schrift von Swift über diese Aera aufbewahrt, die vielleicht nicht ganz unparteiisch geschrieben ist, trotz seiner sonstigen Wahrheitsliebe, denn Königin Anna konnte den berühmten Satiriker nicht ausstehen und war nicht zu bewegen, ihm eine vorteilhafte Stelle unter den vielen guten Aemtern der hohen Geistlichkeit zu verleihen. Mit Mühe erlangten seine Fürsprecher endlich die mittelmäßige Dechanei von St. Patrick für ihn und damit seinen bekannten Titel Dean.

Während Stella einsam die Stunden zählte in dem kleinen Pfarrhause zu Larracor und ihre Lebensuhr nur regelte nach den geistvollen Briefen, die Swift ihr sendete, hob für ihn eine glänzende Laufbahn an, die ihn auf den Gipfel irdischer Glückseligkeit zu führen schien. Ehrgeiz und Liebe boten ihm ihre lockendsten Gaben dar.

Gefeiert als der stolze Gegner einer mächtigen Königin, die sich vor seiner Feder mehr fürchtete als vor den Waffen ihrer Feinde, zog Swift die Aufmerksamkeit der schönsten Frauen auf sich.

Unter ihnen war eine Miß Vanhomrigh, ein reiches, reizendes Mädchen, das nicht eher ruhte, bis er das Haus ihrer Mutter besuchte. Swift fing seine Huldigung wieder damit an wie bei Stella, er gab Unterricht und flößte dadurch seiner schönen Zuhörerin jene gefährliche Sucht zur Bewunderung ein, die so leicht in Liebe übergeht. Er hatte aber auch Gelegenheit, durch die herrlichen Anlagen und den glänzenden Verstand seiner Schülerin geblendet zu werden. Die gegenseitige Bezauberung machte in jeder Unterrichtsstunde des gefeierten Lehrmeisters reißende Fortschritte.

Swift war jedoch so sehr ein echter Jünger der Wissenschaft, daß er nicht ohne einiges Mißfallen bemerkte, wie gleichgültig und fast taub seine Schülerin sich für dieselbe zeigte, als er, ohne jemals ein Wort von Liebe zu ihr zu reden, die Unterrichtsstunden mit anscheinender Seelenruhe fortsetzte. Einer leise tadelnden Bemerkung seinerseits folgte eines Tages ein Tränenstrom ihrerseits und die glühendste Liebeserklärung, die jemals über die bebenden Lippen eines jungen Mädchens gekommen sein mag.

Aber anstatt entzückt, womöglich noch glühender, zu antworten, wie sie es mit Recht erwarten konnte, stand Swift ihr verlegen und bestürzt gegenüber. Ja, er versuchte, ihre Worte in Scherz zu verwandeln

und sie gewissermaßen zur Zurücknahme derselben zu zwingen.

Die Verzweiflung des jungen Mädchens war grenzenlos nach einer solchen Niederlage ihres weiblichen Stolzes; indessen war die Schranke einmal übersprungen, und die Versuche, die unbegreifliche Zurückhaltung des geliebten Mannes dennoch zu besiegen, wiederholten sich in einer Weise, die für Swift sehr bedenklich werden konnte. Er fühlte sich innerlich überwunden von dieser reizvollen Glut und suchte sich durch die Flucht zu retten. Der Gedanke, ein unverzeihliches Unrecht an seiner armen, einsamen Stella zu begehen, war ihm unerträglich und trieb ihn fort.

Er sagte sich, wenn er sich zu einer Heirat entschlösse, dürfe er nur Stella wählen, die ihm ihre ganze Jugend und ihren Ruf geopfert hatte. Als er aber in Irland ankam, fühlte er sich tief unglücklich durch die Entfernung von dem liebeglühenden, schönen Mädchen, das sich ihm wie eine volle, süße Rose vor die Füße geworfen und das er achtlos liegen gelassen hatte. Er versank in feindselige Verstimmung gegen Stella, die ahnungslos in unveränderter Zärtlichkeit und Sorge ihre Tage für ihn verwendete. Seine tiefe Melancholie betrübte sie so sehr, daß sie selbst zu wünschen begann, er möge in das zerstreuende Leben von London zurückkehren.

Das Schicksal hatte ihm und ihr diese neue Versuchung vorbehalten; Swift erhielt abermals eine dringende Aufforderung von seinen Freunden, in einer drohenden Ministerkrisis ihnen kämpfend zur

Seite zu stehen. Er flog nach London, Stella blieb trostloser als jemals allein zurück.

Swift war jedoch von den edelsten Entschlüssen zur Entsagung seiner Liebe beseelt; er hatte sich ein ebenso schönes als seltsames Mittel ausgedacht, das liebende Mädchen von der Unmöglichkeit seiner Verbindung mit ihr zu überzeugen. Er schrieb sein herrliches Gedicht „Cadenus und Vanessa", worin er die Entsagung predigt, aber den Gegenstand derselben in so verschwenderischer Farbenpracht schildert, daß es kein Wunder war, in dem jungen Mädchen eine erneute Macht der Leidenschaft entstehen zu sehen. Von nun an nannte sie sich nur Vanessa und bestürmte den Dichter so sehr mit Bitten um Gegenliebe, daß er nachgab und ihr in Gegenwart ihrer Mutter gestand, wie teuer sie ihm sei. Eine Heirat jedoch könne er ihr nicht anbieten, weil er durch andere Verpflichtungen gefesselt sei.

Es ist eine seltene Mannestreue, die Swift hier bewies; zur Zeit der Troubadours wären unsterbliche Lobpreisungen darauf gedichtet worden, jetzt ist man eher geneigt, sie zu verspotten und zu bezweifeln. Jedenfalls wird durch diese Handlungsweise bestätigt, was Swifts Zeitgenosse und Biograph Sheridan über ihn gesagt hat, daß er nämlich ein streng rechtlicher, sittlich reiner und religiös denkender Mann gewesen sei, obwohl er durch seine bitteren Satiren und scharfen Witze vielfach den Schein von Herzlosigkeit auf sich geladen hat.

Er rettete sich abermals vor der Gewalt seiner Liebe zu Vanessa durch die Entfernung von ihr und

schloß sich auf seiner Dechanei zu St. Patrick förmlich ein. Auch Stella sah er nicht wieder und nahm auch keine Briefe von ihr an.

Die Unglückliche verzehrte sich in Gram und Argwohn; es war doch endlich die Kunde von Swifts Verhältnis zu Vanessa auch bis zu ihr gedrungen. Eine tödliche Krankheit schien sie von ihren Leiden befreien zu sollen. — Da erfuhr sie, daß Vanessa in Dublin angekommen sei und mit Gewalt ihren Weg in die Dechanei zu Dean Swift nehmen wolle.

Halb sterbend sendete Stella einen Boten an Swift, ihn um eine letzte Zusammenkunft ersuchend. Swift erschrak, er schob die ganze rettungslose Erkrankung der einst so teuren Freundin auf die Ankunft Vanessas und zürnte dieser deshalb aufs heftigste. Auch war er in großer Besorgnis, sein Ruf als Geistlicher werde durch Vanessas ungestümes Benehmen in Gefahr geraten. Er schrieb ihr einen drohenden, abweisenden Brief, mit der dringenden Bitte, sogleich wieder abzureisen und — eilte, so schnell er konnte, zu Stella.

Er fand sie im tiefsten Leid um ihn und erkannte im ersten Augenblicke, daß ihre Krankheit mehr im Gemüte als im Körper lag. Er wiederholte seine Besuche wie in der früheren Zeit und fühlte seine Zuneigung mit seinem Mitleiden wachsen. Er forschte nach den Wünschen der armen Kranken und versprach, alle zu erfüllen, wenn es in seinen Kräften stände. Sie schwieg jedoch darüber, wenn auch mit sichtlicher Ueberwindung. Swift beauftragte endlich

einen gemeinschaftlichen Freund, ihr Vertrauen zu gewinnen und das Ergebnis ihm mitzuteilen.

Unter Tränen und Klagen war denn auf diese Weise das Geständnis über ihre Lippen getreten, daß sie immer gehofft hätte, Swift, den sie so über alles innig liebte, würde sich doch endlich mit ihr verheiraten. Daß sie aus diesem Grunde die Urteile der Welt über das seltsame Verhältnis ruhig ertragen hätte, jetzt aber der Schmerz über ihren verlorenen Ruf die Ursache ihres Kummers sei, da Swifts Neigung für Vanessa ihn an einer Heirat mit Stella jedenfalls hindern würde, und nur der Tod sie trösten könnte.

Swift fühlte, wie sehr sie im Recht und er im Unrecht war; er ließ ihr sagen, daß er bereit sei, sich mit ihr trauen zu lassen, aber heimlich, und daß die bisherige Lebensweise getrennter Haushaltungen unverändert fortbestehen müsse. Obwohl Stella diese Bedingungen kränkend finden konnte, ging sie doch freudig darauf ein, vielleicht schon deshalb, weil diese Ehe ein Sieg über ihre Nebenbuhlerin Vanessa war.

Stellas Trauung mit Swift wurde im Jahre 1716 vollzogen; er war damals neunundvierzig und sie vielleicht fünfunddreißig Jahre alt. Die Angaben über ihr Geburtsjahr sind verschieden, jedoch ist es jedenfalls zwischen 1681 und 1683 anzunehmen. Ihr Verhältnis zu Swift bestand eigentlich seit ihrem achtzehnten Lebensjahre und dauerte bis zu ihrem Tode, der nur wenige Jahre nach ihrer Trauung stattfand.

Vanessas Schicksal endete wie ein echter Roman. Als sie Swifts Ehe mit Stella erfuhr, die noch dazu eigentlich erst durch ihre unvorsichtige Reise nach Dublin zu Stande gekommen war, verfiel sie in ein hitziges Fieber und starb, nachdem sie ihr Testament zu Gunsten Swifts widerrief.

Swift nahm sich ihren Tod sehr zu Herzen, obgleich man ihn beschuldigte, er habe keins. Er ging mehrere Monate in die tiefste Einsamkeit, und die nächsten Freunde fürchteten, er würde sich das Leben nehmen. Er kehrte jedoch zu seiner Dechanei zurück und widmete sich eifrig seinem Amte. Gegen Stella wurde er liebevoller und zeigte ihr viel Vertrauen in der letzten Zeit ihres Lebens, aber er verweigerte standhaft die Bekanntmachung seiner Heirat mit ihr, was sie so tief kränkte, daß sie ihm ihr kleines Vermögen entzog und ein Testament zu Gunsten wohltätiger Anstalten machte. Er betrauerte sie demungeachtet innig und versank in den letzten Jahren seines Lebens in förmliche Gemütskrankheit, immer ihrer gedenkend und seine Vereinsamung beklagend. Er überlebte Stella indessen um mehr als zwanzig Jahre.

Voltaire und die Marquise du Châtelet.

Man hat sich daran gewöhnt, in Voltaire den Dichter des Zweifels, der Spottlust, der Verneinung und der Verstandeskälte zu sehen. Aber bei tieferem Eingehen in seine Werke und in seine Lebensgeschichte entdeckt man, daß er Herzenswärme und Gefühlsinnigkeit besaß, die sich bei seinem Umgang mit den Frauen oft in hohem Grade offenbarten.

Seine weltberühmte Häßlichkeit, diese Satire der Natur, die den schönen Geistern so oft einen schönen Leib versagt, hat wohl Veranlassung dazu gegeben, daß man glaubte, er sei von weiblichen Augen mit Verachtung betrachtet worden. Dies ist ein Irrtum; Voltaire ist gewiß mehr von den Frauen gefeiert worden als irgend ein anderer Dichter, gerade weil er für herzenskalt und schwer zugänglich galt, was den weiblichen Ehrgeiz reizt.

Der erste weibliche Name im Lebensbuche von Voltaire hatte einen sehr frivolen Klang, es war Ninon de l'Enclos; doch schadete ihre Zuneigung ihm nicht, denn er war zehn Jahre alt und sie bereits achtzig. Sie ahnte in dem lebhaften Knaben wahrscheinlich den Keim zu einer Geistesgröße. Als einer

ihrer letzten Verehrer, der berüchtigte Abbé de Châteauneuf, Voltaires Pate, ihn ihr vorstellte, schenkte sie ihm zweitausend Frank, damit er sich die Mittel zum Ruhm, nämlich Bücher, kaufen konnte.

Der erste Erfolg des jungen Dichters, der am 20. Februar 1694 geboren wurde, fiel schon in sein siebzehntes Lebensjahr. Er verfaßte anonym ein Lobgedicht auf den Dauphin und schenkte es einem alten verabschiedeten Offizier, der es bei Hofe für sein eignes ausgab und eine Pension als Belohnung dafür erhielt. Als man den wahren Verfasser kennen lernte, erregte er das größte Aufsehen, und die vornehme Welt bestürmte ihn mit Einladungen.

In den Zirkeln des Herzogs von Vendôme und des Prinzen von Conti war er täglicher Gast, weshalb er den Beinamen: „Confident des princes“ erhielt.

Fast zu derselben Zeit vollendete er sein Meisterwerk Oedipus, welches er nach dem Vorbilde von Sophokles geschrieben hatte. Doch wurde es zu seinem großen Kummer nicht im Théâtre français aufgeführt, weil die dort vorschriftsmäßige Liebesszene fehlte.

Er reichte es bei einer Preisbewerbung der Akademie ein, aber erfuhr die Zurücksetzung, daß ein sehr mittelmäßiges Stück dem seinigen vorgezogen wurde.

Der jugendliche Dichter, damals hieß er noch Arouet, erst später legte er sich den adligen Namen Voltaire selbst bei, schrieb einige beißende Spott-

gedichte auf das Théâtre français und gegen die Akademie, um sich an beiden zu rächen. Doch mußte er die Flucht ergreifen, da ihm Gefängnisstrafe dafür angedroht ward. Er fand im Haag ein Unterkommen bei einem französischen Gesandten. Dort verfaßte er heimlich Epigramme und Anekdoten über Personen von Bedeutung und hohem Rang, um sich einen Broterwerb damit zu verschaffen. Eine Dame, Madame Dunoyer, half ihm dabei, gemeinschaftlich mit ihrer schönen Tochter. Voltaire verliebte sich in die Tochter und fand trotz seiner Häßlichkeit Gehör bei dieser, doch wurde ihm ihre Hand von ihren Verwandten abgeschlagen. Sie heiratete bald nachher einen Herrn von Winterfeldt, worüber Voltaire sich so ärgerte, daß er fortging. Er kehrte nach Paris zurück und geriet in Verdacht, Spottgedichte auf den toten König und auf den Regenten gemacht zu haben. Infolge dessen wurde er in die Bastille gebracht, wo er ein ganzes Jahr ohne Tinte und Feder blieb. Trotzdem verfaßte er dort sein berühmtes Gedicht: „Die Henriade"; schrieb es aber erst nieder, nachdem er freigelassen war.

Seine Freunde empfingen ihn mit den lebhaftesten Huldigungen, als er das Gefängnis verließ, und sogar der Regent überhäufte ihn mit Aus-
ichnungen; er gab ihm in einer Audienz die
chelhaftesten Versicherungen, für ihn sorgen zu

ltaire erwiderte ihm lächelnd: „Ich werde
ehr freuen, wenn Eure Hoheit mir Nahrung
wollen, aber für freie Wohnung danke ich

bestens, wenn sie etwa wieder in der Bastille liegen sollte."

Voltaire erhielt zahlreiche Einladungen, auch auf das Schloß des Herzogs von Bethune, wo sich damals ein Kreis von intelligenten und aristokratischen Personen zusammenfand. Er lernte dort auch Madame Dacier, geborene Lefèbre kennen, die gelehrteste Dame in Frankreich, welche den Homer übersetzte und lateinische Bücher schrieb, aus denen der Dauphin Unterricht erhielt.

Voltaires Vorliebe für gelehrte Frauen ist wahrscheinlich durch die Dacier angeregt.

Auch eine Baronin de Rupelmonde wußte ihn zu bezaubern, sie lud ihn ein, sie in Holland zu besuchen. Er schrieb ein Gedicht, worin er sie als Urania feierte, jenes Urbild der weiblichen Vollkommenheit in der griechischen Götterlehre. Er ahnte damals wohl noch nicht, daß er noch eine andere Urania verehren würde, die in viel höherem Grade Geist und Wissen besaß, deren Beinamen „die göttliche Emilie", er so berühmt machen sollte.

Bevor er jedoch diese kennen und lieben lernte, trat er noch in nähere Beziehungen zu zwei jungen Schauspielerinnen. Der Name der einen ist nicht auf die Nachwelt gekommen, aber eine Szene aus Voltaires Leben, worin sie mitwirkte, ist desto bekannter geworden.

Er hatte seine Tragödie „Artemise" vollendet und die Hauptrolle jener jungen schönen, aber talentlosen Dame mit vieler Mühe selbst einstudiert. Bei der

Darstellung wurde das Stück schon im zweiten Akt ausgepfiffen.

Der Dichter geriet in namenlosen Zorn, er stürzte auf die Bühne des Théâtre français, und hielt laut schreiend eine Anrede an die Zuschauer, worin er teils schimpfte, teils flehentlich bat, doch wenigstens den letzten Akt seiner Tragödie abzuwarten. Mit lautem Lachen und verdoppeltem Pfeifen wurde er empfangen, bis plötzlich ein Teil des Publikums in ihm den berühmten Verfasser von „Oedipe" erkannte und ihn mit Beifall überschüttete, das Stück auch bis zu Ende anhörte.

Aber Voltaire war zu tief beleidigt von diesem Mißerfolg, er ließ „Artemise" nie wieder aufführen und schrieb eine Sentenz darüber:

„Ein Mann von Geschmack und literarischer Bildung verstand es sehr gut, gründlich zu erklären, wie es kommt, daß ein Stück viel Interesse erregt und doch wertlos ist. Er bewies mit wenigen Worten, daß es nicht genug sei, einige Stellen zu schreiben, wie sie in jedem Roman vorkommen und fast immer auf das Publikum wirken, sondern daß man neu sein müsse, ohne verschroben zu sein, daß man stets erhaben und doch natürlich schreiben solle, daß man ein großer Dichter sein müsse, daß man seine Muttersprache mit vollendeter Reinheit rede, daß niemals der Reim dem Gedanken schade.

Es gibt nur sehr wenige gute Tragödien, entweder sind es Idyllen im Dialog, oder es sind politische Gespräche, die einschläfern, oder es sind lange Reden mit den Göttern, weil man den Menschen sich

nicht verständlich machen kann, voll falscher Grundsätze und voll von Gemeinplätzen.

Der weise Mann, welcher diese Sätze niederschrieb, mußte es erleben, daß seine Stücke ausgepfiffen wurden!"

Die Wunde, welche Voltaires Eitelkeit durch den Mißerfolg dieses Stückes erhielt, wurde allerdings sehr bald geheilt durch den rauschenden Beifall für seine anderen Tragödien. Indessen bleibt es doch immer merkwürdig, namentlich für dramatische Dichter, daß der Ruhm nicht immer vor dem Auspfeifen schützt.

Die Liebe für die junge Schauspielerin ging übrigens in Voltaires Herzen mit seinem Stücke zu Grunde. Er hat sich nicht weiter um sie bekümmert, und mußte sich wohl eingestehen, daß sie durch ihren Mangel an Talent an dem Fiasko schuld war.

Er widmete deshalb sein Interesse mit verdoppeltem Eifer der berühmten talentvollen Adrienne Lecouvreur. Doch sollte er auch mit dieser Darstellerin Mißgeschicke erleben, die folgenschwer für sein Leben wurden.

Es fand ein großes Fest statt bei dem Präsidenten Desmaisons, einem reichen Beschützer armer Berühmtheiten. Das Landhaus desselben war ein Prachtbau, von Mansard errichtet, der die Mansarden erfunden hat. Auf der dortigen Bühne sollte Adrienne Lecouvreur in einem neuen Stück von Voltaire auftreten, und die Elite der Pariser Welt hatte Einladungen dazu erhalten. Mit gespannter Er-

wartung harrte man auf den Beginn des Stückes — da ergriffen plötzlich die sämtlichen Gäste die Flucht, denn Voltaire hatte einen Fieberanfall bekommen, in welchem die anwesenden Aerzte die schwarzen Blattern erkannten. Niemand blieb im Prachtbau außer Adrienne Lecouvreur, welche den erkrankten Dichter mit wahrhaft heldenmäßigem Mut pflegte. Es entspann sich hieraus ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen Voltaire und der schönen Adrienne. Wenige Jahre später sollte ihr dieser Liebesdienst in sehr schauerlicher Weise vergolten werden.

Durch ihre unglückbringende Liebe zum Grafen Moritz von Sachsen ist die Künstlerin fast berühmter geworden als durch ihr Talent.

Der leichtsinnige Königssohn knüpfte ein Liebesverhältnis mit einigen anderen Damen an, von denen eine aus Eifersucht die arme Adrienne vergiften ließ, entweder durch einen Blumenstrauß oder durch eine Schachtel mit Zuckerwerk.

Sie starb verlassen von allen ihren Freunden, nur Voltaire kam zu ihr. Er drückte ihr die Augen zu und war bei ihrem einsamen Begräbnis zugegen. Dieses konnte nicht in geweihter Erde stattfinden, weil damals die Schauspieler von der Geistlichkeit in den Bann getan waren.

Ohne jede Feierlichkeit, ohne Wachskerzen, ohne Weihrauch, ja sogar ohne Sarg, wie ein Paket in Tücher gehüllt, wurde die berühmte Tote in einen Mietswagen gehoben und am Ufer der Seine be-

graben. Voltaire war empört darüber, er dichtete eine Apotheose, welche das schönste, dauerhafteste Denkmal für Adrienne Lecouvreur wurde.

Voltaire ging bald nachher nach London, wo er die Schauspielerin Siddons mit allen Ehren der Kirche begraben sah, und daraus Gelegenheit nahm, den Unterschied zwischen Frankreich und England hinsichtlich der Toleranz hervorzuheben.

Auch Newtons pomphaftes Begräbnis machte tiefen Eindruck auf ihn, er war schon früher durch dessen Weltsystem begeisterter Anhänger und Verehrer dieses Neugestalters der Naturwissenschaft gewesen. Als er nun sah, wie England ihn feierte — sechs Herzöge und sechs Grafen trugen seinen Sarg nach Westminster — zürnte er der französischen Regierung, weil sie dem Kultus des Genius noch so ganz abhold war.

Wenn Voltaire hätte annehmen können, daß seine eigne Totenfeier einst so viel glänzender in Paris abgehalten werden sollte, würde er vielleicht vollkommen befriedigt gewesen sein und weniger Schmähschriften gegen Frankreich geschleudert haben.

Als er aus England zurückgekehrt war, schrieb er Satiren und Vorwürfe gegen die Regierung. Es war also begreiflich, daß diese ihn abermals mit der Bastille bedrohte.

Um dieser Gefahr zu entgehen, verließ er die Hauptstadt und hielt sich unter falschem Namen in Rouen auf, aber er hatte beständig die Befürchtung, erkannt und verhaftet zu werden.

Eines Abends wagte er im Mondschein einen Spaziergang zu machen; bei der Heimkehr in seine bescheidene Wohnung sah er einige Männer in der Nähe derselben offenbar auf jemand wartend. Sie machten drohende Bewegungen mit ihren Stöcken, und Voltaire erinnerte sich dabei nur allzu deutlich eines Vorgangs, der ihn einst in Paris betroffen und seinen Haß gegen den hohen Adel entflammt hatte.

Es war der welthistorisch gewordene Bubenstreich des Herzogs von Rohan-Chabot, der ihn durch seine Bedienten auf offener Straße durchprügeln ließ, weil Voltaire in einer Schmähschrift ihn angegriffen hatte. Der körperlich schwache Dichter wäre beinahe unter dieser Mißhandlung gestorben, es war also sehr natürlich, daß die Erinnerung daran ihm schon Gemütsbewegungen verursachte.

Er wagte nicht, seine Wohnung zu betreten, und überlegte ängstlich, wohin er sich flüchten sollte, als ein neues Schauspiel seine Aufmerksamkeit erregte. Eine stattliche Reiterin, mit wallenden Federn auf dem Barett, kam in Begleitung eines Kavaliers die Straße entlang und hielt vor seiner Wohnung; ihr Anblick verscheuchte augenblicklich die drohenden Männergestalten. Dadurch ermutigt, trat Voltaire aus seinem Versteck hervor und verbeugte sich vor der Dame, die er gleichsam als seine Retterin betrachten konnte.

Bei der magischen Beleuchtung des Mondes kam sie ihm wahrhaft göttlich vor, und dieser erste

Eindruck blieb in seiner Phantasie haften, denn er nannte die Dame fortan „die göttliche Emilie."

Seine Retterin wurde sie jedoch in Wahrheit. Sie stellte sich dem erstaunten und geschmeichelten Dichter als die Marquise Emilie du Châtelet vor, die durch seine Freunde in Paris erfahren hatte, daß er in Rouen verborgen lebe und zugleich die Gefahr, welche ihm drohe, wiederum verhaftet zu werden. Deshalb war sie rasch entschlossen zu Pferde nach Rouen gejagt, um ihn zu bereden, eine gastliche Freistätte auf ihrem Schlosse anzunehmen. Ihr Gemahl, der begleitende Kavalier, hegte dieselbe Verehrung wie sie für den berühmten Dichter und war entschlossen, ihn vor jeder Gewaltmaßregel der Regierung zu beschützen.

Voltaire nahm natürlicherweise diese großmütige Einladung mit Freuden an. Er ließ sich von dem Ehepaar entführen und blieb jahrelang der Gast desselben.

Später begleitete er es auch nach dem halbverfallenen Schlosse Cirey, welches durch seine Beihilfe wieder wohnlich gemacht wurde.

Voltaire war nämlich durch glänzende Honorare und einige glückliche Geldspekulationen reich geworden. Es gereichte ihm zur Ehre und zum Vergnügen, daß er sich für die empfangenen Wohltaten revanchierte.

Voltaire errichtete in Cirey einen wahren Zauberpalast für die göttliche Emilie, ihr Boudoir wurde mit kostbaren Gemälden von Watteau geziert, in

dem bekannten galanten Genre desselben lag stets eine versteckte Huldigung für sie. Ein Laboratorium und eine Sternwarte ließ er ebenfalls für sie erbauen, denn sie war eine der gelehrtesten Frauen ihrer und aller Zeiten. Sie hat Kommentare zu Newtons Abhandlungen über Metaphysik geschrieben, und die Akademie krönte eine Schrift von ihr über den Ursprung des Feuers. Sie war eine gründliche Lateinerin und eine Autorität in der Mathematik. Sie erregte die Bewunderung und den Neid aller Fachgelehrten. Voltaire arbeitete mit ihr gemeinschaftlich in dem Laboratorium und nannte sie dann stets „la docte Uranie".

Friedrich der Große sandte ihr ein kostbares Tintenfaß von Bernstein und Silber zum Geschenk und adressierte es „an Venus-Newton".

Dabei verstand sie trotz dieses reichen männlichen Wissens doch die weiblichen Künste, und war eine vollendete Weltdame, ja sie verschmähte es auch nicht, die weltlichen Freuden zu genießen.

Ein Spottverschen aus jener Zeit beweist, daß sie deshalb eine scharfe Beurteilung erfuhr:

„In ihrem weiten Geist hat alles Raum,
viel Bücher, Bänder, Schmuck und Wissens-Schätze,
viel Ringe, Verse und der Röcke Saum,
auch Kompaß, Kopfputz und gelehrte Sätze,
die Algebra und auch ein Liebestraum."

Ueber das Aeußere der göttlichen Emilie haben sich ihre Zeitgenossen nicht günstiger geäußert. Die

Marquise de Crequi, ihre Kusine, auf welche Goethes Wort allerdings angewendet werden könnte,

„Blutsverwandt heißt er,
und zuerst beißt er,"

sagte von ihr: „Sie war übermäßig robust, eine wilde Reiterin, spielte gern Karten und trank starken Wein. Sie hatte schreckliche Füße und furchtbare Hände; ihre Haut war rauh wie ein Reibeisen, kurz sie war ein vollkommener Schweizergardist, und es ist unbegreiflich, daß sie sich von Voltaire so viel schmeichelhafte Dinge sagen lassen konnte."

Mit ihrem Geburtsnamen hieß Emilie Le Tonnelier de Breteuil, sie wurde im Jahre 1706 in Paris geboren, war also nur zwölf Jahre jünger als Voltaire. Ihr Gemahl, der Marquis du Châtelet, war Kammerherr am Hofe des ehemaligen Königs von Polen, Stanislaus Leszczinski, der sich nur mit geistreichen Leuten umgab. Voltaire war mit dem Ehemann innig befreundet und hat nie einen Beweis von Eifersucht von ihm erhalten.

Wie hoch Emilie selbst Voltaire stellte, zeigt die Inschrift an der Mauer ihres Gartens, wo sie gern mit ihren gelehrten Arbeiten sich beschäftigte. „Die Einsamkeit ist ein Glück, wenn man ein gutes Buch und einen großen Freund haben kann."

Voltaire ließ in demselben Garten die Statuette eines Amor aufstellen mit der Inschrift von Boileau:

Hier steht dein Meister,
er ist's, er war's, er wird's,
und Liebe heißt er!

Der Spruch sollte der gelehrten Frau sehr gefährlich werden; sie war bereits über vierzig Jahr alt geworden, als er sich an ihr bewahrheitete.

Als sie ihr letztes großes wissenschaftliches Werk unter der Feder hatte, nahm sie außer Voltaires Hilfe auch zuweilen die Mitwirkung des Marquis de Saint-Lambert in Anspruch. Er war mit ihrem Gemahl am Hofe des Königs Stanislaus Leszczinski bekannt geworden und hoffte durch die schöngeistigen Verbindungen Emiliens sich in Paris Anerkennung als Schriftsteller zu verschaffen, deshalb huldigte er der gelehrten Frau in eindringlicher Weise. Sie fühlte sich dadurch geschmeichelt, denn er war ein sehr schöner geistreicher Mann und wenigstens zehn Jahre jünger als sie.

Es ist unzweifelhaft, daß sie eine leidenschaftliche Zuneigung für ihn faßte und Amor nun wirklich ihr Meister wurde. Doch hinderte er sie nicht an ihren gelehrten Arbeiten, sie widmete ihnen sogar ihre Nächte. Um nicht vom Schlafe übermannt zu werden, steckte sie die Hände und Füße in Eiswasser.

Die Folgen dieses unvernünftigen Treibens blieben nicht aus, sie starb eines plötzlichen Todes, ls sie eben ihre Arbeit vollendet hatte.

Voltaire und ihr Gemahl standen tief erschüttert n ihrem Sterbebette, an dem sich eine tragikomische Szene ereignete. Die Verstorbene trug ein Medaillon auf ihrem Herzen, es wurde geöffnet und hoffte sein eignes Bild darin zu entdecken —

aber es enthielt die wohlgetroffenen Züge von Saint-Lambert!

Voltaire betrauerte die göttliche Emilie nichtsdestoweniger von ganzem Herzen. Er schrieb über sie an Friedrich den Großen am 10. September 1739: „Ich habe soeben eine Freundin sterben sehen, die ich während langer glücklicher Jahre geliebt habe; dieser schreckliche Todesfall wird mein Leben auf immer vergiften. Wir sind noch in Cirey, ihr Gemahl und ihr Sohn mit mir, ich kann die Räume nicht verlassen, die durch ihre Anwesenheit geweiht sind. Ich löse mich in Tränen auf und finde darin Erleichterung. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, ich habe die Hälfte meines Ichs verloren, eine Seele, die für mich geschaffen war. Ich suche ihr Bild überall" . . .

Die Antwort war ein königlicher Kondolenzbrief, der zugleich eine schmeichelhafte dringende Einladung nach Berlin zu kommen enthielt, wo er, wenn auch keine Tröstung, doch Zerstreuung finden würde.

Voltaire ließ jedoch erst ein volles Trauerjahr für Emilie vorübergehen, ehe er der Einladung folgte.

Man weiß, daß er mit Ehren aller Art in Berlin überhäuft wurde; er ist gewiß der einzige Poet, dem ein König sechstausend Taler Jahresgehalt gab und ihm, wertvoller als das, auch noch sein Vertrauen schenkte.

Man weiß auch, wie undankbar Voltaire gegen den königlichen Geber war, aber er hat doch ein tiefes

Gefühl für diese schöne Zeit seines Dichterlebens gehabt, wie folgende Strophe beweisen kann, die ihm der Schmerz erpreßte, als er Friedrichs Orden wieder hergeben mußte:

> **Je les reçus avec tendresse,**
> **Je les rends avec douleur,**
> **Tel qu'un amant dans sa fureur**
> **Rend le portrait de sa maîtresse.**

> Ich empfing sie voll herzlicher Dankbarkeit,
> nun folgen die Schmerzen dem Glück —
> so gibt nach köstlicher Liebeszeit
> man der Liebsten ihr Bildnis zurück.

Voltaire erlebte ein sehr hohes und heiteres Alter in Ferney, einem Landsitz in der Schweiz, den er sich fürstlich eingerichtet hatte. Er hielt dort einen förmlichen Hofstaat von berühmten Leuten und ließ sich seine Tragödien von den besten Schauspielern darstellen. Auch die Frauen spendeten ihm noch viele Huldigungen, doch gab er keiner den Platz in seinem Herzen, den einst die göttliche Emilie besessen hat.

Leider aber machte seine Nichte, Madame Denys, ihn noch lächerlich, sie tyrannisierte ihn in Ferney und reiste überall mit ihm hin, wo es Geld und Ehrenbezeigungen einzuheimsen gab. Frau von Epinay schilderte sie offenbar ganz naturgetreu in ihren Memoiren: „Die Nichte Voltaires ist zum Totlachen, es ist eine kleine dicke Frau, ganz rund, etwa fünfzig Jahr alt, es gibt sicherlich keine zweite ihrer Art, häßlich, lügenhaft, aber ohne Bosheit, ohne allen Geist, obwohl sie danach hascht, schreiend, zankend, absprechend über Politik und Literatur, wovon

sie nichts versteht. Sie betet ihren Onkel an, sowohl als Onkel wie als Mensch, er liebt sie, spottet aber über sie."

Diese schreckliche Nichte schleppte den altersschwachen Onkel auch im Jahre 1778 nach Paris, wo er am 30. Mai starb aus Freude über seine Triumphe. Man hatte ihn und sein Stück ‚Irene' auf offener Bühne mit goldenen Lorbeerkronen überschüttet. Die junge schöne Marquise de Villette, welche ihn wie eine Tochter zu lieben behauptete, hatte ihn in ihr Haus eingeladen. Unter ihrer aufopfernden Pflege ereilte ihn der Tod. Seine Nichte geriet in Verzweiflung, verheiratete sich jedoch bald, weil man sie für reich hielt.

Alfieri und Gräfin Albany.

Die Liebe der Dichter erhält ihren reichen Farbenglanz meistenteils durch die zahlreichen Facetten, in denen sie sich abspiegelt, sie ist fast immer polygamisch und die Zahl ihrer geliebten Gegenstände überschreitet gewöhnlich die der neun Musen. Alfieri muß jedoch als eine Ausnahme dieser Regel hervorgehoben werden. Er ist der Gräfin Albany bis zu seinem Tode treu geblieben und hat vor ihr eigentlich keine Geliebte besessen.

Vittorio Graf Alfieri ist am 17. Januar 1749 zu Asti in Piemont geboren und gehörte einer alten reichen Familie an. Er lernte wenig und führte ein untätiges, lockres Leben, bis er vom Schaffensdrang des Dichtergeistes erfaßt wurde. Er hatte große Reisen gemacht, namentlich nach Frankreich und England, wo er einsehen gelernt, wie notwendig es sei, gründliche Kenntnisse zu sammeln, wenn er in der Literatur etwas leisten wollte. Er ging nach Florenz, um mit dem Studium seiner Muttersprache anzufangen, da die toskanische Mundart für die einzig richtige in Italien gilt.

Er wollte nur kurze Zeit in Florenz bleiben, aber es ging ihm dort ganz unerwartet ein neues

Leben auf. In der vornehmen Welt, im Theater und auf Promenaden zog eine schöne junge Frau seine Aufmerksamkeit auf sich. Sie besaß ungemein viel Kenntnisse und viel Geltung in literarischen Kreisen. Sie war reizend; wie Alfieri selbst sie beschreibt, besaß sie schwarze, glänzende Augen, blondes Haar, eine blendend weiße Haut, eine zierliche Stumpfnase, eine volle und schlanke Gestalt. Ihr Charakter war edel, sanft und goldrein. Dazu hatte ihr das Schicksal einen Nimbus verliehen, der des Dichters Herz sowohl, wie seine Phantasie zu blenden vermochte, sie war eine exilierte Königin und eine mißhandelte Gattin.

Es war die Prinzessin von Stolberg-Gedern, die Gemahlin des englischen Kronprätendenten Karl Eduard Stuart, die unter dem Namen Gräfin Albany seit ihrer Vermählung in Italien lebte. Sie war geboren am 20. September 1752 zu Mons im Hennegau; ihr Vater war der Prinz Gustav Adolph von Stolberg-Gedern, der im siebenjährigen Kriege in österreichischen Diensten stand.

Sie war in ihrem zwanzigsten Jahre an den Prätendenten Karl Eduard Grafen von Albany vermählt worden, der mehr als doppelt so alt als sie, schon alle die Vorzüge seiner Stellung und seiner Jugend eingebüßt hatte. Seine Abkunft von Maria Stuart, sein unbestreitbares Recht auf Englands Thron und ein schönes, ritterliches Aeußere machten ihn beim Beginn seiner Laufbahn zu einer europäischen Größe.

Das Mißlingen seiner Unternehmungen zur Wiederbesteigung seines Thrones versetzte ihn in dauernde Verstimmung, in der er sich als einzigen Trostmittels starker Getränke bediente. Er war schon ein völliger Trunkenbold, als er sich mit der jungen, reizenden Prinzessin von Stolberg vermählte. Ihretwegen mußte er eine Herzensverbindung aufgeben, aus der er eine geliebte Tochter besaß, wodurch seine Laune mit Recht noch verdüsterter wurde. Frankreichs Politik hatte seine standesmäßige Vermählung betrieben, um England mit legitimen Thronerben aus dem Hause der Stuarts bedrohen zu können. Da aber die Erben ebenso ausblieben wie das Erbe, so wurde der Prätendent immer wilder in seinen Ausschweifungen und Zornausbrüchen, unter denen seine junge Gemahlin wie eine Märtyrerin zu leiden hatte.

Ihre Lebensweise in Italien glich einem Märchen, sie konnte sich und andern vorkommen wie eine verwünschte Prinzessin. In ihrer Häuslichkeit herrschte die strengste Etikette, man nannte sie stets „Majestät" und ihr Gemahl erließ Befehle wie ein regierender König. Gleichzeitig aber war er auch ihr Zuchtmeister und ließ sie nie aus den Augen; allein auszugehen oder zu fahren war für sie eine Unmöglichkeit. Ihre einzige Erheiterung bestand darin, alle ausgezeichneten Fremden bei sich zu empfangen und zuweilen ins Theater zu gehen.

Reisende damaliger Zeit haben den seltsamen Aufzug geschildert, den das königliche Ehepaar im Theater machte. Die schöne junge Frau saß prächtig

gekleidet vorn an der Logenbrüstung und wurde von der männlichen Jugend der vornehmen Welt eifrig umschwärmt. Im Hintergrunde der Loge lag auf einem Diwan halb schlafend und stets scheltend der Gemahl. Seine zerrüttete Gesundheit und sein trunkener Zustand zwangen ihn zum Liegen. Er konnte nur gehen, wenn er sich auf zwei Diener stützte.

Der Graf Alfieri war achtundzwanzig, die Gräfin Albany fünfundzwanzig Jahre alt, als sie sich kennen lernten. Anfangs wollte er sich ihr fern halten, weil er wenig Achtung vor den Frauen im allgemeinen hatte und besonders an ihrem Geist und ihrem Wissen zweifelte. Er fürchtete, der Umgang mit ihnen würde ihn am Lernen und Dichten hindern. Aber er sah sehr bald ein, daß die Gräfin Albany eigentlich eine Gelehrte war und trotz ihrer Jugend fast seine Lehrmeisterin sein konnte. Er begann namentlich unter ihrer Anleitung seine Tragödien zu schreiben. „Maria Stuart" war die erste, die er ihr zu Liebe schrieb, „Virginia", „Agamemnon", „Orest" folgten rasch, sowie die herrlichen Sonette, die von seinem glühenden Herzen Zeugnisse geben und seinem Urbilde Petrarca würdig zur Seite stehen können. Ganz Italien begeisterte sich für den neuerwachenden Genius und überhäufte ihn mit Anerkennung und Lobpreisungen.

Von Liebe und Ruhm berauscht, konnte Alfieri die niederdrückenden Verhältnisse nicht länger ertragen, in denen sich die angebetete Frau, die Muse seiner Dichtkunst, gefesselt sah. Beinahe vier Jahre

hatte sich die Gräfin Albany als Geliebte Alfieris so tadellos und streng zurückhaltend benommen, daß niemand ihr einen Vorwurf machen konnte, ja sogar der argwöhnische Gemahl kaum Verdacht geschöpft hatte, daß sie der Gegenstand von Alfieris Huldigungen sei.

Der Dichter schildert in seiner Selbstbiographie die Art seines Umganges mit der Geliebten in wirklich rührender Weise. „Ehe ich die Gräfin Albany kennen lernte, war ich nie von einer Leidenschaft ergriffen wie diese, bei welcher Verstand mit dem Herzen sich verbindend und diesem gleichsam die Wagschale haltend, ein unerklärliches Gemisch von Glut und Seelenruhe bildete. Nach und nach nahm dies Gefühl mein ganzes Sein in Anspruch, nachdem ich den Charakter der Geliebten vollständig erkannt und gefunden hatte, daß sie, statt wie gewöhnlich Frauen ein Hindernis auf der Bahn zum Dichterruhm, eine Störung nützlicher Beschäftigung, ich möchte sagen eine Verengerung meines Ideenkreises zu sein, Sporn mir war, Ermunterung und Vorbild zu jedem schönen Werke, so gab ich mich ihr ohne Rückhalt hin, weil ich den seltenen Schatz ihres Gemütes zu schätzen wußte . . . Meine Tage wären in vollständiger Ruhe hingeflossen, wenn nicht die unaufhörlichen häuslichen Quälereien, denen die Geliebte durch ihren betrunkenen, alten, scheltsüchtigen Gemahl ausgesetzt war, mich in Verzweiflung gebracht hätten. Ihre Leiden sah ich für die meinigen an, und ich habe manchesmal Todesqualen ausgehalten ihretwegen. Ich konnte sie nie anders als

in Gegenwart ihres Mannes sehen, wenigstens war er immer nahe und belauschte uns, wenn er im Nebenzimmer sich aufhielt. Ich blieb den ganzen Tag zu Hause mit literarischen Arbeiten beschäftigt und ritt nur meiner Gesundheit wegen auf einem Mietgaul ein paar Stunden spazieren. Am Abende ward mir dann der Trost ihres Anblicks, ein Trost, zu sehr geschmälert durch ihre beständige Niedergeschlagenheit und Betrübnis. Aber dennoch gab mir dieser süße Anblick die Ruhe und Zuversicht, die meine übrige herbe Einsamkeit mir erträglich machten und mich in den Stand setzten, mein tolles Studieren und Arbeiten auszuhalten."

Der Prätendent Karl Eduard war eigentlich von Natur liebenswürdig und freundlich gewesen, aber seine Kränklichkeit, seine Kümmernisse, getäuschten Hoffnungen, Demütigungen aller Art machten ihn mürrisch und unverträglich, besonders im eigenen Hause, gegen Fremde behielt er sein urbanes Wesen bei. Der fürchterliche Hang zum Trunk steigerte seine natürliche Heftigkeit oft bis zur Tobsucht, und es war allerdings begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich, daß seine Gemahlin den Entschluß faßte, ihn zu verlassen. Alfieri hatte jedenfalls viel dazu beigetragen, daß sie diesen Entschluß ausführen konnte. Er hatte seinen Stolz überwunden und war bei allen einflußreichen Persönlichkeiten als Bittsteller aufgetreten, um sie zu bewegen, der Gräfin beizustehen bei der Trennung von ihrem Gemahl. Alfieri rühmt sich, so vorsichtig und zurückhaltend dabei verfahren zu sein, daß alle

Rücksichten der Schicklichkeit befolgt wurden und der Ruf seiner Dame in keiner Weise angetastet werden konnte.

Die argwöhnische Wachsamkeit des hohen Gemahls machte einen Gewaltstreich nötig; er ließ die Gräfin nie allein ausgehen und verschloß ihre Zimmer wie ein Gefängnis. Sie wurde deshalb zu einem Besuch in einem benachbarten Kloster eingeladen, eine Freundin und ihr Gemahl begleiteten sie auf der Fahrt. Dort angelangt, lief sie so rasch voraus, daß ihr derselbe, der stets von zwei Dienern geführt werden mußte, nicht folgen konnte. Als er dem Wagen entstiegen war und die Klosterpforte erreichte, wurde sie ihm vor der Nase verschlossen. Er pochte wie ein Wütender, die Aebtissin erschien an einem Gitterfenster und erklärte ihm, daß seine Gemahlin sich in ihren Schutz begeben habe und daß sowohl sein Bruder der Kardinal, wie auch der Papst selbst die Flucht gebilligt hätten.

In der Tat begab sich die Gräfin nach Rom und wohnte in dem Palaste ihres Schwagers, des Kardinals von York, der sie jedoch auch dringend ermahnte, in klösterlicher Abgeschiedenheit zu leben und keinen Schritt zu tun, der sie in den Augen der Welt kompromittieren könnte. Wahrscheinlich faßte Alfieri in Folge dessen den Entschluß, vorerst in Florenz zu bleiben, damit kein Gerede entstehen könne über sein Einverständnis mit der Gräfin Albany. Er hielt die Trennung von ihr jedoch nicht lange aus und ging erst nach Neapel, von wo es ihn gewaltsam nach Rom zog. Er mietete sich auf der

Villa Strozzi ein und führte ein dichterisches, wie er selbst sagte, seliges Einsiedlerleben. Seine Tragödie „Antigone" und mehrere andere Werke vollendete er dort. Nach vollbrachter Arbeit eilte er des Abends zu „jener, für die er allein lebte und schrieb". Sie empfing ihn nur vor Zeugen in ihrem Salon, und um elf Uhr abends kehrte er regelmäßig zu seiner einsamen Behausung zurück.

Dennoch erregte sein Verhältnis zur Gräfin Albany in Rom bald bedeutenden Anstoß; die italienischen Sitten sind bekanntlich nicht sehr streng, aber eine so hochstehende Dame, die ihren Mann verlassen hatte, konnte nicht ungestraft bleiben. Die Geistlichkeit mischte sich hinein und je mehr Alfieri als Dichter gefeiert wurde, je heftiger traten Neid und Unduldsamkeit gegen sein Teuerstes auf Erden in die Schranken. Er sah sich endlich genötigt, Rom zu verlassen, wo er zwei so glückliche Jahre in der Nähe der Geliebten und in der steten Gesellschaft der Musen verlebt hatte. Er ging nach England, wo er sich durch seine Leidenschaft für schöne Pferde einigermaßen zu zerstreuen suchte.

Die Gräfin Albany beschäftigte sich unterdessen mit der Reinschrift seiner Dichtungen und mit dem eifrigsten Briefwechsel an ihn. Ihr Gemahl bedrängte sie sehr mit Bitten und Drohungen, um ihre Rückkehr zu ihm ins Werk zu setzen. Da wurde ihr ganz unerwartet eine Vermittlung zuteil, die ihre drückenden Ehefesseln für immer und auf legale Weise zu lösen wußte. Der König von Schweden, der edle, schwärmerische und unglückliche Gustav III.,

gegen den kurze Zeit nachher die Mörderhand sich erhob, kam nach Italien und besuchte den Prätendenten. Gustav soll geweint haben über den traurigen Zustand eines Abkömmlings aus so stolzem Königsgeschlecht; vielleicht durchzog eine trübe Ahnung seine Seele, daß es seinen Nachfolgern, den berechtigten Thronerben Schwedens, einst nicht viel besser ergehen würde!

Die Gräfin Albany ersuchte den König von Schweden, ihre förmliche Trennung von ihrem Gemahl zu bewirken. Bereitwillig übernahm er diesen Auftrag, und es gelang ihm, beide Teile möglichst zufriedenzustellen. Er schrieb an den König Ludwig XVI. und machte eine französische Pension für die Gräfin aus, denn sie wollte keinerlei Unterstützung von der Familie ihres Gemahls annehmen. Der Prätendent ersparte auf diese Weise eine bedeutende Summe und adoptierte seine natürliche Tochter, um sich über den Verlust der Gattin zu trösten.

Diese Tochter, unter dem Namen Charlotte Stuart, Herzogin von Albany, lebte noch in Rom zur Zeit von Goethes italienischer Reise. Sie hat die letzten Lebensjahre ihres unglücklichen Vaters durch ihr verständiges, ruhiges und liebevolles Benehmen gegen ihn wesentlich erheitert. Sie überlebte ihn jedoch nicht lange. Karl Eduard starb am 7. Januar 1788. Seine Witwe betrauerte ihn mit Erschütterung, obwohl sie durch seinen Tod erst völlig frei wurde, und von da an ganz ungehindert ihr Leben mit Alfieri zusammen zubrachte.

Sie richteten sich in Paris häuslich ein; ihr Salon wurde von den vornehmsten und berühmtesten Leuten besucht. Ein Engländer schildert die äußere Erscheinung der Gräfin als schön und würdevoll, obwohl sie schon nahe an vierzig Jahre war. Die Ehrenzeichen ihrer Verbindung mit einem Königshause hatte sie beibehalten. In ihrem Salon stand ein vergoldeter Sessel unter einem roten Thronhimmel, alles Silberzeug trug das königliche Wappen, und ihre Dienerschaft gab ihr noch immer den Titel „Majestät".

Paris stand schon an dem Abgrunde der Revolution, in dem für eine Zeitlang alle Geisteskultur und alle Gesittung untergehen sollte, doch war noch der letzte Schimmer der literarischen und höfischen Glanzzeit sichtbar, alle Repräsentanten derselben versammelten sich bei der Gräfin Albany, die in ihren Tagebüchern die Namen verzeichnet hat von Madame de Staël, von Josephine Beauharnais und auch noch von dem Abenteurer Grafen St. Germain.

Alfieri fühlte sich in dem Hause seiner Geliebten sehr wohl, obgleich er eigentlich Paris nicht leiden mochte und es eine „Riesenkloake" nannte. Er war in angenehmer Weise damit beschäftigt, seine Werke herauszugeben, wobei ihm der bekannte Vorläufer der Revolution, Beaumarchais, der Verfasser von „Figaros Hochzeit", behilflich war. Das Lustspiel dieses Namens, das die Jetztzeit nur als Mozarts reizende Oper kennt, war bekanntlich einer der Steine des Anstoßes, die die französische Staatsmaschine aus dem Geleise trieben.

Das Widmungssonett, welches Alfieri an der Spitze seiner Werke an die Gräfin Albany richtete, gab hinreichendes Zeugnis, wie unverändert seine Gefühle für sie waren: „Du allein bist der Quell meines Dichtens und Schaffens; mein Leben zählt nur von dem Tage an, wo es sich mit Deinem Leben verschlang."

Die immer ärger werdenden Stürme der Revolution wirkten jedoch natürlicherweise störend ein auf das literarisch-beschauliche Leben, welches Alfieri und Gräfin Albany in Paris führten. Einmal wurde in ihrem eigenen Salon eine Stimme der Revolution laut, die wohl erschrecken konnte. Der Maler David, derselbe, der nachher sich vor Napoleon beugte, nannte die unglückliche Marie Antoinette vor allen anwesenden Gästen „eine Megäre".

Die mißlungene Flucht des Königspaares gab das Signal zur Abreise für alle, die Paris noch zu verlassen imstande waren. Auch Alfieri mit „seiner Dame", wie er sie nannte, wenn er öffentlich von ihr sprach, sonst sagte er auch gern „meine süße Hälfte", unternahm eine Reise nach England.

Die sittenstrenge englische Gesellschaft nahm die einst geschiedene Frau, deren Verhältnis zu Alfieri allgemein bekannt war, mit großer Artigkeit auf. Die Verwandtschaft mit den königlichen Stuarts wird hierbei wohl von Einfluß gewesen sein.

Sogar der Hof empfing die Witwe des letzten Stuarts und überhäufte sie mit Auszeichnungen, die sie sich gern gefallen ließ, obgleich es ihr doch ein seltsames Bewußtsein gewesen sein muß, daß eigent-

lich ihr unglücklicher Gemahl der Erbe dieses stolzen englischen Thrones hätte sein sollen.

Alfieri und seine Dame mußten jedoch den Aufenthalt in England abkürzen, weil ihre Geldmittel nicht ausreichten, da die Assignate der französischen Regierung, woraus ihre Einkünfte hauptsächlich bestanden, gänzlich entwertet wurden. Frankreich bot indessen damals einen so unsichern Aufenthalt dar, daß die Gräfin Albany beschloß, nachdem sie noch einige Zeit in Paris verweilt hatte, wieder nach Italien zurückzugehen.

Alfieri war durch die falschen „Freiheitsmacher" der französischen Revolution von seinem Durste nach Freiheit beinahe gänzlich geheilt. Zum Ueberfluß fand er in Italien bald genug die Franzosen als Unterdrücker wieder, während sie sich rühmten, alle Völker befreien zu wollen. Der Franzosenhaß Alfieris wurde so lebhaft, daß ihm und seiner Dame die größte Gefahr dadurch erwuchs. Napoleon machte sich ein Vergnügen daraus, die Gräfin Albany ähnlich zu bedrohen wie zwei andere berühmte Frauen, die Staël und Recamier. Er ließ sie nach Paris kommen, um ihren möglichen politischen Einfluß in Florenz zu hintertreiben. Indessen behandelte er sie mit wahrhafter Höflichkeit, er ließ ihr sogar eine königliche Loge im Theater anweisen und gewährte ihr die Mittel, ihrem hohen Range angemessenen Aufwand zu machen. Als sie nach einem einjährigen Zwangsaufenthalte Paris wieder zu verlassen wünschte, erteilte ihr der Kaiser sogleich die Erlaubnis dazu.

Alfieris Kränklichkeit hatte indessen zugenommen und er starb vor dem soeben erwähnten Aufenthalte der Gräfin in Paris, der ihn gewiß aufs äußerste empört haben würde, als Gewaltakt des verhaßten „Usurpators", wie er Napoleon stets genannt hat.

Fünfundzwanzig Jahre hatte das berühmte Paar in ungestörter Uebereinstimmung verlebt; wohl mochte momentan Alfieris herrisches und mürrisches Wesen seine Gefährtin verletzt haben, aber ernstlich getrübt wurde ihr beiderseitiges Verhältnis niemals. Alfieri schrieb noch in der letzten Lebenszeit: „Ich täusche mich sicherlich nicht, indem ich jetzt, nach so langen Jahren, nachdem ich in das Alter bitterer Enttäuschung getreten bin, immer mehr an der Freundin hange, jemehr, nach den Gesetzen der Zeit, der vergängliche Reiz hinfälliger Schönheit schwindet. In ihr erhebt sich, mildert und veredelt sich mein Geist von Tage zu Tage, und dasselbe erkühne ich mich von ihr zu glauben und zu sagen, die in mir vielleicht Stütze und Kräftigung findet. Zwischen uns war nie Unwahrheit, noch Mißtrauen, noch Geringschätzung, noch Vorwürfe. Das Scheiden aus dieser traurigen Welt wird mir keinen anderen Schmerz bringen, als die Trennung von der Freundin. Ich flehe den Himmel an, mich wenigstens zuerst abzurufen . . . ."

Die Gräfin Albany schrieb an einen seiner Freunde zwei Monate nach seinem Tode: „Ich bin die unglücklichste Frau, ich habe die Empfindung

verloren, Trost und Gesellschaft sind mir geraubt. Ich stehe allein in der Welt, die mir zur Last ist. Beinahe sechsundzwanzig Jahre haben wir für einander gelebt. Ich saß stets neben ihm bei der Arbeit, ich ermahnte ihn, sich nicht zu sehr anzustrengen. Seine glühende Seele konnte nicht in dem Körper weilen, den sie fortwährend untergrub."

Der Dichter hat ihr all sein Hab und Gut vermacht, besonders den Schatz seiner Manuskripte, die sie mit der größten Pietät selbst durchsah und auf ihre Kosten drucken ließ. Er hat mehr als zwanzig Tragödien gedichtet und man nannte ihn in Florenz den „Fürsten des Trauerspiels", weil er eine ganz neue Richtung der Bühne durch seine Werke hervorgerufen hat.

Die Gräfin Albany ließ ihm in der Kreuzkirche zu Florenz ein Denkmal von der Meisterhand Canovas in Marmor meißeln und bestimmte ihre eigene Grabstätte daneben, die sie jedoch erst zwanzig Jahre später einnahm. Sie starb 1823 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre.

Man hat oft behauptet, Alfieri und seine Freundin seien heimlich vermählt gewesen, ein Jahr nach dem Tode Karl Eduards, ihres königlichen Gemahls, habe die Trauung stattgefunden, aber dies ist ein Irrtum, es bestand nie eine Ehe zwischen dem berühmten Liebespaare. Man duldete aus Gewohnheit und aus Rücksicht für den Ausnahmefall das Zusammenleben desselben und untersuchte nicht, inwiefern es ein erlaubtes war.

Der Wahrheit, wenn auch nicht der Gräfin Albany, die Ehre zu geben, muß übrigens noch hinzugefügt werden, daß sie einen Ersatz für den Dichter in einem Maler fand, der mehr als vierzehn Jahre jünger als sie, ganz und gar die Stelle in ihrem Leben einnahm, die früher Alfieri besessen hatte. Es war François Fabre, ein talentvoller, gebildeter Mann, der sich auch als Künstler einen gewissen Ruf erworben hat. Er unterrichtete anfangs die Gräfin im Malen, wozu sie viel Begabung hatte, und wurde dann der Freund und Hausgenosse derselben. Auch Alfieri war ihm sehr zugetan und wurde von ihm enthusiastisch verehrt. Fabre malte mehrere Male das Bildnis des Dichters und seiner Freundin; Raphael Morghen stach es in Kupfer.

Rahel Levin und Graf Finckenstein.

Rahel ist wie Sokrates berühmt, ohne Schriften hinterlassen zu haben. Man hat ihren Einfluß auf die Entwicklung deutschen Lebens anerkannt, man hat sie als Berühmtheit gefeiert, auch wohl ein wenig Abgötterei mit ihr getrieben.

Rahel fühlte sich selbst als „hochgeborene Seele". In einem Briefe vom 27. Februar 1812 sagt sie dies ausdrücklich, in ihrer eigentümlichen prägnanten Weise, die stets das rechte, das allein wahre Wort für die Sache findet: „Ich bin eine Falschgeborene und sollte eine Hochgeborene für meinen inneren wohlergiebigen Grund sein! — Du sprichst von meinem Talent, hab' ich ein namhaftes Talent? Doch nur das, das Leben zu fassen und manchmal barock in komischer oder tragischer Hülle, es zu nennen, was ich sah.

Die holde, freigiebige, sorglose Natur hat mir eins der feinsten und stark organisiertesten Herzen gegeben. Ich besitze keine persönliche Liebenswürdigkeit und meine einzige Grazie in meiner ganzen Natur ist der Leichtsinn, den mir der gütige Gott gegeben hat, gänzlich meine Persönlichkeit vergessen zu können. Mein rauher, strenger, launenhafter, fast toller Vater brach mein Talent zur Tat, ohne meinen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt, die besten Eigenschaften werden dadurch entstellt und verdreht. —

Ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich nicht

nur das Schlechte hasse, nein ich liebe das Gute, was ich finde, in der leidenschaftlichen Verehrung und mit dem deutlichsten Bewußtsein — das ist mein Glück, meine Schönheit, die mir der Himmel gab, ein Geschenk der Götter. Und was für eine Jugend hatte ich, nichts wurde mir gegönnt, alles beschränkt, getadelt. Dazu war ich arm, eine Jüdin, nicht hübsch, ignorant, sans grâce, sans talents et sans instruction .... Und von jeher war mir die Gesellschaft die Hälfte des Lebens, weil ich richtig fühlte, was sie sein sollte: der sich bewußte, behagliche Verein im Genuß und Weiterbringen alles menschlich schon Geleisteten. Durch keinen Kampf aber muß man in solchen Bildungskreis, wo Natur und Geistesausbeute sich durchdrungen haben, gelangen! Wie zu keinem Glück! Den Kampf also bin ich satt, weil ich ihn nicht zu führen verstehe, weil ich ihn verachte, ebenso wie das Schicksal, das mich dazu verdammen konnte."

Das schönste, deutlichste Bild von Rahel tritt uns aus ihren eigenen arglos geschriebenen Worten entgegen. Sie war eine hochgeborene Natur, nichts Niedriges in ihr; Geistesklarheit und Herzenswärme vereinigten sich in ihr in einem so hohen Grade, daß sie hinreißend wirkte, wo sie erschien und erkannt wurde. Ihre Herzensgüte spricht sie mit den rührend wahren Worten aus: „Ich kann kein Angesicht kränken und kein gekränktes sehen." Ein Hauptzug ihres interessanten Bildes ist der Humor, diese Geistesblüte, die in der Frauennatur so selten gedeiht. Bei allen ihren Selbstschilderungen zeigt er

sich in der köstlichsten Weise, der reizendsten Selbstironie. „Ich liebe die Leute, die ein tendre haben können und die ganz besonders, die eins für mich haben können. Ich bin so nichts, wenn man mich nicht lange kennt, daß die Leute schon etwas bei mir gelten, die mich nur von Ansehen hassen. — Es gibt so viele Mißverständnisse der Leute über mich; sie können es noch nicht vergessen, daß ich schon mit vierzehn Jahren witzig war, sie fürchten mich, weil sie mich für klug halten, und jeder Blick aus meinen unglücklich tiefliegenden Augen ist ihnen verdächtig — und ich büße durch Ennui, man ennuyiert mich um meinen ganzen Verstand —. Daß ich klug bin, merke ich erst immer an der Dummheit anderer. — Warum sollte ich nicht natürlich sein? Ich wüßte nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affektieren."

Ein Seelenkenner, der nur aus Briefen und Schilderungen anderer von ihr gehört hatte, Goethe, zeichnet ihr Bild folgendermaßen: „Ja, sie ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstande, die immer denkt, und ist stark in jeder Empfindung, doch leicht in ihren Aeußerungen. Jenes gibt ihr eine große Bedeutung, dieses macht sie angenehm, jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, dieses, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt. Sie ist sich immer gleich, immer in ihrer eigenen Art bewegt und doch ruhig, kurz sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte. Man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten."

Und solch ein Wesen mußte allerdings dazu be-

rufen sein, von den lebhaften geistigen Strömungen des neuen Jahrhunderts emporgetragen zu werden.

Die letzten Geistesblitze des großen Friedrich, die aufgehende Geistessonne Goethes, die Gestirne der beiden Humboldts erleuchteten Berlin, als Rahel Levin auf den Schauplatz der Gesellschaft trat. Sie war am 17. Mai 1771 geboren, also ungefähr drei- oder vierundzwanzig Jahre alt zu dem Zeitpunkte, aus dem ihre ersten merkwürdigen Briefe herrühren. Diese sind an ihren Jugendfreund Veit in Hamburg gerichtet und geben ein treues Spiegelbild ihrer Seele. Sie schwärmt für Homer; ihre Bewunderung für ihn steigert sich fast bis zu einem Wehgefühl. Sie stellt Goethe neben ihn und spricht schon mit einer Art von Anbetung von ihm, die ihm später auf seinem olympischen Throne von aller Menschen als gewohnter Weihrauch dargebracht wurde. Sie ließ keine irgend bedeutende Erscheinung der Literatur unbeachtet. Lessing war ihr Lehrmeister und Jean Paul ihr Liebling. Ueber Jakobis „Woldemar" schrieb sie eine vollständige Abhandlung, durch die sie zuerst in Beziehung mit Wilhelm von Humboldt trat, denn Veit teilte sie demselben mit, als er selbst seine berühmte Kritik darüber veröffentlicht hatte.

Die beiden Schlegels, die Grafen Bernstorf und Dohna gehörten auch schon damals zu ihrem engeren Umgangskreise und einige Jahre später, 1800, gesellte sich auch Prinz Louis Ferdinand dazu. Sie schrieb darüber an Gustav von Brinckmann in Stockholm: „Wissen Sie, wer jetzt noch meine Bekannt-

schaft gemacht hat? Prinz Louis! Den find' ich gründlich liebenswürdig. Er hat mich gefragt, ob er mich öfter besuchen dürfe, und ich nahm ihm das Versprechen ab. Solche Bekanntschaft soll er noch nicht genossen haben; ordentliche Dachstubenwahrheit wird er hören."

Obwohl von so ausgezeichneten Männern gefeiert und von so viel geistiger Anregung umgeben, fühlte sich Rahel doch oft unbefriedigt und unglücklich. Sie klagt: „Es ist des An- und Ausziehens nicht wert, der Morgen weckt keine neuen Freuden und der Abend läßt keine Lust zum Hoffen übrig —. Ich gehe fast gar nicht aus, weil keine Luft mir gut genug ist, alle Gesellschaft, wo ich hinkommen kann, ist mir verhaßt. Ich bekomme vom Zuhören Ennuis und Anstrengungsschmerzen, im Theater dasselbe, im Konzert noch obendrein vom Zug. Ich bleibe auch immer mager, gehöre also nicht zu den Narren des Beaumarchais, die von Langerweile fett werden. Ein Vergnügen oder eine Satisfaktion habe ich gar nicht und nie höre oder sehe ich etwas Interessantes."

Diese Klage entstand gewiß aus der Herzensöde, die auch bei der stärksten Frauennatur einmal zur Geltung kommt. Die Liebessehnsucht Rahels kleidete sich in Humor, sie lächelte unter Tränen. So sagte sie: „Mit meinem Lieben ist's nichts. Amor, der Verräter, reicht mir nur dünne Binden und anderen gar keine für mich."

Daß Rahel mit ihrem Scharfblick sich nicht leicht Selbsttäuschungen hingab, war natürlich. Sie merkte es sehr bald, wie selten ein Mann das Ideal

einer Frauenseele erfüllt, und wußte auch sehr gut, daß sie die Reize nicht besaß, wodurch Männerliebe erweckt wird. Sie war weder schön noch jung, sondern schon neunundzwanzig, klein, mager, gelb, von starken, unschönen Zügen, nur hübsche kleine Hände besaß sie und anmutige rasche Bewegungen, die sie jünger erscheinen ließen, als sie war. Man nannte sie deshalb vorzugsweise „die kleine Levin".

Der Zauber ihres Geistes ersetzte aber bei ihr den der Schönheit; sie übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf alle bedeutende Männer, die in ihre Nähe kamen. Gustav von Brinckmann, Alexander von Marwitz, Gentz, ja auch sogar der schönheitsdurstige Prinz Louis Ferdinand huldigten ihr in einer so exaltierten Weise, daß man sie alle ebenso gut für Liebhaber wie Freunde hätte halten können, nur Rahel konnte es nicht. Sie wußte als „Vertraute", daß jeder eine glühende Liebe für eine andere im Herzen trug.

Die Macht geistvoller Frauen beruht den Männern gegenüber jedoch nicht allein auf der Sympathie gleichbegabter und hochgespannter Kräfte, sondern sehr oft auch auf der männlichen Eitelkeit. Es ist ein ziemlich sicheres Mittel, selbst für geistreich zu gelten, wenn man mit geistig begabten Frauen in naher Beziehung steht.

Vielleicht entstand auch so das erste Interesse, welches Karl Friedrich Albrecht von Finckenstein für Rahel faßte.

Er lernte sie durch die Grafen von Dohna und von Voß kennen, mit letzterem war er verwandt. Er

gehörte zu derselben Familie von Finckenstein, deren herrliches Stammgut Madlitz in der Mark Brandenburg liegt und in den Briefen Schleiermachers so schön beschrieben wird. Die Akazienwälder, die darin erwähnt werden, und der schöne Park des Schlosses waren weit und breit berühmt als eine Oase im märkischen Sande. Die gräfliche Familie zeichnete sich durch Intelligenz und Kunstsinn aus, namentlich wurde die Musik in seltener Vollendung von ihr geübt. Die zahlreichen Söhne und Töchter waren sämtlich Virtuosen und sangen meistens klassische Kompositionen, besonders wirkungsvoll sollen ihre mehrstimmigen Gesänge gewesen sein. Eine der Schwestern war die Freundin Tiecks, auch sie bewies durch ihre Anhänglichkeit an ihn, die allen Vorurteilen trotzte, die Exaltationsfähigkeit und Energie des gräflichen Blutes. Es herrschte damals überhaupt eine größere Wärme der Empfindung in den Kreisen des Landadels; man schwärmte für Dichter, Philosophen und Künstler, suchte sie auf, beschützte sie, lernte von ihnen und liebte sie. Es war dieselbe Zeit, wo Gräfin Gustchen Stolberg mit Goethe Briefe und geistige Küsse wechselte, wo die Gräfin Galitzin Hamann in ihrem Garten begrub und Beethoven Sonaten für den Fürsten Lichnowski schrieb.

Die Gutsnachbarn des Schlosses Madlitz waren von derselben Richtung beseelt, namentlich der Baron Burgsdorf, der exaltierte Verehrer von Humboldts Frau, und die Familie von Marwitz, der Rahels Freund Alexander entstammte.

Graf Karl Finckenstein war also gewissermaßen

prädestiniert, ein Wesen wie Rahel zu bewundern und zu lieben; er wurde sich selbst und anderen dadurch interessant. „Schneller entstand keine Liebe," erzählte Rahel, „soll ich es Sympathie nennen? Einen Tag sah ich ihn, den zweiten schenkte er mir einen Ring, vorgestern gab ich ihm einen. Gestern schickte er mir sein Bild, wenn das so fortgeht, müssen wir uns schon nächsten Sonntag heiraten. Ich muß lachen und mir oft wiederholen: es ist wahr, ich bin verlobt! Und wie ich heißen werde? Sogar der Name ist schön."

Rahel Levin, die Jüdin, hatte eine lebhafte Vorliebe für Aristokraten, und es war natürlich, daß sie ihre Liebe einem solchen zuwendete. Einzelne Beispiele ähnlicher Heiraten gab es auch schon damals; eine Freundin von Rahel, Marianne Meyer, vermählte sich sogar mit einem Fürsten, wenn auch nur morganatisch. Es war die in Wien einst viel genannte Frau von Eybenberg. Auch noch in späteren Jahren sagte Rahel: „Daß Aristokraten liebenswürdig sind, versteht sich von selbst, sie müßten denn abscheulich sein." Außer Veit sind alle ihre näheren Freunde aus den höheren Gesellschaftskreisen gewählt, und diese Vorliebe hat sich bei Rahel auch noch in ihrer letzten Lebenszeit bewährt, wie ihr Briefwechsel mit dem Fürsten Pückler, der Prinzessin Carolath, seiner Stieftochter, und anderen genugsam beweist.

Rahels stolzes Liebesglück sollte jedoch nicht zu einer schnellen Heirat aufblühen, wie sie so zuversichtlich gehofft hatte. Es dauerte ungefähr drei bis

vier Jahre, da zog sich Graf Finckenstein zurück und behandelte sie so kränkend, daß sie seinen gewechselten Entschluß nie anders als „Verrat" nennt. Sie träumte noch nach Jahren von dem Treulosen und sah sich im Traume dann immer in irgend einer schmählichen Stellung, in der er sie von neuem verriet und dem Spotte preisgab. Mit naiver Umständlichkeit erzählte sie diese Träume. Unter anderem will sie einmal in der Oper ganz begeistert zugehört haben, während Finckenstein sie öffentlich verlacht und immer laut gesagt hätte: „In Madlitz verstehen wir doch viel bessere Musik zu machen." In einem anderen Traume soll sie in einen tiefen Abgrund gestürzt werden, Finckenstein könnte sie mit einem einzigen Worte retten, aber er steht hohnlächelnd in einem rosenroten Maskenanzuge dabei und schweigt.

Rahel war übrigens nicht sentimental in ihren Klagen über ihre verratene Liebe, sie sagt einmal kräftig: „Es ist etwas in mir zerbrochen, mit meinem Herzen ist es aus, es muß kuschen!"

Um sich eine wirksame Zerstreuung zu verschaffen, reiste Rahel in der Zeit der aufgelösten Verlobung nach Paris, fühlte sich aber dort sehr unbehaglich, weil es ihr an Geld fehlte. Die sparsame Familie quälte sie um einige Louisd'or, die sie zu viel ausgegeben haben sollte, und schickte ihr nur unzureichende Summen, wodurch sie veranlaßt wurde, viel schneller zurückzukehren, als sie es wünschte. Sie konnte nie den schmerzlichen Aerger vergessen, den sie darüber empfunden hatte.

Der Graf Finckenstein vermählte sich einige Jahre später mit Maria Rosa Marchesa di Mello Carvalho und wurde für kurze Zeit preußischer Gesandter in Wien, wo er am 29. August 1811 starb. Er hinterließ einen Sohn, der später seine stolze Besitzung Jeßnitz verkaufen mußte, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn eine so kluge und sparsame Hausfrau wie Rahel in seine Familie gekommen wäre.

Sie hat später ihrer Liebe nie wieder erwähnt, nur zwei Verse auf deren Leichenstein gesetzt:

„Den größten Schmerz hab' ich genossen,
das größte Glück ist wie ein Leid zerflossen."

Das Leben Rahels wurde durch die Liebe des Grafen Finckenstein noch in einer ganz merkwürdigen Weise beeinflußt, die Ehe mit Varnhagen ward eigentlich durch diese Liebe herbeigeführt.

Er sagte über ihre Briefe an den einstigen Verlobten:

„Rahel gehörte zu den seltenen Wesen, denen die Natur und das Geschick die Gabe zu lieben, nicht versagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entstehen mußte, wenn die Weihe der höchsten Empfindung diesen Geist und diesen Sinn vereinend ergriff, sie emporzuheben, sie zu zerschmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnen. Doch übertrafen die Einblicke in den Briefschatz, die Rahel mir gestattete, alles, was ich zu ahnen fähig war. Die Glut der Leidenschaft hatte hier überschwenglich die edelste Nahrung gefunden und aufgezehrt; anderes Leid und anderer Untergang erschien dagegen gering und kaum mitleidswert. Die Briefe und Tagebuch-

blätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe und Rousseau in dieser Art bekannt ist, erinnert. So mögen die Briefe von Frau von Houdetot gewesen sein, deren Rousseau selbst als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein solches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben. Die Fülle und Kraft persönlicher Lebensentwickelung waren mit Schönheit und Erhebung dichterisch-philosophischen Geisteslebens in engem Bündnis. Nächte lang saß ich über diesen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt hatte, oder vielmehr, was in meiner Ahnung geschlummert, wurde mir zur wahren Anschauung. Nur dünkte mir ein Traum, daß ich zu diesen Schriften gekommen war und an solchem Dasein so nahen Anteil nahm. Diese Papiere sind leider im Jahre 1813 verloren gegangen, nachdem ich sie so lange in meiner Verwahrung gehabt hatte."

Man sieht, daß Varnhagen sich in die Liebesbriefe Rahels verliebte; das weiße Diamantfeuer der schönen Herzensglut, die sie darin ausströmte, entflammte den viel jüngeren Mann zu einer leidenschaftlichen Verehrung und Liebe. Dieselben wurden also das Fundament von Rahels Apotheose, der Altar eines Geisteskultus, wie nie eine deutsche Frau ihn genossen hat.

Es ist viel über Varnhagen gestritten und gespottet worden, aber das ist wohl als gewiß anzunehmen, daß Rahels Name nie zu der verdienten

Geltung gekommen wäre, ohne den erkennenden Blick dieses Mannes. Er schilderte sie damals als Augenzeuge wie folgt: „Sie stand in der Mitte eines großen Kreises gänzlich allein, nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie sie es bedurfte, sondern gleichgültig außer acht gelassen oder auch eigensüchtig mißbraucht und benutzt. Ihre außerordentlichen Gaben konnte man ihr nicht absprechen, eigentümliche Denk- und Sinnesart, Gemütskraft, Witz und Laune mußte man ihr zugestehen, aber leicht glaubten die anderen, davon wenigstens ebenso viel zu haben und noch dazu größere Ruhe und Besonnenheit, wofür sie ihre nüchterne Selbstsucht und teilnahmlose Mattigkeit hielten. Mit dem, was Rahel ihnen großmütig lieh und als Almosen spendete, glaubten sie ihr überlegen zu sein. Von der Flamme edler Begeisterung, von dem Triebe menschlich-reinen Mitgefühls, von dem heiligsten Dienste der Wahrheit, welche Rahels Innere erfüllten, ihre Eigenschaften beseelten und bewegten, von diesem inneren Wesen wußten die meisten nichts. Ich glaubte Iphigenie unter den Barbaren in Tauris aufzufinden und fühlte mich nun um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darzubringen, die ihr nur allzu oft versagt war."

Rahel nahm die huldigende Annäherung Varnhagens dankbar auf, sie mußte ihr doppelt wohltun nach der beleidigenden Verschmähung des Grafen Finckenstein und nach dem Verlust ihres Freundes, Prinzen Louis Ferdinand. Die geistige Ver-

einsamung, in der sie damals stand, die Varnhagen so eingehend schildert, spricht sich mehrfach in ihren Briefen aus, aber stets in ihrer köstlichen humoristischen Weise.

Zur Zeit ihrer Verlobung mit Finckenstein ist Rahel wahrscheinlich zum Christentum übergetreten, wenigstens findet sich unter ihren Tagebuchblättern der unvergleichlich schöne Ausspruch: „Die menschliche Seele ist eine geborene Christin.“ Sie ließ sich Friederike taufen, behielt diesen Namen jedoch nicht immer, sondern nannte sich später wieder Rahel. Die tiefe Sympathie mit der Wahrheit und Schönheit des Christentums blieb in ihr unverändert und spricht sich am deutlichsten aus in ihren Kommentaren zu Angelus Silesius und St. Martin. Von diesem sagte sie: „Er bessert mich immer, er macht mich nicht besser als ich bin, aber so gut als ich sein kann, ja wenn ich nur an ihn denke.“ Wir haben es recht eigentlich ihr zu verdanken, daß die naiv-heroische Frömmigkeit des Angelus Silesius und die poetisch-philosophische Christenlehre des St. Martin wieder in den Kreis der gebildeten Lesewelt eingeführt worden sind.

Und dennoch ward Rahels Name sehr oft auf das Banner der falschen Aufklärung geschrieben; ebenso wie von einer anderen Partei ihre Religiosität und ihr Patriotismus bezweifelt wurden! Als Patriotin hat sie sich in den schweren Jahren der Freiheitskriege glänzend bewährt. Es soll hier keine Nomenklatur ihrer Tätigkeit stehen, sie wirkte in echt weiblicher Aufopferungslust, aber ihr Wort übte doch

noch mehr moralischen Einfluß als diese. Wie tief ihre Empfindung und Mitleidenschaft für Preußen war, läßt sich nur mit ihren eigenen Worten beschreiben: „Den ganzen Tag habe ich häufige bittere Tränen der Rührung und Kränkung geweint. O, ich habe nie gewußt, daß ich Preußen so liebe! Ich sprach laut im heftigsten Schluchzen mit meines Freundes Büste, Prinz Louis Ferdinand. Wenn ich Soldaten oder auch nur preußische Pferde vorübergehen sehe, muß ich in Strömen weinen." So sprach sie zur Zeit der Demütigung Preußens. Ihr Jubel bei seiner Erhebung kam ebenso aus dem innersten Herzen.

Die Verbindung mit Varnhagen wurde von ihrer Seite nicht aus Liebe geschlossen, aber sie fand dennoch eine seelische Befriedigung darin, wie deutlich aus ihren Worten hervorgeht: „Grenzenlos ist meine Dankbarkeit für das Glück deines Besitzes; dich gefunden zu haben, o August, welch ein Glücksfall! Solch ein Freund, dem man alles sagen, alles zeigen kann. Dies war mein Ideal." Und ihrer Schwester schreibt sie über Varnhagen: „So ist's, wenn man von einem Manne, der einen liebt, geliebt wird und ihm mit treuer Seele gern dient." Freilich sagte sie auch wieder in ihrer tiefsinnigen Wehmut mit Shakespeare, als man ihr Glück wünschte zu ihrer Verbindung: „Ich schaue mit fremden Augen in die Glückseligkeit." Sie hatte doch die eigentliche Fähigkeit, glücklich zu sein, verloren durch die zerstörende Erfahrung der bittern Herzenstäuschung, die ihr Graf Finckenstein angetan hatte.

Wäre die Ehe mit Varnhagen nicht geschlossen worden, so würde sich wahrscheinlich ihre Freundschaft für Alexander von Marwitz in Liebe verwandelt haben. Wie innig die erstere war, geht aus einem Briefe an ihn hervor: „O, könnte ich Sie froh machen und trösten, könnte man seinen Freunden doch die Seele zum Genuß und Trost schicken! Ach, daß Liebe, die so viel ist, so wenig helfen kann."

Der edle Marwitz lebte damals wie ein Anachoret in Potsdam unter Aktenstaub und langweiliger Gesellschaft, seine einzige Erholung waren Rahels Briefe und die Lektüre des Aristoteles, die er vor Schlafengehen wie einen Lethetrunk einnahm. Er blieb in der Schlacht von Waterloo; sein Bruder war der berühmte preußische General von Marwitz. Rahels Verhältnis zu dem Prinzen Louis Ferdinand ist mehrfach falsch gedeutet worden; sie schreibt nach seinem Tode: „Jetzt erst weiß ich, wie Louis mich liebte und mein Freund war und immer mehr geworden wäre im Alter." So liebte sie ihn nur als Freund.

Ihr Talent zur Freundschaft war überhaupt sehr groß, sie verstand es meisterhaft, Vertrauen zu wecken, schlummernde Gedanke zu entfesseln und Altäre für das Ideal zu errichten. Die Sammlung ihrer freundschaftlichen Briefe und Aussprüche, die Varnhagen als „Buch des Andenkens" herausgegeben hat, sind so lebendige Zeugnisse für ihre Herzenswärme und Geistesklarheit, daß der geistvolle Prinz Georg von Preußen mit Recht sagen konnte: „Das ist kein Buch, das ist ein Umgang."

Rahel Levin und Don Urquijo.

Die letzten Geistesblitze des großen Friedrich, die ersten Strahlen der aufgehenden Ruhmessonne von Goethe, und die Gestirne Lessings, Humboldts, Fichtes erleuchteten das Jahrhundert, als Rahel Levin auf dem Schauplatz der Berliner Gesellschaft erschien.

Es war im Jahre 1824, als ich mit meinen Eltern im Varnhagenschen Hause verweilte; ich zählte allerdings erst zwölf Jahre, war aber ein frühreifes Kind, das stets mit Erwachsenen verkehrt und viel Neigung zum Beobachten hatte. Rahel zeichnete mich durch ihre Vorliebe aus und ließ mich ausdrücklich mit einladen.

Ich wurde auf einem Plätzchen am Fenster mit einem Bilderbuche oder einer Puppe beschäftigt, doch nur scheinbar, denn ich verlor kein Wort der allgemeinen Unterhaltung.

Rahel war damals ungefähr vierundfünfzig Jahre alt, Varnhagen, obwohl er erst im Anfang der Vierzig stand, sah durchaus nicht auffallend jünger aus als sie. Doch machte sie keinerlei Versuche, sich durch Toilettenkünste vorteilhafter erscheinen zu lassen. Sie trug stets dunkelfarbige Kleider und ein matronenhaftes Häubchen. Ihre sehr hübschen Hände waren jedoch durch besondere Pflege bevorzugt, sie trug auch immer einige schöne Ringe und ließ sie nebst den Händen gern ein wenig bewundern. Ihre Gesichtszüge waren beweglich,



Minchen Herzlieb

freundlich, geistvoll, aber viel zu männlich, und man sah es ihnen an, daß sie auch in der Jugend nicht hübsch gewesen sein konnten; ihre Figur war untersetzt und rundlich, nicht eigentlich dick. Sie sprach mit Lebhaftigkeit, Witz und Humor, doch kam niemals eine Bosheit über ihre Lippen. Ihre Herzensgüte war noch größer als ihr glänzender Verstand. Varnhagens wohnten damals in der Französischen Straße und waren sehr geschmackvoll eingerichtet.

Es lagen Teppiche in allen Zimmern, und der Inbegriff aller damaligen Eleganz „Nippestische und Efeulauben" standen in Rahels Boudoir. Die vornehme Welt versammelte sich dort mit Vorliebe und wurde meist mit einem ausgezeichneten Souper bewirtet, nicht etwa mit dünnem Tee und noch dünneren Butterbrötchen, wie man gern den ehemaligen Berliner geistreichen Gesellschaften nachsagte.

Für meinen Kindermund waren die Delikatessen natürlicherweise doppelt verlockend, Rahel versorgte mich stets eigenhändig damit in wahrhaft mütterlicher Weise. Varnhagen schien große Freude zu haben an den eleganten Bestandteilen seiner Häuslichkeit, er ermahnte die Anwesenden zuweilen eindringlich, die silbernen Dessertmesserchen und das gemalte Porzellan gehörig zu würdigen.

Unter den Gästen merkte ich mir besonders den Fürsten Pückler, der damals noch eine Männerschönheit war und zwischen den beiden Gräfinnen Pappenheim schwankte. Er entschied sich dann für die Mutter, weil er dachte, dadurch am meisten Aufsehen zu erregen. Die Tochter heiratete den Fürsten Hein-

rich Carolath und liebte angeblich einen andern Kavalier, an welchen sie Gedichte machte, sämtlich unter dem Titel „An Heinrich“, um sie unverfänglich erscheinen zu lassen.

Auch der Undinen-Dichter, Baron Fouqué, und Chamisso, der damals seiner französischen Abkunft gemäß wie ein schwarzgelockter Troubadour aussah, lernten Rahels Gastfreundschaft schätzen.

Ihr besonderer Liebling aber war Heinrich Heine, der ihrer Protektion einen Teil seines rasch emporblühenden Ruhmes verdankte. Er schwärmte damals gerade für ihre Schwägerin, die schöne Friederike Robert, die er auf „Flügeln des Gesanges“ zu den „Ufern des Ganges“ tragen wollte und sie dadurch berühmt machte. Heine, klein, mager, aschblond und aschfarben, gefiel ihr übrigens gar nicht, sie zog Herrn von Holtei bedeutend vor.

Heine schrieb damals folgendes an Varnhagen:

„Es ist ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beide mir Gutes und Liebes erzeigt und mich mürrischen kranken Mann aufgeheitert, gestärkt und gehobelt, auch durch Rat und Tat unterstützt und mit Makkaroni und Seelenspeisen erquickt haben. Ich habe so wenig Güte im Leben gefunden und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren.“ Rahel hat auch zuerst den Entschluß Heines veranlaßt, Christ zu werden.

Unter den weiblichen Gästen von Rahel zeichnete die Dichterin Helmina von Chezy wohlwollend

aus. Diese kam als eine Art fahrende Törin mit zwei sehr unerzogenen Söhnen nach Berlin und benahm sich dort, wie überall, so wenig musterhaft, daß man sie „das Chezy" nannte. Rahel fühlte Mitleid mit der exaltierten Dame, die sich überall Feinde machte und eine komische Rolle spielte.

Es tat Rahel keinen Abbruch, daß sie Jüdin war, wie sie voll Mitleid gegen sich selbst behauptete. Im Gegenteil, die Jüdinnen wurden damals sehr gefeiert, Dorothea Veit und Henriette Herz können als Zeugen dafür gelten. Die jüdischen Familien Itzig, Ephraim, Mendelssohn, Saling, Meyer versammelten die vornehmste Gesellschaft bei sich, und ihre Töchter machten gute Heiraten; Fräulein Saling wurde die Braut eines spanischen Granden, dem zuliebe sie sich katholisch taufen ließ.

Die Herzensgeschichte Rahels erinnert in mehreren Stadien auffallend an die von Julie de Lespinasse. Ganz wie diese warmherzige Französin, hatte sie Raum in ihrem Innern für mehr als eine Leidenschaft. Und ebenso wie diese besaß sie weder Jugend noch Schönheit, aber doch die Gabe der Bezauberung den Männern gegenüber.

Als Rahel in Paris war, lernte sie einen schönen jungen Mann, Namens Bokelmann kennen, den die französischen Damen: „beau Kelmann" nannten. Er führte sie zu allen Kunstsachen und Sehenswürdigkeiten von Paris und faßte bei dieser Gelegenheit eine lebhafte Zuneigung für Rahel, obwohl schöne und verführerische Frauen, wie Frau von Humboldt und Gräfin Kinski, auch an ihm Gefallen gefunden

9*

zu haben scheinen. Rahel liebte ihn nicht gleich wieder, aber sie war doch angenehm bewegt durch seine Huldigungen und schrieb ihm nach der beiderseitigen Abreise ein halbes Dutzend ihrer geistreichen Briefe. Von dem Schmerz über Finckensteins Charakterschwäche schien sie durch dies kurze Verhältnis mit Bokelmann völlig geheilt zu sein, doch war die Wunde nur vernarbt und brach später noch oft wieder auf.

Nach ihrer Rückkehr von Paris richtete sich Rahel eine eigne kleine Wohnung ein — an der Ecke der Friedrich- und Behrenstraße. Ihre Sehnsucht nach Selbständigkeit mochte sie dazu veranlaßt haben, sich von der Mutter zu trennen, die zuweilen herrschsüchtig und eigensinnig war. Doch liebte Rahel ihre Mutter eigentlich innig, denn sie bedauerte es zeitlebens, ihr nicht den Genuß eines Gärtchens verschafft zu haben, was freilich damals schon in der werdenden Großstadt Berlin zu den kostbarsten Luxusgegenständen gerechnet werden mußte.

Rahels kleine Stube wurde sehr bald wieder so viel besucht wie ein großer Salon. Es galt für eine Auszeichnung, darin zu erscheinen.

Der spanische Gesandte, Graf Casa Valencia, hegte ein besonders lebhaftes Interesse für sie und kam häufig mit einem seiner Legationssekretäre, Don Raphael Urquijo, zu ihr. Er ahnte nicht, daß er dadurch für Rahel eine große Herzensgefahr herbeiführte und seine eignen Bewerbungen um ihre Gunst unwirksam machte. Es klingt unglaublich, aber es ...klich wahr, daß Rahel in Urquijo den Mann

kennen lernen sollte, der ihr ganzes Innere vulkanisch erschütterte, der ein wunderbares Geistes- und Herzensfeuer in ihr entflammte, eine der großartigsten, gewaltsamsten Leidenschaften in ihr entfachte.

Eine so sensitive Natur, wie Rahel war, mußte durch den Zustand beseligender und dämonischer Verzauberung, welche man Liebe nennt, bis in den tiefsten Grund der Seele erschüttert werden.

Urquijo besaß alle Gaben, um zu gefallen. Von jeher haben die Südländer, hat die romanische Rasse bei den nordischen Frauen große Sympathie zu erwecken gewußt durch ihre lebhaften Gesten, ihr bewegtes Mienenspiel, ihre schwarzen sprechenden Augen, den Wohlklang ihrer Rede, ihre charakteristischen Physiognomien voll Kraft und Regelmäßigkeit, denen nur der Rahmen fehlt, um für lebendige Bilder von Murillo zu gelten. Die ganze Poesie des Südens schien sich in Raphael Urquijo verkörpert zu haben. Es existiert noch ein Porträt von ihm, welches seine schönen, lebensvollen, pikanten Züge im Profil darstellt. Die Nase ist von römischer Biegung, Mund und Kinn sind überaus lieblich, fein gezeichnete Augenbrauen wölben sich bis zur Stirn hinauf, welche von dunklem, schlichtem, aber reichem Haar fast ganz beschattet wird. Seine Augen sollen an strahlende Sterne erinnert haben, in denen die Glut des Südens brannte; seine Blicke waren durchdringend, klug, tiefsinnig und doch zärtlich. Diese schmeichelhafte Personalbeschreibung ist den mündlichen Erzählungen von Rahel entnommen. Es

könnte deshalb wohl möglich sein, daß die Verblendung der Liebe zu einigen Uebertreibungen geführt hat.

Jedenfalls mußte Finckensteins Bild neben dieser Farbenpracht verbleichen, auch wenn er nicht selbst alles getan hätte, um von Rahel vergessen zu werden.

Doch sollte sie sich seiner bald wieder erinnern, denn sie wurde durch Urquijo noch viel unglücklicher als durch ihn.

Die Zeiten der ersten Annäherung und Liebeswerbung waren allerdings beglückend durch Zartheit und Innigkeit, aber sehr bald bewies Urquijo, daß er alle Charakterfehler seiner Nation im reichsten Maße besaß. Für den Spanier gibt es keine Liebe ohne Eifersucht, auch war er Ausbrüchen von großer Heftigkeit unterworfen. Er quälte die edle, stets aufrichtige Geliebte durch unerklärliches Mißtrauen und durch rücksichtslose beleidigende Vorwürfe, obwohl sie ihm nicht die geringste Ursache zur Eifersucht gab.

Die Leidenskraft der starkgeistigen Rahel war endlich erschöpft, sie selbst löste das Verhältnis auf, nachdem es beinahe drei Jahre angedauert hatte.

Trotz der Größe und Tiefe ihrer Leidenschaft, trotz des verhängnisvollen Zaubers, den die lebendige Gegenwart Urquijos für sie hatte, besaß sie die Kraft sich loszureißen, als sie fühlte, daß es notwendig sei, um ihre weibliche Würde zu bewahren. Aus einigen Briefen an Urquijo, die hier mitgeteilt

werden sollen, lassen sich nur annähernd die Stürme und Aufregungen erraten, die sie durch ihn auszuhalten hatte. Leider ist der größte Teil ihrer Briefe an Urquijo nicht mehr vorhanden, ebenso wie diejenigen, welche sie dem Grafen Finckenstein schrieb, es können deshalb nur folgende Stellen hier Platz finden, aus denen übrigens trotz des mangelhaften Französisch Rahels Originalität und Genialität oft genug hervorleuchten:

Dimanche le 30. Octobre 1803.

Cher ami! Ton dernier regard m'a fortifié l'ame. Ach, wie fremd war der Abend! et pourtant consolant je n'avais qu'à fermer les yeux, et je te voyais! Cette cohue et comme ils criaient! Il faut les inviter, être aimable, descendre, quitter tout ce que j'aime. Depuis le moment de ton départ je ne pensais qu'au moment où je me mettrais à t'écrire. „Il pense aussi à moi, me dis-je, il va m'écrire!“ Ton dernier regard m'a affirmi tout ce que tu m'as dit dans ton billet de ce matin. Lis-tu dans mon coeur? Weißt Du, daß es ganz wund ist, von seiner Seligkeit so losgerissen zu sein? que chaque moment amène une privation; que ce n'est pas le bonheur seul, de se voir, de se sentir heureux, au milieu de toutes ces jouissances divines et délicates, que je regrette, que je pourrais tant regretter? C'est la sainteté, la réligiosité, qui accompagne chaque moment de notre amour! Oui, notre vie est sacrêe comme nous le sommes l'un pour l'autre . . . . Ma seule consolation c'est que tu souffres comme moi

de ces absences, de ces Trennungen! Tu feras tout pour les détruire.

Immer, ewig Deine

R. L.

Dimanche le 27. Novembre 1803.

J'ai envie de te remercier, mon Urquijo. Lorsque tu as baisé ma bague cela m'a fait venir les armes aux yeux. Ist es wahr, freust Du Dich noch, daß ich Dich liebe? Ich habe kein dringenderes Gebet zum Himmel, als daß dies wahr bleibe. O werde es nicht überdrüssig, daß ich immer wieder davon spreche. Ich will mich gern zwingen, Dir meine Liebe nicht zu zeigen, damit sie Dir nicht zur Last wird, aber wenn Du mich liebst, so zeige es mir, ich bitte Dich darum, ich habe es nötig. Behalte meinen Ring an; mein Herz ist voll Liebe, wie dieser Rubin rot ist. Du kannst ihn zerbrechen, aber nicht entfärben. Ewig Deine R.

Ohne Datum.

Gott hat mir in die Seele gelegt, was die Natur für das Gesicht versagte. Ich wußte es, aber ich wußte bisher nicht, daß Gott mir das unaussprechliche Glück gewähren würde, das vollständige, das größte, diese Seele zeigen zu können demjenigen, für den allein ich allen Reiz mit meinem Blute erkaufen möchte. Wie ich Dich liebe, Deine Seele liebe! Glaube mir, ich erkenne sie ganz, keine ihrer Regungen entgeht mir, die meine ist ihrer wert, deshalb errate und verstehe ich sie. Das ist mein Geist,

mein Witz, andern habe ich nicht. Ich bin geschaffen, Dich zu lieben. Was auch kommen möge, mein Herz gehört Dir für das ganze Leben. Ewig, ewig, schöner Gegenstand, bezauberst und besitzest Du mich . . .

Ton billet est trop divin; es heilt mir die Seele aus — ausheilen veut dire guérir tout à fait, pour toujours. Ce que tu dis dans ton billet, cela est vrai, le contraire, ce sont toujours des vapeurs, une maladie, contraire à nos âmes. Amant adoré, comme je t'aime! Comme tu sais ouvrir mon coeur, en faire sortir l'amour — strömen — le faire augmenter, naître, et toujours naître de nouveau. Adieu! Sois heureux tranquille. Je ne crois plus aux soupçons. Adieu, ange!

. . . . Tu me verras toujours comme hier, et si je sens, que je ne le supporte pas avec honneur, je partirais plutôt.

Reinige Deine Seele. Sei ruhig. Wir sind nicht Herr unserer Wünsche, ihnen nicht zu folgen, ist Gottergebenheit. Richtig wäre es, wenn ich Dir versprechen wollte, was ich nicht halten kann." . . .

Der Vergleich mit den Briefen von Julie de Lespinasse liegt hier abermals sehr nahe. Es ist beinah unzweifelhaft, daß Rahel dieselben einst gelesen hat und sie unwillkürlich nachahmte, als ihre Seelenzustände ähnliche waren, wie jene unglückliche Französin sie erduldet hat.

Aber es muß hervorgehoben werden, daß die deutsche Liebe, trotz aller übertriebener Gefühlsschwärmerei, reiner war als die französische. Rahel

blieb fleckenlos, während Julie sich und die Tugend fallen ließ.

Als Rahel aus Urquijos Munde das Todesurteil ihrer Liebe vernahm — er sagte nämlich nach einer heftigen Szene: „Eh bien, je t'estime, mais je ne t'aime plus“ — konnte sie wohl in Verzweiflung geraten, aber sie hatte sich nicht selbst verloren. Sie gelangte verhältnismäßig rasch zur innern Ruhe. Sie mußte es einsehen, daß sie sich eigentlich glücklich schätzen konnte, von dem Zauber der Täuschung befreit zu sein. Der Gegenstand ihrer Liebe war ein Phantasiebild gewesen, ein Schattenriß, den sie durch ihr eignes Feuer buntgemalt hatte. Sie nahm sich vor, zu vergeben und zu vergessen, was Urquijo ihr getan hatte. Er stand nun auf derselben Stufe mit Finckenstein, sie nannte beide „Mörder“ und schämte sich beinahe, sie geliebt zu haben.

Sehr merkwürdig ist es aber, daß sie es nicht vermied, ihnen im Leben wieder zu begegnen. Im Jahre 1811 besuchte Graf Finckenstein sie, und erzählte ihr von seiner Frau. Rahel saß ruhig neben ihm auf dem Sofa — es war dasselbe, welches einst in ihrer Dachstube gestanden hatte, wo sie seine Liebesschwüre gehört.

Rahel erzählte später, daß sie, obwohl äußerlich ruhig, doch innerlich voll Schmerz und Bitterkeit gewesen wäre, als er so reuelos zu ihr sprach, er, der so viele Jahre ihres Lebens verwüstet hatte. Auch fühlte sie deutlich, daß er wohl freundlich gegen sie sei, aber nicht ihr Freund geworden war.

Auch mit Urquijo hatte sie ein Wiedersehen ähn-

licher Art; er besuchte sie nach jahrelanger Trennung, als er im Begriff stand, nach Spanien zurückzukehren. Er war verlegen und konnte sie nicht ansehen, entblödete sich aber nicht, ihr seine Verlobung mit einer Berlinerin niederen Standes zu berichten. Rahel fragte mit verzeihlichem Spott, ob diese ihm nicht viel gegründete Ursache zur Eifersucht geben würde? Beschämt schlug er die Augen nieder statt aller Antwort.

Varnhagen lernte sie kennen, als eben der Bruch mit Urquijo geschehen war und sie noch unter den Nachwehen desselben litt. Der Zauber ihrer Persönlichkeit, obwohl sie beinahe vierzehn Jahre mehr zählte als er, wirkte sogleich überwältigend auf den dreiundzwanzigjährigen Jüngling, der übrigens damals eine erwiderte Liebe für die Mutter seiner Zöglinge im Herzen trug. Er war nämlich Hauslehrer bei einer Frau Fanny Herz in Hamburg und kam nur zeitweise nach Berlin. Erst nach mehreren Jahren gelang es seiner immer wiederholten Werbung, Rahels Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung zu erlangen. Sie konnte sich nicht entschließen, an eine neue Liebe zu glauben, nachdem sie so traurige Erfahrungen gemacht hatte. Doch siegte schließlich Varnhagens Treue, über ihre Bedenken, und sie begann wieder ebenso zärtliche und geistreiche Liebesbriefe mit ihm zu wechseln, wie mit Finckenstein und Urquijo. Es gewann auch sogar mehrere Male den Anschein, als sollte abermals das Band zerrissen werden, das sie mit so viel Ueberwindung angeknüpft hatte. Namentlich waren

Varnhagens Bemühungen, eine feste Einnahme zu erlangen, längere Zeit ohne Erfolg. Er schrieb ihr einmal folgenden merkwürdigen Brief über diesen Punkt: „Geld erbitten mag ich nicht, Geld erwerben kann ich nicht, und — ohne Geld, meine Rahel, nein, ich fühle, daß ich nicht hilflos zu Dir kommen darf! Ich weiß, Du willst mit mir teilen, aber Du hast kaum für Dich genug und wir müßten beide darben. Ich bin durchdrungen von der Schmach, der Erniedrigung, Geld erwerben zu müssen. Ja ich sehe es wie ein Verbrechen an, daß ich nicht auf einem Grundstück, auf einem Kapital gewachsen bin. In dieser Schmach gehe ich unter, ich hasse mich und verschlinge das tägliche Leben wie ein schlechtes Gericht."

Rahel teilte seine Abneigung vor Mangel, sie antwortete ihm: „Ja, Du hast recht, knapp leben ist gemein."

Es gelang indessen dem feinen Kopf, dem kenntnisreichen fleißigen Mann sich eine ehrenvolle Anstellung zu erringen, er wurde sogar als Gesandter nach Karlsruhe versetzt, und man gestattete ihm den Adel wieder aufzunehmen, den seine Familie wegen Armut niedergelegt hatte. Nach beinahe siebenjähriger Verlobung konnte er Rahel heimführen und ihr eine vornehme Stellung darbieten.

Nachdem er noch bei ziemlich jungen Jahren seine geliebte ältere Frau verloren hatte, verlobte er sich mit Marianne Saling, welcher Rahel einst befreundet war, jedoch löste er das Verhältnis bald wieder auf und lebte nur noch dem Andenken seiner hochgefeierten Rahel und der Literatur.

Frau von Staël und Benjamin Constant.

Die geistreichste Frau ihres Jahrhunderts, die Verfasserin sehr berühmter Abhandlungen und Romane, die Feindin Napoleons, Anna Germaine von Staël-Holstein, war von bürgerlicher Herkunft. Ihr Vater, der bekannte Finanzminister Necker, stammte aus einer Kaufmannsfamilie in Genf und war beim Beginn seiner nachher so denkwürdigen historischen Laufbahn einfacher Kommis in dem Geschäfte des Bankiers Phélusson in Paris. Er heiratete eine junge Schweizerin, die sich als Gesellschaftsdame ihr Brot selbst erwerben mußte und früher eine kleine Schule gehalten hatte. Mademoiselle Curchot war die Tochter eines orthodox-calvinistischen Predigers und demgemäß von strengen, ernsten Sitten. Das rasche Glück, welches die Spekulationen Neckers begleitete, versetzte das junge Ehepaar binnen kurzer Zeit in die glänzendste Lage.

Frau Necker war genötigt, einen großen Gesellschaftskreis bei sich zu sehen; die ausgewähltesten Namen der vornehmen und gelehrten Welt versammelten sich in ihrem Salon. Es wurde der armen, tugendstrengen Pfarrerstochter aus Bern oft sehr schwer, sich an das üppige, leichtlebige Paris zu gewöhnen. Sie hatte persönlich weder Anlage noch Neigung dafür, aber aus Liebe zu ihrem Mann überwand sie sich und wurde eine tadellose Salondame. Für ihn hatte sie sogar einen brennenden Ehrgeiz in

sich entwickelt; sie wollte ihn berühmt sehen, sie trieb ihn fast leidenschaftlich an, Schriftsteller und Staatsmann zu werden.

Herr Jacques Necker — sein Vater war aus Preußen nach der Schweiz übergesiedelt — muß eine liebenswürdige Persönlichkeit gewesen sein, denn er wurde von Frau und Tochter fast abgöttisch geliebt.

Diese berühmte Tochter wurde am 22. April 1766 zu Paris geboren und Germaine genannt; sie wuchs im Salon ihrer Mutter unter lauter geistreichen Leuten zu einer seltenen Frühreife des Verstandes heran. Mit dreizehn Jahren machte sie schon Auszüge aus Montesquieus „Geist der Gesetze" und schrieb einen Aufsatz über den Widerruf des Ediktes von Nantes. Mit zwanzig Jahren verfaßte sie eine Abhandlung über Rousseau und eine Verteidigung des Selbstmordes.

Der glänzende Geist der jungen Germaine wurde sehr bald in Weihrauch gehüllt von den zahlreichen Freunden ihrer Eltern, und die tugendstrenge Mutter sah mit Schrecken, wie schwer er in den Schranken ihrer angeerbten Grundsätze zu fesseln war. Vergebens strebte sie durch puritanische Erziehungsmaßregeln die Tochter zurückzuhalten; sie erreichte nichts damit als die Entfremdung derselben. Ja sie mußte den Schmerz erleben, daß Germaine sich gänzlich von ihr abwendete und desto leidenschaftlicher an dem Vater hing.

Es entstand eine förmliche Rivalität zwischen Mutter und Tochter; Herr Necker, obwohl von deutscher Abkunft, war ein vollendeter Franzose an

Geschmacksrichtung und Ehrgeiz geworden. Die Triumphe der Tochter schmeichelten dem Vater, und ihr selbst sagte die feingeistige sprudelnde Lebendigkeit des Vaters viel mehr zu als die steife, schwerfällige Haltung der Mutter.

Germaine hatte nichts von derselben geerbt, auch nicht die Schönheit, die ihr von ihren Zeitgenossen zugesprochen wurde, die Tochter glich auch äußerlich mehr dem Vater. Sie hatte starke, männliche Züge, eine braungelbe Gesichtsfarbe, dicke Lippen und eine anmutlose, untersetzte Gestalt.

Nur schöne schwarze Augen und weiße Hände waren ihr von der stiefmütterlichen Natur verliehen, und damit richtete sie genug Unheil für sich und andere an — denn sie hat viel geliebt und ist viel geliebt worden.

Mit zwanzig Jahren wurde sie an den damaligen schwedischen Gesandten in Paris, Baron von Staël-Holstein verheiratet. Er war sehr viel älter als sie und wurde unleugbar mehr von dem Gelde des Vaters als von dem Geiste der Tochter angezogen, während diese ebenfalls wohl nur aus äußeren Rücksichten sich bei der Wahl leiten ließ. „Der vornehme Mann" galt trotz der hereinbrechenden Revolution in Frankreich noch immer mehr als alle anderen Vorzüge.

Frau von Staël hatte über ihre unglückliche Ehe laut und öffentlich geklagt, sie sagte sogar, man müsse die Töchter zu einer Heirat aus Liebe zwingen. Sie war indessen doch sehr zufrieden, als ein Herzog von Broglie um die Hand ihrer Tochter warb, und

fragte wenig nach dem etwaigen Liebesglück derselben. Sie sagt in ihren geistreichen Abhandlungen „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf das menschliche Glück“: „Die Ehe ist eine Verbindung, in der das Glücklichsein sehr unwahrscheinlich ist. Um den Frieden aufrecht zu erhalten, muß man sich eine große Selbstüberwindung aneignen, man muß sich fortwährend aufopfern und kann eigentlich nur diejenigen Freuden in der Ehe genießen, die der Tugend zu Begleiterinnen gegeben sind, nicht aber diejenigen, die wir von der Leidenschaft zu erwarten uns gewöhnt haben.“

Obgleich sie nicht schön war, wußte Frau von Staël die Männer zu bezaubern und es finden sich viele berühmte Namen unter ihren Verehrern. Selbst Napoleon, dessen Haß für sie welthistorisch geworden ist, war anfangs von ihr geblendet und empfand eine Art von dépit amoureux gegen sie, weil die berühmteste Frau von Frankreich ihm nicht genug schmeichelte.

Der edle Mathieu von Montmorency wendete ihr eine Zeitlang ein reges Interesse zu, ebenso der Minister Narbonne, und vor allem Talleyrand, von dem verschiedene bons mots aus der Zeit seiner Verehrung für Frau von Staël existieren.

Es ist bekannt, daß er neben ihr auch ihrer schönen Freundin Julie Recamier huldigte. Als er einst zwischen beiden Damen seinen Tischplatz erhielt, sagte er vergnügt von einer zur anderen schauend: „Me voilà entre l’esprit et la beauté.“ „Sans avoir ni l’un ni l’autre,“ antwortete die schlagfertige Frau

von Staël; sie ärgerte sich über sein plumpes Kompliment, in welchem für jede der Beteiligten eine Grobheit lag. Selbst die schönste Frau begnügt sich nicht damit, nur für schön zu gelten, sie will auch Geist besitzen, und die klügste bildet sich gewiß stets noch etwas auf ihr Aeußeres ein; auch wenn sie sich sagen muß, daß sie häßlich sei, von andern mag sie es wenigstens nicht hören.

Herr von Talleyrand fühlte sich übrigens nicht sehr getroffen von dem Zornausbruch der geistreichen Frau, er wußte recht gut, daß er dennoch sowohl Schönheit wie Klugheit genug besaß, um auf die glänzendsten Erfolge rechnen zu können. Man nannte ihn in seiner Jugend den „schönen Bischof" und sein Geist ist weltbekannt geworden. Er war übrigens ein Krüppel, indessen hinderte ihn sein lahmes Bein so wenig wie den englischen Dichter Byron, den Frauen gefährlich zu werden. Er wurde des anstrengenden Verkehrs mit der geistreichsten Dame des Jahrhunderts jedoch müde und verheiratete sich mit Frau Grant, einer Soubrette von großer Dummheit; das bon mot, welches er bei dieser Gelegenheit aussprach, ist ebenso bekannt geworden wie das oben angeführte.

„On doit avoir eu aimé Madame de Staël pour comprendre le plaisir d'aimer une bête et une sotte!"

Im Jahre 1795 lernte Frau von Staël den Mann kennen, der ihr die größte Leidenschaft ihres Lebens einflößen sollte. Es war Benjamin Constant de Rebecque, der um diese Zeit in sein schweizerisches Vaterland zurückkehrte und sehr bald nach Coppet,

dem berühmten Landsitze der geistreichen Frau kam, mit dem glühenden Wunsche, sie kennen zu lernen.

Zu Lausanne im Oktober 1767 geboren, war er ein ganzes Jahr jünger als sie. Sein Aeußeres war von norischem Typus, mit blonden Locken und blauen Augen, glich er vollkommen einem hübschen deutschen Studenten und kam auch eben aus Deutschland zurück, wo er in Göttingen studiert und in Braunschweig als Kammerjunker angestellt gewesen war. Seiner Abkunft nach war er jedoch Franzose, seine Familie hatte, durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes gezwungen, sich nach der Schweiz geflüchtet und sein Vater stand als General in holländischen Diensten. Er beteiligte sich lebhaft an den Ideen der französischen Revolution und verteidigte sie gegen Napoleon. Eine seiner Reden galt dafür, unter dem Einfluß der Frau von Staël geschrieben zu sein, und ward die erste Veranlassung zu dem Verbannungsurteil, welches diese traf und so unglücklich machte, denn sie liebte Paris fast mehr als ihr Leben. Benjamin Constant nahm es jedoch sehr übel, daß man glauben konnte, eine Frau habe ihm bei seinen Reden geholfen, und dieser Vorfall gab auch Veranlassung zu dem ersten Zwiste zwischen den Liebenden, dem alsdann noch viele folgten. Er war eifersüchtig auf ihren Geist und sie mißtraute seinem Charakter.

Frau von Staël hatte sich wegen ihres leidenschaftlichen Verhältnisses zu Benjamin Constant von ihrem Gemahl getrennt, der sich seinerseits mit der Schauspielerin Contat entschädigte. Obwohl die Revolution alle Bande der Religion und Sitte ge-

lockert hatte, so war doch der Ruf der berühmten Frau stark gefährdet durch die Trennung von ihrem Gemahl, und sie forderte als Entschädigung dafür völlige Hingabe und Treue von dem Geliebten, wozu dieser jedoch durchaus nicht geneigt war.

Er hatte schon bei seinem Aufenthalte in Braunschweig eine Dame kennen gelernt, die ihm eigentlich teurer war als Frau von Staël, und der er sich sogar feierlich, wenn auch heimlich, verlobte. Es war die Nichte des nachherigen preußischen Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg. Frau von Staël rieb sich auf in Eifersucht und Kummer, obwohl sie sehr lange Zeit von Benjamin Constant getäuscht wurde und sich allein von ihm geliebt glauben mußte.

Sie schrieb ihre beiden berühmten Romane „Delphine“ und „Corinne“ unter dem Einflusse ihrer Liebe für diesen Mann.

In „Delphine“ werden die Qualen eines weiblichen Herzens geschildert, das sich, den Gesetzen der Sitte zum Trotz, der Liebe ergeben möchte. Der allgemeine Tadel, der Bannfluch der Gesellschaft zerstört wie Meltau alle Blüten des heißersehnten Glückes. Der Schmerz über den verlorenen Ruf einer Frau ist in wahrhaft überwältigender Weise in diesem Roman dargestellt.

In „Corinne“ scheitert das Glück der Liebe ebenfalls, aber nicht an den Verhältnissen und Gesetzen der Weltordnung, sondern an der Charakterschwäche des geliebten Gegenstandes. Lord Nelvil ist ein Spiegelbild von Benjamin Constant; beide fühlen sich gefesselt von dem Zauber einer geistreichen, geni-

alen Frau, beide wollen ihr aber nicht das Opfer bringen, die Schranken des hergebrachten Vorurteils zu übersteigen, und beide ziehen schließlich eine unbedeutende, talentlose Frau, von der niemand spricht, der gefeierten Priesterin aller Künste vor.

„Corinne" ist einer der seltenen Romane, die mit Herzblut und Tränen geschrieben sind; der Schmerz einer glühenden Seele ist darin niedergelegt und leuchtet wie Abendrot. Die Kunst und die Poesie Italiens erscheinen auch in diesem eigentümlichen Lichte der Verklärung, sie werden nicht bloß als Staffage des Romans verwendet, sondern als lebensvolle Träger der Empfindungen und Gedanken.

Kurz vor dem Entstehen dieses Romans starb der so heißgeliebte Vater der Dichterin und die Trauer um diesen unersetzlichen Verlust vermischte sich mit dem Weh ihrer Seele, die an den unheilbaren Wunden verschmähter Liebe litt.

Die tiefergreifende Wirkung, welche durch Corinne hervorgebracht wurde, entstand gewiß hauptsächlich durch die Wahrheit des Schmerzes, womit Frau von Staël ihre Klagen ausströmte. Sie fanden überall ein Echo, wo ein Herz von Leid betroffen war. So soll die schwergeprüfte Königin Louise von Preußen das Buch unter Strömen von Tränen gelesen haben, obwohl es kein ähnlicher eitler Liebesschmerz war, an dem die edle Dulderin, die deutsche Königin litt, aber doch eine damals scheinbar so hoffnungslose Trauer. Auch empfand die Königin wohl für die Dichterin eine natürliche Sympathie, da der herzlose Weltherrscher Napoleon ihr gemeinsamer

Feind war. Er ließ die beiden berühmten Bücher „Corinne“ und „Delphine“, in denen nur von Liebe, aber kein Wort von Politik die Rede war, verbieten, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, und verbannte die Verfasserin.

Benjamin Constant ärgerte sich übrigens im stillen noch mehr über diese berühmten Bücher als Napoleon. Alle Welt wußte, daß unter dem schwachen, charakterlosen Liebhaber von Corinne und Dephine, die Dichterin eigentlich ihn geschildert hatte. Diese Art von Berühmtheit konnte mit Recht dem Betroffenen verdrießlich werden. Er dachte seine Rechtfertigung und seine Rache mit denselben Waffen auszufechten, mit denen er angegriffen ward, und schrieb deswegen auch einen Roman. Es gelang ihm, damit fast ebenso viel Aufsehen zu erregen, wie Frau von Staël mit den ihrigen.

Seine Schilderung des Liebesverhältnisses, welches ihn an sie fesselte, zeugt von großer Meisterschaft in der Psychologie, aber auch von einer Schonungslosigkeit und Härte, wie sie nur ein Mann an den Tag legen kann, der zu sehr geliebt worden ist und die Schwäche des weiblichen Herzens zu verachten gelernt hat.

Der Roman „Adolphe“ von Benjamin Constant ist eigentlich ein Pasquill auf Frau von Staël; sie wird als eine femme perdue geschildert, die sich auf den Lebensweg ihres viel jüngeren Geliebten als ein lästiges Glückshindernis wirft und ihn mit ihrer Anbetung verfolgt und langweilt. Er selbst deutet an, daß er sie eigentlich gar nicht geliebt, sondern

nur aus Eitelkeit und Verlangen nach Erregung der Leidenschaft ihre Gunst zu erwerben gesucht habe.

Diese gegenseitigen Empfindungen der Liebenden fielen in eine Zeit, wo eine eheliche Verbindung zwischen ihnen wenigstens möglich geworden war. Der Gemahl von Frau von Staël war nach mehrjähriger Kränklichkeit an einem Gichtanfalle gestorben. Es muß hierbei der berühmten Frau das Zeugnis gegeben werden, daß sie, trotz ihrer Trennung von ihm, sich musterhaft benommen hat. Sobald sie von seiner gefährlichen Krankheit hörte, eilte sie zu ihm und übernahm seine Pflege. Sie machte mit ihm eine sehr mühselige und kostspielige Badereise, und sie versöhnten sich vollkommen. Er war erkenntlich für dieses Opfer, denn er war sich bewußt, durch sein verschwenderisches und leichtsinniges Leben ihr vielfach Anlaß zu Klagen gegeben zu haben, ehe die Trennung der Ehe stattfand. Er starb auf der Reise, und seine Gattin führte seine Leiche mit sich nach Coppet, wo sie ihn begrub und aufrichtig betrauerte, obwohl sie ihn nie geliebt hatte.

Benjamin Constant machte keine Miene, der Witwe, die er so lange verehrte und beherrschte, seine Hand zu bieten. Er begleitete sie zwar noch auf ihrer Reise nach Deutschland, aber er benutzte die-
lbe auch zugleich, um sich mit Fräulein von Harden-
rg heimlich trauen zu lassen. Er fürchtete die
ornausbrüche der Frau von Staël so sehr, daß er nicht wagte, ihr seine Verbindung anzuzeigen. Erst nach Jahresfrist erhielt sie Kenntnis davon und ge-
hings auf kurze Zeit in Verzweiflung dar-

über. Jedoch ließen andere Tröstungen nicht auf sich warten. Sie lernte einen jungen verwundeten Offizier Namens Rocca kennen, der eine leidenschaftliche Liebe für sie an den Tag legte und sie durchaus heiraten wollte, obwohl sie wenigstens zwanzig Jahre älter war als er. Sie weigerte sich ernstlich, seine Hand anzunehmen; er aber sagte immer wieder: „Ich werde sie so lange lieben, bis sie nachgibt."

Frau von Staël ging endlich wirklich eine eheliche Verbindung mit ihm ein, die jedoch geheim gehalten wurde, teils weil sie wohl die Lächerlichkeit eines so ungleichen Verhältnisses scheute, teils auch wohl, weil sie eine schwedische Witwenpension nicht aufgeben wollte. Sie hatte noch einen Sohn aus dieser Ehe, der aber erst nach ihrem Tode von der Familie anerkannt wurde. Sie starb am 14. Juli 1817.

Benjamin Constant überlebte sie um mehr als zehn Jahre, er starb am 8. Dezember 1830; er hatte sich mit ihr wieder versöhnt und machte als Freund gut, was er als Liebhaber verbrochen hatte. Er beteuerte laut, daß er ihren Umgang nicht entbehren könne und ihr Geist die Leuchte des seinigen sei. Seine Gemahlin ließ ihn gewähren, ohne Eifersucht zu zeigen; sie war mit der Zeit selbst eine Frau von Geist geworden und zwar von ganz französischem Schliff. Der Dichter Holtei hat sie noch in Paris kennen gelernt, wo sie einen Salon hatte, ganz ähnlich wie die Recamier und die Staël, ihre einstigen Nebenbuhlerinnen. Sie sah auch im Aeußeren durchaus wie eine Französin aus, brünett, klein, dick

und beweglich. Man nannte sie immer Madame la Benjamine. Sie war eine Freundin von Rahel von Varnhagen, in deren Briefwechsel sie zuweilen vorkommt. Sonst ist sie in Deutschland völlig vergessen, sogar ihre eigenen Verwandten wissen sich ihrer nicht zu erinnern.

Benjamin Constant behielt stets die deutsche Physiognomie, nur wurde aus dem idealen Kopfe eines jungen Studenten, der Frau von Staël eroberte, mit der Zeit das gedankenvolle, aber etwas pedantische Antlitz eines deutschen Schulmeisters, dem er auch in Gang und Haltung ähnlich gewesen sein soll. Seine politischen und philosophischen Schriften stehen in Frankreich noch immer in hoher Geltung, während sie in Deutschland, wo sie gewissermaßen im Keim entstanden sind, nur noch sehr wenig gelesen werden. Er war der erste Franzose, der unsere Klassiker studierte und Schiller's Wallenstein sogar metrisch übersetzte. Er hat auch darin, durch Frau von Staël angeleitet, das Talent der Reproduktion entwickelt, welches ihm in so hohem Grade eigen war. Seine geistige Anlage ist eigentlich als eine spezifisch weibliche zu bezeichnen; der mächtige Einfluß, den der männlich starke Geist der berühmten Frau auf ihn ausübte, läßt sich dadurch leicht erklären. Nach deren Tode übernahm die Freundin derselben, die Recamier, die Leitung des charakterschwachen Mannes; seine politische Umwandlung, die ihn aus einem Republikaner zu einem Royalisten machte, war die Folge davon.

Lord Byron und Gräfin Guiccioli.

„Für ein Jahr von Byrons Leiden wollte ich gern alle Freuden meines Lebens hingeben," schrieb einst Ludwig Börne, und sprach es damit aus, daß der berühmte Sänger der Leidenschaft und der Melancholie zeitlebens nur an „süßem Schmerz" gelitten hat. Denn er ist süß, der Liebe Schmerz! Bitter wird er nur durch Verschmähung, und die hat der schöne, stolze Mann nie erfahren. Seine Erfolge waren unzählbar wie die des Don Juan, dessen poetische Liederlichkeit er durch eines seiner reizendsten Gedichte noch populärer gemacht hat, als sie schon war.

Doch hätte Byron kein Wesen höherer Art, kein Dichter sein können, wenn er nicht auch den Schmerz der Seele gekannt hätte, der selbst dem Glücklichsten nicht erspart wird. Das Erdenweh der Unvollkommenheit, die Fessel des Unerlösten, die Schranke des Gedankenfluges, die Beschämung der Sünde, die Sehnsucht nach unbekanntem Glück haben den Dichter mehr gequält wie irgend einen Sterblichen, und es war keine selbstgefällige Maske, wenn er sich als ein Unglücklicher darstellte und seine Muse in schwarzen Trauerflor hüllte.

Auch die Liebe vermochte es nicht, ihn glücklicher zu machen. Freilich hat er ihr selbst den Nimbus der Heiligkeit entrissen, der ihre Zaubermacht be-

dingt. Selten hat jemand mehr die Liebe entwürdigt als Lord Byron, und niemand hat ein höheres Ideal von ihr in der Seele getragen wie er. Es gereicht ihm einigermaßen zur Entschuldigung seiner Verirrungen, daß er mit seiner reichen Dichterphantasie die niedrigen Gegenstände seiner Neigung ausschmückte und erhob, also in einer fortwährenden Selbsttäuschung über sie befangen war. Er hat in seinen Tagebüchern das Geständnis aufgezeichnet, daß er in Gesellschaft der geliebtesten Frau doch Langeweile empfunden, und sich gesehnt habe, wieder in seinem einsamen Zimmer zu sein, wo er sich dann ihr Bild mit den schönsten Farben der Phantasie vorgespiegelt und sie von neuem heftig geliebt habe.

Byron wurde am 22. Januar 1788 in Holles Street zu London geboren. Die Ehe seiner Eltern war eine sehr unglückliche. Kapitän Byron hatte seine Frau nur wegen ihres großen Vermögens geheiratet und behandelte sie so rücksichtslos, daß sie, trotz ihrer heftigen Leidenschaften für ihn, sich von ihm trennte. Er brachte in kurzer Zeit alles durch, und der kleine Byron lernte frühzeitig die Not zerrütteter Geldverhältnisse kennen, die ihn dann auch durch sein ganzes Leben verfolgte. Er war nicht als Lord geboren, sondern erbte diesen Titel erst später. Obwohl anfangs wenig Aussicht dazu vorhanden war, hatte seine Mutter doch stets die feste Ueberzeugung, daß er Lord und ein berühmter Mann werden würde. Als er zum ersten Mal mit diesem in England so schwerwiegenden Titel angeredet wurde, weinte er vor Freude. Er brachte ihm kein Glück,

denn der Zuwachs an Eitelkeit und Hochmut, der daraus folgte, übte einen höchst nachteiligen Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters. Auch entstanden für ihn sehr peinliche Verhältnisse durch den Kontrast seines Ranges mit seinen Geldmitteln. Die Besitztümer der Lordschaft bestanden in ruinenhaften Schlössern und schlecht verwalteten Gütern. Auch die frühzeitige Verderbnis seiner Sitten war gewiß die Frucht der Lebensweise des englischen Adels von damals, dem er sich als junger Lord zugesellte.

Er sagte von sich selbst: „Ich durchlief alle Stadien des Lasters mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne allen Genuß. Ich empfand Widerwillen bei den rohen und gemeinen Vergnügungen meiner Gefährten, aber die Verlassenheit und die Oede meines Herzens trieben mich doch zu ärgeren Fehltritten, als sie begingen."

Byron bewegte sich in seiner ersten Jugend in der schlechtesten Gesellschaft; Tanzmeister und Boxer tranken mit ihm, und er liebte es, Aufsehen zu machen durch die tollsten Streiche. Eine leichtsinnige Dirne begleitete ihn in Männerkleidung überall öffentlich zu Pferde und wohnte bei ihm. Dazwischen machte er melancholische Gedichte und besang seine Knabenliebe, Marie Duff, von der er sich einbildete, sie nie vergessen zu können, obgleich er die gröbste Untreue an ihrem Gedächtnis beging. In seinem alten Erbschloß Newstead Abbey ließ er Komödie spielen und verschleuderte seine Nächte mit wilden Gelagen,

Spiel, Trunk und niedrigen Liebschaften. Widerwille und Melancholie erfaßten ihn oft mitten darin so heftig, daß er die tiefste Einsamkeit aufsuchte und stundenlang allein im Freien herumlief. Seine erste große Reise, die er im „Childe Harald" so herrlich besungen hat, war einer der vielen Versuche, die er unternahm, seine Lebensweise zu ändern. Als er von derselben nach England zurückkehrte, stand er im Zenith seines Ruhmes, seiner Schönheit und seines Talentes. Er wurde abgöttisch verehrt, sowohl von der Literatur wie von der Gesellschaft, und seine Verirrungen waren fast vergessen.

In Lord Byron war, wie in den meisten poetischen Naturen, eine Doppelseele vorhanden, die eine voll Zartheit, Edelmut, Stolz und Würde, die andere weichlich, genußsüchtig, egoistisch. Wenn er letzterer unterlag, war er voll Verachtung gegen sich selbst und fühlte sich unglücklich. Wenn erstere siegte, nahm sein Dichtergeist den höchsten Flug, und sein Herz floß über von den edelsten Empfindungen und Entschlüssen. Selbst in seinem Aeußeren prägte sich diese Doppelanlage deutlich aus. Seine Schönheit lag besonders in dem Kontrast von sehr dunklem Haar und Augenbrauen mit ungewöhnlich hellen Augen und weißer Gesichtsfarbe. Der Ausdruck seiner Züge war so wechselvoll wie die Regungen seines Innern. Ein Zeitgenosse vergleicht sein edelgeschnittenes, mattweißes Gesicht mit einer Alabastervase, die man nur in ihrer Vollkommenheit erblickt, wenn sie von innen erleuchtet ist. Das Aufflammen der Freude, des Frohsinns, der Begeiste-

rung zeigte erst die ganze Schönheit von Byrons Zügen.

Er selbst gefiel sich darin, die Beweglichkeit derselben zu willkürlichem Ausdruck zu benutzen, und liebte es vorzugsweise, auf seiner Stirn die Gedanken der Schwermut zu sammeln, oder sich als Dämon des Hasses und Schmerzes darzustellen, gleichsam ein lebendes Bild zu seinen düstern Liederklagen:

Wenn aus des Herzens tiefem Leid
ein finstrer Schatten sich erhebt,
die Stirn umhüllt mit Dunkelheit,
ums Auge Tränenflor mir webt —

So acht' nicht dieser Schwermutsnacht,
denn die Gedanken kennen gut
den Kerker in des Busens Schacht;
sie fliehn zurück zur Schmerzensglut....

Die Frauen wollten ihn trösten, bessern und womöglich das „holde Geheimnis" erraten, das „einsam und tief" in seiner Seele „für immerdar" verborgen lag, wie er in einem andern seiner schönen Gedichte sagte und welches sicherlich hauptsächlich in dem Verlangen, geliebt und bewundert zu werden, bestand, und auch wohl in seinem Glücksdurst, wie er hienieden allerdings nie befriedigt werden konnte.

Auf seiner glänzenden Laufbahn wurde er fortwährend von Geldsorgen gehemmt, die trotz seiner reichen Einnahmen an Honorar nicht zu beseitigen waren. Er hat über vierzehntausend Pfund Sterling von seinem Verleger erhalten, also fast ein Vermögen von mehr als hunderttausend Talern für

Gedichte! Aber seine Börse glich immer dem Faß der Danaiden, sie war bodenlos.

Der Aufwand, den er seinem Umgange schuldig zu sein glaubte, dann die Befriedigung seiner schlechten Leidenschaften, das Spiel, der Trunk, er liebte starke Getränke zur Anfeuerung seiner erschlafften Nerven, die Frauen und die Pferde — verschlangen unberechenbare Summen. Eine reiche Heirat mußte für den jungen, schönen, vornehmen und berühmten Mann ein leicht zu erringendes Mittel zur Verbesserung seiner Lage sein.

Aber die englischen Damen waren vorsichtiger, als man bei ihrem Enthusiasmus für den Dichter vermuten konnte. Der gefeierte Mann erhielt mehrere Körbe!

Bis er dann Miß Milbanks Gatte wurde.

Nach Trennung der Ehe verließ er wie ein gehetztes Wild zum zweiten Male sein Vaterland und siedelte nach Italien über, wo er, jedes moralischen Haltes beraubt, alsbald tiefer in die Verirrungen sinnlicher Begierden versank, als je zuvor. Die Italienerinnen kamen ihm liebeglühend entgegen, und er hatte oft zwei bis drei Verhältnisse zugleich. Die schöne Frau eines bankerotten Kaufmannes trug besonders dazu bei, seine Geldnot wieder zu vermehren. Er überhäufte sie mit Geschenken; einmal gab er ihr auch einen kostbaren Schmuck von Diamanten, worüber sie große Freude zeigte. Nach einigen Wochen kam sein Juwelier und bot ihm denselben Schmuck zum Kaufe an. Die Schöne mochte wohl in Geld-

verlegenheit denselben veräußert haben. Lord Byron war töricht genug, den Schmuck anzukaufen und ihn ihr abermals zum Geschenk zu machen.

Die Eifersucht unter den verschiedenen Gegenständen seiner Neigung führte oft die heftigsten und drolligsten Szenen herbei. Einmal verfolgte ihn Marianna, die oben erwähnte Kaufmannsfrau, auf einer Maskerade, voll Wut, weil er einer vornehmen Dame den Arm gegeben hatte. Sie entriß dieser öffentlich die Maske und überhäufte sie mit Schmähungen. Man kann sich die peinliche Lage des Lords denken, der eine ihm ganz fernstehende Dame von fleckenlosem Ruf auf diese Weise beschimpfen sah, ohne sie wirksam verteidigen zu können, denn der böse Mund eines solchen Weibes ließ sich nicht zum Schweigen bringen, es bedurfte dazu der Faust und die konnte ein Mann von Bildung nicht anwenden. Ein anderes Mal trafen sich drei Frauen in seiner Wohnung und kühlten ihre eifersüchtige Wut in einer heftigen Prügelei.

Solche ärgerlichen und lächerlichen Auftritte waren ganz geeignet, die ohnehin nie ausbleibende Ueberfättigung und Abspannung des Dichters zu befördern. Voll Widerwillen und Ungeduld riß er sich los und wollte Venedig verlassen. Noch krank und in der ganzen Verstimmung seines melancholischen Sinnes, besuchte er halb gezwungen eine Abendgesellschaft bei der Gräfin Benzoni, wo man ihm viel von der jungen und schönen Gemahlin des Grafen Guiccioli erzählte und in ihn drang, sich ihr vorstellen zu lassen.

Er lehnte es ab, weil er der Leidenschaften müde sei und sich nicht neuen Gefahren durch den Anblick der berühmten Schönheit aussetzen wollte.

Die Gräfin Guiccioli, eine geborene Gräfin Gamba, war erst seit kurzem an einen viel älteren Mann vermählt und hatte sich ausdrücklich geweigert, die erwähnte Abendgesellschaft zu besuchen, weil sie sich nicht glücklich fühlte bei den vielen Festen, die zu Ehren ihrer liebelosen jungen Ehe gegeben wurden.

Die Gräfin Guiccioli beschreibt in einem reizend naiven Briefe in italienischer Sprache, wie mächtig der Zauber von Byrons Persönlichkeit sie ergriffen hatte. Die schönen edeln Züge, der männliche und doch gedämpfte Ton seiner wohlklingenden Sprache, seine vornehmen Manieren, der Nimbus seines Dichterruhmes und die geheuchelte Gleichgültigkeit gegen die Frauen. Sie fühlte sich gefesselt für immerdar von dieser reizvollen Eigentümlichkeit.

Die äußere Erscheinung Lord Byrons wird von seinem Freunde und Zeitgenossen Leigh Hunt zur Zeit des beginnenden Verhältnisses mit der Gräfin Guiccioli in etwas anderer Weise geschildert. Die Anlage zum Dickwerden, die er stets so ängstlich bekämpfte, hatte sich doch weiter ausgebildet und der Schönheit seiner Züge Abbruch getan; jedoch war die Aehnlichkeit mit dem Apoll von Belvedere, die besonders in dem Schnitte von Kinn und Mund lag, noch deutlich zu erkennen. Der Kummer über seinen Klumpfuß hat ihn zeitlebens nicht verlassen, und die Angst, stark zu werden, verbitterte ihm jeden Tafel-

genuß. Er aß fast nur Fisch und Salat mit vielem Essig; oft setzte er die Mittagsmahlzeiten ganz aus und genoß nur Tee mit gerösteter Semmel. Die Körperschwäche, welche dadurch entstand, suchte er dann zeitweise durch den Genuß von starkem Wein oder Cognac zu bekämpfen. Seine wilde Lebensweise, die vielen schlaflosen Nächte und die Anstrengungen des Gehirns bei seiner Dichterarbeit brachten ihm auch frühzeitigen Haarmangel, wodurch die Schönheit seiner Stirn beeinträchtigt wurde.

Als Byron die Gräfin Guiccioli kennen lernte, hatte er schon sehr lange den Umgang mit gebildeten Frauen der vornehmen Welt entbehrt. Der Reiz der Neuheit ließ ihn die Wohltat eines solchen doppelt empfinden, als er die schöne, unschuldige, junge Frau erblickte.

Er atmete auf wie in einer reineren Luft, sie sah anbetend zu ihm empor und kannte kein schöneres Glück, als die Rolle seiner Muse zu übernehmen, wie Dantes Beatrice. Sie suchte eifrig danach, Einfluß auf seine Dichtungen zu gewinnen, namentlich wollte sie dieselben von den Schlacken unreiner Phantasie und laxer Moral befreien. Unablässig bat sie den Dichter, der damals sein berüchtigtes aber schönstes Werk, den „Don Juan“, unter der Feder hatte, ein Denkmal ihrer Liebe und ihres wohltätigen Einflusses darin aufzustellen und die schlimmsten Stellen zu streichen. Er hat wirklich einzelne Gesänge auf ihren so dringenden Wunsch geändert.

Die neue Leidenschaft brachte übrigens auch neue Kämpfe und neues Aergernis in Byrons Leben,

da sie wieder, trotz alles höheren Schwunges, eine unerlaubte war.

Obgleich in Italien die Ehemänner für nachsichtiger gelten als irgendwo, so zeigte der Graf Guiccioli doch, daß er seine Rechte behaupten und die Sache mit Strenge behandeln wollte. Er versuchte erst durch eine Reise die Heilung seiner liebeskranken Frau. Aber es gelang ihm nicht; sie wurde so gefährlich brustleidend, daß man sie nicht weiter fortbringen konnte. Dreimal täglich fiel sie in langandauernde Ohnmachten und nur die liebeglühenden Briefe Lord Byrons, die sie heimlich erhielt, fristeten ihr Leben. Er reiste ihr endlich nach und wurde von dem Grafen scheinbar höflich behandelt. Der Gatte fuhr den Liebhaber in seiner vierspännigen Equipage spazieren und gestattete ihm, seine todkranke Frau täglich zu besuchen. Byron glaubte oft, er werde von Banditen oder durch Gift bei Seite geschafft werden. Er bat die Geliebte, mit ihm zu entfliehen, aber es gilt in Italien für die größte Schmach, das Haus des Gatten zu verlassen, wogegen ein noch so auffallendes Liebesverhältnis meistens stillschweigend von dem Urteil der Welt verschont bleibt.

Die Guiccioli weigerte sich deshalb standhaft, mit Lord Byron zu entfliehen, aber sie schlug ihm vor, sie wolle sich wie Julia tot stellen, um mit ihrem Romeo heimlich vereint werden zu können. Es kam jedoch nicht zu dieser romantischen Lösung, sondern die italienische Ehemannsgeduld ließ den Liebenden unerwartet die größtmöglichste Freiheit.

Der Graf Guiccioli gestattete seiner Frau, sich auf einem Landhause am Meeresufer, la Mira, von ihrem Brustleiden zu erholen. Wunderbarerweise wurde es auch gestattet, daß Lord Byron dasselbe Landhaus bewohnte. Er hatte in der Sorge um die Gesundheit der Geliebten aufs eifrigste medizinische Schriften studiert und war wirklich von Nutzen für sie, indem er ihr einen sorgsamen Arzt ersetzte. In la Mira besuchte der liebenswürdige schottische Dichter Thomas Moore das berühmte Liebespaar und schilderte die Gräfin Guiccioli als eine zarte, blonde Schönheit mit wallenden langen Locken, großen Augen und weißer Haut. Der Ausdruck von Klugheit und Güte gaben ihren Zügen einen ganz besonderen Reiz.

Wie stolz sie auf die Liebe des gefeierten Dichters war, geht aus einem Briefe von Lord Byron hervor, den dieser an einen Freund schrieb: „Sie zwang mich, am Tage meiner Ankunft in Ravenna in voller Uniform an einer großen Gesellschaft von mehr als dreihundert Personen teilzunehmen. Die Gräfin Guiccioli schien darauf auszugehen, mit ihrem ausländischen Liebhaber so viel wie möglich zu prahlen. Wenn sie selbst sich eine Ehre aus dem Skandal macht, so ist es nicht mehr meine Pflicht, zurückhaltend zu sein. Niemand schien Anstoß daran zu nehmen; im Gegenteil freuten sich besonders die Damen an dem vortrefflichen Beispiel, das sie vor sich sahen. Ich war genötigt, alle Zurückhaltung abzuwerfen und den Cicisbeo, meine Dame am Arm, so gut als möglich zu spielen. Ich glaube, man hatte

ausgesprengt, ich hätte die Guiccioli sitzen lassen, und sie wollte nun recht augenfällig das Gegenteil beweisen, denn das Sitzenlassen ist für eine Dame das größte Unglück!"

Diese unzarte, fast lieblose Art, von einer Frau zu reden, die ihm so viel geopfert hatte, wirft kein gutes Licht auf Byrons Gesinnungsweise und sticht tragisch ab gegen die Schilderungen des Verhältnisses, die von der Hand der Gräfin Guiccioli aufgezeichnet worden sind. Ihr schwebte diese Dichterliebe wie ein schöner Traum vor, und sie sucht durch die hochpoetische Darstellung davon das Urteil der Welt milder zu stimmen. Es gelang ihr auch, wieder eine geachtete oder doch wenigstens geduldete Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, als endlich die Trennung von ihrem Gemahl erfolgt war und sie mit Lord Byron unter dem Schutze ihres Vaters und Bruders vereint lebte. Es scheint, daß sie auch Byrons natürliche Tochter, die reizende kleine Allegra, zu sich zu nehmen beabsichtigte, aber das Kind starb, kaum fünf Jahre alt, ganz unerwartet dahin. Er hatte mit einer Engländerin in der Schweiz ein Verhältnis angeknüpft, welches der kleinen Allegra das Leben gab. Aus früherer Zeit soll er sich auch einmal eines Sohnes gerühmt haben, doch scheint dies ein Irrtum gewesen zu sein; wenigstens hat er später nie wieder dieses Kindes erwähnt. Seine Tochter Ada hat er jedenfalls viel glühender geliebt wie seine außereheliche Tochter; auch sprach er, noch während seines Verhältnisses mit der Gräfin Guiccioli, voll schmerzlicher Leidenschaft von seiner ge-

schiedenen Frau, die ihrerseits nicht gezeigt hat, ob sie ihn jemals liebte.

Der nie befriedigte Tatendurst seines heißen Herzens trieb ihn im Jahre 1823 aus dem scheinbar so glücklichen Leben, welches er an der Seite seiner Geliebten in Genua führte. Er ging nach Griechenland, um als Befreier dort kämpfen zu helfen. Es ist staunenswert, wie klar und fest sich der sonst so heftige, launenhafte Mann als Führer der Griechen zeigte. Aber seine Erfolge blieben doch unter seiner Erwartung, weil der Parteigeist sich in kleinlichen Zwistigkeiten austobte. Der Aerger und Kummer über die Uneinigkeit und Intrigen seines Heeres wirkten höchst nachteilig auf Byrons ohnehin sehr reizbare Nerven. Er bekam epileptische Zufälle. Trotzdem unterließ er keine Gelegenheit zu Aufregungen. Er schwamm bis zur Erschöpfung täglich im Meere und machte anstrengende Ritte. Ein Entzündungsfieber war die Folge davon und tötete ihn am 19. April 1824. Griechenland beklagte ihn aufs tiefste, es wurde eine allgemeine Landestrauer angelegt, und ganz Europa war erschüttert von dem tragischen Tode des Dichters und Freiheitshelden. Sein Herz wurde in einem Mausoleum in Missolunghi beigesetzt, sein Leichnam von seinem Freunde und Bruder seiner Geliebten, dem Grafen Gamba, nach England gebracht, aber nicht auf dem Stammsitz seiner Familie, Newstead-Abbey, sondern in der Dorfkirche zu Hucknall begraben.

Die Gräfin Guiccioli war erst vierundzwanzig Jahre alt, als sie den Geliebten verlor. Sie be-

trauerte ihn mit leidenschaftlichem Schmerze und es blieb ihr Stolz, an seinem unverwelklichen Dichterruhm teil zu haben, wie Beatrice an den Lorbeeren Dantes.

Indessen müssen wir doch hinzufügen, daß ihre Trauer und ihre Treue nicht der Ewigkeit angehörten. Sie vermählte sich später mit dem Grafen Boissy und machte in Paris ein großes Haus, wo alle literarischen Berühmtheiten zusammenkamen.

Sie hat eine zweibändige Charakterschilderung von Lord Byron herausgegeben, die eine Apotheose des vielfach verleumdeten Dichters werden sollte, aber gerade das Gegenteil geworden ist. Die amerikanische Schriftstellerin Beecher-Stowe, Verfasserin von Onkel Toms Hütte, hat nämlich daraus Veranlassung genommen, das Andenken Byrons mit einer Anschuldigung zu belasten, die schwerer und schwärzer ist als alle übrigen Verirrungen. Sie behauptet, er habe eine sündhafte Neigung für seine eigene Schwester gehegt, und dies Verbrechen sei der Grund zu der Scheidung Lady Byrons gewesen. Mit gerechter Empörung hat man apodiktische Beweise dieser entsetzlichen Anklage gefordert, deren Grundlosigkeit für jeden Menschenkenner wohl unzweifelhaft ist. Aber es drängt mich dennoch, ein besonderes Entlastungszeugnis für den unglücklichen Dichter abzulegen, da meine Erinnerung noch hinaufreicht zu den Aussagen seiner Zeitgenossen! Meine Mutter, die Baronin Elise von Hohenhausen, war die erste deutsche Uebersetzerin Byrons, und kannte viele seiner Freunde noch persönlich. Von ihm selbst hat

sie nur einmal einen schriftlichen Dank erhalten für die treue Wiedergabe seiner Dichtungen. Es war damals bekannt, daß er die edelste, zarteste Verehrung und Liebe für seine Schwester empfand, der auch das herrliche Gedicht vom deutschen Rhein: „Der Drachenfels mit schloßgekrönter Klippe" gewidmet war. Wenn auch nur ein Körnchen Wahrheit in der Anklage der Beecher-Stowe vorhanden gewesen wäre, so würden doch gewiß die Zeitgenossen Byrons, die nicht schonend im Verurteilen gegen ihn waren, etwas davon gewußt und mitgeteilt haben. Byrons Schwester war zudem nicht schön und wenigstens drei Jahre älter als er, denn sie stammte aus einer früheren Ehe seines Vaters. Seine Gattin hat vielleicht nur einmal erwähnt, daß ihr auch die Liebe zu seiner Schwester Anlaß zur Eifersucht gab, wozu sie ohnehin viel Anlage besaß. Durch die Briefe, welche Lady Byron an Mrs. Leigh, wie der Name von des Dichters Halbschwester war, eigenhändig geschrieben hat, ist übrigens die Verleumdung von Mrs. Beecher-Stowe am überzeugendsten widerlegt worden, denn sie atmen aufrichtige Verehrung und verwandtschaftliche Liebe.

Lord Byron und Lady Caroline Lamb.

Der Rhapsode der Liebe und des Schmerzes, Lord Byron, hat unter den vielen weiblichen Herzen, die er eroberte, keins so tief verwundet, wie das der unglücklichen Lady Caroline Lamb. Seine Liebesgeschichte mit ihr ist nicht so berühmt geworden wie das Verhältnis zu der schönen Gräfin Guiccioli, aber sie hat fast noch mehr Einfluß auf sein Leben gehabt.

Sein Ruf als Herzbrecher und Frauenverderber wurde hauptsächlich durch Caroline Lamb begründet. Seine Schuld war indessen nicht so groß wie die ihrige. Er hätte gern ein Aergernis vermieden, welches seinem literarischen Rufe schadete und ihm den Haß der Damen zuzog, denn sie konnten es ihm nicht vergeben, daß der Liebling aller eine einzelne mit seinem Beifall beglückte.

Lord Byron versuchte mehrere Male, die Neigung der Lady Lamb zu mäßigen und zu verbergen, aber vergebens, die leidenschaftliche Frau wollte sich für ihn ruinieren, es war eine bittersüße Wonne ihrer Liebe und wahrscheinlich auch ein Triumph ihrer Eitelkeit. Byron selbst hielt alle Liebe der vornehmen Damen für Eitelkeit; es ist wahrscheinlich, daß die unglückliche Caroline Lamb ihm zuerst diese Ansicht beigebracht hat. Sie war eine merkwürdige Frau, ihr Hauptreiz lag in der Heftigkeit ihrer Empfindungen; ihre Liebe, ihr Haß und ihre Rache — letztere bestand in einem satirischen Roman —

waren von wilder Leidenschaft durchglüht. Ihr tragisches Ende gibt ihr aber mehr wie alles andere ein Anrecht auf Teilnahme und Interesse.

Geboren am 13. November 1785, war sie mehr als vier Jahre älter als Byron; ihre zierliche, kleine Gestalt ließ sie indessen viel jünger erscheinen. Von ihrer Schönheit entwarf Byron keine günstige Schilderung, er war aber bereits damals von seiner Liebe geheilt. Große Magerkeit warf er ihr besonders vor, doch gesteht er auch zu, daß sie brennende dunkle Augen und helle Haare besessen habe. Bei ihrer Zartheit nahm sich die Kühnheit bezaubernd aus, womit sie die wildesten Pferde ritt und auch sonst in männlichen Künsten, im Schwimmen, Schlittschuhlaufen sich hervortat.

Sie besaß in ihrem Wesen ein reizvolles Gemisch von Naivität und Koketterie, von Klugheit und Unwissenheit, von Dreistigkeit und Verschämtheit. Ihre vornehme Abkunft erhöhte auch noch die bezaubernde Wirkung ihrer Erscheinung. Ihr Vater hieß Graf Besborough, ihre Mutter war eine Lady Spencer, fast alle die ersten Familien Irlands gehörten zu ihrer Verwandtschaft. Ihr Gemahl, William Lamb, war der Sohn von Lord Melbourne.

Im Anfang ihrer Ehe schien sie durchaus glücklich zu sein. Sie hatte drei schöne Kinder und liebte es, sich gemeinschaftlich mit ihrem hochgebildeten Gatten wissenschaftlich zu beschäftigen. Sie galt fast für eine Gelehrte, und man sah sie selten in der Welt erscheinen, wo jedoch ihre hochgeachtete Stellung, ihr Reichtum und ihre originelle Liebenswürdigkeit all-

gemein anerkannt wurden. Die respektabele und und glückliche Lage würde wahrscheinlich nie aufgehört haben, wenn nicht plötzlich an dem einförmigen Horizont Altenglands das Meteor des Genies von Lord Byron erschienen wäre. Alle Gemüter, besonders aber die weiblichen, wurden von dessen Glanz geblendet.

Lord Byron hatte alle Eigenschaften, um Aufsehen, Bewunderung und Begeisterung zu erregen. Seine seltene Schönheit, seine vornehme Erscheinung, sein abenteuerliches Reiseleben, sein wildes rücksichtsloses Benehmen, seine Kühnheit bei den Frauen, ihre Anbetung für ihn, bildeten die Folie für den Nimbus, der ihm durch seine Dichtungen verliehen wurde. Zum ersten Male hatte ein Dichter die Wonne des Schmerzes besungen und die Melancholie gefeiert. Mit seiner melodischen Sprache fand er das lösende Wort für alle Rätsel des Herzens und der Seele. Der Poet wurde als Prophet vergöttert — freilich später auch gesteinigt. Nie ist ein Idol ärger zertrümmert worden!

Man wollte immer sein eigenes Bild in seinen Dichtungen erkennen: in „Childe Harold" oder im „Corsar" liebten ihn die vornehmen Damen von England ebenso wie die geringsten. Seine Gedichte erlebten fabelhafte Auflagen, in einem Tage wurden in London zehntausend Exemplare verkauft und sein Verleger zahlte ihm über hunderttausend Taler Honorar — für Gedichte!

In einer Abendgesellschaft bei Lady Jersey, der eifrigsten Verehrerinnen und Gönnerinnen

Byrons, sah Caroline Lamb zum ersten Male diesen dämonischen Eroberer von Frauenherzen. Seine melancholische und doch aristokratische Haltung, sein kokettes und doch satirisches Lächeln, sein schönes, träumerisches Auge, seine hohe gedankenvolle Stirn, seine weißen Hände, die er stets auf ein purpurseidenes Taschentuch bettete, wirkten gleich wie mit dem Zauber einer Klapperschlange auf sie. Eine blinde Leidenschaft bemächtigte sich ihrer, der sie sich ohne alle Scheu überließ. Sie bebte nicht zurück vor dem ungeheuern Aufsehen, welches sie erregte, als die Tochter und Gattin eines Pairs von England sich öffentlich zu einer verbotenen Neigung bekannte.

Sie trieb den Skandal so weit, daß sie Männerkleidung anlegte, um dem Pagen Caled in Byrons Childe Harold nachzuahmen und sich in die Arme des Geliebten zu werfen.

Lord Byron war anfangs überrascht, geschmeichelt und hingerissen von dieser rücksichtslosen Liebe, auch besaß er zu wenig richtiges moralisches Gefühl, um das Unrecht, das Verbrechen gegen die Würde des Familienlebens einzusehen, das Caroline Lamb seinetwegen beging.

Es machte ihm sogar augenscheinlich ein boshaftes Vergnügen, daß die strenge, aristokratische und exklusive Gesellschaft seines Vaterlandes durch eine Dame aus ihrer Mitte solche Schmach erlebte.

Indessen wurde ihm auf die Dauer doch das Verhältnis lästig. Um die allgemeine Empörung, die es hervorgerufen hatte, zu beschwichtigen, wollte er es abbrechen, aber auch deshalb, weil er längst sich

davon übersättigt und gelangweilt fühlte. Seinem Flattersinn gefielen andere Verehrerinnen schon besser als die unglückliche, halb wahnsinnige Caroline Lamb. Aber es war nicht leicht, ihre entfesselte Leidenschaft wieder in ihre Schranken zurück zu bringen.

Die ungestüme Art wie sie sich benahm, erregte Byrons Ungeduld im höchsten Grade. Er erfand ein wahrhaft grausames Mittel, um ihre Liebe zu zerstören. Er erhielt täglich glühende Briefe von ihr und kopierte als Antworten darauf passende Stellen aus dem berüchtigten französischen Roman „les liaisons dangereuses."

Diese Verspottung erzürnte sie aufs höchste, sie eilte abermals in Männerkleidung in Byrons Wohnung und wollte die Reitpeitsche gegen ihn in Anwendung bringen. Er rettete sich mit genauer Not vor ihren Angriffen, und die Liebe verwandelte sich bei beiden Teilen in den bittersten Haß.

Der Gemahl der unglücklichen Frau hatte schweigend und würdevoll ihre traurige Verirrung mit angesehen. Aus Schonung für die Kinder wollte er die Schuldige nicht bestrafen. Als sie verlassen und verhöhnt von ihrem Geliebten war, nahm er sie mitleidig und großmütig in seinen Schutz und zog mit ihr auf seine Güter, wo sie in tiefer Einsamkeit leben, bereuen und schreiben konnte.

Sie galt schon damals für eine literarische Autorität und wurde auf ihrem Landsitz oft von berühmten Menschen aufgesucht. Der Herzog von Wellington verehrte sie sehr, Graf Foscolo, Hobb-

house standen in Briefwechsel mit ihr. Auch Frau von Staël hatte eine warme Zuneigung für sie gefaßt; die Dichterin der Corinna, das Urbild von Benjamin Constants berüchtigtem Roman Adolphe wußte am besten, wie herbe der Schmerz ist, von einem Geliebten verlassen und verspottet zu werden. Es existieren noch sehr pikante Briefe von Frau von Staël an Lord Byron, worin sie ihm über sein Benehmen gegen Lady Caroline Lamb heftige Vorwürfe macht.

Die Rache einer geistreichen Frau greift sehr leicht zur Feder, Caroline Lamb ging damit als Beispiel voran. Ihr Roman „Glenarvon" wurde wie ein Ereignis in der Literatur betrachtet. Später schrieb sie noch „Graham Hamilton" und „Ada Reis"; beide Werke übertrafen das erste Buch an Wert, errangen aber nicht die Hälfte seines Erfolges.

In all ihren Schriften finden sich deutliche Spuren ihrer aufrichtigen Reue über die Verirrung ihres Lebens. So schrieb sie einmal: „Oh, wenn du wüßtest, was es heißt, einsam zu weinen, — zu weinen, ohne Mitleid zu erregen — zu wachen in langen, bangen Nächten, während andere mit gutem Gewissen schlafen: Du würdest nicht tun, was ich getan habe! Wenn du wüßtest, was es heißt, zu lächeln — zu lächeln, wenn alle dich verachten und du unter künstlicher Heiterkeit das Weh deines Herzens verbergen mußt —: Du würdest nicht tun, was ich getan habe. Oh, wenn du wüßtest, was es heißt, beim Nahen des Alters und der Krankheit allein zu sein, keinen Menschen zu kennen, dem man

lieb und teuer ist —: Du würdest nicht tun, was ich getan habe!"

Während solche Reuequalen die junge schöne Sünderin erschütterten, suchte ihr Verderber „in der Welt des Vergnügens" sich zu zerstreuen. Er nannte diese freilich in seinen Anfällen von Schwermut „die Menschenwüste". Er sprach davon eine „Idealfrau" zu suchen, er träumte sie sich als eine Befreierin der Langenweile, als eine Erlöserin vom Zweifel, als eine Trösterin in der Verzweiflung. „Nur im Weibe kann ich mein Heil finden" schrieb er einem Freunde.

Daß eine Frau, die Segen spenden soll, nur durch die Ehe gewonnen werden kann, sah sogar der leichtsinnige Don Juan-Byron ein und dachte ernstlich daran sich zu verheiraten.

Die Frau seiner Wahl ist so oft als ein Ungeheuer von Herzenshärte, Tugendstolz und Frömmelei geschildert worden, daß die Gerechtigkeit erfordert, sie auch einmal ohne Vorurteil zu betrachten.

Miß Milbank besaß viel mehr romantischen Reiz, als der Dichter später zugestehen wollte. Als das einzige Kind einer vornehmen und reichen Familie war sie allerdings verzogen und verwöhnt worden, aber sie glich auch einer wohlgepflegten, behüteten Blume, prangend in Schönheit und Reinheit. Sie zu pflücken konnte wohl für den verwöhntesten Mann ein großes Glück sein. Lord Byron würde kaum gewagt haben, sein Auge zu ihr zu erheben, wenn nicht ein höchst romantischer Zwischenfall sie ihm näher gerückt hätte.

Zur Zeit des Sturmes, der sich in der englischen Aristokratie gegen Byrons skeptische Schriften und gegen seine unmoralischen Liebesverhältnisse erhoben hatte, erhielt er einst ein anonymes Briefchen, worin mit geistreichen und gelehrten Worten, aber doch in jugendlich naiver Weise eine Kritik über seine Werke und eine Predigt über seinen Wandel ausgesprochen war. Die Unterschrift hieß: „Anna Bella." Von Frauenhand hatte der Dichter der Liebesleidenschaft immer nur die süßesten Ausdrücke der Bewunderung gelesen. Diese neue Wendung — auch einmal Tadel und Zorn in so zierlicher Form zu erhalten, übte einen großen Reiz auf ihn aus. Er bemühte sich, die Schreiberin des anonymen Briefes ausfindig zu machen, und war nicht wenig erstaunt, die gefeierte, unnahbare Miß Milbank darin zu entdecken. Ihr Interesse für ihn, ging so sonnenklar aus jedem Worte hervor, und sie duldete es auch gern, daß er ihre Bekanntschaft zu machen suchte. Er wurde ihr in einem befreundeten Hause vorgestellt und fand sie sehr anziehend, anmutig und sogar schön, obwohl ihn ihr etwas kaltes Wesen und ihre übertrieben einfache Toilette auch abschreckten. Dennoch hielt er sehr bald um ihre Hand an, bekam aber einen Korb. Er war jedoch wohl mit Blumen gefüllt, denn Byron versicherte gleich nachher, ihr „Nein" habe den Klang eines „Ja" gehabt. Sie hat wahrscheinlich die Bedingung gestellt, daß der liebenswürdige Sünder sich erst bessern müsse. Er erhielt von Zeit zu Zeit unter dem Namen von Anna Bella zierliche Blättchen, die ihn wohl am

Gängelbande festhalten konnten, und nach zwei Jahren wurde die liebenswürdige Briefstellerin seine Gattin. Er soll ihr jedoch den anfänglichen Verschmähungsversuch niemals vergessen haben, und es ist wahrscheinlich diese Verwundung seiner Eitelkeit die erste Veranlassung zu den spätern Zerwürfnissen des Ehepaars geworden. Daß Byron kühler gegen seine Erwählte war, als sie es wünschen konnte, ist durch den Umstand bewiesen, daß er sie nach der Trauung in der unverzeihlichsten Zerstreuung „Miß Milbank" nannte, was sie mit Recht verletzen konnte, da sie wohl einen zärtlicheren Namen von ihm erhofft hatte.

Auch Lord Byrons Klagen über seine Ehe datieren schon aus dem Beginn derselben. Namentlich behauptete er, daß eine ehemalige Erzieherin seiner Frau als Zwischenträgerin schon in den Flitterwochen aufgetreten sei.

Die eigentliche Veranlassung zu den Zwistigkeiten zwischen dem jungen Ehepaar war aber der Geldpunkt. Die Gläubiger des verschwenderischen Dichters hatten gehofft, daß die Eltern der Erbin, die er geheiratet, gleich seine Schulden bezahlen würden. Als dies nicht geschah, bestürmten sie ihn und ließen ihm die Möbel des neuen Haushalts abpfänden. Lord Byron erzählt in seinen Memoiren, daß er kaum vier Pfund Sterling besessen, wenn seine Frau von ihm das Geld zur Bestreitung der ungeheuern Kosten eines vornehmen [illegible] Haushaltes gefordert hätte. Sie verlangte [illegible] Dienerschaft und mehrere Equipagen,

ahnte aber freilich nicht, daß er nicht die Mittel dazu besaß.

Die Geldnot wirkte durch ihre unausbleiblichen Demütigungen sehr aufregend auf den ohnehin reizbaren Dichter. Er benahm sich oft geradezu wie ein Wahnsinniger, und es war natürlich, daß seine junge Frau sich vor ihm zu fürchten begann.

Mitten in der Nacht ließ er dann plötzlich alle Kronleuchter seines Hauses anstecken und wandelte in den hellerleuchteten Zimmern im lebhaften Selbstgespräch umher. Er behauptete, dies sei notwendig, um die Inspiration zu seinen Dichtungen hervor zubringen. Bei Tage kam er auf den Einfall neben dem Krankenzimmer seiner Frau sich im Pistolenschießen zu üben. Auch heftige Zornausbrüche ließ er sich zu Schulden kommen. Als seine Tochter Ada Augusta geboren wurde, war er außer sich vor Freude und ahnte nicht, daß sie ihm so bald in grausamer Weise entrissen werden sollte. Lady Byron fürchtete sich vor ihrem Gatten und nach den späteren Enthüllungen ihrer Freundin, der Mrs. Beecher-Stowe, hatte ein furchtbarer Argwohn gegen ihn sich ihrer Seele bemächtigt. Sie glaubte, daß er eine verbrecherische Neigung zu seiner Schwester hegte. So lax auch seine Moral im allgemeinen war, in diesem besonderen Falle ist er aller Wahrscheinlichkeit nach schuldlos. Schon der eine wichtige Umstand spricht ihn frei, daß er seiner Tochter die Namen seiner Schwester in der Taufe beilegen ließ. Welcher Vater würde eine Verbrecherin seinem Kinde als geistige Beschützerin erwählen! Auch andere Dokumente sind

vorhanden, aus welchen sich der Irrtum Lady Byrons beweisen läßt. Lady Byron nahm mit ihrem Kinde zärtlich von ihrem Gemahl Abschied, um bei ihren Eltern einen längeren Besuch zu machen. Kaum dort angelangt, schrieb sie ihm, daß sie nie wieder zu ihm zurückkehren würde. Dieser Entschluß traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel und entfesselte alle Elemente des Hasses gegen ihn. Ganz England sprach das Verdammungsurteil über ihn aus, der Skandal dieser Ehescheidung ruinierte Byrons Ruf für immerdar.

Durch einen merkwürdigen Zufall erschien gerade zu dieser Zeit der berühmte Racheroman von Caroline Lamb. Die Anklagen gegen ihn und die Schilderung seines sittenlosen Lebenswandels, die darin enthalten waren, füllten das Maß der allgemeinen Entrüstung gegen den unglücklichen Dichter bis zum Rande.

Verlassen von seiner Gattin, beleidigt und verleumdet von seiner einstigen Geliebten, verfolgt von seinen Neidern und Feinden, verließ er zum zweiten Male sein Vaterland und dichtete das schöne wahre Schmerzenswort:

„Zürnen mit Geliebten streut
Wahnsinn auf unsre Scheitel."

Auch das rührende Abschiedslied: „Fare thee well and if for ever" — „Lebe wohl und wenn für immer —" legte er wie einen unverwelklichen Zypressenzweig auf das Grab seines Glückes. Seine Trauer hinderte ihn dann freilich nicht, nach Italien

zu gehen, die schönen Weiber Venedigs zu lieben, den sündigen Don Juan zu schreiben, die reizende, goldblonde Gräfin Therese Guiccioli glücklich-unglücklich zu machen, und auf dem klassischen Boden Griechenlands poetisch-heroisch zu sterben.

Seine Leiche wurde nach England zurückgebracht aber nicht in den Ruhmestempel der Westminster-Abtei beigesetzt. Auf einem einfachen Dorfkirchhof seiner stolzen Besitzungen fand sie eine Ruhestätte.

Einst hatte Byron in wilder Laune ein Testament gemacht und angeordnet, daß man ihn zwischen seinem Hunde und seinem Diener begrabe. Später stieß er dies Testament um und hinterließ dann keine Bestimmung über sein Begräbnis. Wahrscheinlich hielt er es nicht für möglich, daß Englands berühmtester Poet keinen Platz in dem „Dichterwinkel" von Westminster bekommen würde. Einem Gotteslästerer mußten aber allerdings die heiligen Mauern einer Kirche verschlossen bleiben.

Sein Leichenzug hatte noch eine tief tragische Wirkung auf die unglückliche Lady Caroline Lamb. Sie lebte und litt noch als die Nachricht von Byrons frühem Tode — er starb am 24. April 1824 — nach England gelangte. Ihr Gemahl, der sie mit zartester Schonung umgab, bemühte sich aufs ängstlichste ihr die Zeitungen zu verbergen, welche diese Nachricht enthielten, denn er wußte wohl, daß sie den Zerstörer ihres Glückes noch immer liebte und seinen Tod mit Schmerz erfahren würde.

Es schien auch wirklich gelungen zu sein, sie in Unwissenheit darüber erhalten zu haben. Da ver-

langte sie eines Tages ungeduldig nach einem entfernten Platz ihres Schloßgartens gebracht zu werden, an welchem die Landstraße vorüberführte.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, und heiterer als sonst hörte sie einer Vorlesung ihres treuen Pflegers zu, als plötzlich zwischen den weißen Blütenbäumen ein schwarzer Zug wie eine melancholische Fata Morgana am Gittertor vorüber fuhr. Auf einem wappengeschmückten Sarge lagen zahllose Lorbeerkränze. Ein großes Gefolge in schwarzen Kutschen folgte — dicht hinter dem Leichenwagen ging ein winselnder Hund als einziger Leidtragender, er schien die Hand zu suchen, die ihn einst liebkoste. Lady Caroline Lamb schrie auf und stürzte ohnmächtig zusammen. Sie hatte Byrons Leichenzug sogleich erkannt. Es ist nie festgestellt worden, ob sie es gewußt oder ob eine Ahnung sie an den Platz getrieben hatte. Sie wurde bewußtlos ins Schloß zurückgetragen, verfiel in eine Nervenkrankheit, von der sie sich nicht wieder erholte, und fand bald nachher die ersehnte Erlösung durch den Tod.

Das einsame Grab des Dichters empfing kaum zwei Jahrzehnte nach seinem Tode ein rührendes Liebesopfer. Seine vielgeliebte Tochter Ada, Lady Lovelace, kam nach Newstead Abbey, wo er gelebt hatte, und ließ sich von seinem Freunde, Oberst Wildmann, jede Stelle zeigen, die durch ihren Vater ihr als geweiht erschien. Die Freundeshand, in welche Byrons Besitzung durch Kauf übergegangen war, alles pietätvoll genau in dem Zustande gewie Lord Byron es bewohnte. Ada ließ sich

alles erzählen, was ihre Mutter ihr stets verschwiegen hatte. Sie erfuhr, wie sehnsuchtsvoll er oft nach seinem Kinde verlangte. Ein heißer Schmerz erfaßte sie; dumpfer Haß gegen die Mutter und lodernde Liebe für den Vater hatte schon als Kind ihr Herz erfüllt, sie war eigentlich sein rächender Engel gewesen und Lady Byron hatte oft schwere Tage gehabt an der Seite dieses leidenschaftlichen Dichterkindes, dem sie sein geistiges Erbe vorenthielt, die Begegnung von Vater und Tochter gewaltsam verhindernd.

Byrons Poesien waren ihr gänzlich fremd geblieben, erst bei ihrem Besuch an seinem Grabe lernte sie sie kennen.

Die Aufregung und der Schmerz wirkten so nachteilig auf Byrons Tochter, daß sie erkrankte. Eigensinnig weigerte sie sich, den Ort der Trauer zu verlassen. Weder ihr Gemahl noch ihre Mutter durften bei ihr verweilen. Sie verlangte einsam zu sein in den Räumen, wo ihr berühmter Vater mitten im Glück sich unglücklich gefühlt hatte.

Nach kurzer Zeit stand ihre Leiche wie ein reizendes Wachsbild, von goldgesticktem, violetten Sammet umhüllt, von hohen Wachskerzen beleuchtet — ganz so traurig schön wie ein Gedicht von Byron — in dem Prunksaal von Newstead Abbey. Begraben wurde sie, wie es ihr heißer Wunsch war, neben dem geliebten, zu spät erkannten Vater auf dem kleinen Dorfkirchhof zu Hucknall. —

Karl Immermann und Gräfin von Ahlefeldt.

Eine Dichterliebe ist gewissermaßen ein Roman, für die Oeffentlichkeit bestimmt, sie wird bekannt und besprochen wie ein solcher; romantisches Interesse und moralische Kritik werden dadurch erregt, rücksichtslose Beurteilung wendet sich dagegen. Das obengenannte Paar hat dies bei seinen Lebzeiten in bitterster Weise erfahren.

Die Genealogie der Familie Immermann läßt sich bis zum dreißigjährigen Krieg zurückführen. Ein tapferer Sergeant dieses Namens kam mit dem Schwedenkönig nach Deutschland und siedelte sich mit seiner Frau Ilse in dem Dörfchen Etgersleben im Magdeburgschen an. Unter seinen Nachkommen war der Vater des Dichters der hervorragendste. Er bekleidete die ansehnliche Stelle eines Kriegs- und Domänenrates, wie die Verwaltungsbeamten zur Zeit Friedrichs des Großen genannt wurden. Er hatte sich erst in reifern Jahren, wie später auch sein Sohn es tat, mit einem ganz jungen Mädchen verheiratet, der Tochter des Dompropstes Wilda in Magdeburg. Sie war eine echte Dichtermutter, voll des wirksamen Einflusses auf ihren Erstgeborenen Karl, der am 24. April 1796 das Licht der Welt erlickte. Seine Kindheitserinnerungen muß man in inen köstlichen Memorabilien nachlesen. Mit zehn ren brach der Lesehunger bei ihm aus, jene

Kinderkrankheit des Geistes, die, wenn sie gut geleitet wird, fast immer den Keim zur Produktivität hervorbringt. Mit zwölf Jahren schrieb er denn auch schon Novellen, mit vierzehn spielte er Komödie und dichtete Theaterstücke. Kaum den Kinderjahren entwachsen, zog er in den Krieg, 1814 und 1815. Dazwischen und nachher studierte er. Seine erste Schrift, die gedruckt wurde, war eine Abhandlung über das Duellunwesen, das damals in Halle in rohster Weise herrschte. Man hatte einen Studenten, der aus Armut Nachdruck verkauft haben sollte, beleidigt, und als er sich weigerte, das deswegen notwendige Duell anzunehmen, prügelten ihn die Mitglieder der Teutonia öffentlich und mißhandelten ihn aufs furchtbarste. Immermann zog sich durch seine dies rohe Verfahren verurteilende Schrift eine gefährliche Feindschaft zu. Er sah sich sogar genötigt, um seine Ehre vor Bedrohungen zu sichern, nach Berlin zu reisen und den König als Schiedsrichter anzurufen. Er erhielt die Genugtuung, eine Kabinettsordre des guten, gerechten Friedrich Wilhelm III. zu empfangen, die sein Verfahren ausdrücklich belobte und zugleich Maßregeln gegen den Unfug der Studenten verhieß. Dies Dokument verwahrte Immermann; mit Ehrfurcht und Rührung zeigte er später das vergilbte Papier vor.

Eine erste Jugendneigung wurde nicht erwidert und diente nur dazu, die Liebesfähigkeit eines Dichterherzens zu enthüllen. Es war die Freundin seiner Schwester, Louise genannt, für die er ein reines, keusches, fast andächtiges Gefühl hegte. Er war

noch Student und hatte wenig Aussichten, einst eine gute Partie zu werden. Die liebliche Louise zog es deshalb vor, einen sicheren Freier zu erhören, um Immermann, dem sie sich bis dahin sehr hold gezeigt hatte, in Verzweiflung zu stürzen. Er gestand später selbst, daß er ernstlich daran gedacht hatte, in „rascher Jünglingstat" ein Leben abzuwerfen, das durch den Verlust der Geliebten ihm unerträglich geworden war.

Immermanns gesunde Natur überwand jedoch diese Prüfung bald, er vermied es, nach Magdeburg zurückzugehen, wo er die Nähe der Treulosen fürchten mußte, und vergrub sich lieber, fleißig seiner juristischen Laufbahn sich widmend, in dem kleinen häßlichen Städtchen Oschersleben. Darbend an allem Lebensgenuß, wäre er gewiß dort geistig verschmachtet, wenn ihm nicht in dem Hause einer älteren Verwandten Trost und Verständnis geboten worden wäre. Immermann sagt von ihr: „Sie gehörte zu den reinen und edlen Naturen, die den Menschen im Ewigen und Wahren zu erfassen suchen, sie sah meine unklare und verworrene Jugend, aber sie hat nie den Glauben an mich aufgegeben, und das danke ich ihr bis an mein Ende."

Seine große Empfänglichkeit für weiblichen Einfluß zeigte sich schon in diesem eigentlich nur verwandtschaftlichen Verhältnis. Dadurch erwärmt und ermutigt, trat er mit seinen ersten Dichtungen an die Oeffentlichkeit. Diese wendeten ihm die Aufmerksamkeit der Schriftstellerwelt zu, namentlich aber auch die Freundschaft des damals so berühmten Baron de



la Motte Fouqué, der Immermanns Talent vielfach durch seinen rasch erglühenden Enthusiasmus unterstützte und bekannt machte. Später kühlte sich diese warme Empfindung sehr rasch wieder ab durch eine irrige Auffassung seitens Fouqués von der schon erwähnten Duellangelegenheit aus Immermanns Aufenthalt in Halle.

Neben seinem Drang zu poetischer Produktion betrieb Immermann mit großem Fleiß die Arbeiten seiner juristischen Laufbahn und erlangte im Spätherbst 1819 eine Anstellung als vortragender Auditor beim Generalkommando in Münster. Obgleich diese Stellung vollkommen seinen Wünschen entsprach, so trennte er sich doch ungern von seiner geliebten Vaterstadt Magdeburg — man brauchte damals fünf volle Tage um von dort nach Münster zu gelangen — und er schalt weidlich auf seinen neuen Wohnort, der in seiner ausgeprägten Eigenart ihn anfangs ebenso abstieß, wie nachher anzog — so sehr anzog, daß er seine schönste Dichtung, den „Oberhof" später in der Staffage aufstellte, deren Reize die Münstersche Umgebung lieferte. Das Gemütliche der Landschaft von Feld und Wald, von Dörfern, in denen jedes Haus wie ein kleines Rittergut zwischen Hof und Park lag, ganz so erhalten, wie Tacitus die Wohnsitze der Germanen schildert: Von weiten Heideflächen, auf denen der Sonnenuntergang so herrlich wie auf dem Meere sich ausnahm, von Kämpen, zwischen deren lebendigen Hecken das bunte Hornvieh weidet, von den Buchweizenfeldern mit ihren duftigen wie aus weißem Porzellan ge-

formten Blütensternen, die in dem moorigen Boden des Münsterlandes vorzugsweise gedeihen, von den feuchten Wiesengründen voll der deutschen blauen Blume, dem Vergißmeinnicht, von den Heiligenbildern unter alten Linden am Kreuzwege, von den Kirchtürmen, die mit ihrer Glockenmusik die vielen Feiertage einläuten, — alle diese Gemütlichkeit des Münsterlandes konnte Immermann nicht im Anfang seines Aufenthaltes erkennen, weil es Winter war, und außer den schönen Wällen die Stadt keine Spaziergänge darbot.

Die altertümliche Bauart von Münster, die wie ein physiognomiereiches Matronenantlitz auf eine reiche Vergangenheit hinweist, wirkte dagegen gleich anregend auf Immermanns Phantasie und er schrieb an seine Mutter, er komme sich in seiner neuen Auditoruniform wie ein alter Ritter in den alten Straßen vor.

An zwanglose Geselligkeit in der Familie gewöhnt, fühlte er sich beklommen und unbehaglich in dem steifen Formenwesen, welches die Gesellschaft in Münster charakterisierte. Es herrschte zu jener Zeit noch ein starker Preußenhaß dort, und der reiche stolze Adel ging widerstrebend mit dem zahlreich nach Münster versetzten Militär- und Beamtenstande um. Die Förmlichkeit war ein notwendiges Ersatzmittel für das gegenseitig fehlende Wohlwollen. Die Spitzen der Behörden wohnten in dem ehemaligen [illegible]rstbischöflichen Schlosse, auf der einen Seite [illegible]neral von Thielemann, der bekannte Uebertreter [illegible]chsischen in preußische Dienste, und auf der

andern Seite der berühmte Oberpräsident von Vincke. Beide gaben große, glänzende Gesellschaften, die aber im Rufe arger Steifheit und Langeweile standen. Immermann war durch seine amtliche Stellung gezwungen, in Gesellschaft zu gehen und klagte in allen seinen Briefen darüber. Aber einmal erzählt er, daß er bei einer solchen „steifen Geschichte" die Frau kennen gelernt hat, die einen so großen Einfluß auf die Gestaltung seines Lebens gewinnen sollte.

In einer Fensternische, von einem roten Sammetvorhange umrahmt, erblickte er eine Dame in schimmerndem Atlaskleide. Blondes Haar, weiße Schultern, ein leuchtendes nordischblaues Auge und eine feine hohe Gestalt ließen sie ihm wie eine Schönheit ersten Ranges erscheinen, was sie jedoch in Wirklichkeit keineswegs war. Dichter und aristokratische Frauen fühlen sich stets zueinander hingezogen wie Eisen und Magnet. Immermann ließ sich der Dame vorstellen; es war Elise von Lützow geborene Gräfin Ahlefeldt. Gleich ihr erstes Wort gab Zeugnis von dem Reiz und der originellen Wendung, die sie den alltäglichen Gesprächsformen zu verleihen wußte. Schon nach wenigen Augenblicken verließ die Unterhaltung das gewöhnliche Geleise dieser Gesellschaften und ging über zu jener Schwungkraft der Gedanken, wie sie immer erzeugt wird, wenn edle geistige Strömungen sich berühren.

Am Morgen nach dieser ersten Begegnung hatte Immermann das Gefühl, als wäre eine große Veränderung mit ihm vorgegangen, als hätte irgend

ein freudiges Ereignis die Unbehaglichkeit seines Aufenthaltes in Münster überwunden. Doch machte er sich bald klar, daß diese Erregung nicht in die Formen der Welt passe und es sogar notwendig sei, seinen Besuch bei Frau von Lützow, zu dem ihn sein Herz drängte, bis auf ruhigere Stimmung zu verschieben. Aber noch ehe er diese wieder erlangt hatte, flog ein rosenrotes Briefblättchen in seine Hand, mit einer Einladung, bei der Gemahlin Lützows eine Vorlesung zu halten. Dieser angenehmen Versuchung konnte er nicht widerstehen; er las sehr schön und sehr gern vor.

Ein Augenzeuge jener Tage, der Intendanturrat Loest, erzählt, daß er einst mit Immermann vor dem Hause des Generals von Lützow zusammengetroffen sei; es war dies ein ehemaliges Kloster, das zur militärischen Dienstwohnung eingerichtet war. Ein verwittertes, moosbedecktes Steinbild der heiligen Elisabeth mit der Rosenlegende stand noch in einer Mauernische des Eingangs. Immermann blieb einen Augenblick in Gedanken versunken davor stehen und sagte: „Die Bewohnerin dieses Hauses versteht es auch, das trockene Brot des Werkeltagslebens in Rosen zu verwandeln."

Jedoch hat der eben erwähnte Berichterstatter ausdrücklich hervorgehoben, daß Immermann im Anfang seiner Beziehungen zu Frau von Lützow mehrmals versuchte, sich zurückzuziehen, und eine briefliche Aeußerung, die in dem von Puttlitz herausgegebenen Buche angeführt wird, bestätigt dies. „Ich war drauf und dran, den dummsten Streich in

meinem Leben zu machen", schrieb Immermann an seinen Bruder, „und mich in eine Frau zu vergaffen und so mutwillig das schöne geistige Verhältnis zu zerstören, welches ein edles, weibliches Wesen mit Vertrauen zu bilden im Sinne hatte."

Im Kreise der Münsterschen Freunde galt das Verhältnis zwischen Immermann und der Frau von Lützow für ein durchaus nur auf schöngeistige, literarische Interessen beruhendes, und die rosenfarbenen Zettelchen, die hin- und herflogen, erregten keinerlei Verdacht.

Elise Gräfin Ahlefeldt war in Dänemark am 17. November 1788 geboren, also acht Jahre älter als Immermann; sehr frühzeitig hatte sich bei ihr der Hang zum Ungewöhnlichen entwickelt. Das Leben auf dem Schlosse war ein aufregendes, ungeregeltes; die Eltern lebten in unglücklicher Ehe, der Vater war ein Verschwender und liebte besonders das Theater. Wie sein Standesgenosse, der Graf Hahn, hatte er beständig eine Schauspielertruppe auf seinen Gütern und widmete sich besonders den weiblichen Mitgliedern derselben. Seine Gemahlin trennte sich deshalb von ihm und ging mit ihrer lebhaften, anmutigen, einzigen Tochter nach Deutschland, wo gerade der Franzosenhaß aufgeflammt war. Elise lernte in Nenndorf den verwundeten Adolf von Lützow kennen, der schon als Freiheitskämpfer unter Schill sich berühmt gemacht hatte.

Elisens Jugend und Anmut, böse Zungen behaupten auch ihre Aussichten auf den Reichtum ihres Vaters, flößten dem jungen Krieger eine lebhafte

Zuneigung ein. Gegen den Willen des Vaters, der einem armen preußischen Leutnant seine Tochter nicht geben wollte, verlobte er sich mit Elise und harrte mehr als zwei Jahre auf die Erfüllung seiner Wünsche. Er war achtundzwanzig, sie neunzehn Jahre alt, als endlich die Heirat vollzogen werden konnte. Bald nachher brach der Krieg aus und die junge Frau wurde die Schutzpatronin von „Lützows wilder verwegener Jagd". Die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf versammelten sich in Breslau in ihrer Wohnung, wo sie in Abwesenheit ihres Mannes ein förmliches Werbebureau einrichtete. Alle die angehenden Helden verehrten sie aufs innigste, namentlich Theodor Körner, Friedrich Förster, Jahn, Palm, Vietinghoff und vor allen Friedrich Friesen, der schöne blonde Deutsche, der von den Franzosen in den Ardennen meuchlings niedergemetzelt wurde. Sein Freund Vietinghoff sammelte später die edlen verstümmelten Glieder und führte sie in einem bleiernen Sarge deißig Jahre mit sich herum, erst 1843 senkte er sie in deutsche Erde, wie er einst dem Freunde gelobt hatte.

Friesen, der reine, begeisterte junge Held, untadelhaft an Leib und Seele, der wie ein „lichter Schönheitsstrahl" in Arndts Gedichten besungen wurde, scheint in Elisen schon die Sehnsucht gew[illegible] zu haben, ihre Seele zu schwunghafter, exalt[illegible] Freundschaft zu erheben. Sie betrauerte [illegible] Tod fast leidenschaftlich und behaup[illegible] seine Geistererscheinung im Ma[illegible] gesehen zu haben. Seltsame[illegible]

mann in seinem trefflichen Roman „Die Epigonen" dies Verhältnis geschildert, wie er überhaupt ein Charakterbild Elisens darin aufgenommen hat. Es ist ziemlich unzweifelhaft, daß er schon in seiner ersten Jugendzeit von ihr reden hörte, namentlich war die Anekdote damals sehr bekannt geworden, die man noch jetzt von ihr erzählt, um den deutschen Enthusiasmus der dänischen Gräfin zu beweisen. Es war noch vor ihrer Bekanntschaft mit Lützow, als ein französischer Offizier ihr die Hand küßte zum Zeichen seiner Huldigung und sie rasch eine Wasserflasche ergriff, um diese Berührung abzuwaschen.

Immermann nannte das Korps der Lützower stets die „Poesie des Heeres" und Elise mußte ihm gleichsam wie die Verkörperung desselben erscheinen. Es war wie eine Art von Prädestination, daß diese beiden Menschen sich begegneten. Elise sah in Immermann eine Wiederholung der reinen, starken, schwunghaften Jünglingsseele, die sie bei Friedrich Friesen so sehr bewundert hatte. Der Dichternimbus, der den ersteren zu schmücken begann, als sie ihn kennen lernte, ersetzte die patriotische Märtyrerkrone des letzteren in ihrer Phantasie.

Immermann trat in Elisens Lebenskreise, als diese ihr gerade sehr monoton und reizlos erscheinen mußten. Nach den Aufregungen, den Schmerzen und Freuden der Befreiungskriege war sie ihrem Gemahl in seine Garnison nach Münster gefolgt und fühlte sich dort einsam, unbefriedigt und gelangweilt. Der gute Lützow vermochte bei seiner etwas mangelhaften Bildung, seiner männlichen Neigung

für Jagd, Pferde und Kartenspiel, seiner ganzen prosaischen Richtung, die nach der poetischen Begeisterung der Kriegszeit doppelt ernüchternd auf seine junge Frau wirken mußte, keinen wohltätigen Einfluß auf sie zu gewinnen. Doch behandelte er sie in achtungsvoller Verehrung und beschränkte ihre Freiheit in keiner Weise. Elise hatte auch danach gestrebt, sich eine anregende Geselligkeit zu bilden. Wie edle Kristalle um einen Kern zusammenschießen, so waren die besten geistigen Bestandteile der Stadt um sie versammelt und verehrten sie. Sie verstand es, sich eine schöne Umgebung zu schaffen, die Blumen ihres Gartens zu pflegen und die düstern Klosterräume ihrer Wohnung in schloßartige romantisch ausgeschmückte Zimmer zu verwandeln.

Für solche Frauen mit Leonorenhafter Zurückhaltung und doch sehnsüchtiger Erwartung irgend eines unbekannten Glückes, kommt immer zur rechten oder unrechten Zeit ein Tasso in die Szenerie ihres Lebens. Immermann stand noch in erster Jugend, überschäumend in Dichterlust und Produktionskraft, als er Elisen kennen lernte, beide ganz geeignet, die platonische Legende vom schönen Geist und der schönen Seele darzustellen. Elise unterrichtete ihn, zuerst nur spielend, in den feinen Formen der vornehmen Welt, dann lehrte sie ihn Englisch, gab ihm Gelegenheit, sein Talent im Vorlesen der Meisterwerke unserer Literatur zu üben und zuletzt wurde sie die gefeierte Muse seiner Dichtungen, seiner ersten Trauerspiele, die bahnbrechend für seinen Ruhm waren. Auch die „Papierfenster

eines Eremiten" schrieb Immermann in Münster, und zwar in seiner Sommerwohnung in einem alten Turm in dem Dörfchen Lütkenbeck, dessen idyllische Lage zwischen blühenden Obstbäumen und Wiesengründen ihn besonders anzog.

Immermann und Elise wandelten öfters auf einsamen Waldwegen des Münsterlandes, und höchst wahrscheinlich ist ihnen gerade dort das Bewußtsein aufgegangen, daß es eine Liebesleidenschaft sei, die sie zu einander zog.

Sie hatten sich lange selbst darüber getäuscht. Immermann schrieb einst zur Erläuterung dieses seltsamen Verhältnisses: „Ich nenne unser damaliges Gefühl eine Leidenschaft und vermeide das Wort Liebe, weil der starken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres und Wirres beigemischt war. Unser Verhältnis entwickelte sich meistenteils von jeher nur in der Form eines Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten Naturen, denen ganze Regionen des andern Teils dunkel und unzugänglich blieben. Dazu kam, daß im entscheidenden Augenblick die Frau in ihrem fünfunddreißigsten Jahre stehend ihrem ganzen Wesen nach fertig und abgeschlossen war, der Mann erst sechsundzwanzig Jahre alt, noch mit allen brausenden Kräften nach Entwickelung rang. Ich darf mit Wahrheit sagen, daß ich in den vierzehn Jahren, welche dieses Verhältnis dauerte, zwar oft angeregt, entzückt, hingerissen, aber nie eigentlich glücklich gewesen bin. Fern aber sei es von mir, das, was mir

einst teuer war, und, wenn auch in anderer Art, ewig teuer bleiben wird, zu schmähen . . . ."

Die große Verschiedenheit beider Charaktere sprach sich am schlagendsten in dem Hauptstreitpunkt dieses seltsamen Verhältnisses aus. Immermanns sittliches Gefühl verlangte die Sühne des beiderseitigen Unrechtes durch eine sanktionierte Verbindung, durch die Ehe, und Elise widersetzte sich hartnäckig einer solchen. Sie hat nie deutlich erklärt, weshalb sie diesen, der weiblichen Würde so notwendigen Schutz der Ehe verschmähte. Einige ihrer nähern Bekannten, namentlich auch der schon angeführte Gewährsmann Loest, haben öfter die Vermutung ausgesprochen, daß sie, angesteckt von den Verirrungen der damals eben beginnenden verkehrten Frauenemanzipationsgelüste, die Ueberzeugung gefaßt hatte, die Ehe sei der Tod der Liebe.

Wie dem auch sei, Elise hegte das dringende Verlangen, ihr Leben dem Geliebten weihen zu können und ihre Ehe mit Lützow zu lösen. Sie benutzte einen Vorwand, auf den Ludmilla Assing großes Gewicht legt, der aber gänzlich unhaltbar war. Lützow hatte eine lebhafte Vorliebe für ein reiches junges Mädchen in Münster gefaßt und schien nicht abgeneigt, ihr seine Hand zu bieten, wenn Elise sich von ihm scheiden lassen wollte. Immermanns Freunde, die doch jedenfalls den Anspruch erheben dürfen, unparteiisch gegen Lützow gewesen zu sein, versichern, daß dieser sich tadellos, rücksichtsvoll und aufopfernd gegen seine scheidungslustige Frau be-

nommen habe. Er legte ihr keinerlei Hindernisse in den Weg und nahm sogar, um den bösen Schein von ihr abzulenken, die Schuld auf sich, indem er so tat, als wolle er ein anderes Bündnis schließen. Wie Lützow von Elisens Abreise erschüttert war, und wie er sie noch liebte, zeigen seine Briefe an sie. Er nennt sie stets „ewig geliebte Elise," und unterschreibt sich, „Dein Dich liebender Mann." Er verlangt, daß sie sich bei dem besten Maler um jeden Preis für ihn malen lassen sollte und sendet seine Freunde, General Schlüsser und Intendanturrat Loest mehrmals zu Immermann, um über die Zukunft der geschiedenen Gattin zu verhandeln. Da Immermann die feste Absicht und den wirklich dringenden Wunsch aussprach, sie zu heiraten, so beruhigte sich nach und nach Lützow über ihr Schicksal, blieb aber bis zu seinem Tode mit ihr in Briefwechsel. Als er starb, lagen alle die Bücher neben seinem Bett, die sie ihm einst geschenkt hatte. Seine letzten Lebensjahre waren noch schmerzlicher getrübt worden durch seine zweite Frau; er hatte nämlich mehrere Jahre nach seiner Scheidung die Witwe seines Bruders Wilhelm geheiratet, eigentlich nur aus Mitleid, um ihr und ihrem Kinde eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Aber sie lohnte ihm durch herzlose Untreue, und er mußte, um seine Ehre zu retten, sich von ihr scheiden lassen.

Um nicht mit dieser viel besprochenen Frau von Lützow verwechselt zu werden, legte Elise diesen Namen ab und nannte sich wieder Gräfin von Ahlefeldt.

Immermann war am 1. Januar 1824 von Münster nach Magdeburg versetzt worden und im August desselben Jahres verließ Elise ihren Gemahl, ging erst nach Dresden, dann nach dem Rhein und 1825 nach erfolgter Scheidung zog sie nach Magdeburg, anfangs in ein Landhaus, dann sogar in dieselbe Wohnung mit Immermann, wo das seltsame Paar unter der Obhut seiner ehrwürdigen Mutter versuchte, das Urteil der Moralisten umzustimmen. Immermanns Verwandte hofften und wünschten, daß eine baldige eheliche Verbindung die Sache zum erträglichen Abschluß bringen würde, aber es war vergeblich, und die gesellschaftliche Stellung der Gräfin Ahlefeldt war eine höchst peinliche. Sie vermied deshalb, sich in Gesellschaft zu zeigen, und wenn Immermann in einer solchen erscheinen mußte, stand sie oft tief verschleiert unter den erleuchteten Fenstern, um ihm nahe zu sein und in der Stille der Nacht durch seine Begleitung entschädigt zu werden.

Es wurde von beiden als eine Verbesserung dieses peinlichen Verhältnisses empfunden, als Immermann eine Versetzung nach Düsseldorf als Landgerichtsrat erhielt.

Dort richtete sich die Gräfin in dem nahen Derendorf ein hübsches Gartenhaus ein und gründete sich wieder eine unabhängigere Stellung. Sie lud Gäste ein, und es gelang ihr bald, ihr Haus zum Sammelplatz aller bedeutenden Menschen zu machen, die zahlreich teils in Düsseldorf lebten oder als Durchreisende erschienen. Immermann hatte eine abgesonderte Wohnung im Erdgeschoß ihres Hauses

inne; er freute sich der vornehmen und behaglichen Wirklichkeit der Gräfin und genoß die ersten Jahre in Düsseldorf ein verhältnismäßig ziemlich ungetrübtes Glück. Er führte seine Freunde, die Künstler und Dichter bei der Gräfin ein und hatte die Genugtuung, daß die Anmut ihres Geistes, die Feinheit ihrer Manieren und auch der Reiz des Geheimnisses, der in ihrer zurückgezogenen Lebensweise lag, alle, die ihr nahten, bezauberten und auch die Fernstehenden, Neugierigen beschäftigten. Einige Frauen entschlossen sich nach längerem Zögern, die Gräfin aufzusuchen, namentlich Elisabeth Grube und Amalie von Sybel. Diese war Immermann durch das gemeinsame Interesse an altdeutscher Poesie näher bekannt geworden und verband sich später mit ihm zu idealer, geistfördernder Freundschaft. Auch fand Immermann eine ehrenvolle Anerkennung am Hofe des kunstsinnigen Prinzen Friedrich von Preußen, des Vaters des durch seine dramatischen Dichtungen bekannten Prinzen Georg, der als Knabe schon für Immermann schwärmte.

Die literarische Tätigkeit war aber in jener Zeit das beglückendste Element in Immermanns Lebenskreisen. Alles, was er schuf, war von glänzendem Erfolg gekrönt, und die Gräfin Ahlefeldt, die in vollen Zügen die Freude daran mitgenoß, konnte sich wohl der Hoffnung hingeben, daß der Mann, dem sie so viel geopfert hatte, ein völlig befriedigtes Herz im Busen trage.

Dem war aber nicht so. Abspannung, Gleichgültigkeit, unbestimmte Sehnsucht erfüllten es nur

zu oft, und die Ahnung einer wachsenden Entfremdung zwischen ihm und der Gräfin wurde immer deutlicher, wie sich in dem nachfolgenden herrlichen Gedicht offenbart:

In Deinem Saal belauschte ich Dich jüngst,
wo der Farnesina Gedicht
heiter nachgebildet,
lacht von glänzend getünchter Wand.
Du saßest gelehnet
zurück das reingewölbte Haupt,
Blässe bedeckte Antlitz und Busen,
Deine Wimpern schlossen
tränenperlende Augen zu.
Ich wußte, Du dachtest
der Zeit, wann hinschwand
unser Gefühl
und wir einander
nicht mehr erkennen,
schicksalkrank.
Da verstand ich den Schmerz,
der uns so rührend ansieht
aus den Marmorbildern der Alten . . .

Immermann fühlte sich altern, er hoffte und suchte nichts mehr im Leben, da begegnete ihm im Kreise seiner Verwandten auf einer Besuchsreise nach Magdeburg ein junges Mädchen, Marianne Niemeier. Ihr Zauber war es, der sein Herz wieder zu neuem Leben weckte. Die Liebesfähigkeit eines Dichters ist unstreitig größer als die eines andern Sterblichen. Er verklärte den Gegenstand seiner Neigung mit dem bengalischen Flammenlicht der

Poesie und wärmte sich an seinem eigenen Feuer. Seine Verlobung nimmt sich aus wie ein erlebtes Gedicht. Der Herzenskultus, den ältere Männer so oft mit mehr Hingebung an den Tag legen als jüngere, war bei Immermann wahrhaft glutdurchhaucht und mußte ein jedes Mädchenherz zur Gegenliebe entzünden. Der Reiz des Geheimnisses umgab im Anfang auch diese so erlaubte und berechtigte Neigung, denn Immermann wollte keine gewaltsame Trennung von der Gräfin verlangen. Er hatte einen furchtbaren Seelenkampf auszuhalten, als er ihr mitteilte, daß er sich zu verheiraten wünschte. Sie war in tiefer Selbsttäuschung befangen gewesen und glaubte ihren Bund, dem sie selbst immer hartnäckig die Befestigung durch die Ehe versagt hatte, für das Leben geschlossen.

Die bitteren Schmerzen dieser Trennung zu ermessen, ist unmöglich. Immermanns weiche Seele zitterte noch lange unter den Nachwehen derselben, und es bedurfte des ganzen Glückes seiner Liebe, um sich davon zu erholen. Erst nach Jahr und Tag konnte er seine Verlobung öffentlich erklären, und es ist ein rühmendes Zeugnis für sein sittliches Gefühl, daß er so froh war, endlich ohne Scheu lieben zu können.

Als Immermann seine junge Frau 1839 nach Düsseldorf brachte, war man allgemein etwas verwundert, daß sie nicht blond war; er selbst sagte ihr naiv: „Nie habe ich die Liebe braun gemalt, wie du bist." Ein volles Jahr des Glückes wurde ihm an Mariannes Seite zuteil, sie schenkte ihm eine Tochter, für die er noch Elisens Teilnahme sich erbat,

dann starb er plötzlich an einem Nervenfieber. Länger als sieben Jahre blieb Marianne Witwe, dann nahm sie die Hand eines ältern Verwandten, des Eisenbahndirektors Wolf, an, bei dem sie als Erzieherin seiner Kinder schon längere Zeit verweilt hatte. Wie tief ihr Verständnis für Immermann und wie unvergänglich ihre Trauer um ihn war, geht aus dem Buche von Putlitz hervor, zu dem sie den besten Teil geliefert hat.

Elise Lützow-Ahlefeldt zog nach Immermanns Tode nach Berlin, wo ihr Haus der Sammelplatz aller berühmten Leute wurde, namentlich fanden sich die Reste aus den Befreiungskriegen bei ihr ein. Der General Palm bezog sogar ein Haus mit ihr und ließ mit ihr gemeinschaftlich seinem einstigen Waffengefährten Lützow ein Denkmal auf dem Garnisonkirchhof setzen. Im Jahre 1855 am 20. März, ihrem Hochzeitstage, starb Elise nach langer Krankheit, die aber nicht zerstörend, sondern verklärend auf ihr Aeußeres gewirkt hatte.

Nikolaus Lenau und Sophie v. Kleyele.

Das tragische Element in einem Dichterleben, der ewige Kampf zwischen Sein und Schein, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Lust und Leid, ist nie erschütternder hervorgetreten, als in dem Schicksal Lenaus. Er war freilich nicht der erste wahnsinnige Dichter. Der Nimbus des afflatus quasi furoris, das Zeichen des Genius nach Ciceros Lehrsatz, der Poetenwahnsinn, hat lange vor ihm über berühmten Namen gestanden: Tasso, Hölderlin, Lenz —

Lenau hat seine eigne Lebensgeschichte in folgenden melancholischen Versen angedeutet:

> Er litt, nun ja, wie Tausende auf Erden,
> nur daß er mehr wie Tausende erlebt,
> nur daß er mehr wie Tausende erstrebt,
> nur daß er war, was Tausende nicht werden.

An Lenaus Wiege stand die Not, wie bei Tausenden, sie ist oft die zehnte Muse und die beste Lehrmeisterin des Menschen. Sein Vater war der ausgeartete Sprößling eines alten Stammes, seine Großeltern lebten noch in reichlichen, geachteten Verhältnissen. Seine Mutter, die als Mädchen Therese Maigräber hieß, war eine schöne, dunkeläugige Frau,

die durch die tolle Liebesheirat mit dem Leutnant Niembsch von Strehlenau in bittere Armut geriet. Er mußte den Offizierstand verlassen und Amtsschreiber in dem ungarischen Dorfe Csatád bei Temeswár werden. Dort fand er Gelegenheit, durch Hazardspielen und Trinkgelagen sein karges Jahresgehalt und das kleine Vermögen seiner jungen Frau zu vergeuden.

Eine Schuldenlast, die seine Eltern nie tilgen konnten, drückte ihn bereits nieder, als sein Sohn am 13. August 1802 das Licht der Welt erblickte. Die junge Mutter begrüßte das Kind mit Tränen; um Nahrungsmittel anzuschaffen, mußte sie mit ihren feinen Händen grobe Näharbeit verrichten. Harte Entbehrungen und Zwistigkeiten der Eltern trübten die ersten Kinderjahre des werdenden Dichters.

Sein Vater starb frühzeitig, was eigentlich als Befreiung von Kummer und Not anzusehen war, aber die Lage der Familie besserte sich nicht wesentlich. Die Witwe verheiratete sich wieder, der Stiefvater, ein junger Arzt, vermochte nicht so viel zu verdienen, um das Hauswesen zu erhalten.

Die Großeltern verlangten deshalb den kleinen Nikolaus, um seiner Mutter die Last abzunehmen und ihm eine standesgemäße Erziehung zu geben.

Aber die leidenschaftliche Mutterliebe der Frau Therese verhinderte dieses vernünftige und gerechte Vorhaben. Sie war eifersüchtig und wollte nicht, aß ihr Liebling Niki, wie sie ihn immer nannte, urch eine zärtliche Großmutter ihr abwendig gemacht he. Diese schrieb die rührendsten Briefe an die

Schwiegertochter, um sie zur Bewilligung ihrer Wünsche zu bewegen. Namentlich bestrebte sie sich, durch übergroße Höflichkeit das Herz derselben zu erweichen. So nannte sie die nunmehrige Doktorsfrau stets „Ihro Gnaden und Hochgeboren“. Seltsamerweise wendeten aber auch die Gerichtsbehörden ihr diese Titulatur zu, wahrscheinlich weil sie einstmals adelig verheiratet war.

Die Hochgeborene nähte noch immer grobe Wäsche für weniges Geld, und der kleine Baron Niki lernte in der bürgerlichen Schule der frommen Brüder in Pest notdürftig genug, allerdings ohne Bezahlung.

Der Stiefvater zog wegen mangelnder Einnahme endlich nach dem Städtchen Tokay, wo er der einzige Arzt ward. Die Schule bot dort aber dem armen Niki noch weniger Gelegenheit etwas zu lernen, desto mehr zum Dichten. Das weinreiche Tokay mit seinen Rosen und Nachtigallen weckte die Phantasie des Knaben. Das wildromantische Ungarland mit den einsamen Pußten, sonnigen Tagen und sternenbesäten Nächten hat einen bleibenden Eindruck in seiner Seele hinterlassen, der später wieder in seinen Gedichten lebendig wurde. Die lustigen Zigeuner mit ihrer traurigen Musik schwebten ihm vor, wenn er so hinreißend schön die Geige spielte.

Seine Großeltern jedoch konnten sich nicht beruhigen über die verwahrloste Erziehung, welche ihm in dem elenden Städtchen zuteil wurde, sie kamen auf den Gedanken, den Niki und sein Schwesterchen Leni sich gewaltsam anzueignen.

Mit Hilfe eines klugen Dieners gelang es ihnen, die Kinder zu entführen. Die leidenschaftlichen Klagen der Mutter über diesen Raub wurden endlich besänftigt durch die zärtlichen Briefe von Nikolaus, der nicht müde wurde, ihr sein Glück zu schildern darüber, nun endlich etwas „Ordentliches“ lernen zu können.

Er lernte so fleißig, daß er schon mit siebzehn Jahren ein glänzendes Examen machen und die Universität beziehen konnte. Aber daß er schwankend und launenhaft in seinen Entschlüssen war, zeigte sich damals schon sehr deutlich. Er ging von der Jurisprudenz zur Medizin über, und wollte dann lieber Landwirtschaft treiben. Seine Großeltern zürnten ihm deshalb und zogen endlich die Hand von ihm ab, so daß er wieder zur Mutter zurückkehrte.

Ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mädchen von niederem Stande und niederer Gesinnung trug ebenfalls dazu bei, ihn in unbehagliche Verhältnisse zu bringen. Besonders drückend wurde ihm der Geldmangel, der Fluch seines Lebens.

Seine Gedichte, die er anfangs unter seinem wirklichen Namen, später unter dem Pseudonym Lenau, die beiden letzten Silben des Familiennamens von Strehlenau, veröffentlichte, trugen ihm nur sehr geringes Honorar ein, obwohl sie das größte Aufsehen machten.

Cotta gab ihm für die erste Auflage etwa zweihundert Taler, was dem jungen Dichter sehr viel

Eine Reise nach München und Stuttgart verschaffte ihm die ersten literarischen Beziehungen, er lernte Uhland, Schwab, Kerner kennen, die gleich seine Freunde wurden.

In Stuttgart knüpfte er auch ein edles Liebesverhältnis an, welches ihn zu dem Entschluß brachte, sich von den Banden seiner unwürdigen Jugendverirrung zu befreien. Doch konnte er der Geliebten, Lotte Gmelin, nicht seine Hand anbieten, weil er nicht die Mittel besaß, eine Häuslichkeit zu gründen.

Lenau schilderte dies Verhältnis wie folgt: „Lotte hatte einen reizenden, üppigen Körper, den aber ein edler Geist beherrscht, daher ihr leichter Gang, ihre Anmut in allen Bewegungen. Sie hat ein edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen, besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig — marsch mit der dummen Beschreibung — sie ist ein liebliches Mädchen! Aber ich werde dennoch diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keins abgeben kann. Meine Lage ist zu beschränkt und ungewiß. Ach, ich werde ihr entsagen, aber ich fühle mich jetzt geschlagener wie jemals, das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig, ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschiedes und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundschaft von dannen gehe. Dieser Sonnenblick der Liebe — das ist fast zu viel für mich." — Zu

den Glücksgütern dieser „Wonnetage“ gehörte auch die poetische Freundschaft, welche ihn mit Emilie Reinbeck verband.

Auf der Heimkehr von einer heitern Landpartie lernte er sie kennen und blieb, die jugendliche Geliebte fast vergessend, an der Seite der ältlichen Frau, weil ein Gespräch über Kunst ihn an sie fesselte. Emilie Reinbeck war nämlich eine Dichterin in Farben, ihre Landschaften zeigten künstlerische Vollendung. Sie illustrierte damals Lenaus Gedichte, namentlich die Waldkapelle, mit der wunderbar prophetischen Darstellung eines Wahnsinnigen, der in trüber Mondscheinnacht auf Gräbern trauert.

Lenau empfing in der Freundschaft von Emilie Reinbeck einen reichen Schatz von Güte und Verständnis; ihr Herz und ihr Haus wurden für ihn eine neue Heimat. Er nannte sie „eine köstliche Frau“; seine schönen Gedichte „Mein Stern“ und „Ohne Wunsch“ sind an sie gerichtet.

Einen ähnlichen Enthusiasmus der Freundschaft empfand Lenau für den genialen, talentvollen Grafen Alexander von Württemberg. Dem Königshause nahe verwandt, machte sein Streben nach literarischer Zelebrität damals viel Aufsehen. Er war der Liebling und zugleich der Zankapfel der vornehmen Welt, man lobte und tadelte ihn maßlos, man sprach überhaupt gern und viel von ihm.

Lenau schrieb über ihn: „Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild, mutig, ritterlich, herzlich.“ Er verlebte vielleicht die frohesten Tage seines traurigen Lebens in Serach bei Eßlingen, dem Zauber-

schlosse des Grafen Alexander, wo derselbe alle interessanten Zelebritäten versammelte. Diese Zusammenkünfte glichen durch Anmutsreize der Frauen und Dichtergeist der Männer den Liebeshöfen der Minnesänger. Wie richtig dort Lenaus poetische Melancholie erkannt wurde, geht aus einem Scherzspiel hervor, welches den Anwesenden botanische Namen zuteilte.

Der fromme Justinus Kerner wurde als Passionsblume, Graf Alexander als wilder Wein und Lenau als Blutbuche bezeichnet; ihr düstres Laub kann allerdings am wahrsten sein Bild im Dichterwald darstellen.

Lenau hatte ein heftiges Verlangen im Beginn seiner literarischen Laufbahn nach neuen Eindrücken. Diese hoffte er in Amerika zu erlangen und gleichzeitig Ruhm zu gewinnen.

Er wollte mit dem kleinen Rest seines Vermögens, von den Großeltern ererbt, Ankäufe in den Urwäldern machen und dadurch reich werden.

Die Naturwunder Amerikas sollten ihm Stoffe zu seinen Dichtungen geben. Er behauptete, daß schon allein das volltönende Wort „Niagara" in ihm Begeisterung erregen könnte. Aber er verlor sehr bald seine Illusionen und wurde schon nach zehn Monaten so gründlich ein Amerikamüder, daß er eilig seine Rückreise antrat.

Er sprach später sehr ungern von seiner verunglückten Entdeckungsreise, obwohl er in der Tat viel echtes Gold der Poesie von dort mitbrachte. Wenige

Jahre nach seiner Rückkehr stand er im Zenith seines Dichterruhms.

Als er in Wien vor einem Auditorium von strengen Kritikern seinen Faust vorlas, erklärte Grillparzer ihn für den deutschen Dante. Sein Don Juan und seine lyrischen Gedichte gewannen ihm mit noch mehr Berechtigung den Namen des deutschen Byron.

Lenau sagte im September 1833 in Wien: „Meine kühnsten Hoffnungen auf Dichterehre sind übertroffen — aber freilich, meine Wünsche auf Menschenglück zu richten, muß ich verzichten; denn um glücklich zu sein, muß man Weib und Kind haben — das ist für mich verloren."

In dieser traurigen Andeutung liegt der Schlüssel zu seinem unseligen Verhältnis mit Sophie von Kleyele.

Durch eine Aufzeichnung des alten Holtei hat man erst nach dessen Tode den Namen und die Schicksale der wunderbaren Dichterliebe erfahren, die, wie eine Giftblume, Wahnsinn und Tod in sich verbarg.

Sophie von Kleyele war eine verheiratete Frau, als Lenau sie im Jahre 1833 in Wien kennen und lieben lernte. Ihr Gemahl, ein Herr von Löwenthal, ist mit Lenau befreundet gewesen und hat niemals versucht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber Sophie verlangte auch nicht nach Vereinigung mit dem Geliebten, obwohl ihr heißes Herz von ihm erfüllt war. Mehr als zehn Jahre dauerte das dornenreiche Lieben; er riß sich zuweilen los und ging mo-

natelang fort. Bei seiner Freundin Emilie Reinbeck weilte er am liebsten, ihr Gemahl, auch Schriftsteller und feinsinniger Kritiker, wirkte sehr fördernd auf Lenaus Produktionen, er legte die treue sichtende Freundeshand an die meisten derselben.

Lenaus Zimmer war mit Gemälden von Emilie geschmückt; er schrieb darüber an seinen Schwager: „Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber in ihren warm kolorierten Bildern, jedes Wölkchen atmet, jedes Blättchen pulsiert. Man kann diese Landschaften nicht ohne süßes Herzklopfen betrachten. Oh, Bruder, kenntest du diese göttliche Frau, du würdest es begreifen, daß ich sie so lieb habe!"

Lenau hat, wie ein wirklicher Sohn, Freuden, aber auch Leiden in das Leben seiner mütterlichen Freundin getragen. Sie beweinte das traurige Ende seiner Laufbahn wie eine wahre Mutter. Es war eine tragische Fügung, daß er in ihrem Hause wahnsinnig werden mußte. Der Schreck und Schmerz darüber sind gewiß die Ursachen ihres Todes gewesen. Sie starb nach zweijährigem Siechtum.

Lenau hatte in der Nacht des Irrsinns seltsamerweise eine Ahnung von ihrer Todesstunde, er rief in jener Zeit mehrmals: „Emilie, meine Emilie, ich muß zu dir." Ihr letztes Bild, das sie gleichsam mit Tränen malte, ist eine Illustration zu dem schönen, tieftraurigen Gedicht von Lenau:

„Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
zum stillen, klaren, ewig gleichen Frieden,
mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf —
ein Anblick ist's, der traurigste, hienieden.

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch getan,
daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
du ihm verschüttet seine Lebensbahn,
aus seiner Seele seinen Gott gerissen?"

Auch Justinus Kerner in Weinsberg hatte für Lenau stets ein gastliches Heim, wo er oft monatelang weilte. In dem alten Turm, ein Rest aus den Zeiten des Bauernkrieges, dichtete Lenau seinen „Savonarola" und „Die Albigenser", während unter seinem Fenster im Garten die Nachtigallen sangen und von fernher die Klänge der Aeolsharfen auf der Burg Weibertreu an sein lauschendes Ohr schlugen. Abends im Familienkreis spielte Kerner dann meisterhaft die Maultrommel, und Lenau pfiff dazu wie der Rattenfänger von Hameln. Er besaß eine wahre Virtuosität im Pfeifen, und seine zahlreichen Verehrerinnen ließen sich gern von ihm zum Klavierspiel begleiten. Am meisten zeigte sich sein musikalisches Talent, wenn er Geige spielte. Seine Nerven gerieten dabei oft in große Aufregung; er wiederholte die Zigeunermelodien aus seiner Kindheit nach dem Gehör, und tanzte in wilden Sprüngen dazu, bald lachend, bald weinend.

Kerner begleitete ihn auch in dem verhängnisvollen Sommer nach 1843 nach Baden-Baden. In der Lichtenthaler Allee erregten die beiden Dichterfreunde beim Vorüberwandeln stets ein teilnahmsvolles Interesse. Kerner war damals schon halb erblindet, er hatte immer den sehnlichsten Wunsch, das Antlitz, den Seelenspiegel, von neuen Bekannten zu sehen. Um dies zu erreichen, bediente er sich einer liebens-

würdigen naiven List, er erlaubte sich statt jeder andern Begrüßungsart alle, die sich ihm vorstellen ließen, zu küssen, worüber die jungen wie die alten Damen sehr erstaunten. Der Moment des Kusses reichte hin, um ihm ein Urteil über die neue Physiognomie zu verschaffen.

Meistens verkündete er ganz laut das Resultat seiner Besichtigung, „gute seelenvolle Züge" sagte er, oder erlaubte sich auch wohl weniger günstige Bemerkungen über die Geküßten.

Lenau war eher klein als groß, kräftig gebaut, von breiter Brust und gesunder Lunge. Sein großer Schädel ließ ein stark entwickeltes Gehirn vermuten. Das Haar war schon etwas dünn. Schnurr- und Backenbart zeigten sich voll und dunkelfarbig. Die Backenknochen traten etwas vor, die Nase hatte eine leichte Biegung. Die Augen, von leuchtendem Braun, waren besonders schön, sie lagen etwas tief, Schwermut und Geistesfeuer traten mit wechselndem Ausdruck aus ihnen hervor. Seine Hände und Füße waren zierlich. Seine Haltung verfiel leicht in gemächliches Gehenlassen, er saß gern vorgebeugt und lag im Sitzen. In seiner Kleidung zeigte er mehr Sorgfalt, als man es von Dichtern und Gelehrten erwartet, namentlich trug er immer gute Handschuhe. Seine Stimme klang weich und treuherzig, seine österreichisch-ungarische Aussprache paßte besonders gut dazu. Durch einen Blick und ein Lächeln verschönte sich oft sein düstres Gesicht in überraschender Weise, und man begriff, wie er es vermochte, auf weibliche Augen so schnell Eindruck zu machen.

Kurz zuvor ehe „die bangen Finsternisse“ seines Geistes begannen, sollte ihm noch ein Sonnenstrahl des Glückes leuchten: eine Hoffnung auf die Liebe einer holden Mädchenblume ging in seinem Herzen auf.

Er sah Fräulein Marie Behrend aus Frankfurt am Main und ward von ihrer marienhaften Erscheinung hingerissen. Seine Werbung wurde rasch angenommen, die Braut war überglücklich und stolz, einem berühmten Mann anzugehören. Aber sie sollte nur zu bald aus ihren Himmeln gestürzt werden, den jähesten Wechsel von Freude und Schmerz erfahren!

Lenau hatte sie für reich gehalten; als er seinen Irrtum erfuhr, tötete die Furcht vor der Lebensnot augenblicklich alle Hoffnung auf häusliches Glück in dem verzagten Dichterherzen. Er hatte schon in Amerika vergebens versucht, seinem Genius goldene Flügel zu verschaffen, und nun plötzlich drohten ihm wieder die bleiernen Fesseln der Armut.

Er rang verzweiflungsvoll mit diesem Verhängnis; um schnöden Gelderwerb verkaufte er im Voraus an Cotta, seinen Verleger, alle Erzeugnisse seiner Muse.

Mit Recht schien ihm die Aufgabe, dichten zu müssen, zu schwer. Seine ohnehin so reizbaren Nerven gerieten in Aufruhr, er vermochte keinen erlösenden Entschluß zu fassen — da erging zur bösen Stunde ein Ruf an ihn, er solle nach Wien kommen, weil Sophie durch die Nachricht seiner Verlobung bis ins Innerste getroffen worden sei. Er eilte hin, trotz

der Abmahnungen seiner Freunde, und beschleunigte die Katastrophe seines Unglücks.

Das Wiedersehen mit seiner Geliebten, die er verlassen wollte, wirkte markerschütternd auf ihn und auf sie. Es kam zu furchtbaren Auseinandersetzungen. Er wollte und konnte die Braut nicht aufgeben, doch vermochte er auch nicht die Klagen der Verlassenen zu ertragen. Sie sagte in drohendem Ton: „Tue was du willst, aber das ist nur allzugewiß, der Wahnsinn wird dich oder mich treffen, wenn wir uns freigeben."

Mit zerrissener Seele verließ Lenau die Verzweifelnde und wollte sich zu seiner Verlobten begeben, doch schien er kein Glück mehr an ihrer Seite zu erwarten. Er dichtete beim Abschiede von Wien auf dem Dampfschiffe, das die Wellen durchschnitt, sein letztes Lied:

Sahst du ein Glück vorübergehn,
das nie sich wieder findet,
ist's gut, in einen Strom zu sehn,
wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
du wirst es leichter missen,
was dir, und sollt's dein Liebstes sein,
vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
bis deine Tränen fallen,
und sieh durch ihren warmen Guß
die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
des Herzens Wunden schließen,
die Seele sieht mit ihrem Leid
sich selbst vorüberfließen.

Dies war sein Abschiedsgruß an Sophie von Kleyele. Er verlangte, in seinen letzten lichten Augenblicken, daß er ihr zugesendet wurde.

Am 16. Oktober 1844 brach ein furchtbarer Paroxismus des Wahnsinns bei ihm aus.

Er verlor das schönste Kennzeichen des Menschentums, die Sprache, und wurde als unheilbar in das Irrenhaus zu Döblin bei Wien gebracht, wo er am 22. August 1850 gestorben ist. Er wurde auf dem kleinen blumigen Kirchhof in Weidling begraben.

Seine unglückliche Braut hat ihn nicht wiedergesehen, sie wollte sich sein Bild ungetrübt durch die Entstellungen des Seelenleidens erhalten.

Sophie von Kleyele lebte und starb in tiefster Verborgenheit, niemand erfuhr etwas von ihr.

Heinrich Heine und die Mouche.

Ein Dichter, der die Liebe in den süßesten Liedern besungen hat, wie Heine, besaß keine Muse wie Dante und Petrarca. Nicht Beatrice und Laura, ja gar keine namhafte Persönlichkeit hat in seinem Leben Epoche gemacht. Die zahlreichen Liebesempfindungen, welche der Dichter durchgemacht hat, sind kaum als „Herzensgeschichten" zu bezeichnen, denn sie waren meistens nur sehr flüchtiger Natur.

Eine seiner ersten Lieben war die Prinzessin Alexandrine von Preußen, die er aber allerdings in sehr weiter Entfernung anbetete. Aus einem Bruchstück seiner Korrespondenz-Artikel, die als die Anfänge seiner köstlichen, humorsprudelnden Prosa zu betrachten sind, entnehmen wir die folgende Schilderung seiner Liebe: „Wer nach Berlin kommt, darf nicht versäumen, an einem schönen Vormittage um halb eins in den Tiergarten zu gehen, links hinein, wo unsrer seligen Luise ein einfaches kleines Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen; er ist eine schöne, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußern Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und ich habe einem Tölpel weisgemacht, der König müsse sich

oft mit dieser Kleidung behelfen, weil sein Garderobenmeister außer Landes wohne und nur selten nach Berlin komme.

Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls um diese Zeit im Tiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die Noblesse. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei; ich habe selten schönere Pferde gesehen als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an den herrlichen Reitergestalten; die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein Fürstengeschlecht! Kein verwahrloster, mißgestalteter Ast ist an diesem Stamme. In freudiger Lebensfülle, Mut und Hoheit auf edlen Gesichtern reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei, Friedrich Wilhelm und Wilhelm. Jene jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und hellen Augen ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Ein stolzer Sprößling des Nebenzweiges, ebenfalls der Erbe berühmter Frauenschönheit, der Sohn von Luisens reizender Schwester, der Prinz Friedrich, übertrifft in ritterlichem Anstand und kecker Anmut beinah noch die übrigen Prinzen. Welch ein Paladin neben dem schönsten, majestätischen Frauenbilde mit liebeklaren Augen, das auf hohem Rosse mit buntglänzendem Gefolge vorüberfliegt, das ist unsere Alexandrine! Im braunen, fest anliegenden Reitkleid, ein runder Hut mit wallenden Federn auf dem Haupte, eine silberne Gerte in der kleinen Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegen leuchten, und wovon wir nicht unterscheiden können, ob sie Heiligen-

bilder oder Amazonen sind. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge, hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelsstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein Hymnus . . . . ."

Man sieht hieraus, daß der damals etwa dreiundzwanzigjährige Heine sich gestattete, in eine Prinzessin verliebt zu sein.

Daß er den patriarchalischen Kultus der Berliner für ihre Herrscherfamilie teilte, wird jetzt manche Leser überraschen. Man kann es sich kaum denken, daß sein Herz ursprünglich für gutartige, wohlwollende Empfindungen zugänglich war. Der Stachel des Sarkasmus, der später die Rose seiner Poesie umdornte, war augenscheinlich damals kaum schon im Keime vorhanden.

Der Aufenthalt in Berlin ist für Heine als Dichter von der größten Wichtigkeit gewesen. Er lernte in den dortigen literarischen Kreisen erst eine richtige Schätzung seines poetischen Talents. Der Mangel an Selbstkritik hatte bis dahin hemmend darauf eingewirkt. Er kam sehr niedergeschlagen dort an, zwei Tragödien, „Almansor" und „Radcliff", in der Tasche. Brockhaus hatte ihm eben dies Manuskript zurückgeschickt und den Druck abgelehnt. Dennoch sagte Heine: „Meine Tragödien müssen gut sein, ich habe kein Herzblut und keinen Hirnschweiß dabei geschont — jedenfalls sind sie besser als meine Gedichte, die keinen Schuß Pulver wert sind."

In Berlin konnte er indessen auch keinen Ver-

leger finden. Mit Mühe brachte er seine Dichtung in Lokalblättern unter, „Der Sprecher“ in Hamm und das „Sonntagsblatt“ in Minden öffneten dem nachmals so gefeierten Autor nur ungern ihre Spalten, ebenso „Der Gesellschafter“ von Gubitz, damals das einzige Journal in Berlin! Er las seine ungedruckten Sachen in Privatzirkeln vor, wo sie nicht einmal immer Beifall fanden, denn er las sie schlecht. Er hatte eine schwache Stimme und sprach meistens durch die Nase.

Doch wurden zwei literarische Damen von Bedeutung bald seine Beschützerinnen, Rahel von Varnhagen und die Freifrau Elise von Hohenhausen. Letztere wurde sogar seine Lehrmeisterin, denn sie machte ihn mit Byrons Gedichten bekannt, die durch sie zum ersten Male mit dem Wohlklang der deutschen Sprache ausgestattet, in Berlin erschienen und einen mächtigen Umschwung in der Literatur hervorbrachten. Der berühmte Brite, mit seinen halb melancholischen, halb frivolen Poesien wurde bald Heines Vorbild, ohne jedoch im mindesten seine Originalität zu beeinträchtigen.

Nach vielfachen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den Freunden Heines die Verlagshandlung von Maurer in Berlin für die Herausgabe seiner ersten Erzeugnisse zu gewinnen, nämlich die beiden oben erwähnten Tragödien und ein lyrisches Intermezzo, das seine schönsten, später so berühmt gewordenen Gedichte enthielt. Der Erfolg war überraschend; wie ein hellglänzendes Meteor stand plötz-

lich Heines Name am literarischen Horizont. Trunken vor Wonne, gefeiert, hervorgesucht, geschmeichelt, verzogen, wurde Heine sehr bald der ungezogene Liebling der Grazien, der er zeitlebens blieb.

Bei Rahel von Varnhagen lernte er die schöne Schwägerin derselben, Friederike Robert, kennen, und feierte sie durch seine süßesten Lieder. „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort" war an sie gerichtet. Er hat sie zuweilen als seine Muse bezeichnet, und es ist wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß er ihr seine flüchtige Liebe zugewendet hat. Sie ließ sich gern die Huldigungen von Dichtern gefallen, auch Karl von Holtei erlangte später ihre Gunst; Ludwig Robert hatte sie aus untergeordneten Verhältnissen in Baden-Baden entführt. Sie war eine leichtlebige, liebenswürdige süddeutsche Natur; ihre Schönheit ist durch den Meisterpinsel von Magnus verewigt worden. In einem enganliegenden blauen Sammetkleide mit weißen Aermeln hat er sie gemalt, würdig ein Seitenstück zu Tizians Tochter zu werden. Sie muß einer schönen Zircassierin geglichen haben, mit dem dunkeln Haare und den braunen, etwas schräg liegenden Augen. Heine nannte sie die Kusine der Venus von Milo. — Aber auch mit der geistvollen Rahel stand Heine in einem gewissermaßen romantischen Verhältnis. Ihr unschönes Aeußere und ihre vorgerückten Jahre, sie zählte damals beinah fünfzig, hinderten den dichterischen Jüngling nicht, ihr ritterliche Huldigungen darzubringen. So hat er einmal, als sie in Fieberhitze krank lag, ihr eine Fülle von frischen Rosen gesendet,

womit sie sich Hände und Stirn kühlend, rasche Heilung erzielte. Ein Verschen der geistreichen Frau belohnte die zarte Spende:

„Rosen werden Brücken, sie führten mich ins Leben,
Rosen wirkten Wunder, Heine hat sie mir gegeben!"

Auf Heines Uebertritt zum Christentum ist Rahel nicht ohne Einfluß geblieben; sie liebte es, wie alle Konvertiten aus Ueberzeugung, ihre Freunde sich nachzuziehen. „Die Seele ist eine geborene Christin", schrieb ihm Rahel und bewies damit, daß sie den heiligen Augustin studiert hatte, von dem diese ideale Sentenz herrührt. Aber auch von der praktischen Seite wußte Rahel ihrem jungen Freunde den Uebertritt zum Christentum als notwendig vorzustellen; sie schrieb ihm: „Sie müssen sich auch äußerlich an die Klasse halten, sich zu der großen Klasse bekennen, mit deren Sitten, Meinung, Bildung und Ueberzeugung Sie Eins sind."

Heine ließ sich am 28. Juni 1825 taufen; die Bekannten erfuhren es nur als Tatsache; er hatte die heilige Handlung ganz im stillen vornehmen lassen und galt bei sehr vielen seiner Verehrer schon lange vorher für einen Christen, wozu sein Aeußeres beigetragen haben mag, denn er hatte durchaus keinen orientalischen Zug im Gesicht. Er trug den Stempel germanischer Abstammung.

Die Romanschreiber haben viel von Heines Schönheit gefabelt, — sie existierte nie. Er war, als ich ihn in Berlin 1823 zuerst kennen lernte, nicht

einmal durch die Jugend verschönt. Er hatte eine kleine magere Gestalt, ein blasses, ausdrucksloses Gesicht, kleine Augen und aschblondes Haar. In spätern Jahren ist er eine kurze Zeit beinah unförmlich fett gewesen, weshalb er sich gern mit Hamlet verglich. Durch sein furchtbares Nervenleiden, verbunden mit der rätselhaften Rückenmarkskrankheit, erfuhr sein Aeußeres indessen eine große Verwandlung. Als ich ihn 1852 in Paris in seiner berühmten „Matratzen-Gruft" besuchte, sah er ganz verklärt aus. Das Gesicht war wachsbleich und lang geworden durch die vollständige Abmagerung, wodurch die Züge viel größer und edler aussahen. Sein Haar war reich und weich geblieben, es umrahmte sein Gesicht nebst einem starken Bart. Die geschlossenen Augen lagen tief und erschienen viel größer. So kam es, daß Heine, trotz Alter und Krankheit, viel besser aussah als in der Jugend. Die Bilder, die auf seinem Krankenbett von ihm gemacht wurden, sind sehr ähnlich.

Das Leben in Berlin war für Heine in jeder Hinsicht eine Bildungsschule; die höhere Geselligkeit lernte er dort erst kennen. Sein freier Geist war ganz in seinem Element; seine Bescheidenheit machte ihn sehr beliebt. Er nahm jedes belehrende und ermunternde Wort noch mit kindlicher Dankbarkeit auf.

Niemand konnte damals ahnen, daß er sobald ein anderer werden würde, er war noch weit davon entfernt, ein Atheist und Epikuräer zu sein, wie er später ward.

Die Genußsucht entstand bei ihm wahrscheinlich aus Entbehrungen und Mangel.

Wie drückend seine Lage war geht aus den Briefen an seinen Freund Moser hervor; er schrieb: „Ich mag mich nicht mehr in Armut und Drangsal herum schleppen; könnte ich doch als Jurist mein Brot verdienen! wie viel besser würde es mir aus der Wagschale der Themis schmecken, als aus der Gnadenschüssel meines reichen Onkels."

Auch an einem Mantel mangelte es ihm damals; der treffliche Moser lieh ihm den seinigen und Heine schrieb ihm: „Es wird schon verdammt kalt. Du bist so verdammt delikat, daß Du mich nicht mahnst, Dir Deinen Mantel zurückzusenden, Du verfrierst lieber, eh Du das tust. Ueberhaupt, warum läßt Du gar nicht von Dir hören, was ist denn nur vorgefallen? Tot kannst Du doch nicht sein, dazu bist Du viel zu bescheiden und geduldig!"

Dieser selbstlose Freund borgte auch fortwährend Geld an Heine, obwohl er selbst arm war. Trotzdem verfeindete er sich später mit ihm, indessen hat er im allgemeinen viel Treue in der Freundschaft bewährt.

Wie kärglich die Einnahmen von Heines literarischem Gewinn waren, geht aus einem seiner andern Klagebriefe damaliger Zeit hervor: „Wenn die Elle Kattun 6 Groschen wert ist, was ist dann mein Almansor wert? und wenn Almansor 3 Groschen einbringt, was ist dann sein Verfasser wert? Gewiß nicht das Porto für diesen Brief!"

An Immermann, der sein Leidensgefährte in Honorarsachen war, schrieb er: „Das Verleger-Suchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Märtyrertums. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und Insgesichtgespucktwerden kommt die teegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobes, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritischen Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte ich nicht an die endliche Himmelfahrt!"

Außer seiner Armut wurde Heine auch noch niedergedrückt von den Demütigungen, welche unchristliche Christen den getauften Juden so gern auferlegen. Der feinfühlige, eitle, junge Mann, der nach einer vornehmen gefeierten Stellung schmachtete, mußte eine Menge wirklicher oder eingebildeter Kränkungen aushalten. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er die schöne Romanze „Donna Clara" selbst erlebt. Die Baronesse und den Tiergarten, worin sie ihm begegnete, übersetzte er ins Spanische.

Indessen hat Heine doch oft Gelegenheit gehabt, den Umgang vornehmer Frauen kennen zu lernen. Auf Reisen und in den Bädern, wohin ihn seine schwache Gesundheit frühzeitig führte, sind ihm sehr liebenswürdige interessante Aristokratinnen begegnet. „Das Meer erglänzte weit hinaus" enthält seine kurze Liebesgeschichte mit einer derselben.

Leider rühmte er sich jedoch, daß er die Zofen der vornehmen Damen auch nicht verschmäht habe, und später in Paris verkehrte er ganz offenkundig

mit Grisetten. Ja, seine „Mathilde" entstammte dieser Mädchenklasse.

Mit dem Erscheinen der Julirevolution übersiedelte Heine bekanntlich nach Paris, teils um den deutschen Regierungen ungestraft seine Satiren sagen zu können, teils auch, weil er hoffte, dort mehr Glück als politischer Schriftsteller zu machen. Er täuschte sich jedoch hierin, er fand keine Gelegenheit, sich zum Apostel neuer Ideen emporzuschwingen. Er sah sich gezwungen, ganz einfacher Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu werden und sich dem Bürgerkönig Ludwig Philipp unterzuordnen. Im Strudel der Zerstreuungen von Paris vergaß er die Frühlingslieder, die er in Deutschland gesungen hatte. Seine Poesie schlief ein, und seine Genußsucht erwachte mehr als zuvor. Aber feinorganisierte Menschen mit aufgeregten Nerven, wie Dichter und Künstler, dürfen immer nur nippen von dem Taumelbecher des sogenannten Lebensgenusses, wenn sie nicht durch den Bodensatz desselben ihren ganzen Organismus vergiften und zerstören wollen.

Heine hatte schon in frühster Jugend viel mit dem Gehirn gearbeitet; seine leichten Verse hat er mit schwerer Mühe gemacht. Kein Dichter hat so viel gefeilt wie Heine. Namentlich in Paris stachelte er sich nach den Ermüdungen des Weltlebens noch oft zu Geistesanstrengungen auf. Die Folge war der Verfall seines ohnehin schwächlichen Leibes. Eine Krankheit des Rückenmarks erfaßte ihn und machte ihn zu einem modernen Laokoon des Schmerzes. Erst wurden die Füße bleischwer, dann erlahmten

die Augenlider, Krämpfe stellten sich ein, alle Glieder zuckten und verrenkten sich. Nur Opium konnte für Augenblicke Linderung schaffen; über acht Jahre dauerte dieser Leidenszustand.

Im Mai 1848 ging Heine zum letzten Male aus; er weinte Abschiedstränen vor der Statue der berühmten Venus von Milo im Louvre, dem Idol, das er in den Zeiten seiner wilden Jugendlust angebetet hatte, wie er in der Vorrede zu seinem „Romancero" sagte.

In seinem leidensvollen Zustand sah ich ihn wenige Jahre vor seinem Tode in Paris. Es war unglaublich schwer, ihn dort aufzufinden. Der berühmteste Dichter Deutschlands lebte in Frankreich verborgen und vergessen. Kein Adreßbuch enthielt seinen Namen, kein Buchhändler wußte etwas von ihm, nicht in der Gesandtschaft und nicht einmal in den Polizeirevieren konnte man Auskunft über ihn erhalten. Endlich fiel ich auf den Gedanken, in der Redaktion der Revue des deux Mondes nach ihm zu fragen, da er doch als Mitarbeiter ihr bekannt sein mußte. Man war bereitwillig, auf meine Erkundigung zu antworten und schlug in allen möglichen Notizbüchern nach, aber es hieß schließlich: „Votre Monsieur Eine est introuvable!" Ein anwesender Deutscher erbarmte sich endlich und versprach mir, Alexander Weill aufzusuchen, der Heines Adresse kennen werde. So gelangte ich nach langem Suchen in die Rue d'Amsterdam 50, wo Heine damals noch wohnte. Zwei Treppen hoch in einem düstern Hofe lag die Wohnung. Kein Frühlings-

laut, weder das Vogelgezwitscher noch das Säuseln grüner Bäume konnte zu dem Dichter des Lenzes dringen und ihn erquicken in seinem trostlosen Zustand von Blindheit und Schmerz! Der Aufenthalt in Paris war in jeder Hinsicht ein Unheil für Heine gewesen. Der arme Schmetterling, der sich an dem blendenden Licht des modernen Babels die Flügel verbrannt hatte, mußte dort einsam trauern und sterben!

Man ließ ihn geradezu verkümmern; keine der vielen Zelebritäten suchte seinen Umgang. Als einmal Hector Berlioz zu ihm kam, rief Heine: „Der ist doch immer einzig in seiner Art, er findet den Weg zu mir!"

Aus den Mitteilungen von Alfred Meißner geht ebenfalls hervor, obwohl er es nicht mit Absicht erzählt und es lieber verbergen möchte, wie einsam und verlassen Heine in Paris lebte.

Oft freilich waren ihm Besuche sehr unbequem, wenn er durch Opium fast bewußtlos dalag und um keinen Preis sich ermuntern lassen mochte, weil seine Schmerzen dann auch wieder lebhafter wurden. Leider trafen wir einen solchen Tag, als er aber die Stimme meiner Mutter, Elise von Hohenhausen, hörte, ließ er uns in sein Krankenzimmer rufen und hob mit der einen Hand sein Augenlid empor, um uns zu sehen. Er hatte mich nur als frühreifes, [illegible]hnjähriges Kind im Hause meiner Eltern gekannt, [illegible]sann sich aber gleich auf allerlei kleine Scherze, zu [illegible]enen ich ihm damals Anlaß gegeben hatte. Sein [illegible]htnis war überhaupt bewunderungswürdig;

die furchtbarsten Leiden konnten seinem spannkräftigen Geiste nichts anhaben. Er dichtete ja noch seine berühmtesten Sachen auf dem Krankenbett, mühsam mit Bleistift schreibend.

Eine merkwürdige Aeußerung Heines verdient es wohl, aus der Unterhaltung, welche wir an jenem Tage mit ihm hatten, herausgerissen zu werden, weil sie ein neues Licht auf seine so viel besprochenen religiösen Ansichten wirft. „Mir ging es wie einem verarmten Manne, der alles verloren und den Hungertod vor Augen hatte, als er unerwartet in einem vergessenen Schubfache seines Geldschranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden am irdischen Glück, da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte: Ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden."

Wir überzeugten uns bei diesem Besuche des kranken Dichters, daß in seiner Pflege nichts vernachlässigt wurde. Eine grüner Schirm schützte sein Bett vor Zugluft und ein sauberer Anzug von feinem Flanell behütete seine Kleider davor. Zwei ältliche Mägde mit den weißen Häubchen und der bescheidenen Tracht bekleidet, welche die Pariser Dienstmädchen vor andern großen Städten lobenswert auszeichneten, waren Nacht und Tag zu seiner Bedienung bereit. Seine Frau blieb für uns unsichtbar, doch stellte er ihr ein lobendes Zeugnis über ihre Pfichttreue aus. In seinem schönen „Abschiedsgedicht an Mathilde" hat er das poetisch wiederholt. Seine Liebe zu dieser Ma-

thilde ist jedoch erst auf dem Krankenbett geläutert worden. Ursprünglich war es eine frivole Grisetteninklination. Als er das Duell mit dem Manne von Börnes Freundin vorhatte, hielt er es für seine Pflicht, sich mit Mathilde kirchlich trauen zu lassen. Sie und ihre Mutter, eine Frau aus dem Volke, weinten vor Freude über diese Ehrenrettung. Traurig für ihn war es indessen, daß er eine Frau bekam, die kein Wort von seinen Dichtungen verstand und keine Ahnung hatte, welchen Geistesschatz sie in ihm besaß. Er feierte seine Hochzeit in sehr merkwürdiger Weise; er lud nur diejenigen von seinen Freunden ein, denen er ein gutes Beispiel geben wollte. Er ermahnte sie allen Ernstes, ihre Grisetten sobald als möglich zu heiraten.

Heine hat jedoch in seiner Leidenszeit den Zauber kennen gelernt, der in dem Umgange mit einem gebildeten geistesverwandten weiblichen Wesen liegt. Seine letzte Liebe, die Mouche, wurde die Trösterin und die Seelenfreundin des einsamen Dichters. Es war eine Deutsche, die durch unglückliche Familienverhältnisse nach Paris verschlagen, sich französische Bildung und wahrscheinlich auch französische Leichtfertigkeit dort angeeignet hatte. In Heines letzten Gedichten steht sie auf idealer Höhe, er feiert in ihr eine auferstandene Beatrice, die den armen Schatten ·nes Dichtergeistes im Erdenleben aufgesucht hat. ·ie schrieb Briefe an ihn, die Aehnlichkeit mit der ·oetischen Inspiration Bettinas haben, als sie im Zenith ihres Goethekultus stand. Heine antwortete ·n Versen. Einige der schönsten darunter sind:

„Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten meiner Ruhestätt'
stand eine Blume rätselhaft gestaltet,
die Blätter schwefelgelb und violett,
doch wilder Liebreiz um die Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blume der Passion
und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
und dort sein welterlösend Blut geflossen . . .

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
und über meinem Leichnam niederbeugend,
wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
an deinen Küssen mußt ich dich erkennen,
so zärtlich keine Blumenlippen sind,
so feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
du sahst mich an, beseligt und verzückt
und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm.
was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ungesprochene Wort ist ohne Scham,
das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
so schnell verstreicht die Zeit im schönen Traum
der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder!

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
den Glühwurm frag, was er im Grase flimmert,
die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
den Westwind frage, was er wimmert.

Frag! was er strahlet, den Karfunkelstein,
frag! was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
die Marterblume und ihr Toter kosen!"

Leider ist der Heiligenschein dieser Mouche durch die Mitteilungen von Alfred Meißner zerstört worden. Den Namen „Mouche volante" — fliegende Fliege — hat sie sich selbst beigelegt; es scheint fast, daß auch Heine nicht einmal ihren wahren Namen gewußt hat.

Alfred de Musset und George Sand.

Die beiden größten Geister der neuen französischen Literatur sind wie Kometen mit glühenden Feuerschweifen in Liebe und Haß auf einander gestoßen! Die Geschichte ihrer Leidenschaften ist in Frankreich so bekannt geworden, daß drei Romane nicht ausreichten, um alle Einzelheiten derselben aufzunehmen. Auch in Deutschland hat man diese Romane mit Eifer gelesen. „Lui et elle", „Er und Sie", hieß der erste, der eine Selbstverherrlichung George Sands war und eine Anklage Alfred de Mussets enthielt. „Elle et lui", „Sie und Er", erschien als Antwort des Bruders desselben, Paul de Musset, der den beleidigten Schatten des toten Dichters rächte, indem er George Sands Roman Wort für Wort widerlegte und Schmach mit Schmach vergalt. Das dritte Schriftstück in Sachen dieses berühmten Liebespaares war der Roman „Lui" von Louise Collet geb. Rèval, der mit Recht Anspruch darauf machte, den Mittelweg der Wahrheit zwischen den beiden vorhergehenden Anklagen eingeschlagen zu haben.

Louise Collet, noch mehr schöne Frau als geistreiche Schriftstellerin, war einst die Muse des alten Philosophen Victor Cousin, der, als ein wieder auf-

erstandener Frauenlob, im Greisenalter einen rosenfarbenen Nimbus in seinen Schriften ausstrahlen ließ über sämtliche berühmte Frauen des siebzehnten Jahrhunderts. Louise Collet hatte ihn zuerst für weibliche Schöngeisterei schwärmen gelehrt und ohne sie würde er wahrscheinlich nicht seine Forschungen so speziell gerade diesem Zweige der französischen Geschichte zugewendet haben.

Louise Collet hat in dem Liebesroman von Alfred de Musset und Aurora Dudevant auch ihrem Verehrer, Victor Cousin, eine Episode gewidmet, wie sie sich selbst überhaupt eine glänzende Rolle darin zugeteilt hat. Nach ihren Aussagen ist sie gewissermaßen die Seelenretterin Mussets gewesen und seine Liebe, von allen irdischen Schlacken geläutert, gehörte ihr mehr an als jemals einer andern Sterblichen.

Alfred de Musset war als Dichter ein Epigone von Byron und Heine; er besaß die melancholische Glut des ersteren und die graziöse Kaltherzigkeit des letzteren im Vereine mit der Keckheit und Feinheit des französischen Geistes. Heine war entzückt von Mussets Talent, obwohl er in seinen Kritiken dasselbe oft sehr scharf beurteilt hat. Von Nachahmung konnte übrigens keine Rede sein, da Alfred de Musset kein Deutsch verstand und auch stets seinerseits behauptete, daß er Heines Dichtungen nie gelesen habe, bwohl bekanntlich eine sehr gute Uebersetzung ins anzösische von des Dichters eigener Hand vorliegt. fred de Musset hat erklärt, ein Schüler Voltaires nd Rousseaus zu sein, was man ihm leicht glauben n, da es wohl einleuchtend ist, daß bis auf die

Stunde jeder gebildete Franzose von diesen beiden großen Intelligenzen seine geistige Nahrung entnimmt. Die zerstörungslustige Ironie Voltaires und die sinnliche Sentimentalität Rousseaus beherrschen noch jetzt die französische Literatur wie zur Zeit der Enzyklopädisten. Die lyrische Poesie aber ist ein Produkt der Neuzeit in Frankreich; Victor Hugo und Lamartine sind die unmittelbaren Vorläufer von Alfred de Musset gewesen. Er hat beide übertroffen durch die Kraft seines Ausdrucks und die Schönheit seiner Empfindung, ja er hat sogar oft die Poesie der Melancholie ergreifender zur Darstellung gebracht als Byron und die Witzfunken der Ironie wirksamer als Heine leuchten lassen.

Als zwanzigjähriger Jüngling gab er seine erste Gedichtsammlung heraus, einige Jahre später wurden seine reizenden Theaterszenen aufgeführt, und seine kleinen Romane in Versen, wie sie ein Byron in die Mode brachte, machten ihn bald zum Lieblingsdichter Frankreichs. Er war von vornehmer Geburt und feiner Erziehung, kein armer Poet, der im Kampf ums Dasein den Glanz seiner Flügel einbüßte. Die Eltern waren stolz auf seine Erfolge und gewährten ihm alle Mittel, um das Leben zu genießen; man riß sich um ihn in der vornehmen Welt. Sogar am Hofe des Königs Louis Philipp wurde er gefeiert; der liebenswürdige Herzog von Orleans war sein Busenfreund, die Herzogin Helene belehrte ihn über deutsche Literatur, und alle schönen Frauen der großen Welt verhätschelten ihn in jeder Weise. Er tanzte leidenschaftlich gern, trank, spielte, hatte Liebschaften hohen

und niederen Ranges. Seine kindliche glückliche Natur schützte ihn vor moralischem Untergang, aber seine zarte Gesundheit begann frühzeitig zu wanken in Folge dieses raschen und mannigfachen Lebensprozesses. Wenn er ermüdet um Mitternacht nach Hause kam, setzte er sich oft noch an den Schreibtisch und dichtete in größter Aufregung die ganze Nacht hindurch. In der Abspannung, die naturgemäß am andern Morgen eintrat, gewöhnte er sich bald, zu erregenden und stärkenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, erst zu feurigem Wein und später zu dem Feuerwasser, das die Wilden mit Recht Gift genannt haben.

Als er dreiundzwanzig Jahre alt war, beschrieb ihn ein Augenzeuge, der ihn auf einem Balle sah, folgendermaßen: „Er war schlank und von mittlerer Größe; sein Anzug zeigte die größte Sorgfalt, sogar ein wenig zu viel. Er trug einen bronzefarbenen Frack mit goldenen Knöpfen, auf seiner braunseidenen Weste klapperte eine schwere Goldkette, zwei Kameen schlossen die Falten seines Batisthemdes, eine schmale Halsbinde von schwarzem Atlas ließ den wachsbleichen Farbenton seiner Haut noch auffallender erscheinen. Die Schönheit seiner Hände wurde durch die dünnen weißen Glacéhandschuhe nicht verhüllt. Auf die blonden reichen Haare hatte er eine ganz besondere Sorgfalt verwendet. Nach dem Beispiele Lord Byrons waren sie wie eine Krone für eine Dichterstirn zugeschnitten und fielen in traubenförmigen Locken an den Schläfen und in den Nacken herab. Blonde Leute haben meistens rote Bärte, aber

bei ihm zeigte der Bart eine dunklere Schattierung als das Haar, und die Augenbrauen waren beinahe schwarz. Seine Nase war griechisch, sein Mund sehr lieblich. Ueber seine ganze Erscheinung war ein aristokratischer Schimmer verbreitet." Außer den schönen Haaren und dem edlen Anstand hat er keinen von seinen körperlichen Vorzügen lange behalten. Kränklichkeit und wüste Lebensweise zerstörten dieselben sehr bald.

Noch in der Zeit seiner Blüte, vielleicht in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, lernte er die Frau kennen, die er in so leidenschaftlicher Weise lieben und hassen sollte, daß die ganze zivilisierte Welt daran teilnahm. Er sagte von sich selbst, daß er, ganz anders wie sein Seelenverwandter Byron, durchaus keine Abneigung gegen Blaustrümpfe hegte, daß er im Gegenteil eine große Vorliebe, eine Art von andächtiger Verehrung für den weiblichen Genius fühlte.

Der Stern von Aurora Dudevant begann in jener Zeit am Literaturhimmel Frankreichs aufzugehen. Unter dem seltsamen einfachen Namen George Sand waren drei bis vier Romane: „Rose et „Blanche", „Indiana", „Valentine", „Lelia" erschienen, die alle Herzen und alle Geister entzündet hatten. Man meinte, nie so viel Schönes, Neues und Fertiges beisammen gefunden zu haben.

Der Ruhm und in seinem Gefolge das Gold waren wie lauter Donner und heller Blitz in die Dachkammer einer jungen Frau gekommen, die sich dem Unglück und der Armut verfallen glaubte. Der Funke des Genies hatte lange in ihr geschlummert und

wie ein Fiebersymptom ihr Herz beunruhigt. Wäre sie eher zur Erkenntnis darüber gekommen, so hätte sie ihr Glück erhalten können, das sie auf den selbstgewählten stürmischen Lebenswegen unwiederbringlich verlor.

Aurora Dudevant, geborene Dupin, war die Urenkelin des berühmten Marschalls von Sachsen, der seine leichtherzige Liebe nach dem Tode von Adrienne Lecouvreur abermals einer Schauspielerin zugewendet und einer Tochter das Leben gegeben hatte. Diese erhielt den Namen Aurora gewiß als Andenken an seine schöne Mutter, die Geliebte des sächsischen Polenkönigs August des Starken, und wurde von der Dauphine von Frankreich, die sich als geborene Prinzessin von Sachsen, als die Nichte des Marschalls Moritz von Sachsen betrachtete, erzogen, erhielt auch die gerichtliche Anerkennung und den Namen ihres berühmten Vaters. Jung, schön und unverdorben, wurde Aurora von Sachsen an einen vornehmen Wüstling, den Grafen von Hoorn verheiratet, der jedoch sehr bald nachher im Duell erschossen wurde, zum Glück für die junge Gräfin, die vor ihm gewarnt worden war wie vor einem Pestkranken und stets seine Nähe geflohen hatte. Als sechzehnjährige Witwe lebte sie eine Zeitlang im Kloster und dann bei ihrer Mutter, der gewesenen Schauspielerin, aber in so strenger Zurückgezogenheit, daß sie bis zu ihrem dreißigsten Jahre mit keinem Mann näher bekannt geworden war, nur mit Herrn Dupin, einem Generalpächter der Finanzen, der sich de Franceuil nennen ließ und in den „Bekenntnissen“

von Rousseau mehrfach ehrenvoll erwähnt wird. Er war ein liebenswürdiger, schon bejahrter Herr aus der altfranzösischen Schule der Höflichkeit und Bildung. Es gelang ihm trotz seiner sechzig Jahre, die schöne Dreißigerin zu gewinnen, und eine sehr glückliche Ehe mit ihr zu führen. Ein Sohn, der Moriz, nach dem Marschall von Sachsen, genannt wurde, erfüllte das Herz der Frau, die eigentlich keine andere Liebe gekannt hatte, mit einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit, daß ihr ganzes späteres Leben darunter leiden sollte.

Dieser Sohn, ein schöner aber leichtsinniger, verweichlichter Mensch, verliebte sich in den wilden Kriegsszenen zur Zeit des ersten Napoleon in eine verrufene Frau und verheiratete sich heimlich mit ihr. Seine verwitwete Mutter war in Verzweiflung, als sie es erfuhr, denn die Franzosen haben viel mehr Familiensinn und moralische Strenge gegen weibliche Vergehungen, als man gewöhnlich voraussetzt. Unter Tränen und häuslichem Kummer aller Art, auch unter Nahrungssorgen, da der junge Offizier noch keine Familie ernähren konnte, wenn ihm die Unterstützung seiner Mutter fehlte, wurde ein Mädchen geboren und abermals mit dem romantischen, erblichen Namen Aurora getauft. Es war die nachmals so berühmte Schriftstellerin; sie verlor sehr früh ihren Vater und wuchs schutzlos unter den fortgesetzten Familienzwisten ihrer Mutter und ihrer Großmutter auf. Diese warf der Schwiegertochter immer wieder vor, daß sie die Ehre ihres Hauses verdunkelt habe durch ihre geringe Herkunft und ihren

leichtsinnigen Wandel vor der Ehe mit dem jungen Dupin. Das Kind nahm naturgemäß Partei für die Mutter und durchweinte oft halbe Nächte an der Seite der Tiefgekränkten, die ebenfalls in Tränen zerfloß. Die große Nervenreizbarkeit, die so oft die Begleiterin des Genius ist, entstand unzweifelhaft dadurch bei dem zart organisierten Kinde schon sehr frühzeitig.

Achtzehn Jahre alt verheiratete sich Aurora mit einem jungen Artillerieleutnant, Casimir Dudevant, der durch sein Alter, sein Vermögen und sein Aeußeres vollkommen zu ihr zu passen schien. Es ist eine durchaus irrige Annahme, die dadurch entstanden ist, daß man sie mit ihren Romanheldinnen verwechselte, wenn man glaubt, Aurora sei gegen ihre Neigung mit einem ältern Manne verheiratet worden, ihre Mutter widersetzte sich der Ehe sogar anfangs mit großer Heftigkeit. Casimir Dudevant war der natürliche Sohn eines baronisierten Obersten, erhielt deshalb weder dessen Titel noch dessen Vermögen, jedoch legitimierte ihn sein Vater und gab eine Summe Geldes zu seiner Verheiratung her. Nach französischem Gebrauch muß die Braut stets ein Heiratsgut — une dote — nachweisen. Wenn dieses nicht ausreichend befunden wird, kann die passendste Ehe rückgängig gemacht werden, ohne daß beide Teile das Recht haben, sich zu beklagen oder zu verwundern. Aurora hatte von ihrer Großmutter ein Gut mit dem Schlosse Nohant geerbt; das Besitztum schien für mehr zu gelten, als es einbrachte, und legte dadurch unzweifelhaft den ersten Grund zu dem Unfrieden, der später diese Ehe zerstören sollte.

Die ersten Jahre derselben hatten jedoch einen scheinbar glücklichen Verlauf; ein Sohn, wieder Moriz genannt nach dem berühmten Marschall, augenscheinlich also der Stolz der Familie, und eine Tochter Solange, erfüllten das Herz Auroras mit echt weiblicher Befriedigung. Sie nähte für die Kinder, obgleich es ihr schwer wurde, da sie aus mißverstandener Vornehmheit ihrer Erziehung niemals die Nadel zu führen gelernt hatte. Sie leitete ihren Haushalt mit lobenswertem Eifer und bemühte sich, ihrem Manne das eintönige Landleben in Nohant möglichst zu versüßen. Er konnte es jedoch nicht lange ertragen, es wurden Versuche gemacht, den Winter in Paris oder doch wenigstens in einer größeren Provinzialstadt zu verleben, aber es zeigte sich bald, daß die Einnahmen des jungen Ehepaares auch dazu nicht ausreichten. Aurora brauchte jedes Jahr fünfhundert Franken mehr für den Haushalt, als sie hatte, und bat ihren Mann endlich, ihr das Amt als Finanzminister, wie sie es scherzhaft nannte, ganz abzunehmen. Er verstand indessen nicht besser zu wirtschaften ohne sie, und der Geldpunkt wurde der erste Stein des Anstoßes, wie so oft im Familienleben. Es ist dabei merkwürdig, daß die Frau, durch ihre Mitgift, in Frankreich immer den häuslichen Bedarf decken helfen muß; Aurora Dudevant hatte für Mann und Kinder ihr ganzes Besitztum hergegeben und selbst so wenig behalten, daß sie geradezu darbte. Sie dachte daran, sich durch Arbeit etwas Geld zu verschaffen, und begann sogar zu nähen, zu sticken, zu malen, zum Verkauf.

Der Erwerb war indessen so gering, daß Aurora bald wieder davon abstand; sie verfiel nun darauf, Uebersetzungen zu machen, und begann auch einen Roman zu schreiben, der später jedoch wegen vieler Mängel den Flammen geopfert wurde. Tiefe Melancholie gesellte sich bald zu den häuslichen Sorgen und die innere Entfremdung der Eheleute, die eigentlich wohl nie zu einander gepaßt hatten, trat immer deutlicher hervor. Ohne Kampf und ohne Erstaunen ließ Herr Dudevant seine kaum dreißigjährige Gattin nach Paris reisen, um dort ganz allein mit ihrem Töchterchen in einer Mansarde zu wohnen und sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Er gab ihr von ihrem eigenen Vermögen nur einige hundert Franken, mit denen sie nicht auskommen konnte, die Not brachte sie zuerst auf den Gedanken, sich in Männerkleidung zu verbergen, damit sie unangefochten abends allein ausgehen und die kostbaren weiblichen Anzüge sparen konnte. Mit einem langen, damals modischen grauen Oberrock, runden Filzhut und starken eisenbeschlagenen Stiefeln bewegte sich die junge Frau in den schmutzigsten Straßen von Paris, allerdings viel sicherer als in Damentoilette. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Freiheit und trug die hartesten Entbehrungen mit einer Art Freude. Sie aß für einen Frank, sie wusch und plättete selbst alle Wäsche, führte dabei noch ihr Töchterchen spazieren und trug es dann vier Treppen atemlos hinauf. Ihr Mann besuchte sie noch zuweilen und führte sie dann ins Theater oder zu einem feinen Restaurant. Im Sommer ging sie auf einige Monate nach Nohant zu ihm, hauptsächlich um

ihren über alles geliebten Sohn zu sehen. Auch die Stiefmutter ihres Mannes kam mit ihr noch in Paris zusammen, nahm jedoch mit Recht Anstoß an diesem seltsamen Leben und fragte, ob es wahr sei, daß sie auch noch gar Bücher „drucken“ lassen wolle? Auf die Bejahung, verbat sie sich in einem Zornanfall, daß der Name Dudevant jemals auf einem „gedruckten“ Buche stehe. Lachend versprach es Aurora und wenige Tage später nahm sie von ihrem jungen Freunde, Jules Sandeau, die Hälfte des Namens an, den sie so berühmt machen sollte.

Es ist oft behauptet worden, daß Sandeau die erste Liebe von Aurora Dudevant gewesen sei und daß ihre literarische Gemeinsamkeit erst aus derselben entstanden sei. Aus George Sands Bekenntnissen geht indessen hervor, daß sie lange vorher, ehe sie Sandeau kennen lernte, geliebt hat und zwar mit ganz platonischer Schwärmerei, einen Unbekannten, Entfernten, den sie mit allen Tugenden und Reizen ihrer romantischen Träume ausschmückte, den sie nur auf kurze Augenblicke wieder sah, und von dem sie das heilige Versprechen erhalten hatte, ihr nie anders als in Briefen seine Liebe auszusprechen. Sein Name wird nicht genannt in der Lebensgeschichte von George Sand, aber die Stelle, die sie ihm darin widmet, ist eine der rührendsten Episoden derselben. Sie erzählt, daß sie bis spät in die Nacht hinein einsam in ihrem Stübchen, ihrer kleinen „Zelle“, wie sie es nannte, gesessen habe, wahre Gedichte von Briefen niederschreibend, während die Winterstürme Schloß Nohant umbrausten und meilenweit keine befreundete

Seele zu finden war. Vor den Stürmen in der Luft und im Walde fürchtet sie sich nicht; unten im Schlosse stürmt es viel grauenhafter! Dahin horchte sie zuweilen, zwischen Angst und Ekel schwankend, — denn dies Getöse kam von lallenden Menschenstimmen und von klirrenden Gläsern! Ihr Bruder und ihr Mann saßen da unten beim Trinkgelage, fast in jeder Nacht! Jeder Tag brachte ihr die Ueberzeugung, daß sie es in Nohant nicht länger aushalten könne. Doch scheint sie nie ernstlich versucht zu haben, ihr Hausrecht auszuüben und lieber das Laster zu exilieren als sich selbst. Die Schuld der Trunksucht legte sie mehr dem Bruder als dem Gemahl zur Last, den sie überhaupt mit großer Schonung behandelt und gegen den sie nie deutlich eine Anklage ausspricht.

So lange sie in den einsamen Nächten an den fernen Seelenfreund schreiben konnte, hielt sie den Verfall ihrer Häuslichkeit aus, aber sie machte die Entdeckung, daß ihre schönen Briefe demselben nicht mehr genügten, daß er ein anderes als ein nur poetisches Liebesglück verlangte, und da sie ihm streng verboten hatte, ein solches bei ihr zu suchen, mußte sie ihm erlauben, es irgendwo sonst zu finden. Sie tat es, ohne ihn merken zu lassen, wie schwer es ihr werde; nach dieser Trennung einer „Seelenehe", wie sie es nannte, weinte sie die ersten Nächte hindurch, dann schrieb sie wieder, aber keine Briefe mehr, [illegible] dern Romane.

Um diese zu verwerten, ging [illegible] eroberte — wie bereits erwäh[illegible] Daß Jules Sandeau, dessen h[illegible]

nahm, ihr Geliebter gewesen ist, hat George Sand niemals eingestanden, aber in dem Roman „Lui et elle“ von Paul de Musset wird es als unumstößliche Wahrheit dargestellt, und zwar hätte sich George Sand in undankbarer und grausamer Weise von ihm getrennt. Sandeau selbst hat dagegen einen Roman „Fernande“ geschrieben, der darauf hindeutet, daß die Trennung der Liebenden auf beiderseitigen Wunsch erfolgte.

Als Aurora Dudevant mit Alfred de Musset zusammentraf, war sie schon nicht mehr in der ersten Jugendblüte und beinahe sieben Jahre älter als er. Es wurde viel darüber gestritten, ob sie schön oder häßlich sei; sie selbst hat mit seltener Unbefangenheit sich mehr für letzteres erklärt. Sie versicherte, daß es ihr an Sorgfalt und Anmut gefehlt habe, wodurch allenfalls sogar mangelnde Reize ersetzt werden könnten. Ihre Gestalt klein und platt, ihre Miene finster, ihre Augen zwar groß, aber durch einen zerstreuten Ausdruck entstellt, ihre Hautfarbe gelb, ihr Hals frühzeitig gerunzelt, ihr Gesicht zu groß, nur ihre Hände ganz vollkommen schön — so schildern sie Zeitgenossen, die sie freilich wohl einige Jahre später erblickten als Alfred de Musset. Dieser dagegen beschrieb sie folgendermaßen:

„Als ich sie zuerst sah, trug sie Damenkleider, nicht die unelegante Männertoilette, womit sie sich so oft entstellte; auch benahm sie sich mit echt weiblichem feinen Anstand, den sie von ihrer vornehmen Großmutter geerbt hatte. Auf ihren Wangen lag noch jugendlicher Schmelz, ihre prächtigen Augen hatten

einen leuchtenden Glanz, der unter dem Schatten ihrer dunklen, dicken Haare wahrhaft bezaubernd wirkte und mich bis ins Innerste der Seele traf. Auf ihrer Stirn lag eine Unendlichkeit von Gedanken. Sie sprach wenig, aber bestimmt."

Heine, der ziemlich zur selben Zeit die Sand gekannt hat, behauptete sogar, sie gleiche der Venus von Milo, nur aus schwarzem Marmor geformt, weil sie gerade ein schwarzes Atlaskleid trug, als er sie sah.

Die beiden Dichter werden wohl die berühmte Frau mit der Verblendung der Begeisterung betrachtet haben und können nicht als ganz glaubhafte Zeugen für ihre Schönheit angenommen werden. Indessen ist es wohl unzweifelhaft, daß Aurora Dudevant den Reiz der Weiblichkeit besaß, der Leidenschaften entzündet, wenn sie auch selbst ihre Schönheit unterschätzte, denn Alfred de Musset, der viel jüngere Mann, der von den schönsten Frauen verwöhnt war, faßte eine wahrhaft leidenschaftliche Neigung für sie. Er erzählt später, daß er wie umgewandelt gewesen sei durch diese Frau, daß er nie vorher und nie nachher solche Exaltationen und Entzückungen gekannt habe. Er versicherte, daß ein Dichter nur dann wahrhaft lieben könne, wenn die Flamme eines weiblichen Genies sein Herz berühre, wenn der Geist einer Frau so reich, so mächtig sei, um den seinigen zu entzünden. Die Poesie blühte in seiner Seele auf wie eine Wunderblume, die Begeisterung des Schaffens erfaßte ihn mehr als je. Er glaubte das Ideal der Liebe und des Glücks gefunden zu haben.

Aurora Dudevant scheint dagegen bedeutend

kühler und langsamer auf dies Verhältnis eingegangen zu sein. Zuerst machten ihr die feinen eleganten Manieren des jungen vornehmen Mannes einen angenehmen Eindruck; er behandelte sie wie eine Dame aus der großen Welt mit zarter Huldigung und vergaß, daß sie mit Studenten verkehrt und in untergeordneten, ärmlichen Verhältnissen gelebt hatte. Dann schmeichelte es ihr, daß ein berühmter Dichter sie über ihr Urteil befragte und sich aufs liebenswürdigste von ihr tadeln ließ. Erst in zweiter und dritter Linie beachtete sie seine Schönheit und seine Liebe. Die Leidenschaft bemächtigte sich ihrer jedoch ebenfalls, und da mittlerweile eine Art Ehescheidung ihr mehr Freiheit gewährt hatte, so war sie weniger skrupulös als in Nohant dem platonischen Unbekannten gegenüber. Sie machte kein Geheimnis aus ihrer Liebe für den jungen gefeierten Dichter, und als sie dadurch Anstoß erregte, entschloß sie sich, mit ihm nach Italien zu reisen.

In dem romantisch schönen Venedig suchten sie das Paradies ungetrübten Liebesglücks und fanden nur zu bald die Schlange, die in jedem Paradiese lauert. Die Menschennatur kann kein Glück ertragen, auch das süßeste wird bitter, wenn nicht das Salz des Lebens, Pflichterfüllung und Arbeit, ihm Dauerhaftigkeit verleiht. Die meisten Dornen aber zeigen sich bei der schönsten Blume des Paradieses, der Liebe, wenn sie wild wächst, wenn sie nicht behütet wird von der geheiligten Sitte — um es gerade heraus und ohne Metapher zu sagen, wenn ihr der Schutz einer legitimen Ehe fehlt.

Die Exaltationen Alfred de Mussets gingen sehr bald in Abspannungen, ja sogar in Verstimmungen und üble Laune über. Er spielte mit dem Herzen seiner Geliebten Ball, warf es bald gen Himmel und bald in den Abgrund der Hölle. Die Langeweile erfaßte ihn, das Pariser Leben fehlte ihm, die dichterische Anregung verschwand immer mehr. Nach Dichterart haßte er die Arbeit, die doch sicherlich seine aufgeregten Nerven beruhigt haben würde; er wollte nicht schriftstellern, er wollte dichten und konnte es nicht, denn der Genius läßt sich nicht zwingen. In den Zwisten mit der Geliebten, die oft Nacht und Tag andauerten, benahm sich Musset wie ein verzogenes Kind, seine Zornausbrüche glichen zuweilen wahnsinnigen Krampfanfällen und waren vollkommen geeignet, die Seele Auroras mit Grauen zu erfüllen. Sie besaß trotz ihrer Verirrungen die Weihe der Weiblichkeit, das Verlangen nach Achtung, nach sittlicher Würde, nach nützlicher Tätigkeit. Der schöne Ausspruch „Arbeit ist des Blutes Balsam" mochte ihr vorschweben; sie strebte wenigstens eifrig danach, ihren krankhaften Geliebten mit dem Beispiel ihrer Arbeitsamkeit zu heilen. Nach durchweinten und durchzankten Tagen, saß sie oft die Nächte am Schreibtisch und vollendete literarische Arbeiten, die dazu helfen sollten, dem Geldmangel des liebenden Paares ein Ende zu machen. Das tägliche Leben in einem kostbaren Gasthofe Venedigs verschlang ungeheure Summen, und Musset dachte nicht daran, diese herbeizuschaffen. Wie eine Mutter sorgte Aurora für seine Bedürfnisse, sein schwächlicher Körper konnte

keine Entbehrungen ertragen. Aber unglücklicherweise rühmte sie sich zuweilen ihrer Güte, und er rief dann hocherzürnt: „Sei lieber etwas weniger gut, aber mehr zärtlich gegen mich." Kein größerer Zwang besteht als die sogenannte freie Liebe! Die unglückliche Frau mußte sich zwingen, ihn mit Zärtlichkeit zu überhäufen, während sie kaum noch Mitleid, gemischt mit Grauen und Verachtung, für ihn empfand.

Nach Mussets eigenen Geständnissen, die von George Sand vielleicht mit etwas übertriebenen Beweismitteln bestätigt sind, hat er in Venedig die schlimmste Zeit seines Pariser Lebens fortzusetzen versucht. Seine Gesundheit ward dadurch gänzlich untergraben und er verfiel in ein tötliches Nervenfieber. Aurora Dudevant saß wochenlang als Pflegerin an seinem Bette, mit Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit; sie rettete ihn, aber seine Dankbarkeit war nur von kurzer Dauer. Er beschuldigte sie der Untreue und behauptete sogar, daß sie mit dem jungen Arzt, der in den schlimmsten Tagen der Gefahr an seinem Bette saß, ein Liebesverhältnis gehabt habe. Aurora war tief gekränkt und versicherte ihm, daß nur eine seiner wilden Fieberphantasien ihm solche Vorspiegelung verursacht haben könne, ihrer keuschen Natur wäre eigentlich jedes Liebesverhältnis zuwider. Musset antwortete darauf, was wir nicht zu übersetzen wagen: „Vous parlez de votre chasteté j'usqu'à l'indécence!" ein Ausspruch, der in Frankreich ein geflügeltes Wort geworden ist für ähnliche Fälle.

Der Haß, der abwechselnd mit der Liebe ge-

rungen hatte in dem Verhältnis dieses berühmten Liebespaares, gewann endlich die Oberhand; es trat ein völliger Bruch ein. Musset kehrte nach Paris zurück, wo man ihn anstaunte und bewunderte, als käme er wie Tannhäuser, verwandelt aus dem Venusberge zurück. Er zeigte nicht ohne einige Koketterie seine Herzenswunden und zerriß nicht ohne Vergnügen den Ruf der einst so heißgeliebten Frau.

George Sand blieb noch länger in Venedig, wo sie die Studien zu ihrem reizenden Roman „Consuelo“ machte. Als sie einige Zeit später nach Frankreich zurückkam, war ihr Ruhm bedeutend gestiegen durch Romane, die sie noch außerdem in Italien geschrieben hatte. Aber auch Alfred de Musset stand im Zenith seines Dichterglanzes. Das Rätsel des weiblichen Herzens zeigte sich plötzlich wieder in seiner unlösbaren Gestalt in Aurora Dudevant, die glühendste Liebe für Alfred de Musset loderte noch einmal in ihr empor. Sie tat die wunderbarsten Schritte, um sich ihm wieder zu nähern; er wies anfangs jeden ihrer Versuche zurück. Da sendete sie ihm eines Tages ein duftendes, weiches Paket, ein unerklärliches Etwas trieb ihn, es zu öffnen und nicht, wie frühere Sendungen, unerbrochen zurückzuschicken. Es waren die schönsten, glänzendsten, weichsten, duftigsten, schwarzen Locken! sie hatte sich das Haar abgeschnitten, um wie eine Büßerin um seine Verzeihung zu flehen.

Einer solchen Liebeswerbung konnte wohl kein Männerherz widerstehen.

Das Verhältnis wurde wieder angeknüpft —

um in derselben Weise wie das erste Mal zerrissen zu werden.

Das berühmte Liebespaar schien völlig wahnsinnig geworden zu sein durch dies ewige Zürnen und Versöhnen. Zuletzt haßte es sich jedoch so gründlich, daß es sogar gegenseitig den unbestreitbaren Ruhm sich streitig machte. Alfred de Musset behauptete, George Sand habe kein Urteil, und sie suchte zu beweisen, daß sein Talent nur Nervenschwäche sei!

George Sand wurde allgemein von den Zeitgenossen ihrer Jugend beschuldigt, nach Alfred de Musset noch mehrere andere Verhältnisse mit berühmten Männern gehabt zu haben, namentlich mit Liszt und Chopin, indessen wollen wir gern annehmen, daß ihre Empfindung für sie echter amor amicitiae war, von Cicero und Montaigne so hochgestellt, daß letzterer sogar behauptete, Frauen seien dazu gar nicht fähig. George Sand versicherte dagegen: „Seit meiner Jugend, ja seit meiner Kindheit hegte ich den Sehnsuchtstraum von idealer Freundschaft."

Alfred de Musset starb 1857 nach langen Leiden zu Paris; sein Marmordenkmal auf dem Friedhofe Père Lachaise enthält seinen Schwanengesang:

> Mes chers amis, quand je mourrai,
> Plantez une saule au cimetière.
> J'aime son feuillage éploré,
> La pâleur m'en est douce et chère,
> Et son ombre sera légère
> A la terre où je dormirai.

Ach, Freunde, wenn ich sterben werde,
pflanzt in des Friedhofs kühle Erde
der Tränenweide zarte Triebe —
Ihr wißt, wie ich ihr Säuseln liebe —
Und leicht wird sein ihr sanfter Schatten
der Erde, wo sie mich bestatten.

Aurora Dudevant hatte den Namen ihres Schriftstellertums, George Sand, vollständig angenommen, auch im alltäglichen und bürgerlichen Leben war er ihr Ehrentitel geworden. Sogar ihr Sohn Maurice, der ihr geistiger Erbe zu werden sich bestrebte, nannte sich „Sand".

Die Tendenz ihrer neuen Schriften war streng moralisch und christlich; sie galt sogar für eine Vorkämpferin des Protestantismus in Frankreich, während in Deutschland ihre Schwestern in Apollo, die Gräfin Hahn, die einst fast ebenso passioniert wie George Sand, Abgötterei mit der irdischen Liebe getrieben hat, als Streiterin für den Katholizismus aufgetreten ist. Auch an der Politik versuchte George Sand sich zu beteiligen, doch ohne Erfolg.

Gräfin Ida Hahn-Hahn und Heinrich Simon.

Gräfin Ida Hahn wurde am 22. Juni 1805 zu Tressow im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren. Sie war die älteste Tochter des Grafen Karl Friedrich von Hahn-Neuhaus, jenes tragikomischen Originals, dessen tolle Leidenschaft für das Theater im Anfange des 19. Jahrhunderts Aufsehen erregte. Er vergeudete sein großes Vermögen mit Schauspielern und jagte nach Abenteuern auf der Bühne, ganz nach dem Vorbilde Goethes Wilhelm Meister, welches damals von der ganzen männlichen Jugend bewundert und leider auch nachgeahmt wurde.

Graf Hahn mußte schließlich zum Bettelstabe greifen, was ihn nicht hinderte, die Welt zu durchstreifen. Er betätigte sich als Schauspieldirektor und zugleich als Zettelträger, Rollenabschreiber und Kassierer. Seine Familie geriet in sehr drückende Verhältnisse und wurde nur dadurch vom Untergange gerettet, daß ein Teil der Güter Fideikommiß war, also nicht verkauft werden durfte.

Gräfin Ida lebte mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Schwestern in Rostock, Neubrandenburg und Greifswald. Sie empfing trotz der beschränkten Mittel eine sehr sorgfältige Erziehung.

Die phantastischen Eindrücke ihrer Kindheit, die auf den Schlössern ihres Vaters durch das bunte Schauspielerleben entstanden waren, hatten unzweifelhaft auf die frühzeitige Entwicklung ihrer Darstellungsgabe eingewirkt. Sie erzählte mit so großer Lebhaftigkeit spannende Geschichten, daß ihre Gespielinnen sie scherzhafterweise „Scheherezade" nannten und ihr gern zuhörten.

Es bildete einen eigentümlichen Reiz ihrer äußeren Erscheinung, daß man in ihren beweglichen Gesichtszügen die poetische Innerlichkeit und die Fülle geistigen Lebens wahrnehmen konnte. Sie war nicht eigentlich schön, ihre Nase konnte nicht für regelmäßig gelten und eins ihrer blauen sanften Augen hatte einen schielenden Blick; doch besaß sie eine schlanke, zierliche, hohe Gestalt, frische Wangen, hellblondes gelocktes Haar und ganz auffallend kleine Füße.

Diese kleinen Füße sollten ihr das Märchenschicksal Aschenbrödels bereiten. Durch einen romantischen Zufall sah ihr Vetter Graf Hahn-Basedow am Vorabend eines Balles bei Verwandten ein Paar rosenrote Atlasschuhe, und fand sie so reizend, daß er mit studentenhaftem Uebermut ausrief: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht unter diese zierlichen Pantöffelchen komme."

Er sah am folgenden Tage auf dem Ball, daß die ungewöhnliche, zarte, poetische Erscheinung der Gräfin Ida vollkommen zu ihren schönen Füßen paßte, verliebte sich leidenschaftlich in sie und hielt überraschend schnell um sie an.

Er war ein stattlicher Kavalier, nur ein Jahr älter als die junge Gräfin, und besaß ein großes Vermögen. Seine Frau zu werden, galt für ein beneidenswertes Glück. Es war unmöglich Nein zu sagen, obwohl Ida sich nur widerstrebend zu einem Ja entschloß. Aber sie sah es für ihre Pflicht an, die Armut ihrer Familie in Reichtum zu verwandeln. Doch empfand sie eine heimliche Angst, daß sie ohne Liebe eine Ehe eingehen sollte.

Nachdem sie als Braut die Schrecken einer solchen mehr und mehr einsah, fiel sie auf das seltsame Auskunftsmittel, ihrem Verlobten vierzehn Tage vor der Hochzeit das Geständnis zu machen, daß sie ihn nicht lieben könne. Er stutzte, fragte aber eindringlich, ob sie etwa einen andern liebe. Als sie dies ehrlich verneinte, lachte er sie aus und behandelte ihr Geständnis als Beweis weiblicher Schüchternheit und Sprödigkeit, wodurch sie ihm nur noch begehrenswerter erschien. Ihr gerechtes Bedenken wurde von ihm und ihrer Familie als romantische Grille nicht weiter beachtet, und die Hochzeit fand statt. Später aber sollte diese Grille für die junge Frau sehr folgenschwer werden!

Der goldene Schimmer des Reichtums verblendete sie im Anfang über das Los, dem sich zu entziehen sie nicht die gehörige Tatkraft besessen hatte. So fand sie sich mit Leichtigkeit in die angenehme Rolle, eine der glänzendsten gefeiertsten Damen der Aristokratie zu werden. Namentlich gefiel sie sich in dem Seebade Heiligendamm, diesem poetischen Stück-

chen Erde, welches vom himmelblauen Meer und von immergrünen Wäldern umrauscht wird.

Dort sind die ersten dichterischen Regungen in ihr erwacht, aber sie entdeckte auch den Mangel an Uebereinstimmung mit ihrem Gemahl. Seine Vorliebe für Pferde und Hunde kam ihr beinahe wie eine Beleidigung vor. Sie hatte wenigstens in den Flitterwochen mehr Weihrauch erwartet für das Opfer, ohne Liebe geheiratet zu haben.

Bei den berühmten Pferderennen von Dobberan überließ sich Graf Hahn rückhaltlos seinen noblen Passionen. Die Verstimmung, welche die Neuvermählte darüber empfand, wurde durch die leichtsinnige Badegesellschaft verspottet und ausgebeutet. Es fanden sich bald genug kokette Damen, die es versuchten, den Ehemann über die Launen seiner jungen Frau zu trösten, und galante Kavaliere, die derselben das gleiche anboten.

Schon nach dreijähriger Ehe hatte die beiderseitige Verstimmung in einem so hohen Grade zugenommen, daß der Graf eine Scheidung verlangte. Er fußte dabei auf ihr Geständnis vor der Heirat und hörte nicht auf ihre Gegenvorstellungen, ja er beharrte sogar unerbittlich bei seinem Entschluß, als sie erklärte, daß sie durch ihn Mutter werden sollte. Empört über seine Herzlosigkeit, durch welche ihr Kind noch vor der Geburt vaterlos gemacht wurde, sprach sie den verzweiflungsvollen Fluch aus, daß dasselbe niemals Vater sagen würde.

Die Erfüllung dieses grausigen Fluches brachte ihr ein grenzenloses Leid ein. Ihr Töchterchen, ein

schönes blondes Wesen, hat allerdings niemals den Vaternamen ausgesprochen, denn es kam taubstumm und blödsinnig auf die Welt und starb in Geistesnacht, nachdem es beinahe erwachsen war.

Der Graf Hahn vermählte sich einige Jahre nach seiner Scheidung mit der schönen Gräfin Agnes von Schlippenbach, mit welcher er mehrere Kinder hatte. Nach ihrem Tode heiratete er, schon im höheren Alter, die Baronesse von Lefort, die ihn kinderlos überlebte. Er starb 1859.

Gräfin Ida Hahn fügte nach ihrer Scheidung ihrem Geburtsnamen dem des Mannes hinzu, wodurch der Doppelhahn entstand.

Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, sah sie sich schutzlos und verlassen, nur eine schmale Rente war ihr von dem Reichtum geblieben.

Die ungerechten Urteile, womit die böse Welt stets eine geschiedene Frau mißhandelt, erbitterten sie bis ins Innerste, und veranlaßten sie zu dem Verlangen sich zu rächen. Sie hat es später mit Erfolg versucht, indem sie in ihren Romanen die vornehme Welt mit grellen Farben darstellte.

Durch eine Reise nach Italien fand sie zuerst eine Zerstreuung für ihre quälenden Gedanken; sie schrieb „Reisebriefe", die sich fast wie Gedichte lasen. Sie hat damit einen neuen Zweig der Literatur kultiviert, dem seitdem freilich seine Frische verloren ging durch geschmacklose Nachahmer.

In einer Sammlung lyrischer Gedichte erregte sie zuerst großes Aufsehen durch Neuheit der Ge-

danken und Innigkeit der Empfindung, doch sind dieselben sonderbarerweise jetzt ganz in Vergessenheit geraten. Nur das schöne Lied „Ach, wenn du wärst mein Eigen, wie lieb sollt'st du mir sein“ ist noch in aller Munde.

Im Jahre 1836 kehrte Gräfin Hahn-Hahn in das Haus ihrer Mutter nach Greifswald zurück. Die kleine Stadt betrachtete sie mit großer Neugier; sie war rasch eine berühmte, vielbesprochene Frau geworden. Der Nimbus von Poesie und Unglück schmückte ihre noch jugendliche Stirn. Die kleinstädtische Welt in Greifswald glich einem schnatternden Ententeich, in welchem sie wie ein schweigsamer Schwan ihr königliches Gefieder ausbreitete.

In ihrem ersten Roman, der unter dem Titel „Aus der Gesellschaft“ erschien und berechtigtes Aufsehn machte, hat sie den kleinstädtischen Ententeich sehr naturgetreu geschildert. Aus dem bescheidenen Gewässer wuchs für sie die geheimnisvolle Lotosblume der Liebe empor.

Es langweilte sich nämlich damals in Greifswald ein junger Assessor, Heinrich Simon. Er war eben dreißig Jahre geworden, die rechte Zeit der Reife für das Männerherz. Seine Langeweile war eigentlich Sehnsucht nach Glück und Geist, nach Bewegung und neuem Empfinden. Er hatte ein tadelloses Leben geführt, er war fleißig und tugendhaft aus Neigung gewesen. Es wurde ihm nicht schwer, jedenfalls wäre es ihm schwerer geworden, faul und lasterhaft zu sein.

Er war auch schön und gebildet, der Liebling einer klugen Mutter — man weiß es ja, daß der beredte Mund einer solchen den Gottheitsstempel des Geistes auf die Stirne eines Jünglings küßt —, ein edler Ehrgeiz entflammte ihn, er hatte sich emporgeschwungen, glänzende Examina gemacht und große Hoffnungen gefaßt — und nun sollte er warten, nun fand er seine Errungenschaften so unbedeutend, nun war er nur Assessor in einer kleinen Stadt, in deren großen Gesellschaften ihn bleierne Langeweile erfaßte.

Er schrieb damals an seine Geschwister in Breslau: „Ich muß fort von hier, es gibt hier keinen einzigen Menschen, dessen Umgang mich erquickt; dabei keine Aussicht auf Karriere, keine interessante Wirksamkeit. Ein ewig trüber, wahrhaft englischer Nebelhimmel liegt über allen Zuständen."

Am Abend desselben Tages lernte er die Frau kennen, die sein Herz wie einen Spielball in den Himmel und in die Hölle zu schleudern verstand. Er schrieb über diese inhaltsreiche Begegnung folgendes: „Ich sah die Gräfin Hahn-Hahn, wie sie sich seit ihrer Scheidung nennen läßt, und widmete mich ihr den ganzen Abend; sie ist eine geistreiche, aber keine liebenswürdige Frau. Sie ist sehr interessant, da sie sich ganz offen ausspricht bis an die Grenzen der Weiblichkeit."

Kaum einige Wochen später fügte er hinzu: „Ohne daß ich in sie verliebt wäre, hege ich doch die Empfindungen der Freundschaft für diese Frau in

einer fast leidenschaftlichen Weise; sie ist die liebenswürdigste und geistreichste, mit der ich jemals in Berührung gekommen bin. Wir treffen uns seit einiger Zeit täglich auf den hiesigen Spaziergängen und verleben dort die anregendsten und genußreichsten Stunden. Eine Welt von Gedanken — nicht kleiner als Bettinas Welt — lebt in dieser Frau, der Gegenstand sei, welcher er wolle, er erhält vor meinen Augen die neuesten, originellsten und ursprünglichsten Seiten. Es ist alles bei ihr frisch aus dem Kern gezogen, alles aus eigenster Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk, Flitterstaat nicht die Rede, sie bildet ein Ganzes, einen Menschen, und zwar einen Menschen durch und durch. Ueber die beschränkenden Verhältnisse, welche Konvenienzen und wie diese gemachten Dinge alle heißen, setzt sie sich hinweg mit liebenswürdiger Keckheit . . . Ihr seht wohl aus allem, ein bißchen verliebt bin ich doch, aber es schadet nichts.

Als ich vorhin durchlas, was ich gestern geschrieben, fiel es mir auf, daß ich das Aeußere der angebeteten Frau unerwähnt gelassen habe. Allerdings mag das wohl in dem Grunde liegen, daß ich keineswegs von einem sinnlichen Eindrucke abhänge."

Die Verklärung der Liebe schmückte bald auch die äußere Erscheinung in den Augen von Heinrich Simon. Er nennt sie eine „Palmen-Natur" und bittet sie, doch nicht so übermäßig liebenswürdig zu sein, er könne es nicht mehr aushalten.

Freilich war sie oft allzuliebenswürdig gegen ihn und sagte ihm bezaubernde Schmeicheleien. Ein-

mal schrieb sie ihm: „Welch ein Glück, Sie gefunden zu haben! Es ist mir bei Ihnen, als wenn der Morgenwind durch den Wald streife und alle Bäume frisch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen schüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt . . . Ich will nichts, als mich an dem Ausdruck Ihres Wesens erfreuen, wie an einem Lichtstrahl, der die Erde hell macht, wie am Frühling, der die Welt zum Blühen bringt. Wird denn nie ein Mensch, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet kommen, der die Frage, „Warum liebt man?" genügend beantworten kann? Ist denn der tiefe dunkle Schatten, der über diesem Gefühle schwebt, wie die Urnacht über der Entstehung der Welt, durch keine Forschung und Berechnung zu lichten? Nero ließ seine geliebte Cäsonia foltern, um von ihr das Geheimnis zu erpressen, weshalb er sie liebe — das war neronisch! Aber es gibt Augenblicke, wo man fühlt, daß das Joch zu eisern wird, daß man es abschütteln muß; und wie würde diese Anstrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weshalb man es ertragen, weshalb man von einem und demselben Gefühl sich in den Staub beugen und in ein Paradies erheben lassen" . . . . Solche Briefe schrieben sie sich, auch wenn sie sich eben gesprochen hatten, denn gerade dann war die Geistesströmung doppelt reich.

Eine sehr schmeichelhafte Beschreibung von Heinrich Simons Persönlichkeit findet sich in dem schon erwähnten Roman „Aus der Gesellschaft".

Gräfin Ida hat sich selbst ebenfalls unter dem

Namen Ilda in demselben geschildert, aber natürlicherweise mit einigen Verschleierungen, hingegen bemühte sie sich, die Porträtähnlichkeit des geliebten Mannes möglichst deutlich hervorzuheben: „Seine Erscheinung frappiert außerordentlich, er sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe. Das ist eben etwas Seltenes, denn der Professor, Leutnant, Kammerherr sehen immer ganz genau aus wie ihre Chargen, nicht wie ein Ich, wie ein bestimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf lassen sie sich einen bestimmten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten als ihre innere Persönlichkeit, und daher sind die meisten Menschen wie im Atelier die Gliederpuppen, welche disgraziös die Gewänder tragen, damit der Maler die Falten daran studieren kann. Bei Heinrich war es unmöglich, zu erkennen, welchen Beruf er gewählt hatte. Sein Benehmen hatte eine durchaus aristokratische Aisance, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokratie. Sein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieselbe Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen Kolorit, das blonde Männer nie und brünette höchst selten haben, und das, mit dunklem Haar und Auge kontrastierend, den strahlenden Lichteffekt hervorbringt, der auf den Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn Heinrich schwieg, war der Ausdruck des Gesichts sehr nachdenkend und sehr ernst, wenn er sprach, heiter und fast übermütig, weil die kurze, scharf geschnittene Oberlippe und die

blendend weißen Zähne dem Munde einen leisen Anflug von Ironie gaben. Dieser kleine Zug brachte ihn um das Glück, von allen Frauen für einen schönen Mann erklärt zu werden. Frauen hassen nichts so sehr als die Ironie, wahrscheinlich weil sie ihnen selbst selten zu Gebote steht, und ungern lassen sie die Männer mit diesem Ausdruck oder dieser Richtung für schön und liebenswürdig gelten."

Ein schmeichelhafteres Bild hat eine aristokratische Feder wohl noch niemals von einem demokratischen Charakterkopf entworfen.

Es gibt noch eine andere Personalbeschreibung über diesen Romanhelden, welche hier mitgeteilt werden soll; man wird die kleinen Wiederholungen gewiß mit Vergnügen lesen, weil sie die Wahrheit beider Zeichnungen bestätigen: „Er war einer der schönsten jungen Männer, seine hohe kräftige Gestalt und seine Haltung hatten großen Adel. Die Gesichtsbildung, die in späteren Jahren die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Moseskopfe des Michel Angelo, dem Idealbilde des jüdischen Typus zeigte, hatte in der Jugend bei aller Kraft und Schönheit doch etwas Leidendes. Ueber der edlen Stirn, die von einer Fülle schwarzer Locken umgeben war, lag ein Zug tiefer Schwermut, der jedoch einem Ausdruck von leuchtender Klarheit weichen konnte, wenn er heiter und frohen Mutes war. Noch in seinem späten Mannesalter riß er alles zum Frohsinn hin, wenn sein Gesicht heiter war und sein silberhelles Lachen ertönte. Er war ein Meister in allen männlichen Uebungen, ein guter Turner, ein sicherer Reiter und

Schütze — auch ein ganz vortrefflicher Schwimmer, obwohl er als solcher den Tod finden sollte.

Seine jüngeren Kollegen und seine älteren Vorgesetzten nannten ihn einen tüchtigen Juristen und unermüdlichen Arbeiter, seine Freunde einen treuen Freund. Seine Schwestern liebten ihn mit einer Art Stolz, seinen Eltern und seinem Bruder war er offenbar das Licht des Lebens. Sein Sinn war entschieden ernst, sein Denken großartig und weitreichend. Er hatte viel gelesen, ließ sich aber durch literarische Neuigkeiten nicht blenden. Er war ganz aus einem Gusse, eine in sich beruhende Natur, die bewußt und unbewußt daran arbeitete, sich selbst zu vollenden. Er trug ein Ideal von Mannestüchtigkeit und Manneswürde in der Seele, dem er nachstrebte, und hatte eine Begeisterung für das Schöne, die ihn danach trachten ließ, sich selber zu einem in Schönheit lebenden Menschen zu erziehen. Dabei war ihm eine Art von Phantastik und Romantik eigentümlich, die sich auch in seiner Vorliebe für Jean Paul und Lord Byron kundgab." —

Auch dies Bildnis Heinrich Simons ist von weiblicher Hand gezeichnet, und zwar auch von einer Schriftstellerin, die ebensoviel Geist und Talent besaß wie die Gräfin Hahn-Hahn, obgleich deren Grazie, Ursprünglichkeit und Lebhaftigkeit des Stiles eigentlich nicht ihresgleichen haben. Daß wir Fanny Lewald meinen, brauchen wir wohl kaum auszusprechen, denn die meisten unter unsern Lesern haben gewiß ihre Lebensgeschichte gelesen, worin sie erzählt,

daß sie für Heinrich Simon jahrelang eine tiefe Neigung empfunden habe.

Wer zwei so bedeutende Frauen zu einem solchen Enthusiasmus der Liebe hinreißen konnte, der muß allerdings ein wahres Mannesideal gewesen sein.

Genau zu derselben Zeit, als Heinrich Simon für die Gräfin Ida sich entflammte, nährte seine junge Kusine eine heimliche Liebe für ihn. Sechs lange schöne Jugendjahre hat dies treue weibliche Jakobsherz sich dem geliebten Manne geweiht. Er nahm zwar das Opfer nicht eigentlich an, aber er ergötzte sich an dem duftenden Weihrauch desselben. Er beantwortete die schönen Briefe, in denen Fannys Herz sich ihm enthüllte, und streute oft täuschende Hoffnungsblüten zwischen seine Zeilen. Sie konnte es nicht ahnen, daß seine ganze Seele von dem Bilde einer andern erfüllt war.

Endlich faßte sie den mutigen Entschluß, den Geliebten zu einer Erklärung zu bewegen, ob die Gerüchte wahr seien, daß er ein Liebesverhältnis mit einer vornehmen Dame unterhalte. Er legte als Antwort ein offenes Geständnis ab, ohne jedoch den Namen der Gräfin zu nennen.

Ob Fanny Lewald denselben damals erfahren hat, ist nicht aus ihren Aufzeichnungen zu ersehen. Jedoch muß sie ihn später gekannt haben, wie aus ihrem satirischen Roman „Diogena" hervorgeht. Derselbe enthält die bitterste Ironie auf die Schriften der Gräfin Hahn-Hahn, aber keinerlei persönlichen Haß, wie sie ihn als Nebenbuhlerin wohl hätte empfinden können.

Das Buch ist mit so großer Geschicklichkeit ganz in der Manier der Gräfin Hahn-Hahn geschrieben, daß eine Dame, die es doch vielleicht flüchtig gelesen hatte, der letztern sagten konnte: „Ich bin ganz entzückt von Ihrem neuesten Roman Diogena!“

Ob die Gräfin wußte, daß sie in Fanny Lewald eine Nebenbuhlerin besaß, läßt sich nicht mehr feststellen. Sie hat es niemals in ihren Romanen angedeutet, obwohl sie in ihnen immer wieder die Lebensereignisse von Heinrich Simon zur Darstellung brachte. Er ist das Urbild von „Otto“ in dem Roman „Aus der Gesellschaft“, ebenso von: Sigismund Forster, Cecil, Mario Mengen. Seine Festungshaft in Glogau, welche er infolge eines Duells aushalten mußte, hat sie so eingehend geschildert, daß man mit Rührung wahrnimmt, wie genau er ihr das alles erzählt haben muß. Auch sind ganz lange Auszüge seiner Briefe in ihren Romanen abgedruckt, die voll echter Leidenschaft sind. Sie wirken viel ergreifender durch die Wahrheit der Empfindung, als die erfundenen Episoden in den Liebesgeschichten der Verfasserin.

Die Gründe der Auflösung ihres Herzensbündnisses mit Heinrich Simon werden verschiedenartig angegeben. Er soll ihr entsagt haben, weil er den olzen Schwan nicht in den „Hühnerhof des Ehebens“ hinabziehen wollte. Doch sagte er auch einal in einem Briefe an seine Geschwister, daß die räfin ihn nicht heiraten könne, weil sie durch „tige“ Bande mit einem andern Manne versei. Es ist höchstwahrscheinlich, daß dies

jener Herr von Bystram war, dem sie in der Vorrede zu „Faustina“ einen so rührenden Danksagungsbrief für treue Freundschaft gewidmet hat. Er wird auch in demselben Roman als „Baron Andlau“ dargestellt, an welchen Faustina sich nicht durch Liebe, sondern durch Pflicht gekettet fühlt. Es ist sogar oft behauptet worden, daß eine heimliche Ehe zwischen ihm und der Gräfin bestanden hätte. Gewiß ist, daß er sie auf allen Reisen begleitete und sie bei der lebensgefährlichen Operation ihres Auges durch Dieffenbach mit der größten Sorgfalt gepflegt hat.

Die Lösung ihres Verhältnisses zu Heinrich Simon ist ihr jedenfalls sehr schwer geworden. Nachdem sie schon jahrelang von ihm getrennt war, schrieb sie ihm noch einmal und bat ihn mit angstvoller Sehnsucht um eine Zusammenkunft. Er folgte ihrem Rufe, sie sahen sich nur einen Augenblick, der aber eine Ewigkeit von Erinnerungsweh enthalten mochte — dann wandelten sie wieder einsam ihre so verschiedenen Lebenswege.

Er hatte todestraurig sich von ihr losgerissen, und wies jeden Versuch zurück, ein anderes Liebesverhältnis anzuknüpfen. Die Politik wurde sein einziges Interesse. Er schloß sich 1848 dem Rumpfparlament in Stuttgart an und mußte sich später in die Schweiz flüchten. Dort kaufte er sich ein Gut und begann das friedliche Leben eines Landwirts, er schien ruhig und glücklich zu sein, da ereilte ihn am 16. August 1860 ein tragischer Tod. Von unbestimmter Sehnsucht nach Erfrischung getrieben, badete er nach einem heißen Tage im Wallensee und

ertrank. Seine Leiche wurde nicht aufgefunden, doch bezeichnet ein Denkmal die Stelle, welche sein Fuß zuletzt betreten hat.

Die Gräfin überlebte ihn beinahe zwanzig Jahre, sie starb am 12. Januar 1880 im Kloster „Zum guten Hirten" in Mainz, welches sie selbst begründete.

Die Sehnsucht nach dem Frieden der Weltferne hatte schon in glücklicheren Tagen ihr Gemüt ergriffen. Sie schilderte einst in der Lebensgeschichte der schönen Vincenza den Versuch einer edlen Frau, sich vor den Entzückungen der irdischen Liebe in die Arme der himmlischen zu flüchten.

Als die Pflugschar des Schmerzes über ihr Herz gegangen und die Welt für sie verödet war durch den Tod Heinrich Simons und den Verlust des treuen Führers, Baron Bystram, reifte der Gedanke in das Kloster zu gehen, immer stärker in ihr. Sie suchte die Bekanntschaft des Fürstbischofs Diepenbrock, der vermöge seiner schriftstellerischen Tätigkeit eigentlich Sympathie für sie hätte haben sollen, aber er kam ihr nicht entgegen und entmutigte sie dadurch für einige Zeit, ihre Pläne zu verfolgen. Erst als sie den Bischof von Mainz, Freiherrn Wilhelm von Ketteler, kennen lernte, nahm sie dieselben wieder auf, denn sie fühlte sich durch die Aehnlichkeit ihres Lebens mit dem seinigen zu ihm hingezogen. Er war, gleich ihr, aus dem Treiben der Welt zur Seelenruhe der Askese bekehrt worden. Ein Abkömmling des münsterschen Adels, hatte er ein flottes Studentenleben geführt. Infolge eines Duells verlor er die Nase und hielt

eine sehr schmerzhafte Operation aus, um einen Ersatz aus dem Fleisch des linken Armes zu gewinnen. Bei dieser langwierigen Krankheit mochten ihm wohl ernste Gedanken kommen, die Bekenntnisse des Augustinus, dieses geistreichen Heiligen, wurden seine Lieblingslektüre und veranlaßten ihn, in den geistlichen Stand zu treten. Seine Rede am Grabe des Fürsten Lichnowski machte großes Aufsehen, und seine Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn veranlaßte mehrere Damen der Aristokratie, ebenfalls ins Kloster zu gehen. Er verlangte als Buße, daß die Gräfin ihre veränderte Weltanschauung in neuen Romanen darlegen sollte, indessen fehlte ihnen das innere Feuer, sie blieben kalt und farblos wie künstliche Blumen, während die früheren Schriften glühend und blühend waren, aber wie Giftblumen betäubend wirkten. Die ersten Romane der Gräfin Hahn-Hahn, die fast gleichzeitig Epoche machten mit denjenigen von George Sand, haben ebensoviel Frauenherzen betört wie diese. Es läßt sich nachweisen, daß mehr Entführungen und Ehescheidungen dadurch herbeigeführt worden sind, als George Sand in Frankreich veranlaßt hat. Doch sind die Romane der deutschen Schriftstellerin viel idealer gehalten als die der französischen, und die Kritik hatte letztere auf Kosten der ersteren viel zu hoch gestellt. Einen so fein psychologischen Roman wie „Levin" von der Gräfin Hahn-Hahn hat George Sand niemals geschrieben, und doch wurde ihr in Frankreich ein Denkmal gesetzt, während in Deutschland die Gräfin Hahn-Hahn fast vergessen ist.

Es hat ihr freilich keine Kränkung bereitet, denn sie wollte gern die ganze Welt vergessen. Ueber der Zelle, in welcher sie ohne Gelübde ein Klosterleben führte, steht die Inschrift: „O sola beatitudo — o beata solitudo! Einsame Seligkeit — selige Einsamkeit!“

Ein Gedicht, welches sie beim Abschiede an Heinrich Simon richtete, möge hier noch Platz finden:

Lieber Heinrich!

Es ist mir noch wie heute
in tiefster Seele nah,
daß ich einst von der Seite
dein schönes Antlitz sah.

Es lag auf deinen Zügen
von Schmerz gleichsam ein Traum,
wie Wolken leis' umschmiegen
der Morgensonne Saum.

Ich konnt' es nicht ertragen,
den Schwermutshauch zu sehn,
und mußte bittend sagen,
du mögest mich ansehn.

Da, lächelnd, fragend blicktest
du mir ins Auge schnell —
o wie du mich entzücktest!
nun war dein Antlitz hell!

Nun lag auf deinen Zügen
des sel'gen Glückes Spur,
wie Sonnenstrahlen fliegen
über die Frühlingsflur.

Und jetzt! ach jetzo sehe
ich neben mir stets dich
mit jenem tiefen Wehe,
das du nun trägst um mich.

Und von mir abgekehret
bleibt stets dein Angesicht,
und in der Ferne höret
dein Ohr mein Bitten nicht:

Du kannst mich ja beglücken,
sieh mich nur einmal an,
daß sich mein Herz erquicken
an deinem Lächeln kann!

Franz Liszt und die Gräfin d'Agoult.

In Balzacs berühmtem Roman „Les amours forcés“ wurde zuerst die Geschichte der Liebe zwischen dem oben genannten Paare erzählt. Später haben sogar Liszts Freunde dieselbe öffentlich besprochen, und es sind „Erinnerungen“ der Gräfin d'Agoult im Druck erschienen, die ihre Erlebnisse bekannt machten.

In der Silvesternacht des Jahres 1805 wurde im Basler Hof am Neumarkt zu Frankfurt am Main in einer reichen, echt deutschen Patrizierfamilie eine kleine Französin geboren, Marie Katharine Sophie, Gräfin von Flavigny. Ihre Eltern hatten durch ihre romantische Ehe viel Aufsehen in den strengen Kreisen der Patrizierstadt gemacht. Der Vater, ein junger schöner Graf Flavigny, war als Emigrant mit den französischen Prinzen nach Deutschland gekommen und lernte in dem geselligen Hause der alten Frau von Bethmann eine achtzehnjährige reizende Witwe kennen, in die er sich sterblich verliebte. Sie war die zweite Tochter des Hauses, und hatte sich, fast noch in den Kinderschuhen stehend, mit einem Herrn Bußmann, Kompagnon des Geschäftshauses Bethmann, verheiratet. Erst achtzehn Jahre alt,

ward sie Witwe und Mutter eines Töchterchens, Auguste Bußmann, deren Lebenslauf fast ebenso romanhaft ausfiel, wie der ihrer jüngsten Tochter aus ihrer Ehe mit dem Grafen Flavigny, denn sie wurde die Gattin des phantasiereichen, aber charakterarmen Clemens Brentano, Bettinas Lieblingsbruder. Als diese kurze unglückliche Ehe getrennt ward, verheiratete sich Auguste Bußmann zum zweitenmal mit einem Bankier Ehrmann in Paris, wo sie sich selbst tötete. Wenige Jahre später endete auch ihr Sohn durch Selbstmord.

Die Ehe des Grafen Flavigny mit der Tochter des reichen Bethmannschen Hauses stieß anfangs auf große Schwierigkeiten. Die ganze Familie stemmte sich dagegen und erwirkte einen Verhaftungsbefehl von dem Hochlöblichen Frankfurter Magistrat gegen den gräflichen Freier, weil er als Emigrant versucht haben sollte, die Behörde über seinen Namen zu täuschen. Er wurde auch wirklich in das städtische Gefängnis gebracht, aber die junge, romantische Witwe ließ sich dadurch nicht verhindern, ihn zu lieben. Sie entschloß sich zu einem sehr abenteuerlichen Schritt, um die Einwilligung ihrer Verwandten zu erzwingen. Bei Nacht und Nebel verließ sie heimlich das Haus ihrer Mutter, die eine erblindete Greisin und leicht zu täuschen war. Durch eine reiche Bestechung des Gefangenwärters gelang es der jungen Dame, zu ihrem Geliebten geführt zu werden und sich bei ihm einige Tage verborgen zu halten. Ihre Familie war allerdings durch diese Gewalttat gezwungen, die Heirat zu bewilligen.

Das junge Paar blieb die ersten Jahre in Frankfurt und lebte im Hause der Bethmannschen Familie, da Graf Flavigny als Emigrant ganz ohne Vermögen war. Als sein drittes Kind wurde ihm ein Töchterchen geboren, welches Marie hieß — im Roman von Balzac trägt sie den Namen Arabella, den sie auch sich selbst später zuweilen beilegte — halb deutsch, halb französisch erzogen, wurde ein sehr eigenartiges Pflänzchen daraus.

Graf Flavigny kehrte nach Frankreich zurück, als Napoleon in Elba weilte, und kaufte sich mit dem Gelde seiner sehr reichen Frau in der Touraine, dem Garten Frankreichs, ein stattliches altes Schloß. Unter Blumen und Schmetterlingen spielend, süße Südfrüchte naschend, verlebte Marie einige glückliche Kinderjahre. Der Vater bestand darauf, daß sie französische Verse auswendig hersage und mit ihm sich stets im reinsten Französisch unterhalte, aber er konnte es nicht hindern, daß sie heimlich mit der Mutter und der Wärterin deutsch sprach, deutsche Märchen hörte, und deutsche Lieder sang, wodurch die Einsamkeit des Landlebens eigenartig belebt wurde, und die Phantasie des wilden Kindes frühzeitig geweckt werden mußte.

Als im Jahre 1815 Napoleon abermals Kriegs-
nruhen über Frankreich brachte, sah sich Graf Fla-
ny gezwungen, mit seiner Familie zu flüchten, weil
als Anhänger der Bourbons den Verdacht des Er-
erers fürchten mußte.

Graf Flavigny begab sich wieder nach Frankfurt
wo sein Töchterchen „die kleine Gräfin"



Aurora v. Königsmarck
Pröbstin des Stifts zu Quedlinburg

genannt und wegen seiner Altklugheit bewundert wurde. Das zehnjährige frühreife Kind machte schon Beobachtungen über deutsches Leben und Treiben. Die Kleine bemerkte sogar sehr bald, daß Goethe in Frankfurt wie ein Gott verehrt wurde, und sie fühlte das lebhafteste Verlangen, ihn einmal von Angesicht zu sehen. Dieser Wunsch sollte ihr in sehr anmutiger Weise erfüllt werden. Eines Morgens spielte sie im Garten mit ihren Kusinen, als sie einen stattlichen alten Herrn, ehrfurchtsvoll begleitet von der ganzen Familie Bethmann, in dem Eingang erscheinen sah — „Das ist der Herr von Goethe," rief ihr eine der Gespielinnen zu. Erschrocken wollte sie davonlaufen, aber der Onkel Moriz von Bethmann hielt sie fest und sagte: „Dies ist meine jüngste Nichte, die kleine französische Gräfin Flavigny." Goethe nahm das Kind bei der Hand und sagte einige freundliche Worte, die es in seiner Verwirrung nicht verstand, dann ließ er es neben sich niedersitzen und unterhielt sich mit den Erwachsenen.

Nach einer Weile faßte die kleine Gräfin den Mut, die Augen zu dem großen Mann zu erheben. Seine schöne, hohe Stirn, wie von einem Nimbus überstrahlt, machte einen wahrhaft blendenden Eindruck auf sie. Goethe heftete dann seine herrlichen, leuchtenden Augen auf sie und legte ihr die Hand wie segnend auf den blonden, lockigen Scheitel. Die kleine Gräfin, von Begeisterung durchdrungen, wäre gern vor ihm niedergesunken. Sie versicherte später, daß sie zeitlebens diese Begegnung mit dem Stern des Jahrhunderts wie eine Weihe, wie eine gute Vor-

bedeutung für ihre geistige Entwicklung angesehen habe.

Den Eindruck, den das Leben in der deutschen Stadt auf die kleine Französin machte, war jedenfalls sehr folgenreich. Sie beschrieb später in einem ihrer Bücher dasselbe ganz im Stile von Goethes Wahrheit und Dichtung. Die Anlage zu schriftstellerischer Tätigkeit zeigte sich schon in den naiven kindlichen Erinnerungen aus jener Zeit. Als erwachsene junge Dame kam sie übrigens abermals nach Frankfurt, und mußte mit ihrer verwitweten Mutter in abhängiger Lage bei den Verwandten leben, weil ihr Vater kurz vor seinem Tode den größten Teil seines Vermögens verloren hatte.

Die Frankfurter Gesellschaft war damals überaus glänzend, die Gesandtenwelt am Bundestage ersetzte vollkommen das Hofleben einer Residenz. Die junge Gräfin Flavigny wurde bald als gefeierte Schönheit in allen Gesellschaften anerkannt, aber sie durfte als wohlerzogene Französin keinen Walzer tanzen wie die deutschen jungen Damen, sondern mußte einsam und traurig an der Wand sitzen bleiben, während diese sich lustig herumwirbeln ließen. Indessen fand sich bald genug ein Kreis ältlicher Diplomaten, welche als schmeichelnde Verehrer die Eitelkeit der jungen Dame stärker entwickelten und ihr mehr schadeten, als wenn sie alle Walzer mitgetanzt hätte.

Unter den alten Herren waren viele berühmte Namen vertreten: der englische Gesandte, Sir William Lamb, der Gemahl jener Lady Karoline Lamb,

die aus Liebe zu Lord Byron wahnsinnig wurde, auch Herr von Pechlin, der Gesandte Dänemarks, und Graf Reinhard, von welchem Talleyrand einst sagte, er sei so steif und so regelrecht wie ein Uhrpendel. Der berühmteste Greis hieß Chateaubriand. Die kleine französische Gräfin war von ihrem gefeierten Landsmann sehr eingenommen und erzählte von ihm, daß er trotz seines unvorteilhaften Aeußern alle weiblichen Herzen entflammt hätte, sogar die preußischen Prinzessinnen, die Witwe des Prinzen Ludwig und die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, schwärmten für ihn und schrieben ihm die huldreichsten Briefe.

Der Graf Reinhard hatte den Dichter der „Atala" zum Tee eingeladen und einen Kreis von schönen Frauen um ihn versammelt, die ihm Weihrauch spendeten.

Die kleine Gräfin Flavigny befand sich unter ihnen. Sie hatte aber trotz ihrer Verblendung für Chateaubriand einen hellen Blick behalten und schilderte ihn, wie folgt: „Er trug zwischen schmalen, hohen Schultern einen viel zu großen Kopf, doch war seine Stirn und sein Antlitz von der Schönheit des Geistes überstrahlt, seine großen Augen sprühten wie von innerem Feuer, sein reiches weißes Haar glänzte wie ein Nimbus. Seine Haltung war von würdevoller Anmut; der unsichtbare Purpur des Genies umwallte seine Mißgestalt und verlieh ihr einen geheimnisvollen Zauber. Alle Welt war „chateaubriandisiert". Er konnte ein aristokratischer Jean Jacques Rousseau genannt werden. Wenigstens

wurde ihm ein ähnlicher Kultus gewidmet wie diesem."

Aus solchen Bemerkungen geht hervor, daß Gräfin Marie schon in früher Jugend eine feine Beobachtungsgabe besaß und zur Schriftstellerin prädestiniert zu sein schien.

Durch ihre seltene Schönheit ward sie aber zuerst vollkommene Weltdame, und feierte in Paris, wohin sie mit ihrer Mutter nach einiger Zeit übersiedelte, große Triumphe. Einer ihrer Zeitgenossen schilderte sie als eine hochgewachsene Blondine mit langem rötlichen Lockenhaar, träumerischen großen blauen Augen, einer weißen Atlashaut, einer feinen Nase und einer edlen Stirn. Hände und Füße waren ebenfalls klein und schön. Es wurde damals ein Vergleich zwischen der jungen Gräfin und einer Schönheit aus Petersburg angestellt. — „Wie kann man russisches Leder und französischen weißen Atlas miteinander vergleichen wollen," sagte einer ihrer Verehrer. Zu den körperlichen Vorzügen gesellten sich ein großes musikalisches Talent und ein glänzender Geist. Es ist sehr begreiflich, daß eine so reich ausgestattete junge Dame überall Aufsehen erregte. Aber seltsamerweise blieben die Freier, wenigstens die annehmbaren, gänzlich aus. Auch war das Herz der gefeierten Schönheit ungerührt von allen Huldigungen. Nur ein General Lagarde, ein älterer Mann, der jedoch den ganzen Zauber französischer Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit besaß, flößte ihr ein sympathisches Interesse ein. Es entstand ein sehr liebliches Verhältnis zwischen ihr und ihm; un-

ausgesprochene Zuneigung gleicht dem heiligen Feuer, das von den reinen Priesterinnen der Vesta gehütet wurde, und es ist eine Verklärung ohne Glut. Warum der schöne, stattliche Mann, dessen schwarze Augen unter weißen Haaren wie Sterne am Winterhimmel leuchteten, sein Herz bezwang und seinem Munde mit dem geistreichen Lächeln Schweigen auferlegte, hat die junge Gräfin nie erfahren. Er reiste ab, ohne eine Andeutung darüber zu machen, und die Familie der Verlassenen, ja der Verschmähten, quälte sie noch obendrein mit neugierigen Fragen, warum er sich nicht erklärt hätte.

Vielleicht war diese peinliche Erörterung die Veranlassung, daß die junge Gräfin den Heiratsantrag eines ungeliebten Mannes annahm. Graf d'Agoult, Sprößling einer Familie vom ancien régime, genoß ein hohes Ansehen am Hofe des Königs Charles X. und war eine sogenannte gute Partie, obwohl er beinahe zwanzig Jahre mehr zählte als sie, die erst dreiundzwanzig Jahre war. Jedoch stand er noch im besten Mannesalter und besaß mehrere gute Eigenschaften nach dem Zeugnis von Leuten, die eigentlich seiner Gegenpartei angehörten, denn er war Aristokrat, während die damalige Zeit überwiegend mehr Demokraten hervorgebracht hatte. Er soll sehr pünktlich in Geldsachen und streng in Ehrenangelegenheiten gewesen sein. Den Damen gegenüber hatte er ein ritterliches Wesen, in Gesellschaft war er beliebt wegen seiner angenehmen Unterhaltung, welche oft eine sarkastische Nüance annahm. Jedenfalls hätte seine Gattin mit ihrer Ehe zufrieden

sein können, wenn sie nicht unglücklicherweise durch ein lebhaftes Verlangen nach Gemütsbewegungen, soif d'émotions, aus dem ruhigen Geleise des Familienlebens vertrieben worden wäre.

Trotzdem sie drei Kinder besaß, liebte sie nicht, zu Hause zu bleiben und sich ihnen zu widmen, sondern sie strebte eifrig danach, in der großen Welt zu glänzen. Sie erschien stets in reizenden, aber sehr auffallenden Toiletten, und wußte ihre Schönheit in jeder Weise zur Geltung zu bringen. Sie verstand es namentlich den Ernst ihrer regelmäßigen Züge durch einen Ausdruck von sanfter Träumerei und phantastischer Melancholie zu mildern.

Da sie auch die Prätension hegte, als geistreiche Frau anerkannt zu werden, suchte sie eine Rolle zu spielen in den Pariser Salons, die damals so ziemlich ihre letzte Blütezeit erlebten. Napoleon I. verbannte die beiden Damen, welche für den Salon geschaffen waren, die Staël und die Recamier, aber als die Bourbons wiederkamen, fanden sich noch einige schöne Reste von geistreichen Frauen zusammen, in deren Salons das Piedestal für weibliche Eitelkeit aufgestellt werden konnte.

Die schriftstellernde Herzogin von Duras, Verfasserin des berühmten Romans „Ourika", in welchem eine Negerin die Hauptrolle spielt, hatte einen Kreis von vornehmen Damen in ihrem Salon versammelt. Man las Gedichte vor und spielte Klavier, protegierte auch junge Dichter und Musiker so warmherzig, daß sie in Gefahr gerieten, sich aus Dankbarkeit zu verlieben. Unter ihnen war Franz Liszt, ein Jüng-

ling noch an Jahren, lang, schlank, mager, mehr Geist als Leib, ein bleiches Marmorangesicht mit großen strengen Zügen und einer Denkerstirn, wie Dantes Bildnisse sie besitzen. Man wußte von ihm, daß er, gleich jenem, von religiöser Ekstase ergriffen gewesen war und oft geschwankt hatte, ob er Priester oder Künstler werden wollte. Sein Lebenslauf bot auch sonst noch romantische Elemente genug dar, um ihn interessant zu machen. Er war in einem ungarischen Landstädtchen geboren am 22. Oktober 1811 im Kometenjahr, das den Wein und das Blut durchglühte. Zehnjährig kaum, machte er schon in Wien als Wunderkind Aufsehn, sein musikalisch begabter Vater hatte ihn mit Beethovens seraphinischen Kompositionen inspiriert, als er noch auf seinem Schoße saß und dem Klavierspiel lauschte. Er gab zwei Konzerte in Wien, Beethoven war zugegen und stieg, von seinem Spiel hingerissen, auf das Podium, um das Wunderkind zu küssen und dadurch gewissermaßen zu seinem Jünger zu weihen. In Paris war Franz Liszt zwar vom Conservatoire zurückgewiesen worden, aber die Salons der Aristokratie standen ihm offen, und die berühmten Menschen damaliger Zeit drängten sich herbei, um ihn kennen zu lernen. Aus der Schriftstellerwelt waren es Alfred de Musset und George Sand, Aurora Dudevant, die ihn am meisten anzogen. Die geniale Poesie des ersteren und die romantische Prosa der letztern wirkten mächtig auf den jungen Künstler ein. Man kann behaupten, daß die Romane sogar in gewisser Beziehung seinen Lebensweg in eine gefährliche Richtung gedrängt haben.

Die Liebe zu einer verheirateten Frau bildete den Knotenpunkt für alle die so leidenschaftlichen Schilderungen, durch welche George Sand berühmt geworden ist. Liszt lernte dadurch Geschmack finden an dem Reiz einer verbotenen Liebe.

Als er die Gräfin d'Agoult im Salon der Herzogin von Duras kennen lernte, war seine Phantasie schon bestrickt von diesem Reiz und sein moralisches Gefühl unterlag ihm. Er fand es nicht abstoßend, sondern verlockend, die dämonischen Theorien von George Sand über die gezwungene Ehe und die freie Liebe in die Praxis zu übertragen.

Die erste Regung seines Herzens hatte einer idealen Komtesse St. Crix gegolten. Die Mutter derselben begünstigte dies rührend innige Verhältnis, aber der Vater war zu adelstolz und löste es mit harter Hand. Liszt fühlte sich tief unglücklich und verletzt; vielleicht schmeichelte es seinem gekränkten Stolz, daß er doch noch die Liebe einer Hochgeborenen gewinnen sollte in der Gräfin d'Agoult. Er war ein Liebling der vornehmen Welt geworden, aus dem einstigen Wunderkinde hatte sich ein Zauberer entwickelt, der mit den glänzenden Leuchtkugeln seiner Töne meisterhaft spielte und alles beherrschte. Ein neuer Orpheus, der nicht Steine, sondern Menschenherzen bewegte, die freilich oft noch härter sind als Steine.

Die schönen Salondamen wetteiferten in Koketterien, um den genialen Virtuosen, den „Paganini des Klaviers", wie man ihn gern nannte, zu erobern. Eine Gräfin Adele Laprunarède, geborene von Chelèrd, schien ihm sehr zu gefallen, er nahm sogar

ihre Einladung an, sie auf ihr Schloß zu begleiten, wo ihr alternder Gemahl sein freundlicher Wirt wurde. Doch war es nur der tändelnde Amor, nicht der „schreckliche", von dem Theokrit sprach, welcher dieses Band geknüpft hatte. Das leise oder laute Gerede darüber vermehrte aber den romantischen Nimbus des gefeierten Künstlers, er wurde täglich mehr der Abgott aller phantastischen Damen. Namentlich waren es drei, welchen er, wie Paris schwankend, gegenüberstand. Die Fürstin Belgiojoso, durch Reichtum, Schönheit und Lebenslust hervorragend, George Sand, durch Geist, Glut und Genialität ausgezeichnet, aber durchaus nicht schön, und die dritte, Gräfin d'Agoult, die von allen genannten Vorzügen etwas, aber außerdem noch den Zauber der Weiblichkeit besaß, machten sich sein Herz streitig.

Die Gräfin d'Agoult ward jedoch bald für ihn die blaue Blume der Liebespoesie. Als ein Abzeichen ihrer deutschen Abkunft hatten sich eine weiche Schwärmerei und eine sentimentale Melancholie bei ihr ausgebildet, die ihrer blonden Schönheit vollkommen entsprachen und dem germanischen Element, welches in dem halbdeutschen Künstler vorhanden war, sympathisch sein mußten. Obwohl er beinahe sechs Jahre jünger als die Gräfin war, entstand eine glühende Leidenschaft für sie in seinem Herzen, die er jedoch im Anfang vor ihr verbarg und sich sogar auffallend zurückhaltend gegen sie benahm. Er schien die Gefahr zu ahnen und zu fürchten, die für ihn in dieser Leidenschaft lag. Sein Schicksal wurde durch sie entschieden.

Mit unwiderstehlicher Gewalt wirkte der Zauber der Schönheit und der Liebe auf ihn, vielleicht auch der Glanz der Vornehmheit, der die Gräfin umgab. Schon Jean Jacques Rousseau hat es ausgesprochen, daß nur vornehme Frauen auf phantasievolle Männer Eindruck machen können. Ebenso lieben die gebildeten Frauen nur geistig hochstehende Männer, wenn diese mit ihnen auch nicht gleichen Ranges sein sollten. Daß Liszt eines armen Subalternbeamten einziges Kind war, merkte niemand, denn er hatte sich vollkommene weltmännische Sitten angeeignet, die Genialität des Künstlertums gab ihm noch obenein ihren bezaubernden Nimbus. Es war sehr natürlich, daß er einen tiefen Eindruck auf die Gräfin d'Agoult machte, er erschien ihr wie ein höheres Wesen durch seine Kunst und durch die Triumphe, die er überall feierte. Seine anfängliche Zurückhaltung ihr gegenüber reizte den weiblichen Widerspruchsgeist in ihr, sie wollte ihn zu ihren Füßen sehen; daß es ihr endlich gelang, schmeichelte auch ihrer Eitelkeit. Er ward das Ideal ihres Herzens, sie hatte erst nur gewünscht von ihm angebetet zu werden, aber schließlich opferte sie ihm alles auf. Sie verließ ihre Familie. George Sands Romane hatten unzweifelhaft auch auf sie ähnlichen Einfluß geübt — sie folgte dem Geliebten in die Schweiz, um das falsche Götzenbild der freien Liebe anzubeten. George Sand gesellte sich zu ihnen und hat in ihren berühmten „Lettres d'un voyageur“ viele Szenen aus dem Lebensgange des seltsamen Paares beschrieben

Am Comersee blühte demselben die schönste Zeit. Liszt schrieb damals an einen schriftstellernden Freund: „Wollen Sie die Geschichte zweier glücklich Liebenden beschreiben, so wählen Sie die Gestade des Comer Sees zur Staffage. Noch nie ist mir ein vom Himmel so gesegneter Erdstrich vorgekommen. Der Zauber der Liebe muß dort mit verdoppelter Macht wirken. Vergegenwärtigen Sie sich das ideale Bild eines Weibes, dessen himmlische Reize die Seele zur Andacht entflammen, ihr zur Seite ein Jüngling, der treu und überglücklich ist . . . oh, Sie erraten gewiß schon, wie dieses Liebespaar heißt! . . ."

Drei Kinder, Daniel, Christine und Cosima wurden dem „Liebespaar" in der Schweiz geboren. Liszt war ein sehr zärtlicher Vater, aber er fühlte sich doch durch die Pflichten eines solchen auch belästigt, er vermochte mit der größten Anstrengung kaum den Unterhalt für die Seinen zu schaffen. Seine Kunst brachte ihm damals noch keine Geldernte ein wie später, auch mußte er seine alte Mutter versorgen. Die Gräfin d'Agoult war nicht gewöhnt Entbehrungen zu ertragen; die ersten Zerwürfnisse des Liebespaares entstanden wohl durch Mangel an Geld. Auch ist das Glück einer Liebe, die der sittlichen Würde und Weihe durch die Ehe entbehrt, immer kurz. Es kamen bald Zeiten der Reue über das Geschehene, und die Frau, welche gemeint hatte, die begeisternde Muse des berühmten Künstlers zu sein, mußte sich eingestehen, daß sie ein Hemmnis für ihn wurde. Man nahm Anstoß an ihrem unmoralischen Bündnis, und Liszt mußte ihr endlich zureden, sich

von ihm zu trennen, damit er seine großen Konz
reisen unternehmen konnte, durch welche er den Un
halt der Kinder verdienen wollte.

Auf Liszts Wunsch kehrte die Gräfin nach P
zurück, um bei seiner Mutter zu leben. Sie fügte
mit Schmerzen in diese Anordnung, strebte
eifrig nach Unabhängigkeit. Ihr lebhafter G
drängte sie zur Schriftstellerei, wodurch sie bald
reichliche Einnahme erzielte. Ihr erster Ro
„Nelida" machte großes Aufsehen, weil er ihre eig
Erlebnisse enthielt. Nach dem Beispiel anderer
lassenen Frauen, deren süße Liebe sich in bit
Haß verwandelte, schilderte sie den einstigen Ge
ihres Lebens als einen Dämon, wie George S
es bei Alfred de Musset versuchte und es Lady L
bei Lord Byron gelang. Der Roman der Gr
d'Agoult wurde seinerzeit vielfach getadelt, wenn
viel gelesen. Doch hat Chateaubriand ihn für
Meisterwerk geistreicher Ironie erklärt. Ein bega
junger Dichter, Louis de Ronchard, schwärmte
mals für die Gräfin d'Agoult und stellte ihre sch
stellerischen Versuche ebenso hoch wie die Dichtur
von George Sand, wodurch er sie sehr beglückte, d
es war das heimliche Verlangen ihres Ehrgei
ähnliche literarische Erfolge zu erlangen wie die
rühmte Freundin. Aus Dankbarkeit für das
spendete Lob hat die Gräfin d'Agoult ihre in
essanten Memoiren Herrn Louis de Ronchard
widmet. Als eine Sonderbarkeit muß es erschei
daß sie in denselben mit keiner Silbe ihres Verh
nisses zu Liszt erwähnte. Sie sagte in der Vor

„Ist es klug, ist es gut, daß man gleichgültigen Lesern das Buch seiner geheimsten Regungen übergibt? Ist es eine vernünftige Handlung oder eine Unbesonnenheit, wenn man seine Memoiren schreibt und drucken läßt? Es gibt kaum eine delikatere Frage; seit länger als zehn Jahren habe ich vergebens nach einer befriedigenden Antwort gesucht. Der Gedanke wurde mir oft so peinvoll, daß ich aufhören mußte, mich damit zu beschäftigen. Aber immer wieder tauchte er vor mir auf, und so oft ich Memoiren las, was ich mit Vorliebe tat, überkamen mich dieselben Zweifel und dieselben Versuchungen. Außer Goethe und Alfieri, die bei aller Offenherzigkeit immer die vollkommenste Wohlanständigkeit bewahrten, haben alle Schriftsteller in ihren Selbstschilderungen mich ebenso abgestoßen wie angezogen. Besonders erregte Rousseau gleichzeitig meine Bewunderung und meinen Abscheu durch seine bewundernswerten und doch so gemeinen Bekenntnisse. Ich mußte mir jedoch sagen, daß ich nicht zu einer so rücksichtslosen Darlegung der Wahrheit verpflichtet sei wie die Männer, da ich durch meine vornehme Geburt und mein Geschlecht nicht zur Oeffentlichkeit berufen war. Aber anderseits schien es mir auch wieder, als ob ich eine Ausnahmeexistenz hätte, denn eine Frau, die sich selbst das Leben umgestaltete und die regelrechten Bahnen desselben verließ, ist dafür mehr verantwortlich als ein Mann, besonders wenn sie durch Talent oder Zufall die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat und aus der Dunkelheit hervortrat. Diese Erwägung überwand schließlich meine Scheu

vor der Darlegung meiner innern Kämpfe und geheimen Schmerzen. Ich nahm die Feder zur Hand und schrieb für die Oeffentlichkeit, meine Leser sollen entscheiden, ob ich recht getan."

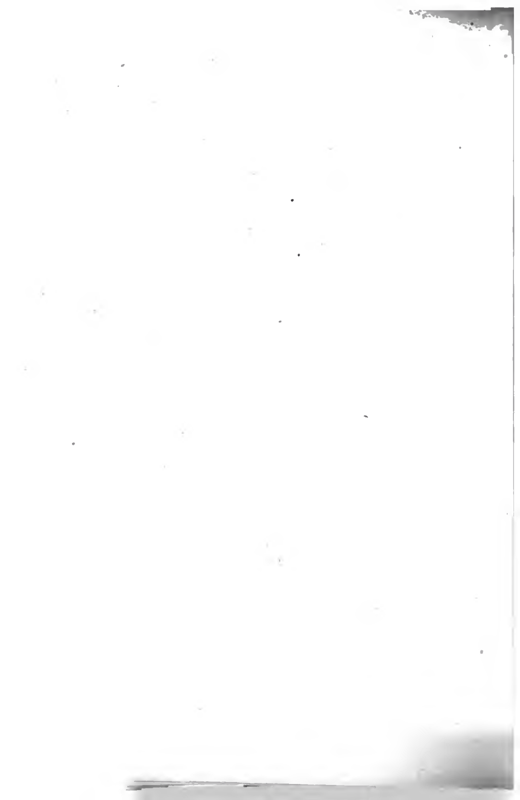
Nach dieser vielverheißenden Vorrede erwartet man neue Bekenntnisse einer wahrhaft schönen Seele und die Selbstanklagen eines weiblichen Sankt Augustin. Man fühlt sich sehr getäuscht, denn Gräfin d'Agoult enthüllte kein einziges Herzensgeheimnis, sie folgte dem Beispiel der Zurückhaltung, welches ihre Freundin George Sand in ihren Memoiren gegeben hat.

Auch in einer andern Beziehung folgte sie dem Beispiel derselben, indem sie gleich dieser ein männliches Pseudonym, „Daniel Stern", annahm. Unter diesem Namen hat sie auch eine Geschichte der Revolution von 1848 geschrieben. Die demokratischen Sympathien, welche darin ausgesprochen sind, finden volle Erklärung in dem Umstande, daß die Gräfin d'Agoult von den aristokratischen Zirkeln, in denen sie früher hoch gefeiert war, vollständig verdammt wurde wegen ihrer ehelosen Verbindung mit Liszt. Den Autornamen Daniel hatte sie von ihrem Sohne entlehnt, der in zarter Kindheit starb.

Eine Sammlung von Aphorismen der Gräfin d'Agoult enthält so viel Schönes, daß sie damit allerings neben George Sand, wenn nicht über ihr steht. s befindet sich darin folgende melancholische Aporophe an ihre Tochter Marie Christine, welche an en einstigen Minister Ollivier verheiratet war und frühzeitigen Tode erlag: „Du warst, o meine

Tochter, für mich das erste Lächeln eines harten Schicksals, die Gnade in meinem Unglück, der Stolz meiner geheimen Qualen und Demütigungen. Du warst für mich eine Vergebung, eine Belohnung, eine Verheißung! Kind meines Herzens, Leben von meinem Leben — warum kann ich dir nicht in unsterblichen Worten der Poesie ein Denkmal setzen. Ich würde es dann aussprechen können, was ich für stürmische Glücksempfindungen hatte, als du armes Kind, in Tränen gebadet, aufgewachsen in der Fremde, mir plötzlich erschienst in der ganzen jungfräulichen Reinheit und Anmut deines Wesens. Es war, als wenn nach schweren Finsternissen ein See im sanften Frühlicht die weiße Lotosblume bewundernd erblickt, welche während einer Nacht voll Sturm und Graus in seinem Schoße aufblühte."

Die Gräfin d'Agoult erlebte es noch, daß ihre Tochter Cosima Liszt ihrem Beispiel folgte, indem sie ihren Mann, Hans von Bülow, verließ, um eine Ehe mit Richard Wagner zu schließen. Der Schmerz der Reue über ihre Verschuldung ist durch dieses Erlebnis ohne Zweifel noch gesteigert worden bei der Gräfin d'Agoult, wie ihre rührenden Aphorismen es beweisen. Im Jahre 1873 starb sie, unversöhnt mit dem einst geliebten Liszt, der seit der Trennung von ihr noch ein Herzensbündnis mit der Fürstin Wittgenstein schloß; doch konnte es auch nicht durch die Ehe sanktioniert werden, und schließlich löste Liszt dieses Band, um in Rom die priesterliche Weihe empfangen zu können.



Historische Personen.

Friedrich der Große und die Tänzerin Barbarina.

Es gehört zu den historischen Streitfragen, ob Friedrich der Große jemals geliebt hat; seine berechnende, kühle Natur neigte nicht zur Leidenschaft hin. Er empfand wohl nur eine einzige, den Ehrgeiz! Und auch diese wußte er zu verbergen, reifen zu lassen.

Frühzeitig war Friedrichs Seele dem Schönen zugänglich, Dichtkunst und Musik liebte er schon im Knabenalter so innig, daß er sehr bald auch die Freuden des Selbstschaffens kennen lernen konnte, Verse machte und komponierte.

Eine geistreiche Frau leitete ihn dazu an; seine Erzieherin, Frau von Rocoulles. Durch ihren Einfluß entstand seine feingeistige Weltanschauung, die so wenig zu der Richtung seines königlichen Vaters paßte. Derselbe hat deshalb so viel Dornen auf Friedrichs Lebensweg gestreut, und die Blumen seines Herzens in der Knospe zerstört, aber doch vielleicht durch seinen Druck die Energie entwickelt, die in Friedrich den großen Mann hervorbrachte.

Kaum dem Kindesalter entwachsen, kam Friedrich an den üppigen Hof von Dresden und lernte dort die Liebe als Laster kennen; er war erst sechzehn

Jahre, als er die Frauen, aller Idealität entkleidet, zum ersten Male in der Nähe sah. Gewiß entstand damals Mißtrauen und Mißachtung gegen das ganze Geschlecht in ihm. Es sind unleugbare Zeichen vorhanden, daß ihn sogar ein physischer Ekel erfaßt und förmlich krankhaft affiziert hatte. Die schöne Orzelsca, König Augusts Tochter, war bekanntlich die Verführerin Friedrichs.

Ganz kurze Zeit darauf lernte er Doris Ritter kennen, für die er eine Neigung empfunden haben soll.

Friedrich hörte mit Vergnügen den schönen Gesang dieses Mädchens in der St. Nikolaikirche zu Potsdam, ließ ihr durch seinen Adjutanten, den Leutnant von Ingersleben, ein Geschenk machen, und ging einige Mal in dessen Begleitung mit Doris Ritter abends spazieren. Daraus läßt sich keine Liebesgeschichte zurechtmachen, so gern die romantisierenden Historiker dies auch gewollt haben. Die grausame Behandlung, welche Doris von dem Könige Friedrich Wilhelm I. erfahren hat, ist ebenfalls kein Beweis für ein Herzensverhältnis zwischen dem Kronprinzen Friedrich und ihr. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß Doris Ritter im Verdacht stand, bei der damals projektierten Flucht Friedrichs nach England beteiligt gewesen zu sein. Der blinde Zorn des Königs über diesen „Verrat" hätte ja beinahe seinem eignen Sohn und Thronfolger das Leben gekostet, es war also natürlich, daß Katt zum Schafott und Doris Ritter zum Spinnhaus verdammt wurden.

Hätte Friedrich jemals eine Neigung für dieses Mädchen gehegt, so würde er ihr wenigstens nach seiner Thronbesteigung ein Schmerzensgeld geschenkt haben.

Er war kaum achtzehn Jahre zur Zeit dieser Katastrophe und es ist wahrscheinlich, daß er sich damals mehr nach Freiheit als nach Liebe gesehnt hat.

Während seiner Haft in Küstrin lernte er die Tröstungen des weiblichen Umgangs kennen durch die geistreiche und liebenswürdige Frau von Wreich.

Es war nur eine enthusiastische Freundschaft, was er für sie empfand. Schon das sehr verschiedene Alter bedingte diese Empfindung; Frau von Wreich war bereits Familienmutter und Friedrich noch nicht zwanzig Jahre alt. Für ihre schöne Enkelin, eine Gräfin Sophie von Schwerin, schwärmte er noch in seinem hohen Alter, er sagte zu ihr: „Wäre ich fünfzig Jahre jünger, würde ich Ihnen meine Krone zu Füßen legen!“ Die Familie von Wreich wurde in den Grafenstand erhoben und besaß das reizende Tamsel bei Küstrin, jetzt dem Grafen Schwerin gehörig.

Kaum dem Kerker entronnen, ward Friedrich seiner Freiheit wieder beraubt und von seinem unbarmherzigen Vater in die Fesseln einer liebeleeren Ehe geschmiedet; die Briefe, die er damals an seine Vertrauten schrieb, sind so roh, so hart und zornig, daß man an dem feinen, klaren Geist Friedrichs zweifeln könnte, aber seine Empörung über den Zwang ist wohl eine ausreichende Entschuldigung dafür.

So rücksichtslos er sich vor seiner Ehe über die ihm bestimmte Gemahlin äußerte, so ehrerbietig und zart behandelte er sie nachher. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern besaß Jugendfrische und einen sanften Charakter, aber sie war zu blöde und zu schüchtern, um das kalte, vom Schmerz gehärtete Herz ihres Gemahls im Sturm der Koketterie zu nehmen, wodurch es vielleicht allein erwärmt und erweicht worden wäre. Sie zählte noch nicht volle siebzehn Jahre, als sie in die stürmischen Familienverhältnisse des damaligen preußischen Königshauses trat. Ihr Myrtenkranz war gleichsam das Unterpfand des Friedens zwischen Vater und Sohn; durch diese Ehe erst fand eine völlige Versöhnung zwischen ihnen statt. Aber das Glück der Liebe erblühte nicht für die junge Kronprinzessin; Friedrich konnte den Zang nicht vergessen, wodurch er mit ihr verbunden ward. Doch benahm er sich tadellos und achtungsvoll gegen sie. Sein eheliches Verhältnis, das man ihm vielfach zum Vorwurf gemacht hat, war gerade eine Ausübung so zarter edler Tugenden, wie sie selten in einem Männerleben vorkommen. Seine Gemahlin hat die erste Zeit ihrer Ehe als eine wahrhaft „glückliche" anerkannt und stets mit dankbarer Verehrung von der Gesinnung des Königs gesprochen. Schloß Rheinsberg und das Städtchen Neu-Ruppin beherbergten sieben Jahre lang das junge Paar. Friedrich bestrebte sich, seinem Vater zu Gefallen ein guter Regimentskommandeur und Hausherr zu werden. Er nennt die Kronprinzessin in seinen Briefen immer mit dem traulichen Namen „meine Frau" und schickt

stets genaue Berichte über den Stand seiner Soldaten ein, dazu allerlei Eßware aus seiner „Wirtschaft", Wildpret, Würste, Fische an die königliche Hofhaltung.

Aber die Feierabende und Mußestunden in Rheinsberg waren erfüllt von hohen geistigen Genüssen; Friedrich versenkte sich in seine geliebte Wissenschaft, er studierte, lernte, philosophierte, dichtete, schriftstellerte und machte Musik. Er übte alle Künste des Friedens und schien sich wirklich glücklich zu fühlen; auch seine Gemahlin ließ er an seinen Beschäftigungen Teil nehmen; sie bestrebte sich in rührender Weise, ihre Bildung zu erweitern, um ihm mehr Sympathie einzuflößen. Er schrieb in jener Zeit an Voltaire: „Die Frauen verbreiten unaussprechlichen Reiz über den Umgang und sind auch, abgesehen von aller Galanterie, unentbehrlich für die Gesellschaft. Ohne sie ist jede Unterhaltung matt!"

Charakteristisch ist es, daß er selten zufrieden mit sich war und namentlich seine Verse schlecht fand; „Was Apoll mir eingibt, opfere ich gewöhnlich den Flammen Vulkans", schreibt er an seinen Freund Camas. Doch teilte er seine Zeit zwischen dem Studium der Dichtkunst und der Kriegskunst, beides nach französischem Muster. Der große Condé und Voltaire waren seine Lieblinge.

Der oft gehörte Vorwurf, daß der größte deutsche Fürst die deutsche Bildung so gering geachtet habe, wird nur dadurch einigermaßen widerlegt, daß Friedrichs feiner Geist durch die damals noch in den höchsten Gesellschaftskreisen herrschende Roheit und

Unwissenheit auf die französische Kultur fast gewaltsam hingedrängt wurde. Er konnte die Morgenröte noch nicht ahnen, die mit der Geistessonne unseres Goethe für Deutschland anbrach.

Am 31. Mai 1740 gelangte Friedrich zur Regierung; er konnte sie mit gutem Gewissen antreten, der Segen seines Vaters lag auf seinem Haupte. Dem Zorn war die innigste Liebe und Anerkennung gefolgt; der sterbende König sah es ein, daß er einen glorreichen Nachfolger haben würde. Schon das folgende Jahr ward Friedrich der Mann des Jahrhunderts durch den Feldzug nach Schlesien.

Inmitten der Kriegspläne und Regierungssorgen schwärmte Friedrich für die Friedenskünste, errichtete Universitäten und baute Theater. Das Opernhaus, 1743 vollendet, nahm sein lebhaftes Interesse in Anspruch. Er bekümmerte sich um alle Einzelheiten, mischte sich in die Streitigkeiten der Akteurs und schrieb sogar anonyme Theaterkritiken für die Berliner Zeitungen, deren es damals nur zwei gab. Daß der junge König auf diese Weise in ziemlich nahe Berührung mit dem weiblichen Theaterpersonal kam, verstand sich von selbst. Doch hat nur eine einzige dieser Damen in dem Rufe gestanden, die Favoritin des königlichen Weiberfeindes gewesen zu sein. Es war dies die Tänzerin Barbarina Campanini aus Venedig; sie nach Berlin zu bringen, hatte so viel Mühe gekostet, Kampf und Schwierigkeiten verursacht, daß Friedrich es wie eine Eroberung, einen Sieg betrachten konnte, als endlich die schöne Italienerin auf seiner Hofbühne tanzte.

Die Barbarina galt für die talentvollste, gefeiertste und berühmteste Tänzerin der damaligen Welt. In London hatte sie eben so gefallen wie in Italien, und es schien fast unmöglich, sie für Berlin zu gewinnen.

Durch diplomatische Unterhandlungen gelang es indessen dem preußischen Minister-Residenten in Venedig, dem Grafen Cataneo, den Befehl des Königs Friedrich II. von Preußen auszuführen und die Tänzerin zu einem Engagement zu bewegen, dessen Bedingungen noch heute die größten Berühmtheiten der Bühne zufriedenstellen würden. Sie erhielt siebentausend Taler jährlich und fünf Monate Urlaub.

Als sie und ihre Mutter diesen vorteilhaften Kontrakt unterzeichnet hatten, ward derselbe nach Berlin geschickt, um durch die allerhöchste Genehmigung rechtskräftig zu werden. Der Postenlauf war jedoch damals sehr langsam und die gefeierte Künstlerin fand hinreichend Zeit, um ein Liebesverhältnis mit Lord Stuart Mackenzie anzuknüpfen, das ihr mehr Glanz und Glück zu verheißen schien als das Engagement in Berlin.

Sie weigerte sich deshalb, diesem Folge zu leisten, als der Kontrakt vollzogen ihr übersendet wurde. Sie gab vor, mit dem jungen Engländer heimlich vermählt zu sein und wollte mit ihm in seine Heimat reisen, um dort als Lady zu leben.

Durch diesen Widerstand erschien sie dem jungen Könige nur noch begehrenswerter. Er ließ sogar der Republik Venedig mit seinem königlichen Zorn und

dessen möglichen Folgen drohen, wenn sie ihm nicht behilflich sei, die Barbarina in seine Gewalt zu bekommen. Der hohe Senat der Republik fand es zwar unter seiner Würde, sich in die Angelegenheit einer Tänzerin zu mischen, hat aber dennoch später die Hand dazu geboten, sie dem Gesandten des Königs ausliefern zu lassen. Der Graf Dohna, damals preußischer Gesandter in Wien, erhielt eine Kabinettsordre, datiert vom 4. April 1743, worin er angewiesen wurde, die Sache in Gemeinschaft mit dem Grafen Cataneo in Venedig zur Ausführung zu bringen.

Friedrich hatte eigenhändig unter die betreffende Depesche geschrieben: Graf Dohna solle ja die richtigen Mittel ergreifen, um dieses Geschöpf sicher an Ort und Stelle zu bringen.

Die gewaltsamste Entführung wurde ins Werk gesetzt; Graf Dohna schickte zwar seinen Helfershelfer, Namens Meyer, nach Venedig mit der Instruktion, die Barbarina „auf alle Weise zu flattieren und in guten Humor zu versetzen, auch ihr zu versichern, daß sie in eine schöne Stadt, an einen großen Hof und eines gnädigen Königs Dienste käme, worin sie alle Ursache zufrieden und vergnügt zu sein, haben würde", aber eine starke Kavallerie-Eskorte begleitete den Wagen und machte alle Befreiungsversuche un-öglich. Der Geliebte der Tänzerin, Lord Stuart, d einer ihrer Verehrer, Graf Calenberg, brauchten gebens List und Gewalt, um sie in Freiheit zu zen. Verkleidet begleiteten sie die Reisende, be-n die Gastwirte, brachten Liebesbriefe in die er entführten Dame. Alles Zubehör eines

Romans kam in Anwendung, und es ist nicht zu verwundern, daß die Gerüchte davon durch die ganze Welt liefen. Gerade hundert Jahre später wurden dieselben durch Frankreichs berühmteste Schriftstellerin zu einem Roman verarbeitet unter dem Titel „Die Gräfin von Rudolstadt". George Sand hat jedoch die Tänzerin in eine Sängerin verwandelt und scheint überhaupt nur diesen Stoff benutzt zu haben, um Friedrich den Großen möglichst zu verkleinern und als Erzdespoten darstellen zu können.

Die Barbarina ward auf der Reise aus Liebe und Kummer krank; ihr Liebhaber ließ nicht ab, ihr zu folgen und sich bei dem Grafen Dohna in Wien aufs eifrigste um ihre Befreiung zu bemühen. Er gefiel dem Grafen außerordentlich und scheint in der Tat ein ungewöhnlich liebenswürdiger, edler und schöner Jüngling gewesen zu sein. Graf Dohna war von seiner Persönlichkeit so bezaubert, daß er es wagte, sich für ihn bei dem Könige zu verwenden. Es sei des Lord Stuart fester Entschluß, die Tänzerin zu heiraten, in England seien solche Ehen durchaus nichts Ungewöhnliches und seine Verwandten würden gern dazu ihre Einwilligung erteilen. Er verbürge sich für die Tugend seiner Geliebten und erböte sich 100 000 Taler Bürgschaft zu hinterlegen, wenn man ihm gestatte, sie in Person nach Berlin zu begleiten, wo er sich dem Könige zu Füßen werfen wolle, um von ihm die Entscheidung über Leben und Tod zu erflehen. Auch ein wahrhaft rührender Brief von Lord Stuart an den König befindet sich noch bei den

Akten der Verhandlungen mit der Tänzerin Barbarina. Friedrich hat eigenhändig „reponatur“ auf diesen Brief geschrieben. Auf alles Bitten und Flehen der Liebenden antwortete der König durch den Befehl, die Barbarina solle am 13. Mai 1744 in den Zwischenakten eines französischen Lustspiels tanzen. Sie war kaum fünf Tage vorher bis zum Sterben ermüdet und betrübt in Berlin angelangt. Die Grausamkeit des Königs wird nur einigermaßen dadurch entschuldigt, daß die Mutter der Barbarina mit allen Veranstaltungen, um dieselbe von ihrem Liebhaber zu trennen, einverstanden war. Es muß also doch vielleicht etwas in dessen Charakter gelegen haben, was dem Mutterauge gefahrdrohend erschien.

Schon das erste Auftreten der Barbarina war ein Sieg; alles war gespannt auf ihre Erscheinung, und der König betrachtete sie mit der stolzen Freude eines Eroberers. Die vielen Schwierigkeiten, Liebesintrigen und weiblichen Widerspenstigkeiten überwunden zu haben, war allerdings keine Kleinigkeit. Aber der Zauber dieser schönen Tänzerin war mächtiger, als Friedrich geahnt hatte; geblendet, hingerissen von der allgemeinen Aufregung, bezeigte er ihr seine Bewunderung in einer Weise, die so auffallend erschien, daß der ganze Hof der Meinung war, es sei ein Wendepunkt eingetreten und die Herrschaft einer Favorite würde beginnen.

Alles huldigte der Barbarina. Es erschienen in den zwei Berliner Zeitungen französische und deutsche, ja sogar lateinische Lobgedichte auf die neue Tänzerin und der König bezeigte ihr immer ge-

flissentlicher seine Huldigungen. Er verlangte sogar, daß man sie einlud, wenn er bei diesem oder jenem seiner Generäle speiste. Auch sah er sie häufig ganz allein bei einem ausgesuchten Souper. Ja, es hieß sogar, sie habe ihn heimlich auf einer Badereise nach Pyrmont begleitet — was jedoch keineswegs historisch zu beweisen ist.

Am merkwürdigsten bleibt es, daß der treuliebende junge Lord so schnell aus dem Herzen der Barbarina verdrängt ward. Beinah zwei Monate war er noch in Berlin Zeuge ihrer Triumphe und Eroberungen, er ließ nicht ab, sie mit Briefen und Bitten zu bestürmen, aber, wie es scheint, völlig wirkungslos. Endlich hat ein königlicher Ausweisungsbefehl ihn aus Berlin entfernt. Aus einem Bericht des damaligen Polizeipräsidenten von Kircheisen vom 4. Juli 1744 an den König entnehmen wir folgendes: „Es ist der Lohn-Lakai, welchen Lord Stuart mit sich von hier genommen hat, gestern abend von Hamburg zurückgekehrt und habe ich ihm sofort die ihm an die Barbarina anvertrauten Briefe, unter welchen er den ohne Aufschrift in derselben eigene Hände zu geben befehligt gewesen, abgefordert und Ew. K. Majestät solche sämtlich untertänigst einsenden sollen. Der Lord hat sich auf einem Schiffe nach London embarquiert."

Aus diesen Briefen, die sich Friedrich auf nicht loyalem Wege verschafft hatte, konnte er ersehen, daß der junge Lord die Tugend seiner Geliebten noch immer ängstlich zu beschützen strebte. Er schrieb ihr „Ich bitte Dich inständigst, sei auf Deiner Hut!

Mache es Dir zur festen Regel, nie mit jemandem, er sei wer er wolle, außer dem Hause zu speisen und nie auch nur einen Augenblick mit einem Manne allein zu sein. Komme niemals jemandem zu nahe und dulde auch nicht, daß Dir jemand zu nahe kommt. Auf keinen Fall empfange jemanden, wenn Du gerade zu Bett liegst; Du hast es früher niemals getan, und wirst es jetzt, ich bitte Dich darum, aus Liebe zu mir sicherlich nicht tun. Siehe nicht einen und denselben Mann zu häufig, damit Du nicht ins Gerede kommst, denn wenn auch falsch, wird solch Gerede Dir immer schaden, namentlich jetzt, wo man bemüht ist, alle Deine Handlungen zu vergrößern und zu übertreiben. Diesen Abend noch muß ich das Schiff besteigen, das mich hundert Meilen weiter von Dir entfernt. Denke an mich, wenn Du den Wind pfeifen hörst, und denke, daß er Dir vielleicht meinen letzten Segen bringt."

Der gute Rat dieser Zeilen kam nie an seine Adresse, denn die Briefe des armen verliebten Engländers liegen noch jetzt im königlichen Kabinettsarchiv. Wie mag der König die Liebesbeweise desselben belächelt haben, er, der wohl unzweifelhaft die Wandelbarkeit der schönen Tänzerin erkannt hatte!

Wie weit übrigens die Grenzen der königlichen Herzenseroberung gezogen waren, läßt sich nicht feststellen. Daß die Barbarina einen ihrer Hauptreize in der Tugendstrenge fand, ist durch ihren spätern Lebenslauf mehr als wahrscheinlich geworden. Aber ebenso ist wohl wahrscheinlich, daß sie den König

durch einen Zauber gefangen hielt, dem kein Männerherz widerstehen kann: Liebe mit dem Glanz der Bewunderung vereinigt! Sie ahnte in dem jugendlichen Helden den Mann des Jahrhunderts; er war noch im Jugendschmuck, er war der feinste Geist, der selbst der Gelehrsamkeit Anmut zu verleihen wußte, er war Poet und Künstler unter dem Nimbus der stolzesten Königskrone, der preußischen, die besonders deshalb Männerstirnen ziert, weil sie ein Symbol der eigenen Kraft ist. Und dann war Friedrichs Herz wohl wert, von Frauenliebe als höchster Preis betrachtet zu werden, gerade weil es von einer Eisenhand zurückgehalten, so selten sich hingab.

Neben der Schönheit und dem Talent soll die Barbarina auch geistreich gewesen sein, wie hätte sie auch sonst dem werdenden Philosophen von Sanssouci gefallen können! Ueberhaupt waren die Tänzerinnen damaliger Zeit äußerlich wie innerlich verschieden von den jetzigen. Schon ihr Kostüm war von ganz anderer Art und ihr Tanz glich mehr einer Pantomime, einer Anmut in der Bewegung, als den Verrenkungen heutiger Zeit. Ein prächtiges Oelgemälde der schönen Barbarina, das in den Wohngemächern des großen Königs in Potsdam sowie in mehreren Exemplaren im königlichen Schlosse zu Berlin aufbewahrt ist, zeigt die bezaubernde Tänzerin in ganzer Figur. Ein buntgestickter Reifrock geht bis zum Knöchel hinab, nicht einmal die Arme sind entblößt, sondern in modische Ellenbogenärmel mit Spitzenmanschetten eingehüllt. Ueber den Hüften hängt ein zierliches Pantherfell und die Phantasie

der damaligen Zuschauer war gefällig genug, mittelst desselben eine Bacchantin in ihr zu sehen, trotz des Reifrockes und Puders. Die so sehr gepriesene Schönheit ist übrigens nicht deutlich zu erkennen, es sind starke Züge, indessen wird die Jugend und das Leben wohl ein besseres Licht darauf geworfen haben, als es der Maler getan, obwohl er zu den berühmtesten und begabtesten seiner Zeit gehörte.

Das Brustbild Friedrichs, welches sich im neuen Palais zu Potsdam befindet, ist ein sehr seltenes Exemplar aus seiner Jugendzeit. Man kann bei seinem Anblick begreifen, daß die Barbarina ihn als ein Ideal von Männerschönheit verehren konnte. Es ist eine Geschmacklosigkeit der Sammler von historischen Porträts, uns immer den gebückten „alten Fritz" vorzuführen und nie den jugendfrischen König von achtundzwanzig oder dreißig Jahren mit dem Blick eines Adlers, der zur Sonne fliegt. Und auch unsere Romanschriftsteller haben es bis jetzt nie versucht, den reizvollen Moment zu schildern, wo Friedrich schwelgte in dem kurzen Glück, jung zu sein, zu lieben, geliebt und bewundert zu werden von schönen Frauenaugen und doch seiner edlen Gefährtin auf dem Thron stets ritterlich zart begegnete. Welcher Schmerz mag die junge Königin in dem düstern Park von Charlottenburg und Schönhausen erfüllt haben, als sie erfuhr, wie viele süße Stunden ihr Gemahl bei der berühmten italienischen Tänzerin zubrachte! Doch ist nichts so unbeständig auf Erden als Glück und Liebe, besonders in dem Leben eines Helden wie Friedrich, der die Rosen des Genusses nur vorüber-

gehend in seinem ernsten Leben duften ließ und achtlos ihrem raschen Verwelken zusah.

Schon im Jahre 1758 sprach der König völlig ernüchtert über die gefeierte Tänzerin, er verurteilte sie sogar, selbst ihre Schulden zu bezahlen und sah sie mit großer Gleichgültigkeit nach England reisen. Ob sie dort den einst geliebten Lord auch nicht so treu wiedergefunden hat, wie seine heiße Liebe es vermuten ließ, ist nicht klar geworden. Sie kehrte schon nach wenigen Monaten nach Berlin zurück und verband sich in heimlicher Ehe mit dem Sohn des Großkanzlers von Cocceji. Die Familie des jungen Mannes war außer sich über diese „Mesalliance". Man setzte alles daran, die Ehe für ungültig zu erklären, und wendete flehend sogar sich an den König, um die „Person" zu verbannen. Es begann ein neuer Liebesroman für die schöne Barbarina. Ihr königlicher Geliebter sogar war gegen sie und nannte sie in einem Briefe an den Grafen von Haake „eine verführerische Kreatur", die dem jungen Cocceji eine wahnsinnige Neigung eingeflößt habe, und fügte hinzu, daß er niemals dulden werde, einer so ehrenwerten Familie „sotane Prostitution und dergleichen Chagrin" anzutun, wie eine Heirat des Sohnes mit einer Tänzerin! Ein cachet volant, ein preußischer Verhaftungsbefehl nach Art der französischen lettres de cachet ward gegen den Herrn von Cocceji erlassen, der damals schon Geheimrat und also der väterlichen Gewalt entwachsen war. Er sollte nach dem Schlosse Altlandsberg unter militärischen Gewahrsam gebracht werden, so hatte sein eigener Vater es beim Könige

erbeten, um der Barbarina zu entsagen. Da, im Augenblick der größten Gefahr, schrieb dieselbe an den König und bat um seinen Schutz für ihre Ehre, die bereits durch Kindersegen geheiligt sei. In einem glänzend und aufgeregt geschriebenen Briefe teilt sie dem Könige mit, daß ein Zerreißen ihres Ehebandes um so unzulässiger sein würde, da sie im Begriff stehe, „einem preußischen Untertan" das Leben zu geben und zur Gründung einer Familie soeben ein Haus in Berlin in der Behrenstraße gekauft habe, also auch als Bürgerin seiner Residenz auf seine Gnade ein Recht erworben hätte. Inmitten ihrer ängstlichen Bitten läßt sie eine Aeußerung fallen, die ein eigentümliches Licht auf ihr einstiges Verhältnis zu ihrem königlichen Verehrer wirft. Sie sagt:

„Der hohe Sinn Ew. Majestät, welcher jeden Zwang der Herzen verabscheut, läßt mich alles hoffen, — aber das, was gegen mich spricht und worüber die Ehrfurcht mir Schweigen gebietet, läßt mich alles fürchten! Möchte doch ein gnädiger, meiner untertänigen Bitte entsprechender Befehl die Betrübnis derjenigen enden, welche die Ehre hat zu sein mit der tiefsten Ehrfurcht Sire, Ew. Majestät ergebenste und alleruntertänigste Dienerin

Barbarina von Cocceji."

Was ließe sich anders daraus entnehmen, als daß die „tugendhafte" Geliebte des Lord Stuart auch dem König Liebe ohne Ehe versagte und daß sie nun fürchtete, er werde aus Rache dafür ihre Liebesheirat mit Herrn von Cocceji nicht beschützen? Wie dem

auch sei, der Brief verfehlte seine Wirkung durchaus nicht. Alle Gewaltmaßregeln wurden vom Könige zurückgenommen, Friedrich versuchte sogar mehrmals, den Vater mit den Vermählten auszusöhnen, doch scheint dies nicht gelungen zu sein, vielmehr ward auf dringendes Ansuchen des Großkanzlers der Sohn nach Glogau versetzt, um wenigstens nicht mehr mit ihm in Berührung zu kommen.

Barbarina von Cocceji lebte mit ihrem Gemahl von der Zeit an in Schlesien in sehr glücklichen Familienverhältnissen und gründete nach seinem Tode mit ihrem großen Vermögen ein adeliges Fräuleinstift. Der Nachfolger Friedrichs des Großen verlieh ihr in Ansehung ihrer großen Verdienste um die Provinz Schlesien den Titel einer Gräfin Campanini. Sie starb am 7. Juni 1799 zu Barschau in Schlesien, hochgeachtet von dem ganzen Adel, der die Tänzerin in der Gräfin vollkommen vergessen hatte.

Die Winterkönigin und der tolle Herzog Christian von Braunschweig.

„Tochter und Frau eines Königs und doch ohne Gut und ohne Krone," ist unter das Bild der schönen Winterkönigin, Elisabeth von Böhmen, Gemahlin Friedrichs V., des Pfalzgrafen, der, um einen einzigen Winter König zu sein, ein fürstlicher Bettler wurde, zu schreiben.

Elisabeths Lebensgeschichte war der Roman ihres Jahrhunderts; ihre Abstammung von der schönen unglücklichen Maria Stuart, deren Frauenreiz sie geerbt hatte, lenkte schon frühzeitig aller Augen auf sie. Ihre Vermählung mit einem deutschen Fürsten, ihre Verwickelung in die Kriegshändel, ihre kurze Königswürde und besonders ihr wilder Paladin, der tolle Halberstädter, Herzog Christian von Braunschweig, der ihren Handschuh am Helm als Talisman trug, verliehen ihrer Persönlichkeit für alle Zeiten einen hochromantischen Reiz.

Schon in zarter Kindheit wurde sie in England eine politische Größe; die Protestanten erhofften in ihr eine zweite Elisabeth und die Katholiken gedachten sie zu rauben, in ihrem Sinne zu erziehen und dann auf den Thron zu setzen, indem sie ihren Vater stürzen

wollten durch die sogenannte Pulververschwörung, die jedoch zum Nachteil der Katholiken ausfiel. Die Folge davon war, daß Elisabeth nur um so strenger in den Formen der englischen Kirche erzogen wurde; einer ehrenwerten protestantischen Familie, der des Lord Harrington, Baronets von Exon, übergeben, lebte sie fern von der Welt nur ihrem Unterricht und kam sehr selten zum Besuch an den Hof ihrer königlichen Eltern. Die Königin, eine geborene Prinzessin von Dänemark, war eine vergnügungssüchtige, herzlose Frau, welche Tierhetzen und andere wilde Lustbarkeiten liebte. Prinzessin Elisabeth wurde deshalb wohl absichtlich fern von ihr gehalten und kehrte auch immer mit Vorliebe in die Abtei Combe, den Rittersitz ihres Erziehers, zurück. Ein liebliches Idyllenleben, beglückt durch holde Mädchenfreundschaft mit Lucie Harrington und Anna Dudley, führte sie dort bis zum Jahre 1612, wo man an ihre Vermählung mit Friedrich V. dachte.

Elisabeth war erst sechzehn Jahre — geboren am 19. August 1596 — als sie dem Verlobten entgegengeführt wurde.

Die Verbindung war von der protestantischen Partei in England und Deutschland eifrig betrieben worden, der Empfang des jungen Freiers, er war nur einige Tage älter als die Braut, überstieg an Jubel und Pracht alle Erwartungen. Nur die ehrgeizige Mutter der Prinzessin war unzufrieden, sie meinte, eine Königskrone sei das Geringste für ihre Tochter und fragte sie höhnisch, ob sie denn gern hören würde,

wenn man sie „meine liebe gute Pfalzgräfin“ nennen müßte.

Aber Elisabeth fühlte gleich eine herzliche Neigung für ihren Freier und war hocherfreut, als am 27. Dezember 1612 die feierliche Verlobung vollzogen wurde; die Königin wohnte jedoch derselben nicht bei. und die Chroniken jener Zeiten können nicht genug Worte finden, um die Pracht derselben zu schildern. Am 13. Februar 1613 fand die Vermählung statt Uns interessiert nur die schöne Braut, die in weißem Atlas, reich mit Silber gestickt, erschien, eine goldene Krone auf dem herabwallenden blonden Haar. Sie soll bei der Trauung heiter gelacht haben, was man für ein böses Omen ihres späteren Lebens ansehen wollte.

Die Reise in die neue Heimat glich einem Triumphzuge. Schon in Holland wurde das junge Paar mit Ehren überhäuft; im Haag blieb Elisabeth einige Tage allein zurück, weil der Pfalzgraf ihren feierlichen Empfang in Heidelberg vorbereiten wollte. Sie folgte ihm dahin in einem offenen Wagen unverschleiert sitzend, was gegen die damalige Sitte verstieß, aber ihrer Schönheit und Lieblichkeit allgemeine Bewunderung eintrug.

Man nannte sie die „Perle von England“ und über die Festlichkeiten zu Heidelberg wurden wahre Wunderdinge erzählt. Die Kosten derselben machten doch den Ständen der obern und untern Pfalz ...igen Verdruß und dem jungen Paare manchen ...h. Indessen lebte es in ungetrübter Heiterkeit

und Liebe unter dem Schutze des regierenden Vormundes, des Pfalzgrafen von Zweibrücken. Der minderjährige Herrscher widmete sich nur seinem Vergnügen, er ging auf die Jagd, gab große Gastmahle, empfing hohe Gäste — Heidelberg galt nächst Wien für den glänzendsten Hof — und baute die Schlösser von schönen Gärten umgeben, die noch jetzt als Ruinen die Phantasie der Beschauer zu entzücken vermögen. Noch während seiner Minderjährigkeit wurde Friedrich Vater, denn 1614 gebar Elisabeth ihren ersten Sohn, bei dessen Taufe fast alle Fürsten Europas vertreten waren. Die Gestirne sollten dem jungen Erben die glänzendsten Lose geweissagt haben. Er wurde allerdings noch Kronprinz von Böhmen, starb aber früh. Uebrigens wurde Elisabeth Mutter von dreizehn Kindern, deren Erbteil die unglücklichen Eltern in traurigster Weise aufs Spiel gesetzt haben.

Am Ende des Jahres 1614 ward Friedrich mündig und trat mit politischer Bedeutung in die Reihe der deutschen Fürsten ein. Man warf von protestantischer Seite das Auge auf ihn und bestimmte ihn zum Anführer der Parteien. Namentlich traten Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon mit ihm in eifrigen politischen Briefwechsel. Seine junge Gemahlin nahm lebhaften Anteil daran und befeuerte seinen Ehrgeiz beständig noch mehr, während seine würdige Mutter, eine Tochter Wilhelms von Oranien, mit trüben Ahnungen in die Zukunft sah und ihn zurückzuhalten suchte von allen politischen Unternehmungen. Als ihre Ermahnungen frucht-

los blieben, verließ sie trauernd das schöne Heidelberg und zog sich nach Kaiserslautern zurück, wo sie ein frommes und wohltätiges Leben führte. Aus ihren Memoiren hat die Geschichte des Winterkönigtums ihre glaubwürdigsten Quellen geschöpft.

Als am 19. August 1619 die Böhmen den Kaiser Ferdinand II. der böhmischen Krone für verlustig erklärten, wurde Friedrich V. von der Pfalz durch fast einstimmige Wahl zum König von Böhmen ernannt. Er zauderte mit der Annahme, denn die Dornen dieser Krone, die Kriegsgefahren und Zwistigkeiten mit allen Fürsten, schwebten ihm wohl deutlich genug vor Augen.

Er erbat sich schriftlich den Rat seiner Gemahlin, die ihm in freudiger Ueberraschung, aber mit erzwungenem Ernst antwortete: „Weil Gott alles leitet und ohne Zweifel auch dieses geschickt hat, so stelle sie ihrem Gemahl anheim, ob er die Krone annehmen wolle, sie sei für diesen Fall bereit, dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verhängen werde, ja alle ihre Kleinodien und alles, was sie sonst habe, zum Opfer zu bringen."

Ihre Feinde bezweifelten die Echtheit dieses ernst gehaltenen Briefes, und behaupteten, sie habe den rohen Ausspruch getan: „Da ihr Gemahl den Mut gehabt hätte, eine Königstochter zu freien, so möge er nun auch den haben, sie zur Königin zu machen. Sie wolle lieber mit einem Könige Sauerkraut essen, als mit einem Pfalzgrafen schwelgen." Man hat diese Lüge lange geglaubt, obwohl sie historisch vollständig widerlegt ist.

Als Friedrich die Erklärung seiner Annahme der Krone unterzeichnen wollte, schüttete er in der Aufregung statt der Sandbüchse das Tintenfaß darüber, ein Umstand, den die Chronikenschreiber ganz ernsthaft berichten als deutliches Zeichen für das Mißlingen des ganzen Unternehmens.

Im September 1619 zog Friedrich mit seiner Gemahlin und großem Gefolge von seinem herrlichen Schlosse Heidelberg fort, das er nie wiedersehen sollte.

Als Kaiser Ferdinand die Königswahl Friedrichs erfuhr, rief er ärgerlich: „Die Böhmen sind närrische Leute!" Dann aber griff er gleich zu ernsten Maßregeln und nahm dem neuen Könige die Kurwürde und die Pfalz, um sie an den Herzog von Bayern zu verschenken, der fortan sein treuester Bundesgenosse ward. Das neue Herrscherpaar saß indessen vergnügt auf dem schwankenden böhmischen Throne und ließ sich die patriotischen Huldigungen seiner neuen Untertanen gefallen. Die junge Königin empfing die schönsten Geschenke von den angesehenen Bürgersfrauen von Prag zu ihrer bevorstehenden Niederkunft: eine Wiege von Ebenholz mit reicher Vergoldung und ein „Trühelein" mit Edelsteinen besetzt für die Kinderwäsche. Auch hundertfünfzig schwere Dukaten in silbernen Schalen erhielt sie aus anderen Städten zum Geburtstag des nachmals als wilder Parteigänger bekannt gewordenen Prinzen Rupprecht, der am 26. Dezember 1619 das Licht der Welt erblickte.

König Friedrich reiste zur Huldigung in Begleitung vieler Edlen von Prag nach Mähren und Schlesien, er wurde in Brünn und Breslau mit wahrhafter Freude empfangen und schrieb seiner Gemahlin sehr glückliche Briefe darüber.

Diese weilte unterdessen in Prag und empfand eine trauervolle Ahnung für die kommenden Ereignisse. Die Kriegswolken verdichteten sich immer mehr; die erwartete Hilfe von ihrem königlichen Vater in England blieb gänzlich aus, worüber sich Elisabeth ganz besonders grämte, denn im Hinblick auf dieselbe, hatte sie ihrem Gemahl die Annahme der gefährlichen böhmischen Krone stets angeraten. Die Schlacht am weißen Berge 8. November 1620, die Friedrich mit den Seinen, trotz persönlicher Tapferkeit, verlor, vernichtete das kurze Königstum, das allerdings nicht viel länger als einen Winter gedauert hatte.

Unter großen Bedrängnissen entfloh Friedrich mit seiner Gemahlin aus Prag und wendete sich zuerst nach Breslau. Von dort feuerte er seine Getreuen an, den Krieg fortzusetzen. Elisabeth wollte ihn durchaus nicht verlassen und schrieb ihrem Vater, daß sie lieber mit ihm untergehen wolle. Ueberhaupt muß hier zur Widerlegung aller Romanschreiber und Dramatiker, die Elisabeths Lebensgeschichte mißbrauchten, ausdrücklich gesagt werden, daß sie ihren Gemahl aufrichtig und innig geliebt hat, so wie er auch ihr treu ergeben war. Das flüchtige Königspaar wendete sich nach Frankfurt an der Oder, und Friedrich schrieb demütig an seinen

Schwager den Kurfürsten Georg Wilhelm, ihm einige Zimmer in Küstrin oder Spandau anweisen zu lassen, wo seine Gemahlin ihr sechstes Wochenbett halten sollte. Folgender Spottvers wurde auf dies Ereignis gemacht:

> In meiner Not verlaß mich nicht,
> ich hab' mich mit der Kron' verstiegen,
> mein Weib laß in dem Kindbett liegen.

Die Verschiedenheit der Parteien zeigt sich in den verschiedenen Versen am deutlichsten. Ganz gleichzeitig wurde die Winterkönigin, die man hier verspottete, von anderer Seite hochgefeiert:

> So, wenn in innerer Schönheit Strahl
> der Herrin Bild erglänzte, traun
> an Hoheit Königin und durch Wahl,
> sag' mir, mußt du in ihr nicht schaun
> den Stolz und Preis von allen Fraun?

Man verstattete ihr den Aufenthalt in Küstrin, wo es bitter kalt war und die Zimmer kahle Wände hatten. Der Kurfürst Georg Wilhelm erklärte zudem noch laut, daß ihm der Besuch sehr lästig und kostspielig sei. Es entstand sogar Mangel an den notwendigsten Lebensbedürfnissen, Elisabeths Zimmer war nur dadurch zu erwärmen, daß es über der Küche lag. Unter so traurigen bettelhaften Verhältnissen wurde der Prinz Moriz geboren, während kaum ein Jahr früher sein Bruder Rupprecht in Prag in Purpur und Gold gebettet war. Schon nach drei Wochen

begab sich Elisabeth nach Berlin, wo sie im Schlosse einige bessere Zimmer erhielt.

Kaiser Ferdinand machte dem Kurfürsten von Brandenburg Vorwürfe, daß er seinem Feinde Schutz gewähre, und der unglückliche Böhmenkönig mußte verkleidet aus Berlin entfliehen. Er ging zuerst nach Braunschweig, von dort nach Holland, wohin ihm seine Gemahlin folgte.

In diesem Zeitpunkt sah wahrscheinlich die Winterkönigin zuerst den Herzog Christian von Braunschweig von Angesicht, nicht auf ihrer Fluchtreise nach Schlesien und auch nicht in Braunschweig, wie einige Geschichtsschreiber fälschlich angegeben haben.

Sein Interesse für die flüchtige Königin und berühmte Schönheit war dagegen unzweifelhaft vor der persönlichen Bekanntschaft lebhaft angeregt. Herzog Christian war der Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig und hatte als solcher das Bistum Halberstadt erhalten, weshalb er in den Chroniken oft „der tolle Halberstädter" genannt wurde. Er war Rittmeister in holländischen Diensten und hatte sich schon durch seine Verwegenheit ausgezeichnet, bevor er sich zu den Fahnen Friedrichs gesellte. Als er Elisabeth zuerst sah, nahm er ihren Handschuh, heftete ihn an seinen Helm und schwur, ihn nicht eher abzunehmen, als bis er sie wieder auf den böhmischen Thron gehoben hätte. Er hielt seinen Schwur in [illegible]derer Weise, als er dachte; der Thron ward nicht [illegible]eder errungen, aber der Handschuh ist auch wirklich

nicht abgenommen worden. Man zeigt noch heute die Rüstung des tollen Herzogs mit dem Frauenhandschuh und der Devise:

„tout pour Dieu et pour Elle!"

Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als er Elisabeth kennen lernte, sie war fünfundzwanzig.

Die Geschichte hat beide zu einem berühmten Liebespaare gestempelt und ihr Verhältnis ist allerdings ein Nachklang der Huldigungen aus der Zeit der Troubadours, aber keine gegenseitige Liebe verband sie. Christian stürzte sich in wilde Kämpfe zu Ehren seiner Dame, er ließ die Länder plündern, die er durchzog, und bewahrte ihr auch keineswegs eine fleckenlose Treue. Elisabeth nahm die Dienste ihres Paladins an und befeuerte ihn durch huldvolles Wesen zu immer neuer Kampflust, aber sie gab ihm nicht ihr Herz und hing ihrem Gemahl mit unverbrüchlicher Reinheit an. Die Auszeichnung, welche sie dem jungen Herzoge gewährte, war auch einer treuen Gattin durchaus anpassend, denn die größte, der er sich rühmen konnte, bestand darin, daß sie ihm eine Patenstelle bei ihrem siebenten Kinde schenkte. Es war eine Tochter, die in Holland geboren wurde und zugleich aus Dankbarkeit für den Schutz dieses Landes den Namen Hollandine neben dem des Herzogs empfing.

Der tolle Herzog Christian führte nur drei Jahre den verzweifelten Krieg für seine Dame; als es ihm nicht gelang, ihr die Krone wieder zu verschaffen, trachtete er wenigstens danach, ihr das schöne

Heidelberg wiederzugewinnen. Aber er verlor die entscheidende Schlacht im Lönerbruch in Westfalen, als er sich schon Sieger glaubte, durch den Abfall seines Bundesgenossen, des Grafen Mansfeld. Er entfloh nach Holland, wo er, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, 1623 gestorben ist.

Elisabeths Gemahl zog als Hilfe flehender Fürst noch fast zehn Jahre umher und starb erst 1632 zu Mainz; sie selbst fand eine dauernde Zufluchtsstätte in Holland, wo sie auf einem kleinen Landsitz mit tausend Gulden monatlichem Unterstützungsgeld der gutmütigen Mynheers lebte. Doch kam sie damit nicht aus und hatte stets eine große Schuldenlast. Ihre Töchter blieben bei ihr, bis sich die schöne geistreiche Sophie mit dem Kurfürsten von Hannover vermählte und die Aeltermutter Friedrichs des Großen wurde. Eine andere Tochter ward Aebtissin des Damenstiftes zu Herford in Westfalen und eine dritte, Louise, eine talentvolle Malerin, entfloh heimlich aus dem mütterlichen Hause nach Paris, lebte abwechselnd in der Welt und im Kloster, führte aber keinen christlichen Wandel.

Elisabeth, die Winterkönigin, starb 1662.

König Heinrich IV. von Frankreich und Gabrielle d'Estrées.

La belle Gabrielle" lautete der Refrain von zahlreichen Chansons, die zur Verherrlichung der reizenden Geliebten des Königs Henri Quatre gedichtet waren. Ihr Name hatte den Wohlklang der Lieder angenommen, in denen ihre Liebesgeschichte besungen wurde. Ohne Mandoline mochte man ihn nicht hören; ihr Bild war von dem romantischen Nimbus der Troubadourpoesie umschwebt, weil ein so ritterlicher König ihr seine Liebe weihte.

Heinrich hatte schon eine stürmische Jugend hinter sich, er war achtunddreißig Jahre alt, als er die zwanzigjährige Gabriele kennen lernte, aber sein Herz fühlte noch jünglingsmäßig. Auch besaß er die Freiheit eines unverheirateten Mannes, denn seine Ehescheidung von Margarete von Valois war bereits eingeleitet. Mit achtzehn Jahren hatte er diese aus politischen Gründen geheiratet und stets sehr unglücklich mit ihr gelebt, denn sie führte einen höchst leichtsinnigen, berüchtigten Wandel. Sonderbarerweise wurde sie oft mit einer der tugendhaftesten Frauen verwechselt, die ebenfalls Margarete von Valois hieß, aber eigentlich den Namen von Navarra

führen mußte, denn sie war die Großmutter von Heinrich IV.

An einem Herbstmorgen erschallte unweit der Festung Arras lustiger Hörnerklang, ein Jagdzug blitzte im Sonnenschein und nahm seinen Weg nach dem Schlosse Coeuvres, welches dem tapferen Großmeister der Artillerie, Marquis d'Estrées gehörte.

Zwei jugendliche Reiter mit wallenden Federbüschen galoppierten dem Zuge voran und begannen erst langsamer zu reiten, als sie so weit entfernt von ihrem Gefolge waren, um sich unbelauscht unterhalten zu können.

Der Aeltere war ein schöner kräftiger Mann von ungefähr vierzig Jahren. Der andere, ein Jüngling, kaum zwanzigjährig, glich in seiner mädchenhaften Schönheit dem Götterliebling Ganymed, als Jupiter ihn zu seinem Mundschenk machte. Es schien beinah ein ähnliches Verhältnis zwischen den beiden Reitern zu herrschen, denn der zweite benahm sich gegen den älteren mit scheuer Ehrfurcht, die gegen sein keckes mutwilliges Gesicht seltsam abstach.

„Du hast mich doch in gehöriger Form als Gast des Marquis d'Estrées angemeldet, François? Er wird sich wohl sehr gewundert haben, daß ich meine Jagd bis zu seinem Schlosse ausdehnen will; wahrscheinlich ahnt er den Grund meines Besuchs," sagte der ältere Reiter und zog den Stulphandschuh aus, um sich seinen schönen Kinnbart zu streicheln.

„Das ganze Schloß ist festlich geschmückt für so hohen Besuch, aber den Grund desselben merkte der Marquis gewiß nicht, denn seine schöne Tochter" —

„Sie ist doch hoffentlich nicht abwesend?"

„Nein, aber sie erwartet ihren Bräutigam, den Herrn von Bellegarde. Wie kann der Vater vermuten, daß sie für meinen Herrn und Gebieter bestimmt ist."

„Mein muß sie werden, das habe ich beschlossen, als ich ihr holdes Antlitz zum ersten Male sah. Einen Bräutigam fürchte ich nicht als Nebenbuhler, ich habe schon manchen Ehemann beiseite geschafft."

„Nun, das ist gewiß noch leichter," lachte der mutwillige Jüngling.

„Wie sieht denn der Herr von Bellegarde aus, kann er mir gefährlich werden?"

„Dann müßte das Edelfräulein keine Augen im Kopfe haben, wo Ihr erscheint, mein hoher Herr, seid Ihr stets des Sieges gewiß."

Mit lustigen Fanfaren kam das Jagdgefolge herangesprengt, als die Zugbrücke sich senkte und die Herren in den Schloßhof ritten.

Ein stattlicher Mann mit weißen Haaren und roten Wangen stand im Portal und wollte ein Knie beugen, als die beiden Reiter rasch aus dem Sattel gesprungen waren, aber den Federhut aufbehaltend, reichte der ältere schöne Herr ihm die Hand und rief: „Keine Umstände, Herr Marquis, vergessen Sie nicht, daß ich inkognito hier bin und nur einen Jagdtrunk bei Ihnen einnehmen will."

Da öffneten sich die beiden Türen zum Rittersaal und eine lockende Tafel voll Speise und Trank zeigte sich den Eintretenden.

Mit dem Kredenzteller von Silber in den zitternden Händen stand die Tochter des Hauses, die belle Gabrielle, vor dem König Heinrich IV. und bot ihm einen goldenen Becher dar.

„Guter Magenwein, Majestät,“ flüsterte sie hocherrötend.

„Euer Anblick ist Herzenswein, den ich mit den Augen trinke, holde Maid,“ rief er, nahm ihr den Becher ab, heftete seine brennenden Blicke auf sie und sagte:

„Ihr seid noch schöner geworden, seit ich Euch auf dem Karussell in Versailles sah. Erinnert Ihr Euch der Rose, die ich mir raubte?“

„Ich gab sie freiwillig, hoher Herr, und mein Herz dazu,“ flüsterte Gabrielle, als ihr Vater gerade den Rücken wendete, um dem Gefolge des Königs ein gastfreier Wirt zu sein. Doch drehte er sich noch rechtzeitig um und sah an der Haltung und der Miene, daß er ein Liebespaar vor sich habe. Mühsam bemeisterte er seinen Zorn; daß der königliche Besuch seinem Hause zur Ehre, aber seiner Tochter zur Schande gereichen würde, stand ihm sehr rasch klar vor Augen.

Er näherte sich Gabriellen und erfaßte ihre Hand mit eisernem Griff, dann sagte er scheinbar höflich zum Könige:

„Ich muß meine Tochter auf ihr Zimmer führen, amit sie sich zum Empfange ihres Bräutigams vorereite.“

Heinrich IV. verstand sich auf den Gesichtsaus-
von besorgten Vätern und eifersüchtigen Gatten,

den er in seiner wilden Jugend oft Gelegenheit hatte kennen zu lernen, er beeilte sich deshalb, das Schloß bald zu verlassen. Als er an der Spitze seines Jagdzuges fortritt, vermißte er seinen Liebling, den Pagen François. Doch beruhigte er sich darüber, denn er wußte, daß nur irgend ein lustiger Streich desselben die Ursache seines Ausbleibens sein könne. Daß der Uebermütige jede drohende Gefahr besiegen würde, war er überzeugt.

Die schöne Gabrielle saß weinend in ihrem Gemach, als die letzten Töne der Jagdhörner aus der Ferne herüber klangen; sie war eine Gefangene und hätte so glücklich sein können an der Seite des mächtigsten, liebenswürdigsten Königs!

Die Ehrenhaftigkeit ihres Vaters erkannte sie nicht an, denn sie war überzeugt, daß der galante Heinrich ihr seine Hand und seinen Thron anbieten, aber nichts Ungehöriges von ihr verlangen würde. Der Bräutigam ward ihr nun auch zuwider, obwohl er ihr früher nicht mißfallen hatte, aber neben Heinrich IV. konnte er nur im Schatten stehen. Sie fürchtete sich vor der Ankunft des Herrn von Bellegarde und war besorgt, daß er mit ihrem Vater im Bunde irgend einen Gewaltstreich gegen sie ausführen könnte, eine rasche Trauung oder eine Unterbringung im Kloster. Sie dachte an Rettung vor dieser Aussicht durch Flucht, aber sie wußte, wie unmöglich eine solche zu bewerkstelligen war bei der Wachsamkeit ihres Vaters und des Pförtners. Als sie von neuem in Tränen ausbrach, hörte sie plötzlich ein Geräusch in dem Raum, wo ihre Kleider aufbewahrt wurden.

Erstaunt öffnete sie die Seitentür und war nicht wenig überrascht, ein allerliebstes Mädchen in ihrem besten Festtagsanzuge vor sich zu sehen. Tanzend und lachend gab es sich als François zu erkennen, indem es sagte:

„Sehe ich nicht genau so aus wie die schöne Gabrielle? So werde ich auf dem Söller morgen früh erscheinen und mit einem Tuche dem herannahenden Bräutigam zärtlich zuwinken, während Sie, mein holdes Edelfräulein, mein Pagenkostüm anlegen und noch heute abend, wenn es dunkelt, mein sanftes Roß besteigen, um als François dem Könige zu folgen."

Gabrielle fand den Plan vortrefflich und eilte ihn auszuführen . . . . .

Diese Szene ist einem altfranzösischen Romankapitel entlehnt. Es bleibt noch zu berichten, daß Heinrich IV. ein sehr romantisches Verhältnis mit Gabriellen fortspann; er erhob sie zur Herzogin von Beaufort und versprach ihr, sich mit ihr zu vermählen. Ihrem Vater, der ihr nicht verzeihen wollte, daß sie mit dem König vereint war, wurde vorgespiegelt, sie sei im Begriff, einen Herrn von Liancourt, einen Witwer mit vierzehn Kindern, zu heiraten, was trotz der Unwahrscheinlichkeit Glauben fand.

Als Gabrielle endlich auf Erfüllung des königlichen Eheversprechens drang, wodurch ihre Söhne Cäsar und Alexander von Vendôme legitimiert werden sollten, verhinderte der Minister Sully den König, sein Wort zu halten, veranlaßte auch den Beichtvater Gabriellens, sie vom Könige zu entfernen.

Man beredete sie, eine Zeitlang im Verborgenen zu leben, alsdann würde sie doch noch mit dem Geliebten zum Altar gehen können. Sie begab sich nach Paris, in das Haus eines jüdischen Arztes, namens Zamet, der auch zu den Vertrauten des Königs gehörte, ihm Geld verschaffte und Wunderkuren unternahm. Hier verlebte sie traurige Tage, vereinsamt und vergessen. Sie betrachtete es als eine Genugtuung, daß ihr einstiger Verlobter, der Marschall von Bellegarde, sie dort aufsuchte. Auf ihr Bitten versprach er ihr, bei ihrem Vater Verzeihung für sie zu erwirken, was ihm auch gelungen sein soll.

Statt des erwarteten Glücks, Königin von Frankreich zu werden, widerfuhr der armen Gabrielle aber ein grausames Geschick, sie starb ganz plötzlich an einer Vergiftung, deren Urheber unbekannt geblieben ist.

Ob Heinrich IV. ihre Todesart erfahren hat, steht nicht fest; jedenfalls zeigte er keine allzu große Betrübnis darüber. Er hörte wahrscheinlich auch Verleumdungen über seine Geliebte, wenigstens wurden die Besuche des Marschalls von Bellegarde in den Chroniken damaliger Zeit, den Memoiren, sehr nachteilig für sie ausgelegt.

Im Volksmund blieb die Sage vom Liebesglück der „belle Gabrielle" als heiterer Chanson bestehen, wie auch Henri Quatre eine Lieblingsgestalt des französischen Volkes geblieben ist.

Leider gab er durch seine späteren Liebesgeschichten noch oft Anstoß; so folgte auf Gabrielle, Henriette d'Entraignes, auch die schöne Prinzessin

von Montmorency machte ihn liebestoll. Sie verschmähte ihn indessen und vermählte sich mit dem Prinzen von Condé, welcher durch sie Vater des berühmten Feldherrn dieses Namens geworden ist.

Heinrich IV. wurde trotz seiner vielen Liebeshändel später noch ein guter Familienvater, wie die historische Anekdote beweisen kann, daß er seinen kleinen Prinzen erlaubte, ihn als Reitpferd zu behandeln. Seine Ehe mit Maria von Medici galt jedoch für unglücklich, weil sie herrschsüchtig und intrigant war. Sie wurde sogar beschuldigt, mit Heinrichs Feinden, der katholischen Partei, im Einverständnis gehandelt zu haben. Allerdings war der Schein gegen sie. Auf ihr wiederholtes Andringen hatte der König eingewilligt, sie krönen zu lassen und zur Regentin zu ernennen, um während seines beabsichtigten Kriegszuges nach Deutschland, wo er Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg gegen Spanien-Oesterreich unterstützen wollte, die Zügel der Regierung führen zu können. Einen Tag nach dieser Krönungsfeier, 14. Mai 1610, fuhr Heinrich IV. in seiner Staatskarosse durch die engen Straßen von Paris, um den erkrankten Minister Sully zu besuchen. Der Wagen mußte langsam fahren, weil ein Lastfuhrwerk den Weg versperrte. Diesen Umstand benutzte Ravaillac, ein junger Fanatiker, wahrscheinlich ein gedungener Mörder, um dem König zweimal ein scharfes Messer in die Brust zu stoßen und ihn auf der Stelle zu töten. Ravaillac wurde auf dem Grève-Platz von Pferden lebendig zerrissen, aber nach seinen Mitschuldigen suchte man nicht.

Der hübsche Page François, den Heinrich IV. so sehr geliebt hatte, ward später eine historische Zelebrität, ja eine der populärsten Figuren, die noch jetzt in allen französischen Romanen zitiert wird, nämlich François von Bassompierre, Marschall von Frankreich. Er hatte als Günstling des galanten Königs die Kunst zu lieben gründlich studiert (ars amandi), und verstand es wie kein anderer, sich Frauengunst zu gewinnen. Er hatte sechstausend Liebesbriefe zu verbrennen, als er von Richelieu zur Bastille verurteilt wurde wegen einer Verschwörung zum Sturz des verhaßten Kardinals. Bevor er seine Gefangenschaft antrat, erhielt er noch die Erlaubnis, seine heimliche Ehe mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, bekannt zu machen. Diese Dame starb bald nachher, weil sie die Trennung von dem liebenswürdigen Taugenichts nicht verschmerzen konnte. Er war auch ein Schuldenmacher und Hazardspieler. Durch ihn ist das berüchtigte Bassette-Spiel in Frankreich eingeführt worden. Er verschwendete ungeheure Summen bei dem Bau seines prächtigen Schlosses Chaillot, in welchem er aber nur kurze Zeit gewohnt hat. Dieses Schloß erlangte später seine Berühmtheit, weil die Königin Henriette, Gemahlin Karl I. von England, das Kloster Saint-Marie dort gründete. Eine andere englische Königin, Jakob II. Gemahlin, Marie Beatrice von Este, wählte es ebenfalls zu ihrem Zufluchtsort.

Der Dichter Anthony Hamilton, ein Anhänger der Stuarts, wurde durch letzteren Umstand zu folgendem Gedicht veranlaßt:

„Par quel bizarre enchantement
La maison du feu Bassompierre,
Cet homme jadis si galant,
Est-elle aujourd'hui le couvent
Qui reçoit tout ce que la terre
A de plus digne et de plus grand.“

„Ein seltsamer Zauber hat aus dem Haus des seligen lockeren Bassompierre ein Kloster gemacht, wohin sich das Edelste und Erhabenste dieser Welt flüchtete.“

Bassompierre mußte zwölf Jahre in der Bastille zubringen, erlebte indessen doch noch seine Befreiung durch den Tod Richelieus, starb aber bald nachher, 1646, an den Folgen seiner langen Haft.

Königin Anna von Frankreich und George Villiers, Herzog von Buckingham.

Am 25. November 1615 wurde in der Kathedrale zu Bordeaux ein junges Königspaar getraut, eigentlich zwei Kinder, gleichalterig, kaum fünfzehnjährig, nämlich Ludwig XIII. von Frankreich und Anna von Oesterreich, Infantin von Spanien. Die Ehe war ein Akt kindlichen Gehorsams; die Politik der Königin-Mutter, Maria von Medici, hatte es verlangt, daß ihr Sohn, der mit zehn Jahren den Thron bestieg, sich früh verheiraten sollte. Ob das kindliche Ehepaar sich lieben würde, kam nicht in Betracht.

Der junge König war ein hochgewachsener Jüngling, sein Gesicht sah wachsbleich und melancholisch aus, schwarzes reiches Haar bildete einen Rahmen um dasselbe und verdüsterte es nur noch mehr. Seine Gemahlin war aber, trotz ihrer Jugend, eine vollentwickelte Frauengestalt, eine blühende Schönheit, die dem Leben entgegen lachte, aber kein Lächeln für den ernsten, kargausgestatteten Gatten übrig hatte. Wie zwei Fremde standen sich die Neuvermählten gegenüber — jahrelang sollte dies kalte Verhältnis andauern.

Anna von Oesterreich — unter diesem Namen spielte sie eine große Rolle in der französischen Geschichte — hatte es sich unzweifelhaft sehr angenehm gedacht, Königin von Frankreich zu sein und wunderte sich, daß die erwarteten Annehmlichkeiten so lange ausblieben. Sie hörte nur von den politischen In-

trigen reden, welche ihre Schwiegermutter, Maria von Medici, unternahm, um ihre Herrschaft zu befestigen. Nach der Ermordung Heinrich IV., ihres Gemahls, durch den Jesuiten Ravaillac, war sie Regentin geworden und konnte sich nicht entschließen, die Zügel der Regierung wieder aus den Händen zu geben. Der junge König, ihr Sohn, wurde von ihr und ihren Günstlingen tyrannisiert, ja sogar mit Krieg bedroht. Der Graf von Luynes, ein Liebling und Jugendfreund Ludwig XIII., ließ den berüchtigten Concini, der durch die Gunst der Königin-Regentin zum Marschall d'Ancre sich emporgeschwungen hatte, erschießen und dessen Gemahlin, Leonore Galigai, als Hexe verbrennen.

Luynes erlangte dadurch die glänzendsten Beweise der Dankbarkeit von seiten seines königlichen Freundes, der sich glücklich fühlte, von dem Joche seiner Mutter befreit zu sein. Er verhängte über diese alsdann die Gefangenschaft im Schlosse Blois; die tatkräftige Frau entzog sich jedoch derselben bald, indem sie am 22. Februar 1619 in einer dunklen Nacht aus dem Fenster sprang und sich nach Angoulème rettete, wo sie abermals ein Heer zusammenbrachte und gegen ihren Sohn führte. Bevor es zur Schlacht kam, ließ sie sich aber von ihrem Ratgeber, dem Bischof von Luçon, der niemand anders war als der nachmals so berühmte Richelieu, zur Versöhnung bewegen. Sie wurde alsdann vom Könige eingeladen, wieder nach Paris zu kommen, was sie annahm unter der Bedingung, daß ihr damaliger Günstling Richelieu eine Anstellung erhielt. Sie

glaubte damit einen wirksamen Schutz gegen ihre Feinde in der Umgebung des Königs zu erlangen. Aber sie ward bald genug grausam getäuscht. Richelieu schwang sich zum allmächtigen Minister empor und raubte ihr jeglichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Er erregte sogar den Verdacht gegen sie, daß sie beabsichtige, den König zu entthronen und ihren jüngeren Sohn, Gaston von Orleans, an dessen Stelle zu setzen. Da dieser einen Versuch machte, mit bewaffneter Hand seine Herrschergelüste zu befriedigen, gewann Richelieus Beschuldigung gegen Maria von Medici den Schein der Wahrheit. Sie wurde aus Frankreich verbannt und starb nach langem Umherirren am 3. Juli 1642 in Köln. Die merkwürdigste Handlung ihres vielbewegten Lebens war jedenfalls Richelieus Berufung zum Ratgeber Ludwig XIII., denn dadurch wurde Frankreich umgestaltet und emporgehoben.

Länger als zehn Jahre mußte Anna von Oesterreich auf die erwarteten Vergnügungen des Hoflebens harren. Richelieu selbst wünschte endlich, daß sich dasselbe möglichst glänzend gestaltete, weil er dadurch die unzufriedenen Aristokraten zu bestechen hoffte.

Auch Ludwig XIII. nahm gern an den Festlichkeiten seines Hofstaates teil, obwohl er sonst die Einsamkeit vorzog und noch immer fern von seiner jungen Gemahlin lebte. Sie konnte jedoch keine Klage gegen ihn führen, denn er beging nicht die leiseste Untreue und vermied die Schönheiten beinahe ängstlich, ganz entgegengesetzt von seinem Vater, Heinrich IV.

Die Hofbälle damaliger Zeit besaßen schon die Ueberfülle von Glanz und Pracht, welche durch die französischen Könige in Gebrauch gekommen ist.

Die Hoftracht war sehr malerisch, die Männer erschienen in Röcken von hellfarbenem Sammet, reich mit Goldflittern besetzt; lange seidene Schleifen flatterten auf der Schulter, Tücher mit Spitzenbesatz zierten den Hals, breite Manschetten die Hände und sogar die Stiefel. Ein blanker Harnisch wurde unter dem scheinbar zarten, fast weiblichen Anzuge getragen, wie ein Ueberbleibsel aus der Ritterzeit, und war deshalb Vorrecht des Adels.

Den Frauen war die Mode des siebzehnten Jahrhunderts noch viel vorteilhafter als den Männern. Es gab damals noch keine ihrer Auswüchse, wie Reifröcke, Schminke, Schönpflästerchen und Puder. Der Schnitt der Kleider richtete sich nach italienischen und spanischen Vorbildern und trug deshalb den Stempel der Idealität; nicht Schneider, sondern Maler hatten ihn erfunden. Die Ritterkragen um den schlanken Hals, die spanischen Puffärmel, das Schneppenleibchen, das Sammetbarett mit Federn, wie malerisch schön stand das alles den Frauen, selbst die Matronen erhielten dadurch noch einen gewissen Jugendreiz, wie man auf den Bildern jener Zeit sehen kann.

Auch das damalige Tanzen paßte zu der feierlichen, etwas steifen Tracht; es war eine Vereinigung von Kontrasten, ein Gemisch von Grandezza und Koketterie in diesen langsamen zierlichen Bewegungen, welche als Vorläufer des Menuetts gelten

konnten. Man nannte den Tanz „ein Ballett“, was für die Neuheit seltsam genug klingt; König und Königin tanzten darin mit, sogar geistliche Würdenträger fanden es mit ihrer hohen Stellung vereinbar, der Kardinal Richelieu hat zuweilen Ballett getanzt oder vielmehr „gegangen“. Es war ein Ehrentanz, wie etwa heutzutage die Polonäse es ist.

Auf solchem Ballfest war es, wo die Königin Anna den Herzog von Buckingham zum ersten Male sah. Er zog die allgemeine Bewunderung auf sich durch seine seltene Schönheit und sein kühnes Auftreten. Langwallende Locken um den jugendlichen, stolz getragenen Kopf, ein Kinnbärtchen à la Henri Quatre und ein langer, an den Spitzen krausgedrehter Schnurrbart standen ihm vortrefflich, dazu war er reicher gekleidet, als die meisten anwesenden Herren. Sein Anzug funkelte von Edelsteinen und Goldstickerei, seine Haltung war voll Hochmut, aber gemildert durch feine Sitte und sichern Takt. Er wurde mit großer Auszeichnung von der Hofgesellschaft behandelt und der König, sonst immer schweigsam, fast unfreundlich gegen neue Erscheinungen, würdigte ihn einer längeren Anrede. Aufmerksame Beobachter wollten jedoch bemerkt haben, daß der König ihn mißtrauisch und übelwollend angesehen habe, als er beim Erscheinen der Königin sich einen Ausruf des Entzückens erlaubt hatte. Daß Ludwig XIII. eigentlich wärmere Empfindungen für seine schöne Gemahlin hegte, als seine scheinbare Kälte es vermuten ließ, wurde durch diese Anwandlung von Eifersucht ziemlich sicher festgestellt.

Als der Herzog der Königin vorgestellt wurde, benahm er sich indessen als geübter Hofherr völlig tadellos, doch brannten seine Lippen beim etikettenmäßigen Handkuß eine Sekunde zu lange auf den zarten Fingerspitzen und seine Augen sprühten unheimlich, als sich Anna höflich zu ihm niederbeugte; sie fuhr wie vom Blitz getroffen rasch empor und verfärbte sich ein wenig. Doch ließ sie ihm im Laufe des Abends die Ehre erzeigen, im Ballett des Königs an seiner Seite dahin zu schreiten.

Der Herzog konnte übrigens mit Recht auf einen freundlichen Empfang am französischen Hofe rechnen, denn er erschien dort als Abgesandter des Königs Karl I. von England und hatte den ehrenvollen Auftrag, die Braut desselben, die Prinzessin Marie Henriette von Frankreich, nach London zu geleiten. Er war hierzu auserwählt, weil er mit den französischen Verhältnissen genau Bescheid wußte, denn er hatte seine Erziehung in Frankreich empfangen. Seine Mutter, eine ehrgeizige, reiche Frau, wollte ihn nämlich für eine glänzende Laufbahn ausbilden lassen und hielt den französischen Schliff dazu für notwendig; sie hatte aber nicht bedacht, daß die giftige Luft des Pariser Lebens zerstörend auf die seelischen Eigenschaften eines Jünglings wirken mußte. Als er mit zwanzig Jahren nach England zurückkam, war er ein vollendeter Weltmann, hinreißend durch Jugend, Schönheit und Mutwillen, aber auch ein Genußmensch und Egoist. Die stolzen Pläne der Mutter gingen rasch in Erfüllung, ihr Sohn wurde der Liebling zweier Könige; Jakob I. und Karl I.

überhäuften ihn mit Auszeichnungen, machten ihn zum Herzog, vertrauten ihm wichtige Aemter an und gewährten ihm die Mittel zu maßloser Verschwendung und einem höchst leichtsinnigen Lebenswandel.

Verwöhnt und verdorben durch die Gunst der Frauen, glaubte er an keine weibliche Tugend und hielt es für eine reizvolle Unternehmung, das Herz der schönen Königin von Frankreich zu erobern. Es schien ihm durchaus kein Unrecht zu sein, einer Gattin, die so augenscheinlich vernachlässigt wurde, mit Verführungskünsten zu nahen. Ja, er faßte sogar den tollkühnen Entschluß, durch eine gewaltsame Entführung an sein Ziel zu gelangen und sich später zum Gemahl einer Königin emporzuschwingen. Die Ausführung dieser Idee war ja möglich, wenn nur der Gegenstand seiner Wünsche sich dafür bestimmen lassen wollte. Wie ein Raubvogel seine Beute, umkreiste er unablässig die schöne Frau. Es währte ziemlich lange, bis sie die Gefahr bemerkte, aber umso schneller entdeckten ihre Umgebungen den Roman des Herzogs und fingen an, laut oder leise darüber zu urteilen.

Es gab einige frivole Damen, die sich ein großes Vergnügen von dem beginnenden kleinen Skandal versprachen, auch hatte die Königin Feinde, wie alle Hochstehenden, denen es wichtig war, sie zu stürzen. Noch schlimmer wirkten ihre anderen Anbeter, unter denen der Herzog von Montmorency und der Herzog von Bellegarde sich befanden; sie machten Lärm aus Neid und Eifersucht, auf einen Ausländer, der in ihren Augen nur ein Glücksritter war. Es liefen

bald Gerüchte um, welche für ewige Zeiten das Charakterbild der schönen Königin Anna verdunkelten. Daß sie ein Liebesverhältnis mit dem Herzog von Buckingham gehabt habe, gilt für ein historisches Faktum, ja es gibt noch jetzt gewissenlose Geschichtschreiber, welche versichern, daß ihr berühmter Sohn, der vierzehnte Ludwig, diesem Verhältnis entsprossen sei. Bei einiger Nachforschung könnten sie aber erfahren, daß die Geburt Ludwigs XIV. mehr als zehn Jahre nach dem Tode Buckinghams stattfand.

Es ist nicht verbürgt, daß das Herz der jungen Königin sich dem schönen Fremdling zuwendete. Er hatte einen nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht, doch gab sie ihm keine Veranlassung, auf irgend welche Erfüllung seiner kühnen Wünsche zu hoffen. Wenigstens versicherte dies in sehr überzeugender Weise die Zeitgenossin und Vertraute der Königin, Frau von Motteville, deren Aufzeichnungen, Memoiren genannt, den anerkannten Wert von historischen Dokumenten besitzen. Daraus geht hervor, daß Anna ein beinah kindliches Vergnügen empfand, als sie mit dem Feuer einer verbotenen Liebe spielen konnte. Sie vermied keine Annäherung des glühenden Liebhabers, aber sobald sie eine wirkliche Gefahr ahnte, ergriff sie die Flucht. So soll sie einmal bei Gelegenheit einer Gartenpromenade, hocherrötend und heftig erzürnt, ihre Hofdamen herbeigerufen haben, die sie mit dem Herzog von Buckingham allein gelassen hatten.

Als der König dies an sich unbedeutende Begebnis erfuhr, geriet er in eifersüchtigen Zorn und

befahl die Entlassung der Hofdamen, denen er wahrscheinlich nicht die notwendige Sittenstrenge zutraute. Der Herzogin von Chevreuse, eine der Hofdamen, konnte allerdings dieser Vorwurf gemacht werden, sie hatte eine ausgesprochene Neigung für männliche Huldigungen und versuchte es, auch in ihrer jungen Gebieterin Sinn dafür zu erregen, wie Frau von Motteville dies aus dem eigenen Munde der letzteren gehört zu haben versichert.

Der Herzog von Buckingham empfand übrigens schließlich eine wahre und tiefe Leidenschaft für die Königin, der er anfangs aus Leichtsinn, Eitelkeit, Ehrgeiz und Sinnlichkeit gehuldigt hatte. Als er nach England zurückkehren mußte, erregte er das Mitleid der anwesenden Damen durch den Ausbruch seiner Gefühle; er weinte laut und küßte immer wieder das Gewand der Königin, das er nach der Vorschrift der Etikette nur einmal mit den Lippen berühren durfte. Die Prinzessin von Conti schilderte diese rührende Abschiedsaudienz nachher dem Könige und fügte hinzu, daß die Königin sich mit grausamer Kälte dabei benommen habe, eine Bemerkung, die mit sichtbarer Wohlgefälligkeit aufgenommen wurde.

Dieser Szene sollte übrigens noch ein gefährliches Nachspiel folgen. Als Buckingham schon im Begriff stand, die Einschiffung der Königsbraut zu bewerkstelligen, vergaß er sich so weit, die Wichtigkeit seiner Sendung ganz aus den Augen zu verlieren und von Liebeswahnsinn getrieben, nach Paris zurückzueilen. Unter dem Vorwande, noch eine dringende Geschäftssache dort vornehmen zu müssen, erlangte er

von der Prinzessin-Braut die Erlaubnis, die Abreise nach England aufzuschieben. Auf diese Weise erfüllte er sich den wahnsinnigen Wunsch, seine geliebte Königin noch einmal zu sehen.

Er drang ungemeldet in ihre Gemächer, weil zu der frühen Stunde seiner Ankunft die Hofdamen noch nicht ihren Dienst angetreten hatten. Die Königin lag noch zu Bett und war aufs äußerste erschrocken, als er bei ihr eintrat, er kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und brach in einen wahren Sturm von Liebesbeteuerungen aus. Die Königin antwortete nur durch Klagen und Scheltworte über seine unsinnige und unverschämte Handlungsweise. Als er nicht zur Vernunft zu bringen war, rief sie laut um Hilfe, worauf ihre Oberhofmeisterin, Gräfin von Lannoi, herbeieilte und den Herzog gewaltsam zu entfernen suchte. Es entstand ein wahres Handgemenge zwischen ihm und der würdigen alten Dame, was sich so komisch ausnahm, daß der tragische Eindruck, den die Königin anfangs empfangen hatte, gänzlich verwischt wurde, und sie noch nach langen Jahren in Erinnerung dieser Szene das Lachen nicht unterdrücken konnte; sie hat diese übrigens selbst der Frau von Motteville geschildert.

Der Herzog von Buckingham mußte sich endlich bequemen, der alten Dame zu weichen, aber er setzte es durch, am andern Tage noch eine Audienz bei der Königin zu haben, wo er vor dem gesamten Hofstaat sich mit großer Unbesonnenheit benahm.

Der König schrieb an seinen Schwager, daß er einen solchen Gesandten niemals wieder an seinem

Hofe dulden würde. Dennoch wagte Buckingham mehrere verzweifelte Versuche, wieder nach Frankreich zu kommen, aber schließlich scheint er seine Leidenschaft überwunden zu haben, denn er vermählte sich und wurde Vater von zwei Söhnen.

Sein Gönner, König Karl I. von England, war sehr ungehalten über den französischen Hof, weil dort sein Liebling sich unglücklich gefühlt hatte. Es fehlte nicht viel, so wäre es zu einem Kriege deswegen gekommen.

Buckingham wünschte sich auf eine großartige Weise in Frankreich in Erinnerung zu bringen und beredete Karl I., die Belagerung von Rochelle ihm zu übertragen. Diese brachte ihm jedoch keine Waffenehre ein, sondern mißlang gänzlich, gestaltete sich aber für ihn persönlich noch ganz besonders folgenschwer, indem er bei dieser Gelegenheit einen seiner Untergebenen, den Leutnant Felton, beleidigte und mitten im Streit von demselben erschossen wurde. So endete am 23. August 1628 im sechsunddreißigsten Lebensjahr einer der stolzesten, vom Glück verwöhntesten Männer.

Die Königin Anna hatte nach Buckinghams Entfernung keine heitere Zeit; ihr Gemahl war unfreundlicher als zuvor gegen sie und der Kardinal Richelieu, der ihn gänzlich beherrschte, benahm sich so feindselig, daß sie fürchten mußte, man werde sie nach Spanien zurückschicken. Frau von Motteville deutet in ihren Memoiren an, daß die Schönheit der Königin das Wohlgefallen des Kardinal Richelieu erregt habe. Er war damals erst im Beginn der vier-

ziger Jahre, also keineswegs zu alt für sie, denn sie war nahe den Dreißigern, doch bewies sie ihm unverhohlen ihren Abscheu vor jeder Annäherung, und hieraus erklärte sich der Haß, womit er sie zeitlebens verfolgte.

Es ist indessen kaum glaublich, daß ein so kluger Mann, wie der Kardinal Richelieu, die Unvorsichtigkeit begangen haben sollte, seine Schwäche einzugestehen, bevor er nicht sicher war, Nachsicht und Erwiderung dafür zu finden. Wenn er auch vielleicht gewissenlos genug gewesen wäre, die Gemahlin seines Königs zu einem verbotenen Umgang zu verleiten, so würde er doch die Befürchtung gehegt haben, seinen geistlichen Ruf dadurch zu schädigen. Die Königin zu hassen oder es ihr zu zeigen, durfte er gar nicht wagen, wenn er sich gegen sie etwas herausgenommen hätte, weil er alsdann fürchten mußte, sie werde ihn deswegen verklagen. Daß er bei seiner Herrschsucht danach trachtete, sie in Furcht und Unterwürfigkeit zu erhalten, war natürlich. Die Königin war aber nicht im Irrtum, wenn sie es dem Einflusse des Kardinals zuschrieb, daß ihr Gemahl ihr so wenig Wohlwollen bewies, denn denselben schrankenlos zu beherrschen, hielt er für eine Pflicht gegen den Staat. Ein inniges Einverständnis mit einer so klugen Frau, wie Anna von Oesterreich es war, würde den König jedenfalls der Herrschaft des Kardinals entzogen haben.

Wunderbarerweise begünstigte der Kardinal von anderer Seite weiblichen Einfluß auf Ludwig XIII., indem er schöne Hofdamen bei der Königin anstellte.

Wie leicht hätte ihm eine solche die Macht aus der Hand nehmen können! Die Gefahr wurde dadurch gesteigert, daß Ludwig noch im blühenden Mannesalter stand und viel schöner geworden war; wie er als Jüngling erwarten ließ. Aber er besaß eine natürliche Abneigung gegen sittliche Verirrungen und hegte eine wahrhafte Verehrung für weibliche Tugend. Die platonische Theorie von der geistigen Liebe war sein Lieblingsstudium, und er fühlte sich sehr glücklich, als er in Fräulein von Hautefort volles Verständnis für diese ideale Richtung fand. Man spottete wohl über diese Neigung, aber man konnte ihr doch die Achtung nicht versagen, und die Königin empfand es nicht als Zurücksetzung, denn die genannte Dame war ihre persönliche Freundin und bewirkte, daß der König sich öfter und lieber in den Gemächern seiner Gemahlin aufhielt. Letztere überzeugte sich auch sehr bald, daß sie nicht eifersüchtig zu sein brauchte, denn die Gespräche nahmen niemals einen zärtlichen Ton an, sondern drehten sich um Hunde, Vögel und Jagdgeschichten.

Nach einiger Zeit trat aber bei dem tugendhaften Manne doch auch das Verlangen nach Abwechslung ein, er wendete seine platonische Sympathie einer andern Hofdame zu, einem Fräulein von Lafayette, wobei er sich um einige Grade wärmer zeigte, denn sie war eine vollendete Schönheit, aber noch weniger eitel als Fräulein von Hautefort und noch viel mehr der Königin zugetan. Sie hatte lange Unterredungen mit ihr und erklärte nach einiger Zeit, daß sie das Hofleben mit dem Kloster vertauschen wolle. Der

König geriet darüber ganz außer sich und vergoß sogar Tränen. Er besuchte sie auch noch, als sie schon ihren Entschluß ausgeführt hatte. Sie benutzte die feierliche Stille der Klostermauern, um ihn zu überzeugen, daß er ein Unrecht begehe, wenn er seine Gedanken seiner Gemahlin in dieser Weise entzöge, es wäre eine Untreue gegen sie, wenn auch kein Vergehen, keine wirkliche Versündigung damit verknüpft wäre.

Bestürzt und beschämt hörte der König diese Ermahnungen an, aber die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten, er beschäftigte sich in auffallender Weise mehr mit der Königin und äußerte auch zu einem seiner Vertrauten, daß er sie eigentlich immer sehr schön gefunden habe, namentlich seit sie ruhiger und älter geworden war.

Sie stand damals in ihrem achtunddreißigsten Lebensjahre und muß allerdings noch viele Reize besessen haben, wie die nachfolgende Personalbeschreibung aus der Feder der Motteville beweisen kann.

„Sie hatte eine blendend weiße Haut, obwohl sie keine Sorgfalt darauf wendete und leider sehr selten eine Maske tragen wollte. Ihre Augen waren vollkommen schön, ihre Blicke vereinigten Sanftmut mit Hoheit und hatten eine grünliche Beimischung, wodurch sie an Lebhaftigkeit gewannen. Ihr Mund, klein und purpurrot, besaß ein bewundernswertes Lächeln. Der Schnitt ihres Gesichts, namentlich die Stirn, war von edler Regelmäßigkeit, nur die Nase konnte sich derselben nicht rühmen, sie paßte nicht zu den sonst so schönen Zügen, denn sie hatte mit den

Jahren an Größe und Dicke zugenommen. Die Hände und Arme waren besonders berühmt wegen ihrer schönen Form, ebenso der Hals und Nacken. Die Gestalt hatte hinreichende Fülle, blieb aber doch stets schlank, weil die Königin groß war und sich eine schöne aufrechte Haltung angewöhnt hatte. Obgleich damals eine zahlreiche Versammlung von berühmten Schönheiten bei Hofe stattfand, so überstrahlte sie Anna von Oesterreich doch sämtlich."

Als Frau von Motteville diese vorteilhafte Schilderung der Königin entworfen hatte, konnte sie gleich nachher ein Ereignis in ihren Denkwürdigkeiten verzeichnen, welches die Stellung ihrer Gebieterin völlig veränderte. Am 5. September 1638 wurde nämlich endlich ihr Wunsch erfüllt, einem Thronerben das Leben zu geben. Ludwig XIV. erblickte das Licht der Welt!

Der Jubel des französischen Volkes und die Freude des Königs über dies unerwartete Ereignis überstieg alle Grenzen. Das Glück der Mutter rührte alle Herzen, sie liebte diesen Sohn mit Abgötterei.

Ueber die Geburt Ludwig XIV. existiert eine unglaubliche Anhäufung von historischem Skandal. Wie schon angegeben wurde, sollte der Herzog von Buckingham der Vater gewesen sein, der grade zehn Jahre früher gestorben ist. Auch Richelieu, den sie so bitter haßte, kam in Verdacht, ja sogar Mazarin, der erst nach der Geburt des Thronerben in die Dienste Frankreichs trat.

Vollkommen lächerlich ist aber die Version, welche ganz ernsthafte Leute geglaubt und verbreitet haben.

nämlich die Fabel, daß Ludwig XIV. einen Zwillingsbruder gehabt hätte, der als „Mann mit der eisernen Maske“ sein trauriges Dasein fristete. Abgesehen davon, daß neuere Forschungen längst den Beweis lieferten, die berühmte Maske sei von Sammet, nicht von Eisen gewesen, würde die Verheimlichung und Unterdrückung eines Zwillingsbruders ja durchaus keinen Grund gehabt haben. Es gehört wirklich keine medizinische Weisheit dazu, um zu wissen, daß einer der Zwillinge immer mehrere Stunden früher als der andere geboren wird, die Erstgeburt, ob nach Stunden oder nach Jahren, also ganz unzweifelhaft festgestellt werden kann. Weshalb sollte denn der Zweitgeborene so grausam beiseite gebracht worden sein? Es gab gar keinen Grund dafür.

Voltaire hat die Erfindung dieses Märchens in seinem Königshaß mehr als hundert Jahre nach der Geburt Ludwig XIV. der Oeffentlichkeit übergeben und unbegreiflicherweise allgemein Glauben dafür gefunden.

„Der Gefangene von Pignerol“, wie der Mann mit der Maske auch noch genannt wurde, nachdem er schon durch den Gouverneur Saint-Mars nach der Bastille gebracht worden war, hieß Mattioli und erduldete seine Gefangenschaft zur Strafe für eine Verräterei, welche er bei Gelegenheit eines geheimen Vertrages zwischen dem Herzoge von Mantua und dem Könige Ludwig XIV. gegen letzteren begangen haben soll. Er war 1640 in Mantua geboren, also beinah gleichalterig mit dem König, wodurch die alberne

Fabel, daß der Gefangene sein Zwillingsbruder sei, vielleicht zuerst veranlaßt worden war.

Uebrigens hatte Anna von Oesterreich das Glück, noch einen zweiten Sohn zu bekommen, Philipp von Orleans, geboren am 21. September 1640, wodurch der Verdacht beseitigt wurde, daß ihr erster Sohn ein untergeschobenes Kind gewesen sei. Ihr Gemahl freute sich über den zweiten Sohn fast noch mehr wie bei dem ersten. Er kam sich nun wie ein glücklicher Familienvater vor und gestand es ein, daß es seine Freude erhöht habe, länger als zwanzig Jahre vergeblich auf Kinder zu hoffen.

Doch war es ihm nicht bestimmt, sein spätes Familienglück lange zu genießen, er starb bereits 1643. Seiner Gemahlin gab er den größten Beweis des Vertrauens, indem er sie zur Regentin ernannte und ihr die Vormundschaft über seine Kinder übertrug. Sie führte die Zügel der Regierung mit Festigkeit und Milde, hatte aber harte Kämpfe zu bestehen durch die Empörung der Aristokraten, die Fronde genannt. Mehr als einmal ward der Thron ihres Sohnes bedroht. Der Kardinal Mazarin, auf den Richelieu seine Regierungskunst vererbt hatte, stand der Königin in der Leitung des Staates bei, und beide erlebten den vollständigen Sieg, sowie den aufgehenden Ruhm des „Sonnenkönigs, Ludwigs XIV."

Anna von Oesterreich starb am 20. Januar 1666 an einem schmerzhaften Krebsleiden, welches sie mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen hat.

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz und die Raugräfin Louise von Degenfeld.

Karl Ludwig von der Pfalz war ein Sohn des Winterkönigs und seiner schönen Gemahlin Elisabeth, einer Enkelin von Maria Stuart. Er ward am 22. Dezember 1617 zu Heidelberg geboren, als seine Eltern in dem herrlichen Schlosse dort lebten und noch nicht die traurige Jagd nach der böhmischen Königskrone begonnen hatten. Karl Ludwig und sein älterer Bruder waren die einzigen Kinder, die ihre frühe Jugend in häuslicher Ruhe auf dem väterlichen Stammsitze verlebten. Die übrigen zahlreichen Sprossen des unglücklichen Paares kamen auf den wechselvollen Querzügen desselben zur Welt.

Karl Ludwig kam erst durch den westfälischen Frieden wieder in Besitz der Pfalz, die sein unglücklicher Vater verloren hatte, und gelangte zur Regierung durch den Tod seines älteren Bruders. Dieser war unter seltsamen Umständen in Paris gestorben, wo er eine Witwe hinterließ. Sie tauchte später in Heidelberg wieder auf und übte einen folgenschweren Einfluß aus auf die Schicksale des

Der Thronerbe hatte sich mit einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Kassel vermählt, welche einem Sohne Karl und einer Tochter Elisabeth Charlotte das Leben gab. Letztere ist als Liselotte, Herzogin von Orleans, berühmt geworden.

Die Gemahlin von Karl Ludwig war heftig, unliebenswürdig, und er überaus lebhaft und ungestüm. Er machte kein Hehl daraus, daß er durch seine Ehe nicht glücklich sei, und suchte sich zu entschädigen, indem er den Hofdamen huldigte. Unter diesen erschien etwa im Jahre 1653 eine junge Schönheit, Louise von Degenfeld, welche in ihm eine heftige Liebesleidenschaft erregte. Ihr Vater war ein tapferer Kriegsmann unter Gustav Adolph gewesen und verbrachte auch einige Jahre im Dienste der Republik Venedig. Seine Tochter hatte dort einen höheren Grad von Bildung erlangt, sprach und schrieb gut Latein. Das ließ sie dem Kurfürsten besonders interessant erscheinen. Er unterhielt sich gern mit ihr, und sie wußte sich immer neuen Reiz zu geben, indem sie von ihren Reisen und ihren italienischen Erlebnissen sprach.

Die Kurfürstin mußte bemerken, daß ihr Gemahl mit steigendem Wohlgefallen sich mit der schönen Hofdame unterhielt und suchte dies möglichst zu verhindern. Sie erklärte, daß sie das laute Reden nicht ertragen könne und befahl den Hofdamen, schweigend am Strickrahmen zu sitzen, während sie trübselig am Fenster verweilte und in die Waldlandschaft hinausblickte, die sie wahrscheinlich an ihre schöne Heimat, das bergige Hessen-Kassel, erinnerte. Aber die Liebe

ist erfinderisch, ganz besonders die verbotene. Der Kurfürst legte sich aufs Briefschreiben und wußte sehr geschickt dabei zu verfahren. Er warf seinen Stulphandschuh auf die Erde, worin ein Schreiben versteckt war, die junge Hofdame bückte sich hocherrötend danach und überreichte ihm — den leeren Handschuh mit einer tiefen Verneigung. Die Antwort erhielt der feurige Liebhaber auf einem viel mühsameren Wege.

Fräulein von Degenfeld ließ ihre Briefe an einem seidenen Bande aus ihrem Kammerfenster in den Burghof hinab, wo der Kurfürst die erste Morgenfrühe benutzte, um dieselben aufzufangen. Es waren übrigens keine Liebesbriefe, sondern ernste Ermahnungen an den hohen Herrn, sich seiner rechtmäßigen Gemahlin wieder zuzuwenden, welche dem Charakter der jungen Hofdame ein ehrenvolles Zeugnis auszustellen ganz geeignet waren.

Außerdem enthielten ihre Antworten allerdings auch hübsche Stellen aus der Gedankenwelt des geistreichen Fräuleins, wodurch das Interesse des fürstlichen Verehrers sich steigerte. Es ist wohl unzweifelhaft, daß Fräulein von Degenfeld ein ausgesprochenes Talent zum Schreiben besaß, welches sie einige Jahrhunderte später gewiß zu einer berühmten Schriftstellerin erhoben haben würde. Uebrigens war ihr Herz auch nicht unempfindlich gegen die Huldigungen des Kurfürsten, den ein stattliches Aeußere und ein ritterliches Benehmen auszeichneten, aber sie weigerte sich unablässig, ihm ihre weibliche Ehre zu opfern und wollte ihm durchaus nicht ohne eine rechts-

gültige Ehe angehören. Er faßte deshalb den Entschluß, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, um die Geliebte heiraten zu können.

Als er der Kurfürstin dies Ansinnen machte, geriet sie in heftigen Zorn und verschwor sich, schier in Verzweiflung, niemals in die Ehescheidung willigen zu wollen. Im Schlosse zu Heidelberg brach nun der bitterste Streit aus; vergebens bemühten sich die Verwandten des fürstlichen Paares, die Höfe von Stuttgart, Hessen-Kassel und Baden-Durlach, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, beide Teile standen sich unversöhnlich gegenüber.

Der Kurfürst ging in seiner Leidenschaft so weit, daß er erklärte, er betrachte sich für einen geschiedenen Mann, und verlangte von einem Geistlichen, daß er die Trauung zwischen ihm und dem Fräulein von Degenfeld einsegne. Er gewann auch wirklich durch glänzende Versprechungen den Pfarrer Heiland, im geheimen am 15. Januar 1658 die Ehe zu vollziehen.

Als die Kurfürstin dies erfuhr, war sie ganz außer sich. Sie ergriff eine Mordwaffe und erzwang sich Einlaß in die Zimmer ihrer Nebenbuhlerin, die sie unfehlbar getötet haben würde, wenn nicht der Kurfürst im entscheidenden Augenblick zwischen die beiden Todfeindinnen getreten wäre und sie auseinander gehalten hätte. Er wollte die unglückliche Kurfürstin als Mörderin anklagen, ließ sich jedoch später bewegen, diesen Gedanken aufzugeben, und sie ungestört im Schlosse zu Heidelberg mit ihrer Hofhaltung zu belassen. Indessen blieb sie dort nicht

lange, sondern kehrte nach ihrer Heimat Hessen-Kassel zurück, wo sie im oberen Stockwerk des alten Schlosses einsam ihre Tage beschlossen hat, mehrere Jahre später als ihr Gemahl, von dem sie sich jedoch niemals wirklich scheiden ließ, trotz seiner dringenden, immer erneuten Aufforderungen.

Karl Ludwig verlegte seine Residenz nach Schwetzingen, um mit der Geliebten eine beglückende Häuslichkeit zu genießen. Es war ihm nach langen vergeblichen Bemühungen gelungen, beim Kaiser mit Einwilligung aller Agnaten für seine „morganatische Gemahlin", wie er sie nannte, den Titel Raugräfin zu erwirken, auch ihr ältester Sohn, geboren am 13. Oktober 1658, wurde Raugraf. Ebenso erhielten die zahlreichen Kinder dieses Bundes, dreizehn sagte man, den Grafentitel.

Die Raugräfin Louise verstand es, die Herzen ihrer Umgebung zu gewinnen, sie besaß den Ruf, mitleidig, wohltätig und selbstlos zu sein. Der Kurfürst blieb ihr in Treue und Liebe ergeben. Als sie 1677 starb, war er ganz trostlos und überlebte sie nur drei Jahre. Ihre Stieftochter, die Herzogin von Orleans, hat in ihren Denkwürdigkeiten sich ebenfalls voll Anerkennung über die Liebenswürdigkeit der Raugräfin Louise ausgesprochen. Sie hatte viel Veranlassung, derselben zu zürnen, ihr Lobspruch ist deshalb von doppelter Geltung. Außer dem Kummer, den die schöne Raugräfin der Mutter der Herzogin von Orleans zufügte, war sie auch tätig gewesen bei der Verheiratung derselben mit dem Herzog von Orleans, wodurch so viel Unheil entstand. Die Raugräfin be-

günstigte die Unterhandlungen, welche die Ehe herbeiführten, weil der Ehrgeiz des Kurfürsten dadurch befriedigt wurde, seine Tochter mit dem Bruder des mächtigsten Monarchen, Ludwig XIV., zu vermählen. Alles, was dem Kurfürsten Freude machen konnte, betrieb die Raugräfin mit Eifer, denn sie sah es als ihre Lebensaufgabe an, ihn glücklich zu machen. Nebenbei besaß sie auch eine Vorliebe für politische Intrigen, womit sie sich gern amüsierte, und auch zugleich ihren Einfluß auf den Kurfürsten zu vermehren dachte.

Als im Jahre 1670 eine Französin nach Heidelberg kam und erklärte, die Witwe des in Paris verstorbenen ältesten Bruders des Kurfürsten zu sein, schloß die Raugräfin gleich Freundschaft mit ihr, und beide Frauen verbündeten sich, um die Heirat der Prinzessin Liselotte mit dem Herzog von Orleans zu ermöglichen. Angeblich war die schlaue Französin von dem Könige Ludwig XIV. dazu beauftragt worden. Die junge Prinzessin war ein grades, einfaches, deutsches Wesen, und wollte durchaus nicht einwilligen, am französischen Hofe zu leben, noch weniger konnte sie sich entschließen, ihren Glauben zu wechseln, was verlangt wurde. Sie war schon einmal mit einem Herzoge von Kurland verlobt gewesen, benahm sich aber so rücksichtslos gegen ihn, namentlich sagte sie ihm so derbe Wahrheiten, daß er die Flucht ergriff, weil er sich vor ihrem mannhaften Auftreten fürchtete.

Auf Zureden der Raugräfin entschloß sich Liselotte endlich, die Ehe mit dem Herzoge von Orleans

einzugehen. Als sie ihr Jawort gegeben hatte, sagte sie: „Ich bin ein politisches Opferlamm“.

Sie lebte indessen anfangs in Frankreich zufriedener, als sie erwartet hatte; ihr Gemahl, ein gutmütiger Schwächling, war ihr aufrichtig zugetan, und der König behandelte sie mit der größten Hochachtung, er fand sogar Gefallen an ihrer frischen Munterkeit und ihrem derben Witz. Die erste Gemahlin seines Bruders, die anmutige Henriette von England, hatte dem Könige einst ein so zärtliches Interesse eingeflößt, daß ihr Gemahl die heftigste Eifersucht darob empfand. Bei der sittenstrengen und nicht schönen deutschen Prinzessin machte Ludwig keinen Versuch, ihr anders als brüderlich zu begegnen, aber er beschützte sie immer gegen das Uebelwollen der Höflinge und gegen die Erbitterung, die sie durch ihre kühne Wahrheitsliebe nur allzu oft erregte.

Namentlich ward die morganatische Gemahlin Ludwigs, die allmächtige Marquise von Maintenon, ihre Feindin, wodurch die späteren Lebensjahre der Herzogin von Orleans sehr verbittert worden sind. Den größten Kummer bereitete ihr aber ihr eigener Sohn, der nachherige Regent von Frankreich, durch sein sittenloses Betragen. Auch mußte sie noch den Schmerz erfahren, daß französische Truppen die schöne Pfalz verwüsteten, für welche ihre Ehe also eigentlich die Ursache des größten Unglücks geworden war.

Auch der Kurfürst und die Raugräfin Louise erlebten den Anfang dieses Mißgeschicks noch und erkannten darin vielleicht eine Strafe ihrer Schuld.

König Ludwig XIV. und Louise de La Vallière.

Die Liebe spielte in der Lebensgeschichte des vierzehnten Ludwig eine Hauptrolle. Man könnte Bände damit ausfüllen, wollte man alle die Damen schildern, denen er sein großes Herz zuwendete. Eine der lieblichsten und unglücklichsten war Louise de La Vallière, denn ihre Liebe für den König war eine rein ideale, frei von Ehrgeiz und Politik, zwei Beweggründe, welche allmächtig wirkten bei allen andern weiblichen Elementen im Leben Ludwig XIV. Hiervon auszunehmen ist jedoch seine Gemahlin, Marie Therese von Spanien, die ihn aufrichtig geliebt hat und eine der rührendsten Gestalten in der Geschichte der französischen Könige war.

Als erste Liebe Ludwigs XIV. wird Maria Mancini genannt; sie hegte den Wunsch, außer seinem Herzen auch seinen Thron zu gewinnen. Ihr Oheim, der berühmte Kardinal Mazarin, verhinderte dies jedoch, weil er das Wohl des Staates höher stellte als den Glanz seiner Familie. Er verheiratete seine schöne ehrgeizige Nichte mit dem Connetable Colonna. Auch Olympia Mancini gehörte zu den Schönheiten, die für Ludwig gefährlich waren, aber der Kardinal-Oheim beeilte sich, sie ebenfalls zu verheiraten und zwar mit dem Grafen von Soissons, Herzogs von Savoyen-Carignan, dem sie fünf Söhne schenkte, deren jüngster der berühmte Prinz Eugen, der edle Ritter, war. Diese Olympia gewann später viel Einfluß bei Hofe und mischte sich namentlich in

die Liebeshändel des jungen Königs. Auch sie erlangte eine traurige Berühmtheit durch ihre Beziehungen zu der Giftmischerin Voisin. Es hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, Olympia habe sich von dieser das berüchtigte Erbschaftspulver geben lassen, um ihren Gemahl zu vergiften, so wie einige hohe Personen des Hofes. Olympia wurde infolgedessen aus Frankreich verbannt und floh nach Brüssel, wo sie 1708 gestorben ist.

Als Ludwig XIV. sich im Jahre 1660 auf den dringenden Wunsch seiner Mutter mit deren Nichte, Marie Therese von Spanien vermählte, eine Ehe, welcher auch der Kardinal Mazarin aus politischen Gründen beistimmte, beherrschte ihn keine andere Neigung, er begegnete seiner jungen Gemahlin mit wirklicher Zärtlichkeit, worüber seine Mutter sich sehr glücklich fühlte, denn sie hatte gefürchtet, er würde sie kalt behandeln.

Die junge Königin galt nämlich für häßlich und dumm, jedoch durchaus mit Unrecht; sie war nur etwas kleiner als ihre Tante und Schwiegermutter, sah ihr aber sehr ähnlich, namentlich hatte sie wie diese hellblondes Haar, grünlich strahlende Augen und eine blendendweiße Haut. Es mangelte ihr auch keineswegs an Verstand, aber ihre Schüchternheit verhinderte sie, denselben zu zeigen. Unglücklicherweise für sie, kam die reizende lebhafte Henriette von England ist gleichzeitig an den Hof als Gemahlin des Hergs von Orleans, Bruder des Königs, und bildete inen auffallenden Kontrast mit ihr. Die Keckheit nd Lebenslust dieser Prinzessin machten einen

tiefen Eindruck auf Ludwig XIV., er huldigte ihr in so schmeichelhafter Weise, daß sowohl ihr Gemahl wie die Königin eifersüchtig sein konnten. „Madame", wie der Titel der Prinzessin lautete, war eigentlich nicht so schön wie diese, ja ihre Gestalt hatte sogar einen sehr merkbaren Fehler in den Schultern, aber sie verstand es, sich in ein vorteilhaftes Licht zu setzen und war namentlich sehr kokett gegen den König, den sie gern geheiratet hätte und nun wenigstens beherrschen wollte. Sie suchte ihn auf jede Weise anzulocken, namentlich unterhielt sie ihn damit, in ihren Gemächern einen Kreis schöner Frauen zu versammeln, die durch leichte Sitten bekannt waren. Die Gräfin von Soissons, die der König als Olympia Mancini beinah geliebt hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihn wieder zu fesseln, obgleich sie ein offenkundiges Verhältnis mit dem leichtsinnigen Grafen des Vardes unterhielt.

Auch der damals allmächtige Finanzintendant Fouquet gehörte zu dem Kreise der schönen Henriette von Orleans, die auch geistreich war und den Fabeldichter Lafontaine gern bei sich sah. Dieser wurde nämlich von Fouquet ernährt und beschützt, da er unzurechnungsfähig wie ein Kind, nicht für sich selber sorgen konnte.

König Ludwig fühlte in der lustigen Gesellschaft plötzlich ein ernstes Herzensinteresse. Unter den anwesenden kecken Damen, bemerkte er eines Tages eine Erscheinung von hinreißender Anmut und Schönheit, die wie ein Schwan unter Krähen, stolz, scheu und schweigsam, ohne Lächeln, dem lärmenden Lachen zu-

hörte. Der König schien nur Sinn für diese sanfte Blondine zu haben, die unter seinen bewundernden Blicken errötete wie eine aufblühende Rose, aber stets in unnahbarer Zurückhaltung verharrte. Es war Louise de La Vallière, Hofdame der jungen Herzogin von Orleans.

Als diese die Neigung des Königs bemerkte, fühlte sie Eifersucht und Neid, sie versuchte, seine Gedanken abzulenken. Auch wurde sie hierin von der intriganten Olympia Soissons unterstützt, die ebenfalls den König keiner andern gönnte, obgleich sie selbst ihn längst verloren hatte. Die beiden Damen verfaßten einen Brief in spanischer Sprache, um demselben das Ansehen zu geben, als wäre er vom Könige von Spanien verfaßt und an die Gemahlin Ludwigs XIV. gerichtet. Der Brief enthielt die Warnung vor der Untreue des Königs und die Enthüllung seiner Liebe für das Fräulein von La Vallière.

Bis dahin hatte die Königin keine Ahnung davon gehabt, der Brief, wie sie glauben mußte von ihrem Bruder an sie gerichtet, kam wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie war grade auf dem Gipfel des Glückes angelangt, indem sie zur Freude des ganzen Landes Mutter eines Dauphin geworden war. Ludwig XIV. hatte sie wegen dieses Ereignisses mit Dankbarkeit und Liebesbeweisen überhäuft, auch war er bemüht gewesen, seine Neigung für die La Vallière gänzlich vor ihr zu verheimlichen. Sogar an die Königin-Mutter hatte er die Bitte gewagt, sie

möge seiner Gemahlin auszureden suchen, daß er eine der Hofdamen ausgezeichnet habe.

Aber der spanische Brief vereitelte alle Vorsichtsmaßregeln. Die junge Königin erfuhr unwiderleglich durch denselben, daß sie hintergangen wurde; als sie wieder im versammelten Hofzirkel erschien, flüsterte sie der Frau von Motteville zu: „Jene Dame, in deren kleinen Ohren die großen Diamanten glänzen, hat mir die Liebe des Königs entrissen."

Die Eifersucht brachte bei der sanften Königin keine heftigen Ausbrüche hervor, aber sie senkte sie in stille Verzweiflung. Vergebens versuchte es die liebevolle Tante und Schwiegermutter, sie aufzurichten, während sie gleichzeitig ihrem königlichen Sohn wohlverdiente Ermahnungen angedeihen ließ, um ihn gegen die Lockungen der Sünde zu warnen. Die Königin-Mutter war damals nicht zur Nachsicht geneigt gegen den übermäßig geliebten Sohn, denn sie fühlte das Herannahen des Todes und konnte es ihm nicht vergeben, daß er rauschende Feste gab, um die La Vallière damit zu verblenden.

Der König hatte nämlich gegen seine Erwartung keine Erhörung bei jener gefunden und hoffte seinem Liebeswerben mehr Glanz zu verschaffen, wenn er die schüchterne Hofdame als Königin der Festlichkeiten in Versailles feierte. Seine Mutter und seine Gemahlin konnten nicht daran teilnehmen, weil sie in Trauer um den König von Spanien waren.

Louise de La Vallière willigte auch erst nach langem Sträuben ein, die Huldigungen des Königs in so öffentlicher Weise zu empfangen, wie er sie ihr

auf den Festen in Versailles und Fontainebleau darbot. Sie fühlte Angst und Beschämung dabei; letztere entstand durch die kriechende Freundlichkeit, womit die Hofschranzen der aufgehenden Sonne der Königsgnade entgegenkamen. Das Gefühl der Beklemmung, der Angst entstand aus der Scheu vor dem Unrecht, das sie der Königin zufügen sollte. Sie hegte das tiefste Mitleid für die Beraubte, die sich in Gram verzehrte, während sie in einem Freudentaumel lebte.

Es ward ihr klar, daß alle Ehrenbezeugungen, die ihr dargebracht wurden, nicht die Schande verbergen konnten, die unauslöschlich auf ihr lasten mußte. Sie hegte den Wunsch, im verborgenen, ohne alles Gepränge, ihrer Herzensneigung folgen zu dürfen oder dieselbe ganz überwinden zu können.

In dieser Gemütsstimmung faßte Louise den Entschluß, sich in das Kloster der Karmeliterinnen zu flüchten, und steigerte dadurch, ohne es zu wollen, die Leidenschaft des Königs. Er geriet ganz außer sich darüber, daß ihm die Tantalusqual bereitet wurde, im Augenblick des erwarteten Genusses das Ziel seiner Wünsche entschwinden zu sehen.

Er wußte nicht, wie er die Geliebte wieder gewinnen sollte. Mit Gewalt sie ihrem klösterlichen Asyl zu entreißen, durfte er nicht wagen, weil das Aergernis zu groß gewesen sein würde. Auch seine Mutter wie seine Gemahlin wollte er nicht auf solche brutale Weise beleidigen. Es war ihm deshalb sehr erwünscht, daß sich die schlaue Herzogin von Montausier erbot, als Vermittlerin aufzutreten und ihm

versprach, den schönen Flüchtling wieder einzufangen, ein Unternehmen, das viel Aehnlichkeit mit dem Kupplerhandwerk hatte. Auch ist die Herzogin zeitlebens verachtet worden, wegen der moralischen Schwäche, die sie zur Mitschuldigen der Sünden des Königs machte. Um seine Gnadenbeweise zu erlangen, ward sie auch später eine gewissenlose Gelegenheitsmacherin bei allen seinen Liebesverhältnissen.

In ihrer Jugend galt die Herzogin von Montausier für eine der achtungswertesten Damen, man nannte sie Diana und Minerva in einer Person. Sie war nämlich die Tochter der berühmten Marquise de Rambouillet, für welche Dichter und Maler das prächtige Album „Guirlande de Julie" geschaffen hatten. Im „blauen Salon" des Hotel Rambouillet wurde sie verehrt als Königin der Geister, eine Stellung, die ihr so gut gefiel, daß sie nicht daran denken mochte, diese aufzugeben, um sich zu verheiraten. Erst mit vierzig Jahren entschloß sie sich dazu; der Herzog von Montausier hatte beinah zwei Jahrzehnte auf ihr Jawort gewartet. Um eine hohe Stellung bei dem Könige zu erlangen, sank das herzogliche Paar dann zu den niedrigsten Stufen der Kabale und Intrige hinab.

Louise de La Vallière zur Rückkehr zu bewegen, war indessen eine leichte Aufgabe, denn sie liebte ja bis zur Anbetung den jungen schönen König, der wie ein Halbgott ihr erschien und sie durch seine Huldigungen berauschte.

Der König stand damals in der ersten Jugendblüte, er war kaum dreiundzwanzig Jahre. Seine

feurigen Augen, seine stolze Adlernase, sein braunes gelocktes Haar und seine hohe edle Gestalt erregten überall Bewunderung. Sein Benehmen war immer echt königlich, würdevoll, achtunggebietend, aber niemals hochmütig. An Schmeichelei gewöhnt, machte er sich doch nie durch Eitelkeit lächerlich. Er liebte prunkvolle Kostüme, namentlich ließ er große echte Perlen und Edelsteine auf dunklen Sammetröcken anbringen, wodurch die Stattlichkeit seines Aeußern noch mehr hervortrat. Es lag in seiner großmütigen freigebigen Natur, daß er den Gegenstand seiner Liebe auch mit Pracht und Ueberfluß umgab; er ließ für Louise von La Vallière eine Reihe von goldstrotzenden Gemächern einrichten. Man zeigt noch jetzt in Versailles eine Treppe von rosenrotem Marmor, die er für sie bauen ließ, auch gab er ihr einen Hofstaat wie einer Fürstin und legte ihr den Titel als Herzogin bei.

Er verlangte auch, daß die Damen der Hofgesellschaft sie ihrem neuen Range gemäß zuerst besuchen sollten, wodurch er anfangs jedoch große Unzufriedenheit erregte. Es konnte nun kein Geheimnis mehr sein, daß seine Leidenschaft den Sieg über alle Hindernisse davongetragen hatte. Seiner Gemahlin gegenüber schlug er seine Skrupel nieder, indem er ihr liebevoller als sonst begegnete, aber doch so auftrat, als sei es sein Recht, zu tun und zu lassen, was er wolle. Sie blieb sich gleich in Sanftmut und Ergebung, sie hatte kein Wort der Klage, aber ihre Duldermiene war ihm unerträglicher als laute Vorwürfe.

Mit seiner Mutter hatte der König einen ungleich schwereren Stand; sie sprach ihren Kummer über sein Benehmen ohne Rückhalt aus und bewies ihm mit religiösen Gründen, wie groß seine Versündigung sei. Sie weinte bitterlich und bat ihn flehentlich, sie nicht in der Sorge um sein Seelenheil sterben zu lassen — ihre böse Krankheit erweckte immer wieder Todesgedanken in der unglücklichen Frau. Der König ward tief gerührt bei ihren Worten, ihr Schmerz erschütterte ihn und bewegte ihn, vor ihr niederzuknien, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er gab ihr das Versprechen, noch einmal versuchen zu wollen, seine verbotene Neigung zu überwinden. Unter Küssen und Tränen blieben Mutter und Sohn noch oft beisammen; wie Frau von Motteville beobachtete, söhnten sich beide vollkommen wieder aus. Aber die guten Absichten der Mutter scheiterten schließlich doch an der Leidenschaft des Königs, er setzte es sogar durch, daß sie seine Geliebte bei sich empfangen wollte. Damit war die Stellung der neuen Herzogin mehr befestigt als sie jemals hoffen konnte, und sie gab sich dem Gefühl eines gesicherten Liebesglückes hin.

Ihre Feinde, die Gräfin Soissons und die Anbeter derselben, waren unschädlich gemacht durch Verbannung. Ihre einstige Gebieterin wagte nicht, ihr hochmütig zu begegnen, denn Ludwig XIV. ahndete jeden Mangel an Courtoisie für seine Geliebte in empfindlichster Weise.

Die schöne Henriette versuchte es eifrig, sich ihrem königlichen Schwager durch politische Manöver un-

entbehrlich zu machen, als sie sich überzeugt hatte, daß in seinem Herzen kein Raum mehr für sie war, seit Louise de La Vallière darin herrschte. Der Herzog von Orleans, der sich freute, seinen Bruder gänzlich erkaltet zu sehen für Henriette, ließ ihren Unternehmungen in dessen politischem Interesse nichts in den Weg legen. So machte sie die diplomatische Reise nach England, wo es ihr gelang, unter dem Deckmantel von Festen und Liebesintrigen den König Karl II., ihren Bruder, zum Bundesgenossen von Ludwig XIV. gegen die Niederlande zu machen. Die Rückkehr der klugen Unterhändlerin glich einem Triumphzuge; sie wurde mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft, und konnte einen Augenblick glauben, mehr Einfluß als jemals auf den König gewonnen zu haben. Aber mitten im Freudentaumel starb sie bei einem Feste in Saint-Cloud, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, in der Blüte ihrer Schönheit. Man glaubte allgemein, daß ihr Tod durch Gift veranlaßt worden sei. Der Verdacht, ihr dasselbe gegeben zu haben, richtete sich sogar gegen ihren Gemahl, jedoch gänzlich ohne Grund, obwohl er sich allerdings kaum ein Jahr nach ihrem Tode wieder vermählte und zwar mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Aus dieser Ehe leitete Ludwig XIV. seine Ansprüche auf die Pfalz her und begann seine Raubzüge gegen Deutschland. —

Der Tod trat dann noch einmal in grauenvoller Gestalt in der königlichen Familie von Frankreich auf. Die Königin-Mutter starb unter den furchtbarsten Qualen am Brustkrebs; sie wurde mehrere

Mal einer Operation unterworfen, wobei die damalige Unwissenheit der Aerzte ganz unglaubliche Grausamkeiten herbeiführte. Das Fleisch wurde mit Schierlingssaft gefühllos gemacht und dann mit einem Rasiermesser ausgeschnitten. Eine Steigerung dieser Qual entstand dadurch, daß das unglückliche Schlachtopfer in Gegenwart des Hofes diese Operationen erdulden mußte, weil dies die Etikette verlangte. Frau von Motteville beschrieb diese Szenen mit schauerlicher Genauigkeit und erwähnte sogar, daß die Schönheit des Körpers dabei noch bemerkbar gewesen sei, obwohl die unglückliche Königin schon beinah sechzig Jahre alt war.

Ihre Fassung und Geduld bei diesen Leiden waren bewundernswert. Die Demut und Freude, womit sie die Tröstungen der Religion empfing, mußten wahrhaft ergreifend wirken. Es ist sehr glaublich, daß bei diesem Anblick die Herzogin de La Vallière die kaum überwundenen Skrupel über die Strafbarkeit ihrer Liebe, wieder erwachen fühlte.

Jedenfalls hatte sie nach dem Tode der Königin-Mutter Anfälle von Melancholie und Sehnsucht nach dem Klosterleben. Allerdings gab es auch noch eine andere Veranlassung dazu; es wurde nämlich in dieser Zeit ihr erstes Kind geboren, eine Tochter, welche der königliche Vater mit dem Titel „Mademoiselle de Blois" auszeichnete und später mit allen möglichen Ehren überhäufte, auch sie feierlich legitimieren ließ. Aber seltsamerweise empfand Louise keine Freude über die Erhebung ihrer Kinder, sondern nur Schmerz und Scham. Als einer ihrer

Söhne später starb, sagte sie: „Sein Tod machte mir weniger Kummer als seine Geburt".

Für den König waren solche Aeußerungen sehr peinlich; er wünschte nichts sehnlicher, als seine Geliebte in heiterer Stimmung zu sehen. Deshalb verlangte er, daß alle Zelebritäten von Paris in ihrem Salon erscheinen sollten, namentlich auch die Dichter und Schriftsteller. Unter letzteren genoß Lafontaine besondere Auszeichnungen, da er einer der witzigsten und heitersten Gesellschafter war. Aber auch die beiden Corneille, Pierre und Thomas, sowie Molière hatten Zutritt in dem Zirkel der Herzogin de La Vallière. Lafontaines besonderer Beschützer war der Finanzintendant Fouquet. Durch ihn sollte die Geliebte des Königs in eine tragische Begebenheit verwickelt werden.

Fouquet war ein schöner, schlauer genußsüchtiger Mann; er erlaubte sich eine maßlose Verschwendung, wozu er die Mittel aus den Steuern des Landes nahm. Bei der mangelhaften Finanzverwaltung Frankreichs konnte er dies ungestraft längere Zeit durchsetzen. Die Institute der Steuerhebung waren gewissermaßen eine großartige Versuchung zu Betrug und Mißbrauch. Generalpächter wurden dazu autorisiert, die Steuern einzutreiben; ohne Grausamkeit und Willkür konnte dies kaum geschehen. Ebenso lag es nahe, daß die amtliche Beaufsichtigung häufig durch Bestechungen seitens der Generalpächter beiseite geschoben werden konnte.

Colbert, ein Zögling und Liebling von Mazarin, den er noch auf dem Sterbebette dem jungen Könige



dringend anempfohlen hatte, entdeckte zuerst die Mißbräuche und Unterschleife, die Fouquet teils duldete, teils veranlaßte. Es wurde eine Untersuchung gegen denselben eingeleitet und er, während eines glänzenden Festes auf seinem fürstlich eingerichteten Schlosse Vaux, verhaftet.

Es wird in den Memoiren damaliger Zeit behauptet, daß jenes Fest zu Ehren der Herzogin von La Vallière stattfand, und daß Fouquet ihr bei dieser Gelegenheit eine glühende Liebeserklärung gemacht habe. Als er zu ihren Füßen lag, hätte der König ihn überrascht und im heftigsten Zorn ihm eine Ohrfeige gegeben.

Eine solche Beleidigung konnte der unglückliche Fouquet wohl nicht ungerügt hinnehmen, er zog den Degen und hätte vielleicht den König getötet, wenn nicht dessen Geliebte dem Wütenden entgegen gestürzt und von ihm verwundet worden wäre. Als das Blut der schönen Frau, die er wahnsinnig liebte, zu fließen begann, warf Fouquet den Degen fort und ließ sich ruhig gefangen nehmen.

Dieser Vorfall, obwohl nur von wenigen Augenzeugen bemerkt, hatte für Ludwig XIV. ernste Folgen, denn man beschuldigte ihn, in dem Prozeßverfahren gegen Fouquet durch persönliche Motive zur Härte verleitet worden zu sein, was jedoch durchaus nicht der Fall war. Er milderte sogar das Urteil, welches Fouquet zum Tode verdammte, und ließ ihn nur zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Pignerol verurteilen. Welch ein Schicksalswechsel für Fouquet! Aus dem vollsten Lebensgenuß in die Einsamkeit

dieses berüchtigten Kerkers geworfen zu werden. Er starb dort am 23. März 1680, beinah siebzig Jahre alt. Da er ebenfalls der „Gefangene von Pignerol" genannt wurde, haben ihn einige Geschichtsforscher für den Mann mit der eisernen Maske gehalten.

Ludwig XIV. beschäftigte sich nach der Erfahrung der Mißverwaltung seiner Finanzbeamten ernstlicher mit den Staatsgeschäften und machte es sich zur Aufgabe, Frankreichs Wohlstand, Macht und Geistesblüte zur Entwicklung zu bringen, wobei sein neuer Minister Colbert ihm als trefflicher Ratgeber zur Hand ging. Beide arbeiteten die Theorien der staatsklugen Kardinäle, Richelieu und Mazarin, mit ebenso viel Glück wie Verstand aus. Frankreich erlangte dadurch die höchste Machtstellung und sein König wurde als „Sonnengott", le roi-soleil, angestaunt.

Von ihm geliebt zu werden, erschien den schönsten Frauen als der höchste Grad irdischer Glückseligkeit. Sie beneideten die Herzogin de La Vallière und wünschten sie ersetzen zu können. Es wurden verschiedene Versuche gemacht, sie zu verdrängen, namentlich entwarf die Marquise Athenais von Montespan, geborene Tonnay-Charente, einen förmlichen Plan zur Eroberung des Königs.

Die Dame war ebenso schön wie klug und besaß eine sehr anziehende Unterhaltungsgabe. Sie besuchte den Salon der La Vallière und wußte so angenehm zu plaudern, daß diese, schweigsam, wie sie von Natur war, kaum noch zu Worte kommen konnte. Obwohl drei Jahre jünger als die Montespan, erschien die La Vallière doch weniger frisch und kräftig, woran

jedenfalls auch die Geburt von mehreren Kindern schuld war. Auch litt sie oft an einem Fußübel und hinkte infolgedessen, wodurch die Anmut ihrer Bewegungen beeinträchtigt wurde. Es hatten sich zudem schon längst Spuren von Wankelmut und Verlangen nach dem Reiz des Neuen in Ludwigs Benehmen gegen sie gezeigt. Die kluge Montespan benutzte dies zu ihrem Vorteil. Als sie die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, ließ sie sich scheinbar in ein Liebesverhältnis mit dem Marquis de la Farn ein, der ihr jedoch auch wirklich sehr gefiel, einem der geistreichsten Hofherren. Man hat aus seiner Feder sehr ausführliche Memoiren über sein Verhältnis zur Montespan. Er erzählt darin, daß diese nur deshalb seine Neigung genährt habe, um den König eifersüchtig zu machen. Auch habe sie sich sehr doppelzüngig gegen die arme hintergangene Königin benommen, welcher sie vorspiegelte, sehr fromm und tugendhaft zu sein. Ebenso betrog sie ihren Gemahl; so lange als möglich verbarg sie ihm ihre Pläne auf den König, als dieser sich aber entschloß, sie zur Geliebten zu nehmen, ließ sie ihren Mann schnell in die Bastille bringen, damit er ihr nichts in den Weg legen konnte. Später wurde er verbannt und von seiner treulosen Gemahlin geschieden. Die Montespan benahm sich ganz verschieden von der La Vallière, während diese sich ihrer Stellung schämte, prunkte jene damit. Es konnten ihr nicht Ehrenbezeugungen genug dargebracht werden, und für die Kinder, die sie dem Könige schenkte, verlangte sie sogar das Recht der Thronfolge.

Als die La Vallière sich überzeugte, daß die Marquise von Montespan sie vollständig aus dem Herzen des Königs verdrängt hatte, erkannte sie darin eine ihr gebührende Strafe und begab sich in das Kloster Sainte Marie de Chaillot, welches kurz vorher von der Gemahlin des enthaupteten Königs Karl I. von England gegründet worden war. Dort legte sie den Herzogstitel ab und nahm den Schleier unter dem Namen Louise de la Miséricorde. Sie verfaßte fromme Schriften und führte ein musterhaftes Büßerleben. Der berühmte Maler Lebrun malte ihr Bild als büßende Magdalene, welches in Versailles aufbewahrt wird und wegen ihrer rührenden sanften Schönheit noch immer Bewunderung erweckt.

Sie erlebte im Kloster auch die Genugtuung, daß die Königin sie dort aufsuchte und mit ihr betete. Aber noch merkwürdiger war ihr Zusammentreffen mit der Marquise von Montespan, die vom Hofe verbannt, eine Zuflucht in demselben Kloster suchte. Louise de la Miséricorde machte ihrem Namen Ehre und übte Barmherzigkeit an ihrer Feindin, sie spendete ihr Trost und Mitgefühl. Beide starben im Kloster kurz hintereinander 1707 und 1710.

Ludwig XIV. lebte noch bis 1715, nachdem er durch seine letzte Liebe, Frau von Maintenon, mehr beherrscht worden war als von irgend einer andern. Die Macht, welche die Frau über ihn ausübte, ist bewundernswert, denn sie war auf das Seelenleben allein begründet.

König Ludwig der Vierzehnte und die Witwe Scarron.

Von allen berühmten Liebespaaren ist der König Ludwig XIV. und die Witwe Scarron eigentlich das merkwürdigste und seltsamste Liebespaar.

Ein Mann, noch in der Kraft der besten Jahre, verwöhnt durch alle Lebensgenüsse, verdorben durch Schmeichler, verblendet durch Schönheit und Jugend, vermag noch, sich zu einer alternden Frau hinzuneigen. Alle Rätsel des Männerherzens sind lösbarer als dieses Liebesproblem im Leben des vierzehnten Ludwig.

Er war ein Märchenkönig an Glück und Glanz; geboren als Wunderkind nach fünfundzwanzigjähriger Ehe seiner Eltern, wurde er schon mit fünf Jahren der Erbe des schönsten, stolzesten Thrones von Europa. Frankreich stand damals an der Spitze der Kulturbewegungen. Durch seine Königinnen, Maria von Medici und Anna von Oesterreich, erstere eine italienische, letztere eine spanische Prinzessin, war die Geistesblüte dieser Nationen auch auf Frankreich übertragen worden und hatte dort befruchtend gewirkt. Ueberhaupt ist weiblichem Einflusse zu verdanken, daß der französische Geist sich glänzend entwickelte. Die Frauen und die Dichter hatten sich in dem berühmten Hôtel Rambouillet vereinigt, um eine Art Geistesschule zu gründen, welche den klugen

Staatslenker, den Kardinal Richelieu, auf den Gedanken brachte, eine Akademie der Wissenschaften in Paris zu stiften.

Die Damen des Hôtel Rambouillet, an ihrer Spitze die schöne Herzogin von Longueville, wirkten hauptsächlich durch den Zauber ihrer Rede; ihre Art zu plaudern, war ein geistiges Feuerwerk, dessen Funken weithin zündeten.

Die Witzworte aus den Salons des Hôtel Rambouillet haben die Kriege der Fronde geschürt, welche mit ihren Stürmen die Regierung des kindlichen Königs beinahe umstürzten. Seine Mutter und ihr Ratgeber, der Kardinal Mazarin, mußten den königlichen Knaben durch eine Entführung retten, und Frankreich, das eben noch in Deutschland beim westfälischen Frieden die Hauptrolle gespielt hatte, wäre fast seinen innern Streitigkeiten erlegen.

Aber der junge König ergriff noch rechtzeitig mit fester Hand die Zügel der Regierung und führte sein Land auf den Gipfel der Macht und des Glanzes zurück. Sein berühmtes Wort „l'état c'est moi!“ hat man ihm als Egoismus ausgelegt, er meinte damit aber wohl nur, daß der Staat und sein Herrscher Eins sein müßten.

Ein buntes Liebesleben ist die Geschichte des Herrschers Ludwigs XIV. Name reiht sich an Namen. Als die Marquise von Montespan die Besitzerin seines Herzens war, umgab sie die Kinder, welche sie dem König gebar, anfangs mit dem Schleier des Geheimnisses; später erhielten sie Her-

zogstitel und wurden legitimiert, sogar als sukzessionsfähig erklärt.

Um nicht die Kinder bei sich haben zu müssen und sie doch in gute Obhut zu geben, war der Marquise eine besonders zuverlässige Erzieherin notwendig und sie suchte eifrig nach einer solchen. Im Hause der Marschallin d'Albret lernte sie die Witwe des berühmten Dichters und Satirikers Scarron kennen und hatte Gelegenheit, derselben einen großen Dienst zu erzeigen, nämlich ihr die Weiterzahlung eines Jahresgehaltes auszuwirken, welches die Königin-Mutter ihr einst bewilligt und Ludwig der Vierzehnte mehrmals abgeschlagen hatte. Es war nicht viel, aber es genügte dem bescheidenen Sinn der Witwe Scarron; sie mietete sich in einem Kloster ein und lebte dort in Zurückgezogenheit, ging aber doch zuweilen in das Haus der Marschallin d'Albret, der Marquise von Sévigné, und zu ihrer Wohltäterin, der Marquise von Montespan, um sich immer wieder für das errungene Jahrgehalt zu bedanken. Ihr ernstes, sinniges, sanftes und zurückhaltendes Benehmen flößte der Königsgeliebten Vertrauen ein. Eines Tages trat sie mit dem Antrage hervor, sie möge die Erziehung der natürlichen Sprößlinge des Königs leiten.

Daß die Witwe Scarron sich rasch und ohne Bedenken entschloß, dieses schwierige Amt zu übernehmen, lag wohl in den besondern Verhältnissen ihres Lebens.

Die meisten historischen Frauen haben eine romantische Seite im Buche ihres Lebens; man schreibt

gewissermaßen immer einen historischen Roman, wenn man ihre Lebensgeschichte erzählen will; aber die Witwe Scarron war eine Ausnahme von dieser Regel, ihr Herz hat nichts erlebt und hat nie ihre weibliche Würde in Gefahr gebracht.

Die beiden Klippen des weiblichen Lebens, Schönheit und Armut, hätten sehr leicht gefährlich für sie werden können, aber sie wußte sie sicher zu umschiffen und klug zu benutzen. Sie schuf aus ihnen den Untergrund ihres fabelhaften Emporkommens. Auch ohne eigentliche Herzensgeschichte gestaltete sich ihr Leben zu dem buntesten Roman.

Die Witwe Scarron hieß mit ihrem Mädchennamen, Franziska d'Aubigné; sie entstammte einer vornehmen Familie. Ihr Großvater Theodor Agrippa d'Aubigné war sogar als Feldherr und als eifriger Verteidiger des Protestantismus berühmt geworden. Ihre Mutter war ein Fräulein von Cardillac; ihr Vater brachte indessen das ansehnliche Vermögen derselben durch, und führte ein wüstes Leben. In Folge dessen wurde er eingekerkert; seine junge Gemahlin teilte sein Gefängnis und hat ihm dort mehrere Kinder geboren, nämlich auf dem festen Schlosse Niort in Poitou. Das älteste war Franziska, die am 27. November 1635 das Licht der Welt erblickte. Als ihre Taufpaten sind Franz Herzog von Larochefoucauld und Susanne von Baudéan, die Tochter des Gouverneurs, angegeben. Diese wurde später Herzogin von Noailles und Beschützerin der jungen Franziska.

Ihre Eltern siedelten einige Jahre nach Franziskas Geburt nach der Insel Martinique über und gewannen dort sehr bald ein kleines Vermögen. Durch die Verschwendung und Spielwut des Herrn d'Aubigné ging es indessen wieder verloren; er starb, seine Familie in der bittersten Armut hinterlassend. Die Witwe kehrte mit ihren Kindern nach Frankreich zurück und übergab die kleine Franziska einer Tante zur Erziehung; diese war eine eifrige Protestantin und unterwarf das Kind einer sehr strengen Erziehungsweise. Man sagt, daß sich hieraus die große Abneigung Franziskas gegen den Protestantismus entwickelt habe.

Später kam sie in das Haus einer anderen Tante, die eine eifrige Katholikin war und mit leichter Mühe das junge Mädchen zu ihrer Konfession bekehrte.

Als fünfzehnjähriges Fräulein kam Franziska mit ihrer Tante, Frau von Neuillant, nach Paris, mußte aber dort viele Entbehrungen ertragen, angeblich weil die Tante geizig, wahrscheinlich aber, weil sie arm war. Das einzige Haus, wo Franziska zuweilen hingeführt wurde, um einige Geselligkeit zu genießen, war das des Dichters Paul Scarron. Er war durch seinen scharfen Witz und sein munteres Wesen in Paris bekannt und beliebt. Seine satirischen Gedichte hatten ihn berühmt gemacht. Er stand sogar mit mehreren gekrönten Häuptern in Briefwechsel, namentlich mit der genialen Königin Christine von Schweden, welcher er auch seine Lustspiele widmete. Er schrieb ihr bei dieser Gelegen-

heit: „Wenn es einem kleinen Unglücklichen wie mir erlaubt ist, einer großen Königin Fragen vorzulegen, so erlaube ich mir diese: ist es Eurer Majestät nicht lästig, eine so große Herrscherin zu sein? Das außerordentliche Verdienst hat seine Unbequemlichkeiten und alle diese Widmungen, die wir bei Personen, die wir verherrlichen wollen, für Weihrauch ausgeben, sind nicht immer von gleichem Werte."

Scarron nannte sich in diesem Brief mit Recht einen kleinen Unglücklichen. Er war ein kränklicher Krüppel, nur der Kopf und die Hände waren gesund an ihm. Seine guten Einfälle wurden schnell berühmt in Paris, und es gehörte zum Modeton, ihn zu besuchen, um sie weiter erzählen zu können. Sie brachten ihm auch die nötigen Geldmittel ein. Er ließ sie drucken und sein Verleger bezahlte ihn so gut, daß er denselben stets „sein Landgut" nannte, denn er hatte durch ihn so viele Einkünfte, wie sie manchem großen Gutsbesitzer nicht zu Gebote standen.

Außerdem erhielt Scarron auch noch ein Jahrgehalt von der Königin-Mutter wegen seines leidenden Zustandes. Er unterschrieb sich deshalb oft scherzweise: „Scarron, von Gottes Gnaden Kranker der Königin."

Er machte ohne Kosten ein großes Haus, denn er bewirtete seine Gäste nur mit seinem Geiste, dessen Feinheit und Schärfe besonders der vornehmen Welt imponierte.

Der Marschall d'Albret, der Marquis von Sévigné, der Herzog von Vivonne, der Herzog von Larochefoucauld, der berühmte Verfasser der „Ma-

ximen", der Geliebte der schönen Herzogin von Longueville und der Freund der geistreichen Gräfin Lafayette, waren Stammgäste bei Scarron. Aber auch Damen sah er bei sich; freilich waren Marion Delorme und Ninon de l'Enclos unter ihnen.

Diese beiden berühmten Kurtisanen wußten sich das Ansehen zu geben als schätzten sie den Geist höher wie Geld und Gut. Es gelang ihnen dadurch, die Verdammungsurteile der tugendhaften Frauen zu mildern. Sogar die Marquise von Sévigné spricht in dem Briefwechsel mit ihrer tugendstrengen Tochter, der Gräfin von Grignan, manches Lob über Marion und Ninon aus.

Die schöne, junge Franziska d'Aubigné mit ihrer frommen Tante, erregte in dieser weltlichen Gesellschaft natürlicherweise viel Aufsehen. Man nannte sie „die Indianerin" weil sie als Kind mit ihren Eltern auf den Antillen gelebt hatte, und huldigte ihrer fremdartigen Erscheinung. Sie war ein liebenswürdiger Neuling in der französischen Hauptstadt und lief Gefahr, darin unterzugehen. Aber trotz ihrer Jugend fand sie in ihrer Tugend eine starke Schutzwehr. Man erkannte sehr bald, daß sie im Besitz eines ruhigen und charakterfesten Sinnes war.

Die Hilflosigkeit ihrer Lage flößte dem gutherzigen Witzbold Scarron großes Mitleid ein. Er sagte eines Tages zu ihr: „Liebes Kind, es gibt kein anderes Mittel, Ihre Existenz zu sichern, als das Kloster oder eine Heirat mit mir, wählen Sie!"

Das junge Mädchen entschloß sich ziemlich rasch die Hand des Krüppels anzunehmen, und scheint es

nie bereut zu haben. Im Gegenteil, sie hat stets mit Hochachtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen; sie lobte besonders die Milde seines Herzens, welche durch die Schärfe seines Geistes keineswegs beeinträchtigt, aber selten anerkannt wurde.

Scarron sagte von seiner jungen Frau: „Sie benutzt ihren großen Verstand nur, um andere zu unterhalten und sich beliebt zu machen."

In diesen wenigen Worten liegt das Geheimnis der weiblichen Kunst, Männer und — Könige zu beherrschen, welche die Witwe Scarron so meisterhaft verstand.

Als der Ehekontrakt des ungleichen Paares aufgesetzt wurde, fragte der Notar nach der Mitgift der Braut, Scarron antwortete, ohne sich zu besinnen: „Sie besitzt nur zwanzig Taler, aber zwei verführerische Augen, zwei reizende schmale Hände, einen schönen Leib und einen reichen Geist."

„Und Sie, was geben Sie Ihrer Braut?" fragte der lächelnde Notar.

„Nur meinen Namen, aber damit die Unsterblichkeit!" rief Scarron stolz heraus. Die kurze Zeit seiner Ehe benutzte der geistvolle Dichter jedoch dazu, ihr noch sehr viel anderes zu geben; er brachte ihr Kenntnisse aller Art bei, er war ihr ein liebevoller Lehrmeister und legte dadurch den Grund zu der Machtstellung, die sie später einnahm. Er starb schon 1660 und hinterließ sie in ebenso drückender Not wie vor ihrer Heirat. Man riet ihr, bei der Königin-Mutter um die Weiterzahlung von Scarrons Pension zu bitten. Sie erreichte dies bescheidene Glück und

zog sich gegen Kostgeld in ein Kloster zurück, was sie jedoch nicht hinderte, in der Welt zu leben und ihre vornehmen Freundinnen bei sich zu empfangen.

Die Witwe Scarron wurde von Zeitgenossen damals folgendermaßen geschildert: „Sie war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ihre Gestalt zeichnete sich durch imponierende Größe und anmutige Fülle aus; ihre Haut war glatt und frisch, das Haar hatte eine hellbraune, sehr glänzende Farbe. Die Nase war wohlgeformt, wenn auch etwas zu groß, vom Munde konnte man dasselbe sagen. Ihr ganzes Wesen war sanft, bescheiden, heiter, lebhaft und doch voll Würde. Das Herrlichste aber waren ihre Augen: schwarz und glanzvoll, wechselte der Ausdruck von sanfter Trauer mit geistreichem Blitzen auf eine bezaubernde Weise darin ab."

Diese Schönheit verblühte, ohne von einem liebenden Auge bewundert zu werden; mehr als zehn Jahre verlebte die junge Witwe in der Einsamkeit der Klostermauern. Als sie später auf dem Gipfel des Glücks und Glanzes den Hof des mächtigsten Königs beherrschte, hat sie oft erklärt, daß jene zehn Jahre der Jugend, trotz aller Entbehrungen, die glücklichste Zeit ihres Lebens ausgemacht hätten.

Indessen verlor sie abermals ihre kleine Pension und sah sich gezwungen, als Bittstellerin um ihre Wiederverleihung dem König Ludwig zu nahen. Er benahm sich nicht so großmütig, als sie erwartet hatte, — ihr Gesuch wurde wiederholt abschläglich beschieden.

Auf den Rat der Marschallin d'Albret entschloß sie sich endlich, die Fürsprache der allmächtigen

Königsgeliebten, der Marquise von Montespan, zu erflehen. Dieselbe übernahm es bereitwillig, das Gesuch noch einmal dem Könige vorzulegen. Aergerlich rief er: „Ah, immer wieder diese langweilige Witwe Scarron!“

Indessen befahl er, die gewünschte Pension weiter zu zahlen. Aus Dankbarkeit dafür erschien die Empfängerin nun häufig in den Vorzimmern der Marquise von Montespan und wußte derselben so viel Vertrauen einzuflößen, daß ihr die Sprößlinge aus dem Verhältnis des Königs mit der Montespan übergeben wurden, um sie in der Verborgenheit zu erziehen. Das älteste Kind, ein Knabe, nachher Herzog von Maine, war der Liebling seines königlichen Vaters. Die Witwe Scarron war klug genug, diesem Kinde eine ganz besondere Sorgfalt zu widmen, was allerdings auch durch die Kränklichkeit desselben geboten war. Ihr Lohn bestand hauptsächlich in der großen Zärtlichkeit des Knaben, später gesellte sich die dankbare Verehrung des Königs dazu. Anfangs hatte ihm die Witwe Scarron mißfallen; seine Geliebte mußte viel Mühe aufwenden, um ihn mit ihrer Wahl einer Erzieherin auszusöhnen. Aber bald überwand die sanfte kluge Zurückhaltung derselben alle Vorurteile, und die Marquise von Montespan fing an einzusehen, daß sie sich eine gefährliche Nebenbuhlerin in den Herzen ihrer Kinder und ihres Geliebten geschaffen habe, als sie die Witwe Scarron bei sich aufnahm. Sie machte sehr bald Versuche, dieselbe wieder vom Hofe zu entfernen, aber sie mißlangen sämtlich. Einmal wollte sie sogar durch eine

gute Heirat sich von der Witwe Scarron befreien, ein alter Herzog von Estissac war auch bereit, ihr diesen Dienst zu leisten. Aber der König geriet in heftigen Zorn über diesen Plan; man glaubt, daß die Witwe Scarron sich bei ihm über denselben beklagt habe. Er befahl dem Minister Colbert, ihr zweimalhunderttausend Livres in seinem Namen als Belohnung für ihre Mühen um die königlichen Kinder auszahlen zu lassen und verordnete, daß ihr eine Reihe von Zimmern neben denen der Marquise von Montespan eingerichtet würden.

Die Witwe Scarron besaß die weise Sparsamkeit, die große Geldsumme sicher anzulegen; sie ließ die Herrschaft Maintenon, ein herrliches Schloßgut in der Nähe von Versailles, für sich ankaufen. Als diese Tatsache bekannt und vielfach besprochen wurde, sagte der König: „Ich finde, daß Frau von Maintenon einen sehr klugen Kauf gemacht hat."

Alles horchte auf; dieses Wort galt mit Recht für eine Erhebung in den Adelstand, die „Witwe Scarron" hatte also aufgehört zu existieren, und die Marquise von Maintenon gewann eine große Bedeutung.

Ihr Einfluß auf den König ließ sich nicht mehr wegleugnen; sie veranlaßte ihn augenscheinlich, über sein sündenreiches Leben nachzudenken. Auch sein Benehmen gegen die Marquise von Montespan änderte sich, wahrscheinlich in Folge der Ratschläge, welche ihm die Erzieherin seiner Kinder erteilte. Er dachte sogar ernstlich daran, sich mit der Königin zu versöhnen und die Marquise zu entlassen; auf einige Zeit verließ dieselbe auch wirklich den Hof. Aber sie

kam bald zurück, und der Leichtsinn des Königs ging so weit, daß er neben ihr noch mehrere andere anstößige Verbindungen anknüpfte. Die schöne eitle Herzogin von Fontanges und die Gräfin Ludre besaßen offenkundig seine Gunst.

Frau von Maintenon behauptete aber dennoch ihre bisherige Stellung als seine Freundin und Ratgeberin, obwohl sie es tief empfand, daß er unverbesserlich war. Sie blieb auch mit der Marquise von Montespan in freundlichen Beziehungen und lud sie häufig zu sich nach Maintenon ein.

Dort sagte die Montespan einmal zur Maintenon im Zorn: „Der König hat jetzt drei Geliebte; ich bin es dem Namen nach, die Fontanges ist es in der Tat, und Sie gehen ihm über alles."

Mit welchem heimlichen Triumph mußte dies Geständnis die ehemalige Witwe Scarron erfüllen! Sie mußte sich sagen, daß der Ausspruch viel Wahrheit enthielt. Der König besuchte sie regelmäßig und schien jedesmal von ihrer Unterhaltung neu bezaubert zu sein. Seine Kinder waren immer bei ihr und gaben dem Zusammensein etwas Familienhaftes, Beglückendes, wie er es nirgends sonst fand. Am reizvollsten waren aber ihre Briefe für ihn; sie schrieb ihm immer lange Berichte, wenn sie mit den königlichen Sprößlingen Badereisen machte, oder wenn der König sich bei der Armee aufhielt.

Es war damals das Zeitalter der „schönen Briefe", die Marquise von Sévigné hatte die geschriebene Plauderei in die Mode gebracht. Die

Briefe an ihre Tochter, die Gräfin von Grignan, welche später eine so große literar-historische Berühmtheit erlangten, wurden damals in allen Gesellschaften herumgezeigt und bewundert. Frau von Maintenon war mit der Sévigné nahe befreundet, und es ist natürlich, daß sie ebenfalls den Ehrgeiz empfand, schöne Briefe zu verfassen und den König damit zu bezaubern. Später sind Auszüge aus denselben im Druck erschienen, und Napoleon erklärte in St. Helena, daß die Maintenon geistreichere Briefe als die Sévigné geschrieben hätte.

Das Gefühl des Königs für Frau von Maintenon nahm mehr und mehr den Charakter einer Leidenschaft an, die allerdings dauerhafter als seine früheren Neigungen werden mußte, da sie auf die Allmacht der Gewohnheit sich gründete. Er bewies die Ausschließlichkeit seiner Empfindung dadurch, daß die schöne Fontanges ihm gleichgültig wurde. Er überhäufte sie zwar noch mit goldenen Gaben, weshalb sie am Hofe den Beinamen Danae erhielt, aber sie wollte außerdem noch sein Herz besitzen, und als er es ihr entzog, grämte sie sich fast zu Tode. In einem Briefe der Frau von Sévigné vom 17. Juli 1680 wird die Abreise der kranken Herzogin von Fontanges beschrieben: „Sie fuhr in einem achtspännigen Wagen, gefolgt von drei sechsspännigen, aber was hilft ihr alle Pracht, sie ist blaß wie der Tod und verlangt nichts als das Herz des Königs, welches sie nun einmal nicht mehr hat."

Diese Untreue des Königs war um so grausamer, als die junge Herzogin ein Kind von ihm

unter dem Herzen trug; sie starb, kaum zwanzig Jahre alt, nachdem sie es tot zur Welt gebracht hatte.

Ihr Tod erschütterte indessen den König aufs tiefste, und als er Trost bei Frau von Maintenon suchte, war sie ihm keineswegs eine nachsichtige Freundin; sie zeigte ihm mit unerbittlicher Strenge die Größe seiner Sündenschuld und erweckte die Gefühle der Reue und Buße in seiner Seele. Er wendete sich indessen nicht von der strengen Freundin ab, sondern schien ihr mehr als jemals zugetan zu sein, ja er kam sogar gegen ihren ausdrücklichen Wunsch zu ihr. Sie verlangte oft, ihre Stelle niederlegen zu dürfen, denn sie fand mit Recht, daß es zu schwierig sei, als Freundin des Königs, der Geliebten des Königs gegenüber zu stehen und doch wollte sie nichts gegen Frau von Montespan sagen, die ihre Wohltäterin gewesen und immer die Mutter ihrer geliebten Zöglinge blieb. Diese edelmütige Ansicht erregte die Bewunderung des Königs nur noch mehr. Er überhäufte Frau von Maintenon mit Auszeichnungen; der Hof folgte seinem Beispiel, sogar die Königin bewies ihr die herzlichste Hochachtung. Frau von Sévigné sagt in ihren Briefen, die gewissermaßen als eine Chronik des Hoflebens unter Ludwig dem Vierzehnten zu betrachten sind: „Der große König beweist der Frau von Maintenon die größte Hochachtung, man sieht, wie sehr ihn ihre geistreiche Unterhaltung bezaubert; sie führt ihn in eine neue bessere Welt, in die Regionen der Freundschaft, die er früher nicht kannte."

Ludwig war ursprünglich eine edle Natur, sonst hätte er sich nicht zu dieser idealen Empfindungsweise erheben können, nachdem er so lange versunken war im Abgrund der Sünde. Er liebte eine Frau, die ihm fortwährend Bußpredigten hielt und ihn mit Vorwürfen quälte. Wenn sie auch noch schön war, so zählte sie doch mehr Jahre als er, und gerade in seinem Alter, achtundvierzig, neigen sich die meisten Männer der grünsten Jugend zu. Es war also ein Beweis, daß das geistige Element die Oberhand in ihm gewonnen hatte, als er so energisch an seiner inneren Umkehr arbeitete und sein Seelenheil allen Genüssen, durch die er verwöhnt war, vorzog. Ohne die tugendhafte Festigkeit der Frau von Maintenon wären vielleicht seine guten Vorsätze nicht haltbar gewesen, und die alte Sündenschwäche hätte sich leicht wieder einschleichen und das edle Verhältnis zwischen ihm und ihr herabwürdigen können. Es ist bewundernswert, daß diese Frau so viele Jahre die Herrschaft über den König behauptete, ohne sich etwas zu vergeben; sie hat unstreitig das Verdienst gehabt, ihn vor den Verirrungen zu behüten, die seinem Nachfolger, dem fünfzehnten Ludwig und seinem Reich, den Untergang bereiteten.

Die fromme Königin, die Gemahlin Ludwig XIV., wußte es der Frau von Maintenon besonders Dank, daß sie ihn der Kirche und ihr wieder in die Arme geführt hatte, besonders aber auch, weil sie die herrschsüchtige, stolze Marquise von Montespan überwunden und beseitigt hatte. Sogar die Königin war gezwungen gewesen, der Montespan

Ehrenbezeugungen zu erweisen und ihre verhaßten Besuche zu empfangen.

Bei dem Tode der schönen Fontanges war die eifersüchtige Montespan so unvorsichtig gewesen, dem Könige ihre boshafte Freude unverhohlen zu zeigen, worüber er außer sich geriet und einen lebhaften Widerwillen gegen seine einstige Geliebte empfand.

Frau von Maintenon wußte dies gut zu benutzen, um ihn aus den Banden seines langjährigen Verhältnisses zu befreien. Der König befolgte so genau ihre Ratschläge, daß er die Montespan nur noch am Hofe mit äußern Ehren behandelte, sie aber nie mehr allein sah. Wie mußte sie die Frau hassen, die einstmals ihre Untergebene, die arme Witwe Scarron gewesen war, und nun ihre Nebenbuhlerin oder vielmehr ihre Beherrscherin geworden war! Sie verfolgte dieselbe auch mit den schwärzesten Verleumdungen und beschuldigte sie der Sittenlosigkeit, in der Ninon de l'Enclos selbst sie unterrichtet haben sollte. Auch ihre Fömmigkeit suchte sie als Heuchelei zu verdächtigen.

Die Verleumdungen schadeten indessen der Marquise von Maintenon nicht, ihr Stern war zu sehr im Steigen, auch wußte man zu genau, wie ernst sie es mit der Tugend und Frömmigkeit meinte. Mit Ninon de l'Enclos war sie allerdings als Witwe Scarron bekannt gewesen, aber man wußte, daß diese es für unmöglich erklärt hatte, sie zu verderben.

Die Königin selbst zeichnete die Marquise von Maintenon durch ihre Freundschaft aus; sie wurde sogar von den Ministern in Regierungsgeschäften um

Rat gefragt. Ihre Stellung als Erzieherin der legitimierten königlichen Kinder war ebenso achtungswert als befestigt; aber es wurde ihr auch noch eine der höchsten Ehrenstellen verliehen. Ludwig ernannte sie zur dame d'atour bei der Dauphine, einer geborenen Prinzessin von Bayern.

Sie sollte freilich zu noch höheren Ehren emporsteigen. Im Jahre 1683 starb plötzlich die Königin von Frankreich und man war gleich überzeugt, daß sie den Platz derselben einnehmen würde.

Die Marquise von Montespan sah diese Gefahr ebenfalls ein; sie bestürmte den verwitweten König mit zärtlichen Briefen, um sein Herz wiederzugewinnen. Aber er gab diese Briefe grausamerweise der Frau von Maintenon mit dem Befehl, sie zu beantworten! Deutlicher konnte die Abweisung der ehemaligen Geliebten nicht sein.

Indessen trat Frau von Maintenon dem Könige nicht näher, sondern hielt streng an einem etikettenmäßigen Verkehr, wenn sie auch fortfuhr, sich als seine politische Egeria zu gebärden. Die Erfolge, welche sie ihm auf diese Weise verschaffte, waren allerdings ganz geeignet, ihn noch mehr an die merkwürdige Frau zu fesseln. So ist es wohl ziemlich unzweifelhaft, daß sie den Plan entworfen hatte, durch welchen der Minister Louvois Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, wie man damals sang, von Deutschland losreißen konnte.

Später hat sie freilich durch ihre Einwirkung auf den Widerruf des Ediktes von Nantes, Frankreichs Lage nicht verbessert. Ebenso ist der spanische

Erbfolgekrieg durch ihre Ratschläge zum Nachteil für Ludwigs Ruhm geworden.

Einige Monate nach dem Tode der Königin trat ein Ereignis ein, welches die Etikette für einige Zeit beseitigen und eine größere Intimität zwischen dem Könige und seiner Freundin herbeiführen mußte. Er stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und erlitt einen sehr gefährlichen Armbruch. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch übernahm Frau von Maintenon das Amt einer Krankenpflegerin. Sie blieb Tag und Nacht an seinem Schmerzenslager sitzen, und es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß sich hier das Herzensbündnis geschlossen hat, welches eine europäische Berühmtheit erlangte.

Frau von Maintenon versicherte später, daß sie dem Könige dringend zu einer ebenbürtigen Wiedervermählung zugeredet hätte, aber seiner achtungsvollen Liebeswerbung endlich nachgab. Die Trauung geschah heimlich um Mitternacht (1685) vor dem Betpult des Königs; der Erzbischof von Paris, Graf Harlay, und der Beichtvater, Pater Lachaise, vollzogen den heiligen Akt. Der Minister Louvois und der Kammerherr von Montchevreuil waren Trauzeugen. Tief verschleiert erschien die Königsbraut; unter Tränen und Gebeten ließ sich das berühmte Liebespaar trauen, das nach so langer Prüfung wohl sagen konnte „notre amour est noble et pur,“ wie es in einem Briefe der Frau von Maintenon an ihre Freundin, die Prinzessin Ursini, heißt.

Ludwig war erst achtundvierzig Jahre alt, seine morganatische Gemahlin schon fünfzig; doch konnte

sie noch für schön gelten, namentlich bewahrte ihre Gestalt bis in das späteste Alter einen hohen Grad von Grazie und Würde. Sie wurde am Hofe wie eine Königin gefeiert, aber sie verlangte nicht öffentlich als solche behandelt zu werden. Es genügte ihr, hinter dem durchsichtigen Schleier eines öffentlichen Geheimnisses ihr wunderbares Schicksal und ihre erhabene Größe bewundern zu lassen. Sie schrieb für ihre Erziehungsanstalt in St. Cyr einst eine Art Biographie nieder, in der sie sagt: „Ich wollte von niemandem ins Besondere geliebt werden, sondern von allen; ich wünschte, daß mein Name überall mit Achtung und Bewunderung genannt würde, daß ich eine schöne Rolle in der Welt spielen könnte, und besonders, daß ich von allen guten Menschen gelobt würde. Ich trachtete nach Ehre, das war mein Ideal von Glück."

Ludwig der Vierzehnte lebte beinah dreißig Jahre in dieser Verbindung, er starb erst 1715. Frau von Maintenon überlebte ihn nur um wenige Jahre und hatte noch den Schmerz, daß ihr Todfeind, der unmoralische Herzog von Orleans, Regent wurde und ihr Lieblingszögling, der tugendhafte Herzog von Maine, zum Unglück Frankreichs verbannt wurde.

Königin Christine von Schweden und Monaldeschi.

Im November des Jahres 1632 durchzog ein trauervoller Triumphzug die deutschen Gauen; Siegestrophäen und Lorbeerkränze schmückten den Leichenkondukt des Königs Gustav Adolf von Schweden. Seine Witwe, Prinzessin Eleonore von Brandenburg, das jugendlich schöne Antlitz in schwarze Schleier gehüllt, begleitete die blutigen Reste des geliebten königlichen Gemahls. Er war, wie Epaminondas, inmitten des Sieges von einem tragischen Tod ereilt worden; sein eigenes Pferd hatte ihn geschleift und Wallensteins Kürassiere ihn niedergehauen. Sein treuer Waffengefährte, Herzog Bernhard von Weimar, brachte ihn nach dem Schlosse zu Weißenfels; dort wurden seine Eingeweide beigesetzt und sein Leichnam der trauernden Königin übergeben, die von Schweden herbeigeeilt war, um wie die Heldinnen des Altertums selbst zu begraben, was sie am teuersten auf Erden besaß. Ganz Deutschland nahm Teil an ihrer Trauer und an dem Triumphzug des berühmten Toten.

Eine der glücklichsten Ehen wurde so frühzeitig getrennt; die Liebesheirat Gustav Adolfs mit Eleonore von Brandenburg hat schon Stoff für die Novellisten gegeben; die schöne Prinzessin entschädigte den König für die Jugendgeliebte Ebba Brahe, der er entsagen mußte. Es war ein schönes, reichbegabtes Paar gewesen; er war schön und stark wie ein Jüng=

ling der nordischen Sage, mit feurigem Geist und hellem Verstand, schon mit siebzehn Jahren bestieg er den Thron und studierte mit dem Szepter in der Hand wie ein Schüler. Er sprach alle neueren Sprachen und wußte sich fließend im Lateinischen auszudrücken. Geschichte und Mathematik, die Hilfswissenschaft des Krieges, liebte er ganz besonders. Sein Charakter war liebenswürdig und zuverlässig zugleich, er war ein ebenso guter Regent wie Familienvater.

Seine Gemahlin bedurfte seines Schutzes sehr, sie war launenhaft und schwach wie ein verzogenes Kind und wurde nach seinem Verlust beinah gemütskrank, so daß sie die Erziehung der siebenjährigen Königin Christine fremden Händen überlassen mußte.

Christine war als die Tochter eines großen Mannes die natürliche Erbin seines Geistes, denn bedeutende Väter haben immer kluge Töchter, wie geistreiche Mütter stets geniale Söhne besitzen. Aber Christine artete beinah zu genau nach dem Vater, sie glich ihm auch körperlich sehr; männliche, viel zu starke Züge und ein fester Knochenbau gaben ihrer Erscheinung etwas Ungewöhnliches und Unweibliches. Was bei dem königlichen Vater Genialität war, wurde bei seiner Tochter Extravaganz. Sein Tatendrang steigerte sich bei ihr zu einem Durst nach Abenteuern und sein Streben nach Bildung wurde Prahlerei mit Wissen bei ihr.

Ihr rasches Begriffsvermögen und ihr ausgezeichnetes Gedächtnis, verschafften ihr sehr früh den Ruf von Gelehrsamkeit. Sie las lateinisch und grie-

chisch, studierte Philosophie und Politik, trieb alle schönen Künste, namentlich Musik sehr eifrig. Männerkleidung zu tragen, wilde Pferde zu reiten, liebte sie schon in frühster Jugend, dagegen verschmähte sie die Vergnügungen und Beschäftigungen ihres Geschlechts fast gänzlich.

Es war, als wenn sie es nicht verschmerzen könnte, daß sie nicht dem starken Geschlechte angehörte; sie suchte wenigstens so viel als möglich sich die Vorzüge und Vorrechte desselben anzueignen. Auch ihr Vater hatte gestrebt, ihr eine männliche Erziehung zu geben und schon in frühster Kindheit Mut und Kraft in ihr zu entwickeln.

Er hatte sie einst auf einer Reise bei sich und der Kommandant einer Festung fragte, in Rücksicht auf die kaum dreijährige Kleine, ob er es wagen dürfe, die üblichen Ehrenschüsse zu Ehren der königlichen Ankunft abzufeuern, ohne das Prinzeßchen zu sehr zu erschrecken. Der König antwortete: „Schießt nur, sie ist ein Soldatenkind und muß sich frühzeitig daran gewöhnen."

Es geschah, und Christine bewährte das Vertrauen ihres Vaters; als die Salven nervenerschütternd durch die Luft dröhnten, klatschte sie in die Händchen und jubelte laut vor Freude, immer noch mehr Schüsse verlangend.

Der König sagte: „Warte nur, ich will dich schon dereinst an Orte führen, wo du noch mehr solches Vergnügen haben sollst."

Er nahm seitdem die Kleine immer mit zur Heerschau und freute sich ihrer Keckheit.

Christine sprach später in ihren Denkwürdigkeiten tiefen Schmerz darüber aus, daß der frühzeitige Tod ihren glorreichen Vater verhinderte, sie in die Geheimnisse der Kriegskunst einzuweihen; sie wäre gewiß gern der staunenden Welt als eine Pallas Athene, eine moderne Göttin der Schlachten, erschienen. Sie schrieb in wahrhaft poetischem Stil: „Gott hat mich unter Lorbeeren und Palmen lassen geboren werden; ich schlief im Schutze ihrer Schatten, meine erste Nahrung empfing ich unter Siegestrophäen; das Glück und der Ruhm waren meine Spielgefährten."

Als sie indessen mit achtzehn Jahren die Zügel der Regierung selbständig ergriff, war sie eine viel zu gute Regentin, um nicht die Segnungen des Friedens für ihr Land den Triumphen des Krieges vorzuziehen.

Die männliche Richtung ihres Geistes ward übrigens auch durch ihr Schicksal noch verstärkt, indem es ihr frühzeitig den mildernden Einfluß einer weiblichen Erziehung versagte. Die Mutter hatte eigentlich nie Liebe für sie gefühlt, sie konnte es ihr nicht vergeben, daß sie ein Mädchen und noch dazu ein häßliches war. Die Stiefschwester Gustav Adolfs, Prinzessin Katharine, liebte dagegen ihre königliche Nichte innig, starb aber, als Christine erst zwölf Jahre alt war. So kam es, daß sie ganz in die Hände ihres obersten Vormundes, des Kanzlers Oxenstierna geriet. Er wollte seinen Einfluß auf sie zur Ausführung ehrgeiziger Pläne benutzen und legte es darauf an, seinen Sohn mit der jungen Königin

zu vermählen, fand aber unvermuteten Widerstand bei ihr. Sie hatte Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Jüngling gehabt, aber ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken einer solchen Heirat. Voll Zorn verlangte sie, daß er sich unverzüglich mit einer Gräfin Brahe vermählte, damit niemand mehr an die Möglichkeit einer Verbindung mit ihr denken konnte.

So trat die wichtigste Frage in des Weibes Existenz, die Ehe, in erbitternder Weise an das junge königliche Mädchen heran.

Um sich Oxenstiernas Gewalt mehr und mehr zu entziehen, wendete Christine sich dem Grafen Magnus de la Gardie zu, einem jungen, schönen, geistreichen Manne von französischer Abkunft, der eben aus Frankreich zurückgekehrt war. Er wußte die Vorliebe, welche Christinens lebhafter, gebildeter Geist für dieses Land der feinen Sitte und des Geistreichtums damaliger Zeit hegte, schlau zu benutzen, um sich ihre Gunst zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Ehrenstellen, welche der junge Graf so rasch erlangte, seine Neider veranlaßten, das Gerücht zu verbreiten, die Königin wolle sich mit ihm vermählen.

Diese ergriff wieder dasselbe Mittel, um dies Gerücht zu entkräften, welches sie bei Gelegenheit der angeblichen Heirat mit dem jungen Oxenstierna als wirksam erkannt hatte. Sie bewog ihren Günstling, sich zu verheiraten, und verschaffte ihm sogar die Hand einer Prinzessin von der Pfalz, einer ihrer Kusinen. Um dem hohen Hause der Braut diese Verbindung annehmbarer zu machen, veranlaßte sie

die Werbung des Landgrafen von Hessen-Eschwege um die Hand der Schwester, der jungen Gräfin de la Gardie.

Demungeachtet versuchten die bösen Zungen damaliger Zeit zu behaupten, Christine hätte den Grafen de la Gardie doch geliebt und hätte zu ihrer Kusine gesagt: „Siehe, ich gebe dir, was ich mir selber versagen muß."

Sie hat den Grafen de la Gardie allerdings emporgehoben und ihm viel Wohlwollen bewiesen, aber nicht geliebt. Gerade in der Zeit, in welcher man sie dieser Neigung beschuldigte, geben ihre Briefe an den großen Condé Zeugnis, daß sie eine ganz andere Empfindung hegte. Dieser ritterliche, jugendliche Feldherr stand damals im vollsten Ruhmesglanz und hatte geäußert, daß er seine Erfolge in vieler Hinsicht dem kriegerischen Beispiel des großen Gustav Adolf verdanke. Es war also sehr natürlich, daß die Tochter desselben ihm ihre Aufmerksamkeit zuwendete; sie trat in einen eifrigen Briefwechsel mit ihm und beide schrieben sich die schmeichelhaftesten, geistreichsten Dinge.

Christine war bezaubert von dem galanten Condé, und er war unstreitig der einzige Mann gewesen, der ihre hartnäckige Ehescheu hätte überwinden können. Aber seine Hand war nicht mehr frei, er hatte schon in frühster Jugend eine Nichte des Kardinals Richelieu geheiratet.

Königin Christine bewahrte stets ein lebhaftes Interesse für ihn und hat in den Kriegen der Fronde

noch mehrmals ihren Einfluß zu seinen Gunsten verwendet.

Christinens Abneigung gegen die Ehe war wohl hauptsächlich dadurch entstanden, daß sie schon in beinah kindlichem Alter mit Heiratsanträgen überhäuft wurde. Der große Zudrang der Freier galt natürlich mehr ihrer Stellung als ihrer Person; sie war jedoch zu sehr eine geborene Fürstin, um darin etwas Beleidigendes zu finden, sondern erwog mit echt politischer Ueberlegenheit die Anträge der verschiedenen Potentaten. Es befanden sich darunter der Große Kurfürst, der König von Spanien, der König von Polen, zwei Prinzen von Dänemark und mehrere Pfalzgrafen. Sie verweigerte ihnen sämtlich ihre Hand, ließ aber ihrem Vetter Karl Gustav von der Pfalz die Aussicht, ihn dereinst doch noch zu heiraten oder ihm wenigstens die Nachfolge auf ihren Thron zu sichern.

Es scheint fast, als hätte dieser Freier wirklich ihre Hand noch höher gestellt als ihre Krone, denn er hat sich mit merkwürdiger Ausdauer um sie beworben und sogar erklärt, ohne ihre Hand auch ihre Krone nicht zu wollen, dann sei er entschlossen, sich mit einem Stücke trockenen Brotes auf schwedischer Erde zu begnügen.

Christine mochte doch wohl gerührt von dieser Gesinnung sein, wenigstens bewies sie stets große Teilnahme für Karl Gustav, beharrte aber immer auf ihrer Weigerung, ihn zu heiraten.

Indessen hinderte ihr eheloser Stand sie nicht, ein bewegtes und heiteres Leben an ihrem Hofe ein-

zuführen; sie teilte ihre Zeit zwischen Studium und Vergnügen. Sie trieb Astronomie, alte Sprachen und unterhielt sich mit Philosophen und Gelehrten, die sie aus allen Weltgegenden zu sich einlud oder Briefe mit ihnen wechselte. Sie schenkte ihnen für ihre Zeitopfer große Summen und bewies eine wahrhaft königliche Freigebigkeit. Der berühmte Cartesius oder Descartes, wie er in Frankreich genannt wurde, war besonders entzückt davon und schrieb an einen Freund: „Es gibt gar nichts Herrlicheres, Höheres, Göttlicheres, als dies junge Weib, das die Weisheit Platos auf den Lippen und goldene Gaben in den Händen trägt.“

Die französischen Literaten, die im Hôtel Rambouillet damals glänzten, Ménage, Benserade, der fromme Pascal, der feinsinnige Labruyère feierten ebenfalls „die nordische Muse“, wie sie Christine nannten. Hugo Grotius, Salvius Meibom standen in ihren Diensten, und eine Menge anderer Gelehrter bemühte sich, ihr näher zu kommen.

Aber auch jüngere und galantere Männer als diese ehrwürdigen Häupter lebten an ihrem Hofe. Es wurden Maskenfeste, Komödien und Ritterspiele von ihnen ausgeführt; die Königin wirkte überall selbst mit, sogar im Ballett, wie das damals Brauch war. Ihre gelehrten Neigungen führten sie jedoch immer wieder in die antike Welt zurück. So ließ sie durch Meibom ein griechisches Musikstück inszenieren, mit lauter Instrumenten, welche denen der Alten nachgebildet waren; Naudé, ein gelehrter französischer Arzt, übernahm es, die antike Tanzweise dazu anzugeben.

Die Ausführung dieses Kuriosums brachte jedoch einen ärgerlichen Auftritt, der sogar in alle Geschichtswerke übergegangen ist. Die beiden Gelehrten ließen sich nämlich verleiten, selbst mitzuwirken; Professor Meibom sang und Professor Naudé oder Naudäus, wie er in Schweden genannt wurde, tanzte. Die Wirkung davon war so komisch, daß sämtliche Zuschauer in lautes Gelächter ausbrachen. Die Darsteller fühlten sich dadurch tief gekränkt, und der heftige Meibom gab dem Doktor Bourdelet, der am meisten gelacht hatte, eine Ohrfeige, die für ihn jedoch von traurigen Folgen war, denn er fiel dadurch bei der Königin in Ungnade und mußte Schweden verlassen. Bourdelet war nämlich Christinens Leibarzt und Günstling, da sie ihn für ihren Retter aus schwerer Krankheit ansah.

Zur Zeit dieser geistreichen Spielereien ging die zwanzigjährige Königin damit um, einen Orden vom Parnaß zu stiften für die Dichter und Literaten und einen Amaranthen-Orden für die Herren und Damen des Hofes. Letztere mußten, so lange sie diesen Blumen-Orden trugen, das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen zu Ehren ihrer jungfräulichen königlichen Großmeisterin. In dem Museum zu Stockholm ist ihr Ordenszeichen, eine Immortelle aus Rubinen und Brillanten zusammengesetzt, noch vorhanden.

Der Orden vom Parnaß kam jedoch nicht zustande.

Die junge Königin beschützte die Wissenschaften aber auch in ernsterer Weise; so ließ sie die hohe Schule zu Rinteln, dem kleinen hübschen Städtchen

in der jetzigen Provinz Hessen, die eine kostbare Bibliothek besaß und in der kriegerischen Zeit vor Plünderung nicht sicher war, durch schwedisches Militär vor jedem Angriff in Schutz nehmen. Auch gründete sie in Schweden kostbare Büchersammlungen und ließ für die Bibliothek in Stockholm, die damals noch sehr ärmlich war, große Ankäufe machen, namentlich die Sammlung seltener Werke, die der Gelehrte Hugo Grotius besessen hatte.

Wie sehr die schönen Geister damaliger Zeit um die Gunst Christinens warben, geht aus einem Briefe des bekannten Satirikers Scarron hervor, der jedoch durch seine Frau, die Maintenon, berühmter geworden ist als durch seine Werke. Er schickte der Königin ein Lustspiel und schrieb dazu folgenden witzigen und schmeichelhaften Brief: „Zu Augustus' Zeiten zollte man seinen Tribut dem Protektor der klugen Köpfe, dem Herrn Mäcenas, der ein sehr liebenswürdiger Mann war. So großen Lärm aber auch sein Name in der Welt gemacht hat, so hatte er doch vor Eurer Majestät nichts voraus, als daß er früher lebte, und ich möchte wohl all mein bißchen Hab und Gut, das ich auf dem Parnaß besitze, darauf verwetten, Eure Majestät würden ihn um seine ganze Praxis und zur Verzweiflung gebracht haben, wie der große Gustav, Ihr Herr Vater, des Mäcenas' Herrn, den Kaiser Augustus, in Wut versetzt und zum Geständnis seiner Ohnmacht würde gebracht haben, wenn sie miteinander um die Herrschaft der Welt gekämpft hätten. Aber wenn es einem kleinen Unglücklichen wie mir erlaubt ist, einer großen Königin Fragen

vorzulegen, ist es Eurer Majestät nicht lästig, eine so große Herrin zu sein? Das außerordentliche Verdienst hat seine Unbequemlichkeiten; und alle diese Dedikationen, die wir Personen, die wir heroisieren wollen, für Weihrauch ausgeben, sind nicht immer von gleichem Werte."

Christine galt aber nicht nur bei den französischen Dichtern und Gelehrten für eine Heroine, sie erregte auch die Bewunderung des französischen Hofes; ihre geistreichen, im besten Französisch geschriebenen Briefe wurden vom Kardinal Mazarin und von der Königin Anna sehr geschätzt und in so schmeichelhaften Ausdrücken beantwortet, daß Christinens Wunsch, dereinst in Frankreich leben zu können, immer größer wurde. Die Sehnsucht, von den stets drückenderen Regierungssorgen befreit zu werden, steigerte sich auch von Jahr zu Jahr bei der jungen Königin. Die Finanznot ihres Landes quälte sie besonders, und die Idee, die Last der Krone abschütteln zu können, wurde viel früher in ihr rege, als sie zur Ausführung kam. Es bedurfte noch eines mächtigern Beweggrundes zu dieser welthistorischen Handlung als die bloße Ermüdung durch Regierungssorgen und das Verlangen nach einer freien unabhängigen Lebensstellung. Erst die Veränderung ihrer Religion führte sie zu der lange ersehnten Thronentsagung.

Wie alle forschenden, unruhigen, wenn auch großen Geister, war sie geneigt, an erhaltenen Glaubenssatzungen zu zweifeln. Der Umgang mit den französischen Gelehrten, in denen sich teilweise schon die verneinende Richtung der spätern Enzyklo-

pläbisten bemerkbar machte, bestärkte sie in ihren gefährlichen Versuchen, die Schranken niederzureißen, die den Glaubenslehren aller Bekenntnisse als Schutzwehr dienen. Wer die Form zerbricht, gefährdet auch den Inhalt. Der Reiz des Zerstörens dauerte nicht lange, Christine fühlte bald, wie verarmt und trostlos das Herz ohne positive Religion ist. Sie versuchte es, sich ihrer Kirche wieder anzuschließen, aber die trocknen, langen Predigten der damaligen Geistlichen verursachten ihr Langeweile; es befand sich keine einzige begabte Persönlichkeit unter ihnen. Nach religiösen Gesprächen verlangend, unterhielt sie sich oft mit dem geistvollen Gesandten Spaniens, Don Pimentel, der ihr einige ihm befreundete katholische Priester zuführte. Unter dem reizvollen Schleier des Geheimnisses wirkte der Feuereifer, den sie bei dem Werke der Bekehrung zeigten, doppelt hinreißend auf Christinens Phantasie. Sie meinte, das einzige Heilmittel für ihre Seelenzustände in dem Uebertritt zur katholischen Kirche entdeckt zu haben. Sie wußte, daß die schwedischen Landesgesetze ihr alsdann die Krone entziehen würden, aber es lockte ihren tatendurstigen Geist, auf diese Weise ein doppeltes Opfer zu bringen. Sie sagte: „Es sind schon viele Fürsten katholisch geworden, um eine Krone zu erlangen, ich lege eine nieder, um katholisch zu werden!" Die Kämpfe, die sie zu bestehen hatte, ehe es ihr gelang, ihren Entschluß auszuführen, erfüllten sie beinah mit Freude; es ward ihr dadurch eine angemessene Tätigkeit für ihre überreichen Kräfte gewährt. Endlich hatte sie alle Schwierigkeiten besiegt, die Aufregung

ihres Volkes, die Opposition ihrer Minister, die Empörung ihrer fürstlichen Verwandten überwunden und erreicht, was sie wünschte. Ihr Vetter und einstiger Freier ward ihr Nachfolger auf dem Thron, wie sie es ihm verheißen hatte. Für sich hatte sie einen reichen Jahrgehalt und die Beibehaltung ihrer Souveränitätsrechte ausbedungen. So konnte sie ihren lang ersehnten Ausflug in die weite Welt antreten.

Aber er sollte nicht so glückbringend werden, wie sie erhofft hatte. Es erhob sich ein wahrer Sturm von Schmähungen und Verleumdungen gegen sie, dem zu trotzen selbst ihr männlich starker Geist nicht ausreichte. Sie wollte nie eingestehen, wie tief sie dadurch verwundet war, aber ihr Gefühl ließ sich doch nicht immer verbergen und trat namentlich bei der dunkelsten Katastrophe ihres Lebens hervor, der Hinrichtung Monaldeschis. Diese würde gewiß nie stattgefunden haben, wenn Christine nicht verbittert gewesen wäre durch diese Angriffe ihrer Ehre als Weib und Königin.

Aeußerlich glich ihre Reise durch Europa allerdings einem Triumphzuge. Nachdem sie in Insbruck öffentlich und feierlich zur katholischen Kirche übergetreten war, durchzog sie Frankreich und Italien, überall wie ein Wunder angestaunt und wie eine Weltbeherrscherin gefeiert, aber kaum waren die Rauchwolken des Beifalls verweht, so erhoben sich wieder die giftigen Dünste der Verleumdung und schwärzten ihr Bild bis zur Unkenntlichkeit. Namentlich wurde ihr nacherzählt, daß sie sittenlos und leichtfertig sei; der schöne Herzog von Guise, der sie an

der französischen Grenze von Seiten des Hofes bewillkommnen mußte, sei für seine Höflichkeit mit ihrer Zärtlichkeit belohnt worden und die jungen Edelleute in ihren Diensten wären ihre Liebhaber. Diese bösen Gerüchte sind sogar in das historische Diktionär von Bayle aufgenommen. Aber die Unwahrheit derselben läßt sich grade aus der französischen Memoirenliteratur jener Zeit beweisen; die sittenstrenge Madame de Motteville, die der Königin Christine durchaus nicht hold war, und sie fast nur tadelnd erwähnt, stellt ihr das Zeugnis „weiblicher Tugend aber höchst unweiblichen Benehmens" aus.

Zu diesem Urteil hatte Christine allerdings Anlaß gegeben durch ihr rücksichtsloses Auftreten. Sie liebte es, die Füße auf die Sammetsessel zu legen, trug häufig Oberröcke wie ein Mann und scherzte oft sehr unziemlich, wenn auch in lateinischer Sprache. Dann scheute sie sich nicht, die berühmte Buhlerin Ninon de l'Enclos zu besuchen und ihr Schmeicheleien zu sagen, auch verschmähte sie nicht, zuweilen in prächtigen Anzügen zu Pferde zu erscheinen und sich bewundern zu lassen von jungen Kavalieren. Alles dies erfahren wir durch Madame de Motteville, die mit allen Damen des Hofes eifersüchtig auf die erst achtundzwanzigjährige gefeierte Exkönigin war und ihr doch nichts Böses nachsagen konnte.

Monaldeschis Katastrophe fand erst statt, als Christine zum zweiten Male einen Besuch am französischen Hof machte, angeblich um einem Ballett im Karneval beizuwohnen, wo Ludwig XIV. tanzen wollte, eigentlich aber hatte sie politische Motive zu dieser Reise

gehabt. Sie stand in geheimen Unterhandlungen mit dem Kardinal Mazarin über die damaligen Angelegenheiten Englands und Spaniens. Seit sie die eigene Krone niedergelegt hatte, liebte sie es ganz besonders, sich um die Kronen anderer Mächte zu bekümmern, und bemühte sich namentlich, die verlorene der Stuarts wiederzuerlangen. So kam sie 1655 zu Fontainebleau an, dem Schlosse, in dem sie auch das erste Mal in Frankreich gewohnt hatte. In ihrer Begleitung befand sich der Marchese Monaldeschi, aus einer vornehmen italienischen Familie stammend. Er bekleidete das Amt eines Oberstallmeisters bei der Exkönigin und war erst seit ihrem Aufenthalt in Rom in ihren Diensten. Es ist unwahr, daß er schon in Schweden mit Christine in Beziehungen stand und ihren einstigen Günstling, den Grafen de la Gardie, stürzte.

Nach den Forschungen des verdienstvollen Professor Grauert, die von dem berühmten geistvollen Leopold von Ranke glänzend bestätigt sind, hat niemals ein nachweisbares Liebesverhältnis irgend einer Art in Christinens Leben bestanden.

Die Geschichte und die Sage haben sie und ihren Oberstallmeister Monaldeschi als „berühmtes Liebespaar" proklamiert, die Wahrheitsliebe muß jedoch diese Illusion zerstören. Aber wenn auch die Schmach von Christinen genommen werden kann, daß sie aus Eifersucht und Liebeswahnsinn den Mord an Monaldeschi begangen hat, so ist sie doch nicht freizusprechen von Grausamkeit und Rachsucht.

Am 10. November 1657 ließ Christine ihren

Oberstallmeister in die Hirschgalerie des Schlosses zu Fontainebleau rufen. Er kam bleich und zitternd. Anfangs sprach sie mit ihm über gleichgültige Dinge, bald aber trat der Pater le Bel herein und durch eine andere Tür der Befehlshaber ihrer Leibwache mit zwei Bewaffneten. Dann hielt sie ein Päckchen Briefe unter Monaldeschis Augen und fragte ihn, ob er die Handschrift kenne. Zitternd versuchte er zu leugnen und sagte, es sei die ihrige. Aber sie zog die Originale hervor und überführte ihn, daß er ihre Schrift nachgemacht und gefälschte Briefe zu hochverräterischen Zwecken in Umlauf gesetzt hatte. Sie ließ auch seine Taschen untersuchen, und es fanden sich darin noch zwei Briefe, die er in ihrem Namen geschrieben hatte. So vollständig überführt, gestand er die Fälschung ein, fiel auf die Knie und flehte die Königin um Gnade an. Statt aller Antwort winkte sie den Bewaffneten, die auch sogleich ihre Degen zogen. Verzweifelt erhob sich Monaldeschi und zerrte Christinen mit sich fort, immer bittend, sie möge seine Rechtfertigung anhören. Sie rief den Pater le Bel herbei und gestattete, daß er sich in dessen Gegenwart verteidigte. Es dauerte fast eine Stunde, während welcher die Königin mit großer Ruhe zuhörte. Endlich sagte sie, es könne nichts ihre Ueberzeugung von seiner Schuld ändern, und befahl dem Priester, ihn zum Tode vorzubereiten. Monaldeschi warf sich ihr abermals zu Füßen und flehte um Begnadigung, auch der Pater bat für ihn. Christine hörte nicht darauf und entfernte sich. Monaldeschi klammerte sich nun an den Befehlshaber und bat ihn

um Rettung. Dieser eilte der Königin nach und versuchte, sie zu erweichen, aber vergebens, er kam zurück und sagte: „Marquis denkt an Gott und Eure Seele, Ihr müßt sterben.“ Da ging von Erbarmen bewegt der Pater noch einmal zur Königin und stellte ihr die Verantwortlichkeit vor, einen Menschen vor Gottes Gericht zu bringen, er bat sie, die christliche Barmherzigkeit, die der Heiland gepredigt, zu üben, aber sie war völlig kalt und so ruhig, als tue sie vollkommen recht. Sie blieb dabei, Monaldeschi habe ein todeswürdiges Verbrechen begangen, er müsse eigentlich gerädert werden, sie sei viel zu gnädig, daß sie ihn mit dem Schwert töten lasse. Sie habe das souveräne Recht, ihre Diener zu richten und werde unter keiner Bedingung Gnade üben. Sie versicherte auch feierlich, keinen persönlichen Haß gegen den Verräter zu hegen. Trostlos kehrte der Priester zu Monaldeschi zurück. Das Todesurteil wurde an ihm vollstreckt, und es kamen dabei noch einige, jedenfalls unabsichtliche Grausamkeiten vor. Er trug heimlich einen feinen Stahlpanzer unter den Kleidern, wodurch die Degenstöße abprallten und ein furchtbares Handgemenge entstand und ihm drei Finger abgeschnitten wurden. Endlich drang ihm eine Degenspitze in den Hals und tötete ihn.

Das Aufsehen dieser Tat war ungeheuer, umsomehr, da Christine standhaft dabei beharrte, die Art des Verrates, für den sie Monaldeschi bestraft hatte, nicht deutlich anzugeben. Er hatte einen ihrer Vertrauten, der in einer politischen Mission abwesend war, den Grafen Santinelli, bei ihr stürzen wollen,

und dazu nicht nur ihre Briefe gefälscht, sondern auch die schwärzesten Lügen über sie verbreitet. Weiter erfuhr man nichts, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß politische Geheimnisse mit im Spiele waren, die Christine nicht enthüllen konnte, ohne die Existenz anderer und ihre eigenen weitumfassenden Pläne zu kompromittieren. Sie beharrte auch noch in späteren Jahren dabei, daß sie in vollem Recht gehandelt hätte, und hat nie die geringsten Gewissenskrupel über Monaldeschis Tod empfunden. Auch nahm sie es sehr übel, wenn man sie deswegen der Grausamkeit zeihen wollte, sie hätte nicht dafür gekonnt, daß die Degenspitzen nicht scharf genug gewesen seien, um ihm einen raschen Tod zu geben.

Der französische Hof behandelte sie infolge dieses Ereignisses mit großer Kälte, aber Mazarin brach nicht mit ihr, weil sie ihm bei seinen politischen Intrigen immer noch von Nutzen sein konnte. Er ließ sie sogar einige Zeit in seinen Gemächern im Louvre wohnen. Sie warf sich mehr als jemals in die Politik und bewarb sich auch noch einmal um eine Krone. Sie wollte Königin von Polen werden, mußte aber erleben, daß man den „Mord Monaldeschis" als Hindernis ihrer Wahl hinstellte.

Die letzten Jahre ihres Lebens brachte sie in Rom zu, wo sie sich als Wohltäterin der Armen und als Beschützerin der Fremden, die schon damals zahlreich nach der ewigen Stadt kamen, viel Ansehen und Achtung erwarb; sie starb dreiundsechzig Jahre alt im April 1689.

Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und Graf Königsmark.

Unter den Ahnenbildern des welfischen Hauses fällt eine entzückende Frauenerscheinung auf: Ein schweres Brokatkleid läßt den weichen, lebenswarmen Hals tief bis zur Brust frei. Kein Geschmeide umgibt ihn. Der Kopf voll dunkelbrauner Locken ist mit einem frischen Rosenkranz geschmückt. Die rechte Hand hält ein zweites Blumengewinde. Am Busen prangen Rosen und über all das hin erhebt sich ein liebliches, ovales Gesicht mit großen schönen schwarzen Augen, eine gerade Nase, ein schwellender lachender Mund. Eine Göttin der Lebenslust und Freude erscheint dies junge Geschöpf mit seinen Fragen an die Zukunft auf den Lippen. Die Dargestellte ist die Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover. Romantik und grausame Wirklichkeit vereinigen sich in dem Geschick dieser Stammmutter des englischen und preußischen Königshauses.

Am Hofe ihres Bruders, des Pfalzgrafen Karl, zu Heidelberg, hatte Sophie, die jüngste Tochter des Winterkönigs und seiner stolzen Gemahlin, Elisabeth von England, ein Asyl gefunden. Sie war schön, klug und ehrgeizig. Auf einer Reise nach Italien sah sie der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und verlobte sich mit ihr. Er war ein stattlicher Mann und das Herz der Prinzessin Braut sprach für ihn. Umso tiefer mußte es sie schmerzen, daß er bald darauf einen Bevollmächtigten, den Herrn von Hammerstein sandte, mit dem Vorschlage,

statt seiner den Herzog Ernst August von Hannover, seinen Bruder, erwählen zu wollen. Ihre Bestürzung war grenzenlos, aber sie durfte als so hochstehende Dame nicht „unwürdigen menschlichen Gefühlen" nachgeben. Sie sagt in ihren Memoiren: „Moy, j'etais trop fière, pour être touchée," — Ich war zu stolz, um davon berührt zu sein! — Und ihrem Bruder erwiderte sie, sie betrachte eine Heirat nur als eine Versorgung, um gut und standesgemäß zu leben. Wer ihr eine solche bieten könne, einerlei wer, dem werde sie ihre Hand reichen. Der Herzog Georg Wilhelm übertrug seine Erbfolge und seine Deszendenz auf das junge Paar. Er gelobte, nie heiraten zu wollen. Diesem Wort wurde er untreu, als das schöne Fräulein Eleonore d'Olbreuse mit der Herzogin von Tarent an den Hof Sophiens kam. Erst war sie seine Geliebte, dann heiratete er sie, und setzte es beim Kaiser durch, daß beider vorher geborene Tochter Sophie Dorothea für legitim erklärt wurde. Der Hof von Celle, an dem einst Sophie hatte residieren und regieren sollen, war glanzvoll; ganz französischem Muster nachgebildet. Es liest sich zwischen den Zeilen ihrer Memoiren und deutlich in ihren Briefen, daß die Kurfürstin von Hannover ihre Nebenbuhlerin, der sich das flatterhafte Herz Ernst Augusts zugewendet, verachtete und haßte.

Kaum war die Tochter der d'Olbreuse und des Herzogs von Celle, Sophie Dorothea, erwachsen, als sich auch schon mehrere fürstliche Freier einstellten; sie hatten in Erfahrung gebracht, daß sie große Schönheit und noch größeren Reichtum besaß.

Die Wahl eines Schwiegersohnes wurde den zärtlichen Eltern der jungen Prinzessin schwer, endlich entschlossen sie sich zu einer Verlobung mit dem Erbprinzen August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Als jedoch der Kurfürst von Hannover dies erfuhr, nahm er sich vor, die reiche, schöne Tochter seines Bruders für seinen eigenen Sohn zu erobern. Er fürchtete nur, daß seine Gemahlin diesem Plane ihre Zustimmung versagen würde. Sie hatte sich stets sehr hochmütig gegen die Gattin ihres Schwagers benommen und dieselbe noch immer „Frau von Harburg" genannt, als sie schon längst Reichsgräfin geworden war.

Aber die Kurfürstin willigte ein. Die Verlobung der Prinzessin Sophie Dorothea mit dem Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover fand sehr bald statt, obwohl die Mutter derselben sich betrübte, daß der liebenswürdige, gutmütige Prinz von Braunschweig nicht ihr Schwiegersohn wurde. Sie hatte vollkommen richtige Vermutungen hinsichtlich des unzuverlässigen Charakters des Kurprinzen. Er lag damals in den Fesseln einer unwürdigen Liebschaft mit der Frau von Weyhe, und ihr folgte ihre Schwester, das Fräulein von Schulenburg. Sophie Dorothea war kaum sechzehnjährig, als sie mit ihm getraut wurde. Trotz dieser zarten Jugend hatte sie binnen wenigen Jahren zwei Kinder geboren, einen Sohn, der später als Georg II. den englischen Thron bestieg, und eine Tochter, Sophie

Dorothea, welche Königin von Preußen und Mutter Friedrichs des Großen geworden ist.

In traurigster Zurücksetzung verging der jungen Prinzessin am Hofe zu Hannover die Zeit. Aber, es steht fest, daß sie auf einer italienischen Reise, die sie mit Gatten und Schwiegervater machte, Trost für ihr Herz bei einem Franzosen, dem Marquis de Lassay, der mit den Reisenden in Rom zusammentraf, fand. Der einst so sehr Verliebte hat seine eigenen Briefe an sie in seinen Memoiren 1738 veröffentlicht. In diesen erklärt er übrigens die Herzogin Liselotte von Orleans für das „artigste, aber dabei doch ungetreueste Mensch von der Welt".

Dann begann die Tragödie in dem Leben der Celleschen Herzogstochter.

Philipp Christoph von Königsmark, der Enkel des schwedischen Feldmarschalls, kam 1689 an den Hof zu Hannover. Als Jüngling war er an dem zu Celle gewesen, um eine standesgemäße Ausbildung zu erhalten. Beständig auf Reisen, war er ein abenteuerlustiger Kavalier geworden. Zufolge der Jugendbekanntschaft sah die Kurprinzessin den Grafen Königsmark oft, beging auch die Unvorsichtigkeit, ihn zum Vertrauten zu machen, neben der ihr treu ergebenen Eleonore von Knesebeck, ihrem Hoffräulein. Bald wurden die nachteiligsten Gerüchte laut über die geheimen Audienzen, die sie dem Kavalier bewilligte. Den Bitten der Kurprinzessin an ihre Eltern, sich von ihrem Gemahl trennen zu dürfen, verschlossen sie ihr Ohr. So kam es zu romantischen Fluchtversuchen. Die Ziele sollen der Hof

von Braunschweig, ja sogar der Ludwig XIV. gewesen sein.

Eine der Damen des Hofes, die Gräfin Platen, zeigte auch ihr Wohlgefallen an dem jungen, schönen Kavalier ganz unverhohlen. Sie war indessen nicht geeignet, eine Erwiderung ihrer Neigung zu erlangen, trotzdem sie wirklich große Reize besaß, denn sie galt für die besoldete Geliebte des Kurfürsten, und es war bekannt, daß sie auch sonst gern Liebesverhältnisse anknüpfte. Graf Königsmark erregte durch seine Zurückhaltung ihren Zorn, sowie auch den Verdacht, daß er eine andere Dame in sein Herz geschlossen habe. Da sie ihn scharf beobachtete, konnte es ihr nicht entgehen, wenn sein Auge voll Bewunderung und Mitleid auf der. Huldgestalt von Sophie Dorothea verweilte.

Die Gräfin teilte ihre Wahrnehmung dem Kurfürsten mit, der ohnehin keine Vorliebe für seine Schwiegertochter hegte. Auch der Frau von Weyhe erzählte die Gräfin davon und veranlaßte sie, den Kurprinzen aufmerksam zu machen. Obwohl derselbe seine junge Gemahlin nicht liebte, verlangte er doch, daß sie für keinen anderen Mann Interesse hege. Als Frau von Weyhe bemerkte, daß er an der Reinheit seiner Gemahlin zu zweifeln begann, freute sie sich, denn es war ihr immer unangenehm gewesen, neben der tugendhaften Prinzessin im Schatten zu stehen. Dieselbe hatte ihr unwillkürlich einen hohen Grad von Achtung abgewonnen und eine gewisse Beschämung über ihre eigene unwürdige Lebensweise in ihr hervorgerufen. In Folge dessen benahm sich

Frau von Weyhe stets sehr vorsichtig und rücksichtsvoll gegen die Prinzessin, gab dies aber gänzlich auf, seit sie von ihrer Schwester erfahren hatte, daß Königsmark eine Neigung für Sophie Dorothea hege. Die beiden intriganten Damen wetteiferten nun darin, sie bei den beiden fürstlichen Männern zu verleumden, welche ihre natürlichen Beschützer hätten sein müssen.

Das eheliche Verhältnis der Prinzessin verschlimmerte sich unterdessen mehr und mehr; Frau von Weyhe trug das ihrige dazu bei, um die Gemahlin ihres Geliebten zu demütigen und zu ärgern. So verlangte sie von ihm, daß diese sie bei sich empfangen und höflich behandeln solle. Als die Prinzessin dies voll Empörung verweigerte, soll ihr Gemahl sie mit körperlicher Züchtigung bedroht haben, und nur durch Einmischung ihrer Hofdame, Eleonore von Knesebeck, führte er sie nicht aus. Sie erzählte diesen Vorfall dem Grafen Königsmarck und erregte damit sein leidenschaftliches Mitleid. Aus diesem entsprang die Katastrophe, beider trauriges Schicksal.

Das historische Faktum, tragisch und mysteriös zugleich, erregte einst ein unerhörtes Aufsehen und wurde weltberühmt. Romane und Trauerspiele sind darüber geschrieben, Lügen und Verleumdungen verbreitet.

Der Sachverhalt wird auch jetzt noch der Lesewelt wie ein psychologisches Rätsel erscheinen, das ebensoviel Staunen als Mitleid erweckt.

Man hielt nach einiger Zeit, als der Kurprinz zum Besuch zu seiner Schwester, der Kurfürstin So-

phie Charlotte, nach Berlin gereist war, die Angelegenheit des Liebespaares Sophie Dorotheas und des schönen und liebenswürdigen Königsmarks, der seine Augen zu hoch richtete, zum Eingreifen reif. Der Graf hatte am 1. Juli 1694 wieder Eintritt in die Gemächer der Kurprinzessin gefunden. Da wurden auf Befehl des Kurfürsten Ernst August vier Hadschiere der Leibgarde im Korridor des Schlosses aufgestellt, um Königsmark gefangen zu nehmen, sobald er die Räume verlassen würde. Aber, als die Trabanten den Grafen angriffen, verteidigte er sich und es entstand ein Kampf auf Leben und Tod. Der Kavalier wurde erschlagen. Man hat später einen Schädel, welcher Spuren einer Kontusion zeigt und der beim Umbau des alten Schlosses zu Hannover unter einer Treppe eingemauert gefunden sein soll, als den Königsmarks bezeichnet. — Die Kurprinzessin wurde als Gefangene in ihren Zimmern gehalten. Fräulein von Knesebeck kam in strenge Haft.

In der Morgenfrühe erschienen die Diener des Grafen Königsmark im Schlosse, um ihren Herrn zu suchen, der in der Nacht nicht zurückgekommen war. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckenskunde. Niemand bezweifelte es, daß ein Verbrechen geschehen sei.

Ja, er war ermordet, aus dem kühnsten Glückstraum hatte ihn der grausige Tod geweckt!

Als der Kurprinz von seiner Reise zurückkam, war er sehr ungehalten über die auffallende Behandlung der peinlichen Angelegenheit, doch willigte er rasch ein, daß Sophie Dorothea als Gefangene nach

dem Schlosse Lauenau gebracht wurde, das später mit Ahlden im Lüneburgschen vertauscht wurde.

Es ward der Kurprinzessin der Prozeß gemacht. Sie gestand nichts ein, beharrte aber auf ihrer Weigerung, jemals wieder zu ihrem Gatten zurückzukehren. So mußte die Trennung der Ehe ausgesprochen werden. Zweiunddreißig Jahre blieb diese schöne, einst so lebenslustige Prinzessin, deren entzückende Bilder voll Jugendreiz man nicht ohne Wehmut betrachten kann, eine Gefangene in Ahlden. Ihre Eltern sah sie nie wieder.

Eleonore von Knesebeck wurde mit der Folter, der „schärferen Frage", bedroht, gestand aber nichts zum Nachteil Sophie Dorotheas. Sie kam dann in Haft auf das Schloß Scharzfeld am Harz und konnte erst nach vielen Jahren mit Hilfe eines Schornsteinfegers von dort entfliehen.

Die Kurfürstin Sophie von Hannover, die stolze Stuart-Abkömmlingin, die Freundin des großen Leibniz, hat den dépit amoureux, den ihr der Vater Sophie Dorotheas zugefügt, und den Zorn auf Eleonore d'Olbreuse nie verwunden. Aus ihren Briefen sieht man, daß sie das alles auch auf ihre arme Schwiegertochter übertrug.

Im Jahre 1714 bestieg Georg Wilhelm als Georg I. den Thron von England, den er durch seine Mutter, die Kurfürstin, ererbt. Sie und ihr Haus war durch Königin Anna zur Nachfolgerschaft bestimmt. Durch sie kamen die Welfen in den Besitz des englischen Thrones.

König August der Starke und Aurora von Königsmark.

Im Jahre 1668 lebte in dem kleinen hannoverschen Städtchen Stade die Familie des Grafen Konrad Christian von Königsmark, der eine höhere militärische Stellung in holländischen Diensten bekleidete. Seine Gemahlin war eine Tochter des schwedischen Feldmarschalls von Wrangel. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, unter denen ein Sohn und eine Tochter durch romantische Schicksale weltbekannt geworden sind. Er selbst starb 1673 in ehrenvoller Weise bei der Belagerung von Bonn.

Seine Witwe blieb in beschränkten Verhältnissen zurück; ihr jüngstes Kind war erst fünf Jahre alt, zeigte aber schon Spuren einer seltenen Schönheit und eines lebhaften Geistes, wodurch die Mutter zu der erheiternden Hoffnung sich berechtigt glaubte, für diese Tochter eine glänzende Zukunft zu erwarten. Der Name Aurora schien ihr eine Glücksprophezeiung zu sein, eine Andeutung, daß die Morgenröte einer besseren Zukunft aufgehen würde.

In dieser sanguinischen Idee befangen, leitete die Mutter, welche sonst eine tadellose Frau gewesen sein soll, die Erziehung des schönen Mädchens. An die Pflege der Innerlichkeit wurde wenig gedacht, nur äußerliche Vorzüge sollten ausgebildet werden. In dem kleinen Stade gab es keine Gelegenheit zu gutem

Unterricht, die Familie siedelte deshalb nach Hamburg über, wo Aurora singen, tanzen und fremde Sprachen lernte. Als sie kaum erwachsen war, unternahm die eitle Mutter große Reisen nach Stockholm, Hannover und Braunschweig, damit ihre Töchter das Hofleben kennen lernen konnten. Die älteste fand in Schweden Gelegenheit zu einer guten Heirat mit einem Grafen Löwenhaupt, aber die jüngere ging trotz ihrer Schönheit leer aus, und die Mutter erlebte nicht die geringste Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen, sie starb indessen auch glücklicherweise noch vor dem tragischen Tode ihres Sohnes, des Grafen Philipp.

Als die Nachricht dieses erschütternden Ereignisses sich von Hannover aus verbreitete, lebte Aurora wieder in Hamburg im Hause ihrer verheirateten Schwester, wo sie sich sehr wenig behaglich fühlte. Voll Unmut sah Aurora die beste Jugendzeit vorübergehen, ohne dem Ziel ihrer Wünsche näher zu rücken. Sie war schon fast sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne Aussicht auf Reichtum, Unabhängigkeit und Lebensgenuß zu haben, nach denen sie ein so heftiges Verlangen trug.

Der Schmerz und die Empörung über das Schicksal ihres Bruders brachten wenigstens eine Veränderung in die drückende Einförmigkeit ihres Lebens. Sie beschloß eine Reise zu unternehmen, um Aufklärung über dessen rätselhaftes Verschwinden zu erlangen.

Aurora wendete sich zuerst nach Hannover, erfuhr jedoch nicht das geringste. Niemand wagte es,

sich über den dunklen Vorfall zu äußern, auch wußten wohl nur die Täter etwas Genaues, hüteten sich aber natürlicherweise davor, sich als solche zu bekennen. Am Hofe von Hannover wurde Aurora gar nicht angenommen; die ganze traurige Angelegenheit sollte totgeschwiegen werden.

Da der ermordete Graf sich nur zeitweise in Hannover aufgehalten, eigentlich aber seinen Wohnsitz in Dresden hatte und in sächsischen Diensten stand, so war es ganz sachgemäß, daß Aurora sich um den Schutz und die Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen bemühte. Die bösen Zungen damaliger Zeit behaupteten jedoch, daß sie den Plan gefaßt habe, auf dem Unglück ihres Bruders ihr eigenes Glück zu gründen, und sich die Stelle einer Geliebten Augusts II. zu erobern. Die Schwäche dieses starken Mannes war bekanntermaßen, für die Schönheit zu schwärmen. Er war damals noch nicht König von Polen, hegte aber schon den Ehrgeiz, es zu werden, und machte sich durch sein glanzvolles üppiges Leben bemerkbar. Auf kostspieligen Reisen nach Versailles, London und Wien hatte er Gelegenheit gehabt, seiner Prachtliebe noch mehr zu frönen, besonders aber auch seiner Neigung für schöne Frauen nachzugeben. Als er erfuhr, daß eine junge reizende Bittstellerin, die Gräfin Aurora von Königsmark, eine Audienz bei ihm zu erlangen wünschte, ließ er sie sofort zu sich entbieten.

In Trauerkleidern, die ihrer frischen Gesichtsfarbe besonders vorteilhaft waren, bestieg Aurora eine Sänfte, unter Herzklopfen die düstern Schloßportale betrachtend, durch welche sie getragen wurde.



Sophie Dorothea,
Kurprinzessin von Hannover.

Sie konnte wohl bei diesem Anblick an den Bruder denken, der unter ähnlichen Steinmassen wahrscheinlich begraben lag.

Das Schloß zu Dresden machte aber nur äußerlich einen ernsten Eindruck, im Innern war es lachend und hellglänzend wie sein Besitzer. Er erhob sich aus einem vergoldeten Lehnsessel und reckte seine stattliche Gestalt zu überraschender Größe empor; ein blanker Panzer umgab die Brust, wirkungsvoll abstechend von dem eleganten Kostüm der damaligen französischen Mode, goldgesticktem Atlasrock, kurze Beinkleider und seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen. Sein Gesicht war zwar nicht regelmäßig, aber doch schön durch den mutigen, selbstbewußten Ausdruck, die leuchtenden blauen Augen und den frischen lächelnden Mund. Seine Körperkraft war berühmt, er zerbrach ein Hufeisen als wäre es von Zucker, und hob die schwersten Gewichte.

Siegesgewiß trat er der Gräfin entgegen, sie glaubte einen Halbgott zu sehen, und kniete vor ihm nieder, um seine Hand zu küssen, was übrigens sogar nach der Vorschrift der Hofsitte war. Er blieb jedoch auch einen Augenblick starr vor Ueberraschung, so wirkte ihre Schönheit auf ihn. Die Strahlen der Bewunderung, die aus beider Augen brachen, bildeten einen elektrischen Strom, wodurch sie gleichsam mit einander verbunden wurden. Wie durch einen Zauberschlag schienen Auroras Wünsche in Erfüllung zu gehen. Sie brauchte nicht zu bezweifeln, daß sie auf den ersten Blick das Herz des schönen jungen Fürsten gewonnen hatte.

Er war erst fünfundzwanzig Jahre, also jünger als sie selbst, was ihr jedoch zum Vorteil gereichte, denn sie erlangte dadurch ein geistiges Uebergewicht bei ihm.

Am Anfang suchten die Liebenden ihre Beziehungen mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Aurora ließ ihre Schwester, die Gräfin Löwenhaupt, nach Dresden kommen und wohnte bei ihr, wodurch der Wohlanständigkeit scheinbar genügt wurde. Indessen konnte sie die öffentliche Meinung doch nicht täuschen; es fehlte nicht an Beobachtern und Zwischenträgern. Man sprach ziemlich laut von den Besuchen, welche Gräfin Aurora heimlich empfing. Es wurden Anspielungen auf Mars und Venus gemacht, wie man den „stärksten Mann und die schönste Frau" gern nannte. Sehr bald wurden die beiden ein berühmtes Liebespaar. Der fürstliche Liebhaber zog übrigens auch in unvorsichtiger Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sein Verhältnis, indem er der Dame seines Herzens gar zu auffallende Huldigungen darbrachte. Er veranstaltete die kostspieligsten Feste, um ihr Vergnügen zu machen, und seiner Prachtliebe zu genügen. Das Volk murrte darüber, obgleich es viel mehr Vorteile davon hatte, als es einsah, denn Dresden ward dadurch ein Anziehungspunkt für reiche Fremde. Es wurde Mode, die ländlischen Feste mit Feuerwerk, die Schlittenfahrten mit Fackelbeleuchtung und die Schloßmaskeraden dort zu besuchen.

Gräfin Aurora schwärmte für dergleichen und genoß in vollen Zügen das Märchenglück, das ihr zu=

gefallen war. Sie hatte sich sehr bald über das Schicksal ihres unglücklichen Bruders getröstet; am Dresdener Hof durfte darüber ebensowenig gesprochen werden wie in Hannover. Es ist ein historisches Rätsel geblieben, auf welche Weise dieser Mord vollzogen wurde. Das Wahrscheinlichste ist es freilich, daß der Gemahl von Sophie Dorothea als Arzt seiner Ehre gehandelt hat! Wer darf ihn alsdann anklagen?

Uebrigens gestaltete sich das Verhältnis zwischen Aurora und ihrem fürstlichen Liebhaber immer inniger; es gelang ihr auch, sich sein Vertrauen zu erwerben und hohe Politik mit ihm zu treiben. Sie schmeichelte seinem Ehrgeiz, indem sie ihn in dem Wunsch bestärkte, König von Polen zu werden.

Durch die kluge Behandlung dieses Planes gewann Aurora auch die Zuneigung der Kurfürstin-Mutter. Ein Meisterstück der Verstellung- und Ueberredungskunst lieferte sie damit, daß die Gemahlin Augusts ihr nicht abhold war, sondern sie als geistreiche, politisch-kluge Dame hochschätzte und ihre Ratschläge gern befolgte.

Beinah vier Jahre lang hatte Gräfin Aurora sich in der schwierigen Stellung als Geliebte des Kurfürsten und als Freundin seiner Gemahlin erhalten, als sie unerwarteter Weise sich gezwungen sah, die tiefste Einsamkeit aufzusuchen.

Sie zog sich nach dem Bergstädtchen Goslar zurück, in dessen Kirchenbuche folgender Passus stand: „Den 28. Oktober 1696 abends zwischen 7 und 8 Uhr ist von der vornehmen Frau in Winkels Hause ein

27*

Söhnchen geboren und am 30. getauft des abends im Hause des Magisters Alb, und mit dem Namen Mauritius, dem Herrn Jesu einverleibt worden. Gevatter haben gestanden Herr Dr. Trumph, R. Duhsings und N. Winkel."

Zur Zeit der geheimen Geburt seines Sohnes war August in Wien und pflegte dort Unterhandlungen wegen seiner polnischen Pläne, die denn auch nicht viel später zu dem gewünschten Abschluß kamen. Als er heimkehrte, erfuhr er, daß Aurora im Stifte zu Quedlinburg weilte und sich um die Stelle einer Pröbstin beworben habe. Er schrieb ihr, daß er sie gern bei diesem Vorhaben unterstützen wolle, er wußte wahrscheinlich, weshalb sie Dresden zu verlassen beabsichtigte.

Trotz ihrer Schönheit und Klugheit war es der Gräfin Aurora nämlich nicht gelungen, den Flattersinn ihres Geliebten zu überwinden. Sie hatte längst bemerkt, daß er einer andern den ersten Platz in seinem Herzen eingeräumt habe. Es war eine Verschärfung ihres Schmerzes, daß seine Treulosigkeit bekannt wurde, als sie ihm eben einen Sohn geboren hatte.

Es beschwichtigte ihre Verzweiflung einigermaßen, daß derselbe von seinem fürstlichen Vater öffentlich anerkannt wurde, und den Titel eines Grafen von Sachsen erhielt. Auch befriedigte es ihren Ehrgeiz, daß ihre Bemühungen zur Erlangung der polnischen Königskrone von Erfolg gekrönt worden war. Aber freilich erschien es ihr nun auch doppelt hart, dem Geliebten entsagen zu müssen, als

er den Königsthron bestieg. Unerträglich mußte es für eine so hochmütige Natur wie die ihrige sein, daß sie von dem neuen Glanz ausgeschlossen ward, während eine andere davon überschüttet wurde.

Die Nachfolgerin von Aurora war eine Freifrau von Hoym, geborne von Brockdorf, welche den Titel Gräfin Cosel erhielt, und als solche eine wahre Landplage für Sachsen gewesen ist. Sie war zwölf Jahre jünger als Aurora und noch viel schöner, auch besaß sie einen scharfen Verstand und munteren Witz; ihr Ehrgeiz, ihr Hochmut, ihre Habsucht und Bosheit haben sie aber weltberühmt gemacht. Sie wollte durchaus zur Herzogin erhoben werden, und war unersättlich mit Geldforderungen, es gab kein größeres Vergnügungen für sie, als wenn sie jemandem schaden konnte. Alle Ratgeber des Königs hegten die größte Furcht, von ihr gestürzt zu werden. Sie mischte sich in intrigantester Weise in die Staatsgeschäfte und stiftete oft das größte Unheil an. Mehr als sechs Jahre ließ sich der König blindlings von ihr beherrschen, dann aber schüttelte er ganz plötzlich ihr Joch ab und behandelte sie als Gefangene im Fürstenhause zu Stolpen. Er hegte den Verdacht gegen sie, daß sie politische Umtriebe begangen habe, hauptsächlich wollte er sich aber ihrer entledigen, weil eine neue Leidenschaft ihn erfaßt hatte. Der Gegenstand derselben war eine Gräfin Döhnhoff, geborene Gräfin von Bielinski, die er in Warschau kennen lernte und nach Dresden kommen ließ. Er übte gegen die Gräfin Cosel übrigens dieselbe Grausamkeit wie gegen die Gräfin Königsmark, indem er sie ebenfalls

verließ, als sie ihm kurz vorher einen Sohn geboren hatte.

Daß die gehaßte Nebenbuhlerin auf diese Weise von der Nemesis ereilte wurde, war für Aurora eine persönliche Genugtuung, die ihren verwundeten Stolz heilte. Sie sah überdies ein, wie klug sie handelte, als sie sich bei Zeiten eine ehrenvolle Stellung verschaffte. Während Gräfin Cosel im Gefängnis auf der Festung Stolpen saß, genoß die Gräfin Königsmark im Damenstift zu Quedlinburg eine reiche Pfründe und alle Ehren als Pröbstin und mutmaßliche Nachfolgerin der fürstlichen Aebtissin.

Auch hatte Aurora es verstanden, ihrem treulosen Geliebten die höchste Meinung von ihrer Klugheit beizubringen; noch als König holte er ihre Ratschläge ein und erbat sich ihren Beistand in politischen Differenzen. So unternahm sie in seinem Auftrage die Reise in das Feldlager des Königs von Schweden, um ihn zum Frieden zu bewegen. Mit vieler Selbstüberschätzung führte Aurora diese delikate Mission aus. Daß Karl XII. für einen Weiberfeind und Tugendhelden galt, mochte ihr als Würze ihres Unternehmens erscheinen. Sie zweifelte keinen Augenblick an der Macht ihrer weltberühmten Schönheit und Klugheit.

Als Aurora, geschmückt und siegesgewiß, sich bei dem Könige melden ließ, erfuhr sie indessen die Demütigung, in unhöflicher Art abgewiesen zu werden. Doch ließ sie sich dadurch nicht zurückschrecken, sondern erkundigte sich genau nach der Stunde, die er zu seinem Spazierritte verwendete. In ihrem Wagen

wartete sie alsdann geduldig bis Karl in Sicht kam. Dann trat sie plötzlich vor ihn hin, warf den Schleier zu den Füßen seines Pferdes nieder und versuchte eine schwunghafte Anrede.

Einen Augenblick betrachtete der junge König die schöne Wegelagerin mit kalter Verachtung, dann murmelte er eine schmachvolle Benennung, gab seinem Pferde die Sporen, und sauste in lustigem Galopp davon.

Dieser Mißerfolg gereichte der stolzen Gräfin Königsmark zur tiefsten Demütigung. Karl XII. war damals der Held des Tages, man jubelte über alle seine Taten und freute sich auch ganz besonders über seinen seltenen Tugendstolz. Man lachte über die Unverschämtheit einer gewesenen Buhlerin, den Jüngling durch Schmeichelkünste erwärmen zu wollen.

Aurora ließ sich indessen den gehabten Aerger nicht merken, sondern fuhr fort, nach politischer Bedeutung zu streben. Sie lebte deshalb auch oft wieder in Dresden, wo sie doch an dem Auftreten der verschiedenen „Gräfinnen" des Königs Anstoß nehmen mußte. Es ihnen an Aufwand gleich zu tun, versuchte sie in wahrhaft unvernünftiger Weise und geriet in arge Geldverlegenheit. Von Zeit zu Zeit gelang es ihr, die Bezahlung ihrer Schulden bei ihrem einstigen Geliebten zu erwirken. Sie wußte es geltend zu machen, daß sie für die Erziehung seines Sohnes bedeutende Ausgaben zu leisten habe, was allerdings auf Wahrheit beruhte, denn dieser ent-

wickelte sehr frühzeitig die Verschwendungslust von Mutter und Vater.

Die größten Summen verbrauchte Aurora aber für Gastereien, die sie in Dresden und in Quedlinburg gab. Sie erhielt allerdings oft hohe Besuche, die sie alsdann fürstlich bewirtete. So kam einst der Großfürst Alexei Petrowitsch, Sohn Peters des Großen, mit seiner Braut, der Prinzessin von Braunschweig, nach Quedlinburg. Das junge Paar, später so unglücklich, wurde durch Schäferspiele, Feuerwerk und Eßgelage mehrere Tage dort unterhalten.

Durch solchen Aufwand veranlaßte Aurora die Meinung, daß sie große Reichtümer besitze, und sie erlebte den Triumph, daß sich stattliche Freier bei ihr meldeten. Sogar ein regierender Herzog, Christian Ulrich von Württemberg, warb um ihre Hand, er war noch eine Jugendbekanntschaft aus Hamburg und hegte eine wirkliche Neigung für sie. Es kam jedoch keine der Heiraten zu stande, weil sie viel zu vorsichtig war, um ihre Stellung als Pröbstin aufzugeben, die ihr eine sichere Einnahme und hohes Ansehen gewährte. Als sie älter wurde, erwachte in ihrem Herzen mehr und mehr die Mutterliebe, naturgemäß das stärkste aller weiblichen Gefühle; sie trachtete nur noch danach, ihrem Sohne Ehren und Reichtümer zu erringen. Er machte ihr viel Sorge, denn er war ein echter Wildling, der nicht nur die berühmte Körperkraft und Schönheit, sondern auch das feurige Temperament seines Vaters geerbt hatte. Schon mit zwölf Jahren entlief er seinem Erzieher und begab sich zur Armee des Prinzen Eugen von Savoyen. Er erstieg

mehrmals die Schanzen bei der Belagerung von Lille und empfing von den Franzosen, deren berühmtester Feldherr er später werden sollte, die Feuertaufe. Bei der Belagerung von Tournay verwies der Prinz Eugen ihm seine Tollkühnheit, bezeugte aber dem tapferen Knaben herzliches Wohlwollen.

Kaum sechzehnjährig nahm er an dem Kriege gegen Karl XII. teil; er befehligte eine Reiterschar, die er dreimal ins Feuer führte, wobei ihm jedesmal das Pferd unterm Leibe erschossen wurde.

Seine wilde Lebensweise hoffte seine Mutter durch eine frühe Ehe unschädlich zu machen und überredete ihn, mit achtzehn Jahren die reiche Erbin Gräfin Viktoria von Löben zu heiraten. Er hatte aber dieselbe lockere Ansicht über eheliche Treue wie sein königlicher Vater und benahm sich so sittenlos, daß seine junge Frau auf Scheidung drang. Um sich darüber zu trösten, ging er nach Paris, wo er in der Demoralisation rasche Fortschritte machte.

Ehrgeiz und Abenteuerlust trieben ihn rastlos umher, wobei er in maßloser Weise das Geld verschwendete, was seine Mutter mühsam für ihn bei seinem Vater erbettelte oder erborgte. Durch ihre unablässigen Bestrebungen erreichte sie es, daß er in Kurland zum Herzoge erwählt wurde, und schon glaubte Aurora hoffen zu können, daß er den polnischen Thron besteigen würde. Das Glück schien ihn noch höher heben zu wollen, er wäre beinah Kaiser von Rußland geworden, denn er hatte das Wohlgefallen von Anna Iwanowna, der jugendlichen Herzogin-Witwe von Kurland und Erbin des Zaren-

reichs gewonnen. Sie würde sich unzweifelhaft mit ihm vermählt haben, aber sie erfuhr, daß er sich heimlich mit den leichtsinnigsten Liebeshändeln unterhielt, während er öffentlich um sie warb. Dadurch verscherzte er ihre Gunst, ebenso auch die Aussicht König von Polen zu werden.

Um sich dennoch in den Besitz einer Krone zu setzen, schmiedete er dann die fabelhaftesten Pläne; er wollte versuchen, König von Korsika zu werden, ja er kam sogar auf den Gedanken, die Juden als Volk zu vereinen und sich zu ihrem König zu machen.

Er hatte bei seinem Aufenthalt in Paris die schöne reiche Schauspielerin Adrienne Lecouvreur kennen gelernt, und ein Liebesverhältnis mit ihr angeknüpft, sie verkaufte ihre kostbaren Schmucksachen und wollte ihm den Erlös geben, damit er seine tollen Pläne ausführen könne. Er lohnte ihr mit Untreue und zog ihr eine Herzogin vor. Sein Leben gab Stoff zu mehreren Trauerspielen und Romanen. Die schöne Adrienne starb seinetwegen an Gift und wurde von Voltaire zu Grabe geleitet.

Eine andere Geliebte von ihm war die Schauspielerin de Verrieres; sie schenkte ihm eine Tochter, die er zum Andenken an seine Mutter, Aurora nannte. Er war mittlerweile Marschall von Frankreich geworden, und hatte ein großes Werk über die Kriegführung geschrieben, auch gelangte er außerdem zu Ansehen und Ehren, denn seine Stiefschwester, die einzige Tochter des Königs August II., war Dauphine von Frankreich geworden und bewies ihm wahrhaft schwesterliche Liebe. Sie ließ auch seine natür-

liche Tochter sorgfältig erziehen und verheiratete sie mit einem Grafen Horn, später verband dieselbe sich mit Herrn Dupin de Francueil. Aus dieser Ehe entstammte die Großmutter von George Sand, nach der diese Aurora genannt wurde. So erben sich die deutschen Namen in einer französischen Familie fort, denn auch Moriz wurde in derselben beibehalten zum Andenken an Moritz von Sachsen. Ein prachtvolles Denkmal für ihn steht in der Thomaskirche zu Straßburg.

Gräfin Aurora hatte noch erlebt, daß ihr Sohn ein berühmter Feldherr wurde und den kurländischen Herzogstitel erhielt; sie starb 1728 an der Wassersucht nach langen Leiden. Ihr Nachlaß war so verschuldet, daß ihr Sohn die Erbschaft nicht antreten konnte und ihre zahlreichen Gläubiger nichts erhielten.

König August II. erlag 1733 einem Schlaganfall, der ihn in Warschau traf, nachdem er längere Zeit an einer Kniegeschwulst gelitten hatte. Er hinterließ seinem einzigen legitimen Sohne, August III., das zweifelhafte Glück, König von Polen zu sein, nur auf kurze Zeit.

Königin Karoline Mathilde und Struensee.

Die Schicksalstragödie dieses berühmten Liebespaares setzte ganz Europa in Bewegung; man stritt sich über die Schuld oder Unschuld desselben, aber man war einig in Mitleid und Teilnahme für so viel Unglück und Schmerz.

Es hätte schon als eine trübe Vorbedeutung gelten können, daß Karoline Mathilde am Throne von England nicht in Purpur, sondern in Trauergewändern geboren wurde. Ihr Vater, der Prinz von Wales, Sohn Georgs II., war kurz vor dem 22. Juli 1751 gestorben, dem Tage, an welchem sie das Licht der Welt erblickte. Ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg, die erste dieses Namens, die in die später so glücklich sich erneuernde Verwandtschaft mit dem englischen Königshause trat, liebte dies nachgeborene Kind ganz besonders innig und wendete die größte Sorgfalt auf seine Erziehung.

Die junge Prinzessin ward als ein Ideal von Schönheit und weiblicher Vollkommenheit angebetet vom Hofe und war ein Liebling des Volkes.

Doch sollte diese königliche Blume Altenglands nicht lange im Glücke blühen; ein furchtbarer Schicksalssturm entblätterte sie in der Fülle der Jugend.

Kaum fünfzehn Jahre alt, wurde die reizende Karoline Mathilde schon Königin; ein achtzehnjähriger Jüngling, Christian der Siebente von Dänemark, wurde mit ihr vermählt.

Das kindliche Ehepaar fand anfangs so viel Wohlgefallen aneinander, daß es einen Verstoß gegen das Hofzeremoniell beging, indem es sich öffentlich umarmte und küßte.

Beide waren von der Natur reich ausgestattet mit körperlichen Vorzügen. Die Schönheit der jungen Königin ward von Augenzeugen folgendermaßen geschildert: „Sie hatte trotz ihrer Jugend eine wahrhaft majestätische Haltung und eine hohe, volle aber zierliche Gestalt; ihr Gesicht war vollkommen regelmäßig, ihr Teint vom zartesten Weiß und Rosenrot. Ihr reiches Haar war hellblond wie gesponnener Flachs; die Augen hatten trotzdem dunkle Wimpern und eine leuchtende hellblaue Farbe, strahlend und sprechend. Die Lippen waren ein wenig aufgeworfen, aber bezaubernd lieblich beim Lächeln; die Zähne glichen ebenmäßigen Perlen. Sanft und freundlich von Gemüt, war sie von höchst sittsamem Benehmen, zurückhaltend gegen Vornehme, aber von gewinnender Freundlichkeit gegen Geringere."

Der König war ebenfalls hübsch zu nennen, er hatte feine regelmäßige Züge, hellblondes Haar, schöne blaue Augen und eine gute Figur, obwohl nur mittelgroß. Das Paar hatte unverkennbare Aehnlichkeit mit einander, was sehr natürlich zuging, denn es waren Geschwisterkinder. Die Mutter Christians

und der Vater Karoline Mathildens waren Kinder von Georg II. von England. Man wird sich erinnern, daß die Mutter dieses Königs die unglückliche verstoßene Kurprinzessin von Hannover war, die eine ganz ähnliche Schicksalstragödie erlebte wie später ihre Urenkelin Karoline Mathilde, und nach dem furchtbaren geheimnisvollen Tode des Grafen von Königsmark als Gefangene auf dem Schlosse Ahlden lebte.

Der junge König Christian VII. war zwar sehr gutmütig, aber ausgelassen lustig und mutwillig; er lachte gern und machte scharfe Bemerkungen über die Schwächen anderer, jedoch verletzte er niemals mit Absicht. Er strebte sehr nach Vergnügungen, und seine Vermählung mit der schönen englischen Königstochter war ihm eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Festen. Es wurden Maskenbälle gegeben, welche eigentlich gegen die Hofsitte waren und für anstößig galten. Man bewunderte damals nichts so sehr als das junge Königspaar, das meisterhaft Menuett tanzte. Auch Komödie spielte der König sehr gern. Voltaires Zaïre ist mehrmals von ihm aufgeführt worden und zwar beinahe öffentlich, da das Publikum sich zu den Vorstellungen drängte, um das Talent des Königs zu bewundern.

So gingen die ersten Jahre der Ehe wie ein Festspiel für die junge Königin dahin; die Geburt eines Kronprinzen vollendete noch das Glück des Paars. Das Volk jubelte und die Vaterlandsfreunde hofften, daß dies frohe Ereignis auch auf eine ernstere Richtung des jungen Königs hinwirken würde.

Es war nämlich eine auffallende Neigung zu wilden Lustbarkeiten und wirklichen Ausschweifungen bei ihm bemerkbar geworden, die um so gefährlicher schien, als einzelne Hofschranzen sie benutzten, den König zu beherrschen und auszubeuten. Sie hielten ihn geflissentlich bei nächtlichen Trinkgelagen fest und tobten dann mit ihm durch die Straßen, wobei sie Laternen und Fenster zerschlugen, ja sogar zuweilen den König in Händel mit seinen Untertanen verwickelten. Seine geheiligte Person ward nicht selten von Stockprügeln bedroht!

Dies rohe Benehmen blieb der jungen Königin nicht verborgen, und sie warf mit Recht einen heftigen Haß auf den Grafen Holk, der für den Hauptanstifter dieser wilden Vergnügungen galt. Endlich kamen dieselben im Staatsrat zur Sprache, und es wurde beschlossen, den König durch eine Bildungsreise, die auch seinen jungen Jahren angemessen erachtet ward, auf andere Gedanken zu bringen. Karoline Mathilde wünschte nichts sehnlicher, als ihren Gemahl zu begleiten, aber es gelang ihr leider nicht; ihr Schicksal würde wahrscheinlich eine viel bessere Wendung genommen haben, wenn sie dem Könige zur Seite geblieben wäre auf einer so versuchungsreichen Reise. Der Staatsrat fürchtete indessen die Kosten zu sehr zu vermehren durch die Begleitung der Königin, und auch die neidische Stiefmutter Christians, die verwitwete Königin Juliane Marie, verhinderte die gemeinschaftliche Reise des jungen Paares, weil sie heimlich eifrig danach getrachtet haben soll, dasselbe zu entzweien, um selbst mehr Einfluß zu gewinnen.

Namentlich auch für ihren häßlichen und unliebenswürdigen Sohn Friedrich die Möglichkeit einstiger Thronfolge zu erstreben.

Die siebzehnjährige Königin mußte allein zurückbleiben unter dem Vorwand, den kleinen Kronprinzen nicht verlassen zu können, und hatte noch obenein den Kummer, den gehaßten Holk als Reisebegleiter ihres Gemahls ernannt zu sehen. Ein Mißgriff, der die beabsichtigte wohltätige Wirkung der ganzen Reise vereitelte, denn unzweifelhaft ist es, daß Holk den König zu den verderblichsten Genüssen angeleitet und seine Gesundheit untergraben hat. Er war sein böser Genius, und es ist allerdings wohl irgend einer politischen Absicht zuzuschreiben, daß sein guter Engel Karoline Mathilde diesem weichen mußte. Ob die verwitwete Königin dies veranlaßte oder ein anderer dämonischer Einfluß, ist nie mit historischer Gewißheit ermittelt worden.

In Paris, wohin die Bildungsreise zuerst eingeschlagen wurde, überhäufte Ludwig XV. den dänischen Monarchen mit ausgesuchtester Höflichkeit. Feste und Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm dargeboten. Sein Besuch war ein vielbesprochenes Ereignis am französischen Hofe und die Memoiren jener Zeit berichten mit Vorliebe und Genauigkeit davon. Die koketten Damen drängten sich an den jungen schönen König, die Dichter machten Verse auf ihn, die Gelehrten hielten ihm lateinische Lobreden, und jeder kleine Charakterzug von ihm wurde mit Wichtigkeit behandelt. So hatte er besonders einer

Frau von Flavecourt gehuldigt, obwohl sie schon fünfzig Jahre alt war. Er schenkte ihr beim Abschiede einen Perlenschmuck, der Immortellen nachahmte und auf diese Weise eine zarte Anspielung auf die Unverwelklichkeit ihrer Schönheit enthielt.

Noch mehr Aufhebens wurde von einem Mittagsessen gemacht, zu dem er alle berühmten Gelehrten und Schriftsteller einladen ließ. Er saß zwischen Diderot und Helvetius, jedem etwas Angenehmes sagend und geistreiche Antworten erwartend. Voltaire hatte schon früher ein ansehnliches Geldgeschenk von ihm erhalten und dafür ein Lobgedicht auf den Wohltätigkeitssinn des Königs von Dänemark gemacht, das überall abgedruckt wurde.

Ueber die Festlichkeiten, die zur Feier Christians in Paris stattfanden, wurden Berichte an alle Höfe gesendet.

In London ward der dänische König und Gemahl einer englischen Prinzessin ebenfalls sehr glänzend bewirtet. Die Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und veranstaltete Feste von wahrhaft großartiger Pracht. Christian erregte auch dort wieder viel Aufsehen, er befleißigte sich besonders der Wohltätigkeit, warf Goldmünzen unter das Volk, und kaufte Familienväter aus der Schuldhaft los, auch hinterließ er glänzende Ehrengeschenke, namentlich übergab er eigenhändig dem berühmten Schauspieler Garrick eine goldene Dose.

Am 14. Januar 1769 kehrte Christian VII. nach Kopenhagen zurück und brachte selbst den Mann mit,

der für sein Land und sein Haus so bedeutungsvoll werden sollte. Es war Johann Friedrich Struensee, der in Altona als beliebter Arzt gelebt hatte und durch die Gönnerschaft eines Freiherrn von Schimmelmann und eines Grafen Ranzau-Aschberg zum Leibarzt des Königs von Dänemark befördert worden war.

Zu Halle a. d. Saale am 5. August 1737 geboren und in einem ärmlichen pietistischen Elternhause aufgewachsen, hatte Struensee sehr früh den Drang nach Lebensgenuß und Ungebundenheit empfunden. Seine Schulbildung empfing er in dem Frankeschen Waisenhause. Er lernte mit Eifer, wendete sich aber sehr bald der atheistisch-philosophischen Richtung zu, die damals von Frankreich aus die Geister beherrschte, las die Schriften von Voltaire und Helvetius, ging mit vierzehn Jahren zur Universität, machte Pläne zur Befriedigung seines Ehrgeizes und gewann schon mit neunzehn Jahren den Doktorhut.

Als er nach Kopenhagen kam, war er zweiunddreißig Jahre alt, von schöner Gestalt und feiner Sitte, ein Liebling der Frauen und ein guter Kamerad der Männer. Die junge Königin bezeigte ihm anfangs offene Abneigung, weil sie ihn im Einverständnis mit dem verhaßten Holk, dem Verderber ihres Gemahls, glaubte. Erst als Struensee sich als Arzt trefflich bewährte und namentlich auch dem kleinen Kronprinzen mit glücklichem Erfolg die Menschenpocken einimpfte, eine sehr gewagte Operation, da Jenners Entdeckung der Kuhpocken damals noch nicht existierte, änderte Karoline Mathilde ihre

Gesinnungen gegen Struensee, und schenkte ihm nur zu rasch ihr Vertrauen. Sein tatendurstiger Geist riß den ihrigen mit sich fort und beide träumten von der großen Zukunft Dänemarks, die unter ihren leitenden Händen erblühen sollte. Eine Zeitlang bestärkte der Erfolg diese Träume.

Der charakterschwache, körperlich entkräftete König Christian ließ sich blindlings von seiner Gemahlin und von seinem Arzt leiten. Die Adelspartei, der alle Regierungsfehler zugeschrieben wurden, ward gestürzt, die Minister entlassen und im Sturmschritt Neuerungen eingeführt, Schranken eingerissen und gewagte Experimente unternommen. Unter den Gestürzten befand sich auch Graf Holk, dessen Stelle Struensee seinem Freunde Enevold Brandt übergab. Das gute Einvernehmen zwischen dem königlichen Paar ward durch Holks Entfernung wiederhergestellt, und Struensee strebte sichtlich danach, es zu erhalten.

Struensees Arzneien und Brandts heiterer Umgang wirkten so wohltätig auf den König, daß er sich eine Zeitlang wieder von den nachteiligen Folgen seiner jugendlichen Ausschweifungen erholte und durch sein Machtwort die Reformen Struensees durchsetzen half. Er ernannte ihn zu seinem ersten Minister und verlieh ihm, sowie seinem Freunde Brandt, den Grafentitel. Unter den Zerstreuungen, die letzterer dem Könige bereitete, standen körperliche Uebungen obenan. Es wurde eine Art Zimmergymnastik betrieben, wobei der König sich in Ringkämpfen und

förmlichen Schlägereien mit seinem Günstling übte. Diese Späße derber Art gefielen dem Könige sehr und bekamen ihm auch gut. Aber Brandt wurde wegen seiner Dreistigkeit bei dieser Spielerei später des Hochverrats angeklagt, sich an der geheiligten Person des Königs vergriffen zu haben, und mußte für den befohlenen Scherz auf dem Schafott büßen.

Es ist dies um so tragischer, als er sich nur ungern in seine Rolle fügte, die allerdings zwischen Hofmeister und Hofnarr schwankte. Er hatte Struensee oft flehentlich gebeten, ihn derselben zu entheben, aber der Freund sowie seine Geliebte zwangen ihn, darin zu verbleiben. Letztere war die schöne verwitwete Oberpräsidentin Gräfin von Holnstein, die überhaupt einen sehr nachteiligen Einfluß auf ihn ausübte, namentlich ihn veranlaßte, mehr Glanz und Luxus bei Hofe einzuführen, als die Finanzen des Landes erlaubten.

Struensee verbündete sich besonders mit dem Grafen Ranzau-Aschberg, um einen Stützpunkt unter den Aristokraten zu haben. Das Vertrauen, welches er diesem Manne schenkte, war einer seiner Mißgriffe, die ihm den Untergang bereiteten. Graf Ranzau-Aschberg wurde später sein erbitterter Gegner.

Ein anderer großer Mißgriff war es, daß er Männer von so reinem Charakter wie den Grafen Bernstorff zwang, das Land zu verlassen, bloß weil er sich nicht blind in seine Neuerungen fügen wollte. Es war dies derselbe Graf Bernstorff, in dessen Hause der große Barde Klopstock lebte.

Ungefähr zwei Jahre hatte Graf Struensee das Staatsruder von Dänemark geführt und immer kühnere Reformen ausgedacht. Das Land stand sich gut dabei, er hatte die Fesseln des Handels gelöst, die Hörigkeit der Bauern abgeschafft und die drückende Salzsteuer durch eine Luxussteuer ersetzt, worüber ihm besonders das Volk zujauchzte. Kunst, Theater und Gesellschaft empfanden seinen wohltätigen Einfluß. Die Königin unterstützte ihn hierin und sorgte besonders auch dafür, daß dem Volke Lustbarkeiten bereitet wurden. Namentlich liebte sie es, die Geburtstage des Königs zu Volksfesten zu machen und ließ immer öffentliche Speisungen, Geldausteilungen, Feuerwerke und Tanzmusik dazu veranstalten. Auch strebte sie, alle wahren Verdienste zu belohnen und stiftete einen Mathilden-Orden, eine Krone von Lorbeerzweigen umgeben, den auch Frauen erhalten sollten. Um die gesteigerten Ausgaben des Staatshaushalts zu verringern, ließ sie sich willig ihre Toilettenkleider beschneiden. Sie war gewiß in dieser Zeit recht glücklich, ihr Gemahl befand sich wohler und bezeugte ihr achtungsvolle Liebe, der kleine Kronprinz wuchs kräftig heran unter dem Abhärtungsverfahren, welches Struensee über ihn verhängt hatte — er ließ ihn täglich baden, im Kalten schlafen und sehr knappe Mahlzeiten halten — was später auch unter Struensees Staatsverbrechen gezählt wurde! Die königliche Familie vermehrte sich im Jahre 1771 um eine Tochter, der Karoline Mathilde auf Struensees Verordnung, nach Rousseaus weltbeglückenden Theorien, selbst die Brust reichte. Es ist fast nicht

denkbar, daß die glückliche Mutter und Königin in dieser Zeit eine Verbrecherin der ehelichen Treue gewesen sein konnte. Dennoch erhob sich das dumpfe Gerücht davon im ganzen Lande; öffentliche Schmähschriften wurden in Umlauf gesetzt gegen Struensee, der selbst erst die Preßfreiheit erteilt hatte und nun gleich zuerst von ihren Auswüchsen zu leiden hatte. Alle Anzeichen eines nahenden politischen Sturms traten ein; eine Meuterei unter den Matrosen brach aus. Die Offiziere murrten, ebenso die Beamten, die sich lieber wieder von dem Erbadel ihres Landes knechten lassen, als einem fremdländischen Emporkömmling dienen wollten. Die Partei der verwitweten Königin Juliane Marie trat immer dreister hervor in Feindseligkeiten und Anklagen gegen Struensee sowohl wie gegen die junge Königin. Graf Ranzau-Aschberg sagte sich offen von Struensee los und um ihn scharten sich eine Menge Unzufriedener.

Es organisierte sich eine förmliche Verschwörung, um Struensee zu stürzen und die junge Königin vom Throne zu stoßen. Ein Emporkömmling Namens Guldberg war der Hauptanführer dieser Partei.

Nach einem glänzenden Hofball, bei dem sich die meisten der Anwesenden, ahnungslos über das bevorstehende Ereignis, vor dem scheinbar noch allmächtigen Minister gebeugt hatten, wurde er nebst seinem Freunde Brandt verhaftet und in einer verschlossenen Kutsche, Ketten an Händen und Füßen, auf die Zitadelle gebracht. Nach dreimonatlicher schwerer Haft und einem peinlichen Prozeßverfahren, bei welchem die gräßlichsten Willkürlichkeiten verübt wurden, emp-

fingen sie ihr Todesurteil. König Christian, der vor Schreck in Tobsucht verfallen war, ließ sich von seiner ränkesüchtigen Stiefmutter die Unterzeichnung abringen und vergaß rasch, wie sehr er seine beiden Günstlinge einst geliebt hatte, und wie viel er ihnen eigentlich verdankte.

Am 28. April 1772 wurden sie zum Richtplatz geführt, wie zu einem Schauspiele, in großen Glaskutschen und in glänzender Hoftracht, wie sie dieselbe zur Zeit ihres Glückes getragen hatten. Graf Struensee, ein schöner großer Mann mit stolzer Haltung nahm sich prachtvoll aus in einem Kostüm von himmelblauem Sammet mit weißem Atlas geschlitzt und einem wallenden Federbusch auf dem Hut. Graf Brandt trug grüne goldgestickte Kleider und einen kostbaren Pelz. Beiden wurde zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen und dann wurden sie noch gevierteilt und auf dem Rabenstein zur Schau ausgestellt. Noch nach vier Jahren sahen Reisende dort die verdorrten Gliedmaßen. Mit Recht wurde diese schauderhafte Hinrichtung die „dänische Blutschuld" genannt.

Nicht minder grausam und ungerecht waren die Verschworenen gegen die unglückliche Karoline Mathilde verfahren. Auf jenem verhängnisvollen Hofball hatte sie noch arglos heiter im Schmucke ihrer Jugend und Schönheit getanzt, und war spät zur Ruhe gegangen. Kaum eingeschlafen wird sie geweckt von Lärm und Männertritten; Graf Ranzau in Begleitung von drei Offizieren dringt in ihr Zimmer, um sie im Namen des Königs zu verhaften.

Man hatte diesen Haftbefehl ihrem schwachsinnigen Gemahl mit List und Gewalt abgerungen, er hatte geweint und die Unterschrift mehrmals heftig verweigert, aber doch endlich nachgegeben.

Man ließ der Königin kaum Zeit sich anzukleiden und brachte sie trotz ihres verzweifelten Widerstandes in den Wagen. Sie jammerte laut und verlangte, man möchte ihr wenigstens ihre Kinder mitgeben. Die kleine Prinzessin brachte man ihr endlich noch in den Wagen; weil sie dieselbe noch stillte, wußte man nicht, was man anders mit dem Kinde anfangen sollte. Auf der sechsstündigen Fahrt schien sich die Königin wieder etwas zu beruhigen; als aber der Wagen in das dunkle Tor der Festung Kronenburg rollte, rief sie entsetzt: „Ich bin verloren, der König hat mich verlassen, aber ich habe nichts verbrochen!“

Unterdessen feierte die siegreiche Partei in Kopenhagen Freudenfeste über den gelungenen Sturz der jungen Königin und ihrer Günstlinge. Man gab dem Pöbel Struensees Eigentum zum Plündern und ließ sogar in den Kirchen die Verleumdungen wiederholen, die man gegen die Königin geschmiedet hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die erbitterte Feindin derselben, Juliane Marie, gehofft hat, durch die gesteigerte Aufregung des Volkes zu veranlassen, daß die Kinder Karoline Mathildens der Thronfolge verlustig erklärt würden und dann Prinz Friedrich zur Regierung gelangen könnte. Es waren sogar Versuche gemacht, die junge Königin auch auf das Schafott zu bringen. Ihr Bruder, König Georg III. von England, verhinderte jedoch jede weitere Gewalt-

tat gegen sie, indem er erklärte, Kopenhagen blokkieren zu lassen, wenn sie nicht in Freiheit gesetzt würde. Dadurch eingeschüchtert, wies man ihr das Schloß zu Celle zum Wohnsitz an. Sie lebte dort mit einer königlichen Hofhaltung und wurde hochverehrt wegen ihrer Mildtätigkeit. Ihre Schönheit war durch den Meltau des Unglücks wohl verblüht, aber doch nicht zerstört worden, und bezauberte noch immer durch holdselige Freundlichkeit. Auch trug sie sich bis zuletzt mit königlicher Pracht, meistens in purpurroter Seide, und verlor nie die fürstliche Würde aus den Augen. Sie nahm auch zuweilen an der Geselligkeit Teil, namentlich besuchte sie die Theatervorstellungen, die von der Schröderschen Truppe aus Hamburg im Schlosse zu Celle ihr zu Ehren gegeben wurden, nur durften niemals Kinder darin vorkommen, sie weinte dann bitterlich, weil sie von den ihrigen getrennt war.

Der Pastor Lehzen, ihr Seelsorger, hat sich sehr bemüht, ihre Unschuld zu beweisen. Auch in Dänemark war man geneigt, an dieselbe zu glauben, und es bildete sich eine Partei, die ihr eine Ehrenrettung zudachte. Man wollte sie sogar wieder auf den Thron heben und ihr die Regentschaft übertragen. In England fand dieser Plan viel Unterstützung, aber der Tod vereitelte ihn; denn Karoline Mathilde starb im Mai 1775 ganz plötzlich an einem bösartigen Scharlachfieber. Ein Denkmal im Schloßgarten von Celle erzählt noch jetzt von ihrem Exil und zeigt ihren schönen Kopf in einem Marmorrelief. Geheimgehaltene Dokumente der Aktenstücke über den tragi-

schen Prozeß der königlichen Dulderin sind der Oeffentlichkeit übergeben und haben auch in Deutschland Verbreitung gefunden durch das verdienstvolle Werk des Herrn von Jenssen-Tusch. Dieselben enthalten jedoch nichts wesentlich Neues und bieten auch nicht unumstößliche Beweismittel für die Unschuld der jungen Königin, so daß es sehr begreiflich ist, daß ihr Sohn, Friedrich VI., während seiner langen Regierungszeit die Veröffentlichung der Prozeßverhandlungen streng verbieten konnte. Das Zeugenverhör allein ist schon hinreichend, das Andenken einer Frau und nun gar einer Königin in den Staub zu ziehen. Was hilft es, daß die Zeugenaussagen bestritten und widerlegt werden, es ist Schmach genug, daß sie existieren konnten.

Jenssen-Tusch, der sich einbildete, die Unschuld der Königin durch Herausgabe dieser empörenden Verhandlungen bewiesen zu haben, arbeitete seinem Zweck schnurstracks entgegen, indem er sagte: „Karoline Mathilde hat sicher nichts weiter versehen, als daß sie Wohlgefallen an dem einzigen Manne fand, der ihr wahrer Freund war, der ein Herz für ihre ehelichen Leiden hatte, diese stets zu mildern bereit war, und dem sie allein ihre Klagen anvertrauen durfte." Damit gesteht ja Jenssen-Tusch zu, daß die Zuneigung der Königin für Struensee natürlich und wahrscheinlich war. Dann wären auch die Anklagen keine Verleumdungen, sondern Tatsachen.

Jenssen-Tusch berichtet auch weitläufig über das tragische Eingeständnis ihrer Liebe, welches dies unglückliche Liebespaar fast gleichzeitig ablegte. Struen-

see ließ es sich aus Feigheit erpressen, weil man ihm vorgespiegelt hatte, er könne sich dadurch der Anklage entziehen, denn die Königin würde man nicht vor Gericht stellen, also auch ihn nicht. So verriet er sie. Es war beinahe eine Strafe seiner Felonie, daß sie ihm nichts half, und daß er erfahren mußte, wie man ihn überlistet hatte.

Karoline Mathilde bewies, wie viel selbstloser ein Weib liebt, sie bekannte sich voll Hochherzigkeit für schuldig, weil man auch gegen sie die Kriegslist anwendete, ihr zu sagen, daß sie dadurch den als Hochverräter angeklagten Struensee retten würde. Als sie erfuhr, daß dies eine falsche Vorspiegelung gewesen, fiel sie in eine tiefe Ohnmacht. Sie hat später immer ihre Unschuld behauptet und noch auf ihrem Sterbebette einen rührenden Brief an ihren Bruder Georg III. von England geschrieben, worin sie mit heiligen Eiden dieselbe beteuert, so daß jedes fühlende Herz ihr gern Glauben schenken wird.

Merkwürdig ist es, daß der Ehrgeiz der verwitweten Königin Juliane Marie noch nach ihrem Tode sein Ziel erreichte, der Sohn ihres geliebten Friedrich bestieg den dänischen Thron als Christian VIII. Sie hätte nicht nötig gehabt, die arme Karoline Mathilde zu verderben. Wie heftig der Haß dieser Stiefschwiegermutter gewesen war, geht aus dem Umstande hervor, daß sie bei der Nachricht von dem so frühen Tode der jugendlichen Dulderin — sie war kaum fünfundzwanzig Jahre — öffentlich frohlockte und einen Hofball gab.

Ihr Haß gegen Struensee war nicht minder bitter. Als ihr Schloß, die schöne Christiansburg, niederbrannte, bedauerte sie hauptsächlich, daß sie nicht mehr aus ihren Fenstern den Rabenstein mit den Gebeinen ihres Opfers sehen konnte.

Struensees Andenken fand dagegen eine Stätte in einem andern Herzen, in dem seines einstigen Pfleglings, Königs Friedrich VI. Der führte nach und nach fast alle die Reformen wieder ein, die Struensee zum Besten Dänemarks notwendig erachtet hatte; auch lebte der König genau nach der Abhärtungsmethode, die Struensee ihm als Knabe auferlegte und die sich allerdings vortrefflich bewährte, denn Friedrich VI. saß ein halbes Jahrhundert auf dem dänischen Thron. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen. Zwei Enkel seiner bösen Stiefmutter Juliane Marie waren nacheinander seine Nachfolger.

Anna Iwanowna und Biron, Herzog von Kurland.

Im Schlosse zu Mitau herrschte 1730 große Bewegung, die Herzogin Anna Iwanowna, zweite Tochter Iwans, des Bruders von Peter dem Großen, erhielt die Mitteilung, daß sie zur Kaiserin von Rußland bestätigt wurde. Der Fürst Basil Dolgorucki sollte ihr die Bedingungen vorlesen, die sie zu unterzeichnen verpflichtet war. Mit der größten Spannung hörte die neue Kaiserin folgendes: „Ohne Zustimmung des Senats darf weder Krieg noch Frieden beschlossen, keine Abgaben erhoben, keine Güter konfisziert und kein Edelmann bestraft werden“ — hier machte der Vorleser eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Ohne die Einwilligung des Senats darf sich die Kaiserin nicht vermählen und auch einen Nachfolger nicht ernennen“ — abermals entstand eine Pause. — Anna wollte sich zur Unterschrift anschicken, weil sie die Bedingungen beendet glaubte, aber Fürst Dolgorucki ergriff das Schriftstück und sagte: „Es ist noch eine Bedingung vorhanden, die ich nicht in Gegenwart des Gefolges vorlesen möchte.“ Die Kaiserin winkte und alle Anwesenden entfernten sich.

Nur ein hochgestalteter Mann blieb, aus dessen bleichem Antlitz ein Paar dunkle Augen zornig auf den Sprecher blickten.

Dieser begann mit sichtbarer Verlegenheit und leiser Stimme weiter zu lesen: „Der Graf Biron,

Kammerherr Ihrer Majestät, darf nicht in Ihrem Dienst verbleiben." Anna sprang wie vom Blitz getroffen auf und rief mit wilder Gebärde: „Welche Frechheit — das unterschreibe ich nicht."

Die Hand des bleichen Mannes erfaßte mit sanftem, aber festem Druck ihren Arm und forderte mit einem eigentümlichen Augenzwinkern, daß sie sich zur Unterschrift bequemen möge.

Dann wendete er sich zu dem Grafen Dolgorucki und sagte:

„Ich bin jener Graf Biron, wenn wir uns wiedersehen, mein Fürst, werde ich Ihnen Gesetze vorschreiben."

Fürst Dolgorucki verstand die Drohung sehr wohl, konnte aber nichts dagegen tun, da die neue Kaiserin die Bedingungen unterschrieben hatte. Daß sie erfüllt wurden, war nicht in seiner Macht.

Kaum hatte er Mitau verlassen, als es schon beschlossen wurde, daß Anna sich nicht gebunden zu erachten brauche, weil der Senat nicht das Recht hätte, ihren freien Willen zu beschränken, denn sie sei nicht nur erwählte Kaiserin, sondern auch rechtmäßige Erbin des russischen Reichs.

Der junge Zar Peter II., Enkel Peter des Großen, war nach kaum dreijähriger Regierung an den Blattern gestorben. Er wollte sich mit einer Fürstin Dolgorucki vermählen. Die Brüder derselben faßten deshalb den ehrgeizigen Plan, sie als Kaiserin proklamieren zu lassen, was ihnen jedoch nicht gelang. Sie hatten sich nur ungern der Partei angeschlossen, welche Anna zum Thron berief und

wollten wenigstens ihre Ratgeber werden, also mußten sie ihren Liebling Biron fern halten. Der stand jedoch fester, als sie dachten, in der Gunst der neuen Kaiserin. Er gehörte zu jenen Emporkömmlingen, die zu herrschen verstehen, indem sie sich unentbehrlich machen. Als junger Abenteurer, ohne alle Mittel, aber nicht ohne Kenntnisse, verließ er 1709 seine Vaterstadt Mitau, um in Petersburg das Glück zu suchen. Er fand es jedoch nicht gleich, sondern irrte verzweifelnd umher, ohne eine Aussicht auf Anstellung zu erlangen. Aus Not versuchte er sogar seine Uebung im Reiten zur Geltung zu bringen und sich um eine Dienerstelle am Hofe des Thronfolgers zu bewerben. Mit Pferden umzugehen hatte er bei seinem Vater gelernt, der eine Zeitlang der Jägerei oblag.

Aber er wurde höhnisch abgewiesen, als er sich in seinen schlechten Kleidern unter das Hofgesinde wagte. Traurig blieb er vor dem Schlosse stehen und schaute zu, wie man dort die Zurüstungen zu der Abreise des neuvermählten Fürstenpaars betrieb, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland und der Prinzessin Anna Iwanowna. Er wußte, daß sie nach Mitau reisten und hätte gar zu gern sich ihrem Gefolge angeschlossen, um kostenfrei heimzukehren, aber er hatte nicht den Mut, eine solche kühne Bitte auszusprechen. Da ereignete sich ein sonderbarer Zufall, der sein ganzes Leben umgestalten sollte.

Als der Wagen mit den Neuvermählten aus dem Schloßportal kam, erhob die dort harrende Menge ein lautes Jubeln, Hüteschwenken und Tücherwehen.

Die feurigen Pferde bäumten sich und wurden scheu vor dem ungewöhnlichen Lärm. Der Kutscher, der wahrscheinlich ein wenig angetrunken war, stürzte von seinem Sitz herab und es entstand eine große Verwirrung. Biron warf sich mit Kraft und Geschicklichkeit den Pferden entgegen, brachte sie zum Stehen und bat den Herzog um Erlaubnis, den Wagen weiter zu führen. Dem Kutscher, der sich nur leicht beschädigt hatte, wurde der Pelz ausgezogen, um samt der Bärenmütze auf Biron überzugehen. Als er stolz die Zügel ergriff und davonfuhr, machten die Umstehenden die Bemerkung, daß er ein stattlicher, bildhübscher Kutscher war.

So hatte Biron doch das Glück in Petersburg gefunden. Der Herzog bewies lebhaftes Gefallen an ihm und behielt ihn in seiner nächsten Umgebung. Um eine höhere Hofstelle zu erlangen fehlte ihm der Adel, wie man glaubte. Sein Vater trat aber mit der Behauptung hervor, daß er diesen durch seine Geburt besitze, indem er von einem verwandten Zweige der vornehmen französischen Familie Biron abstamme. Das Wappen derselben befand sich wirklich im Gebrauch des alten Biron, auch sonstige Beweise vermochte er beizubringen. Auf eine Nachfrage bei dem Herzoge von Biron in Paris kam eine bestätigende Antwort. Es stand nun einer Anstellung der Gebrüder Biron nichts mehr im Wege; sie wurden die Lieblinge des herzoglichen Paars und erhielten große Schenkungen. Namentlich ward aber Ernst, der glückliche Kutscher, bald in sehr nahe Beziehung mit Anna Iwanowna gebracht durch einen unerwar-

teten Wechsel ihres Geschicks, sie verlor nämlich ihren Gemahl, als sie kaum siebzehnjährig war. Birons Alter stand dem ihrigen fast gleich, er zählte nur drei Jahre mehr als sie. Es war also sehr natürlich, daß beide für einander paßten und gern beisammen waren. Sie wurden bald für ein Liebespaar gehalten, obwohl keine Beweise eines näheren Verhältnisses vorlagen. Die junge Witwe besaß die lobenswerte Eigenschaft, viel Wert auf ihre weibliche Würde zu legen. Trotzdem gelang es ihr nicht, das Urteil der Welt zu ihren Gunsten zu mildern. Sie verfiel endlich auf den Gedanken, ihren Günstling zu verheiraten, um die bösen Zungen zu entwaffnen. Er erfüllte ihren Wunsch, vielleicht nicht ungern, denn er wählte eine schöne, vornehme Dame, Baronesse von Treyden, durch welche er mit dem kurländischen Adel nahe verwandt wurde.

Warum die junge Witwe nicht lieber selbst ihren Günstling heiratete, wenn auch nur morganatisch, ist nicht zu begreifen; ihre Vorliebe für ihn war doch so groß, daß sie nicht getrennt von ihm leben mochte. Als Beweis dafür kann es wohl gelten, daß sie nach seiner Vermählung eine Wohnung für ihn und seine Familie im Schlosse einrichten ließ. Er hatte mehrere Kinder, gegen die Anna Iwanowna stets sehr wohlwollend sich bewiesen hat.

Daß sie kein ausschließliches Herzensinteresse für ihn hegte, wurde durch ihren Entschluß, den Grafen Moritz von Sachsen zu heiraten, dargetan. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß Biron dem entgegen zu wirken suchte und die leichtsinnigen Liebesgeschichten

des Grafen geflissentlich zur Kenntnis der heirats-lustigen Witwe brachte. Biron gewann dadurch immer mehr ihr Vertrauen; sie glaubte sich zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtet, weil er sie vor der Verbindung mit einem sittenlosen Manne gewarnt hatte. Moritz von Sachsen war eigentlich ganz wie geschaffen zum Gemahl der Herzogin Witwe, er war durch den Einfluß seines königlichen Vaters zum Herzog von Kurland erwählt worden, stand ihr also an Rang gleich, zeichnete sich durch Tapferkeit und Schönheit aus, und verstand es, den Frauen zu huldigen. Hätte er geahnt, daß sie eine Kaiserkrone tragen sollte, würde er gewiß alles vermieden haben, was ihn um ihre Gunst bringen konnte. Aber niemand vermochte einen solchen Schicksalswechsel vorauszusehen; Katharina I. saß noch auf dem Throne und Peter II., ihr Stiefenkel, war ihr Nachfolger.

Kaum vier Jahre später, 1730, hatte Fürst Dolgorucki die Kunde nach Mitau gebracht, daß Anna Iwanowna zur Kaiserin erwählt worden war.

Mit einer Verehrung, die an Abgötterei grenzte, behandelte Biron die neue Machthaberin; er wußte, daß er durch sie auf den Gipfel des Glücks gehoben werden sollte. Für ihn bestand dasselbe nur in der Befriedigung seines Herrschergelüstes.

Er besaß die Gabe, seine Persönlichkeit überall zur Geltung zu bringen, sogar seinen Feinden gegenüber, wie viel mehr, wenn es sich um die Empfindungen eines schwachen Frauenherzens handelte.

Die Kaiserin Anna richtete sich blindlings nach seinen Ratschlägen. Mit einer unbegreiflichen Unterwürfigkeit befolgte sie alle seine Anordnungen; es war, als wenn er ihre Entschlüsse durch eine magnetische Einwirkung zu lenken vermochte. Ein leiser Druck seiner Hand, ein geheimnisvoller Wink seines Auges brachte sie auf überraschende Weise immer wieder in seine Gewalt, wenn sie einmal ernstlich versucht hatte, sich derselben zu entziehen.

Biron hielt es für notwendig, sich gleich öffentlich neben der Kaiserin als ihr alter ego zu zeigen. Er zog an ihrer Seite in Moskau ein, und stand bei ihrem Krönungsakt dicht hinter dem Thronsessel. Als die Russen, die sich so rasch dem ersten Eindruck hingeben, den schönen, stolzen Mann erblickten, brachen sie in Enthusiasmus aus und selbst die Senatsmitglieder vergaßen es, daß die Kaiserin Anna schriftlich versprochen hatte, ihn aus ihrer Nähe zu verbannen.

Der General von Ostermann war der erste Großwürdenträger, den Birons bestechendes Wesen gewonnen hatte; auf seine Veranlassung erhoben sich laute Stimmen, die verlangten, daß die Kaiserin unumschränkt herrschen und nicht an ihre Versprechungen gebunden sein solle. Fürst Dolgorucki mußte die Beschämung erdulden, das von ihr unterzeichnete Aktenstück zu überreichen und zuzusehen, daß sie es zerriß. Auch beschuldigte sie ihn öffentlich, daß er ihre Unterschrift nur durch falsche Vorspiegelungen erzwungen hätte, um sich die hohen Aemter zu erhalten, die er

infolge der Verlobung des verstorbenen Kaisers mit seiner Schwester zu erlangen gewußt hatte.

Mit einem triumphierenden Lächeln war Biron Zeuge von der Demütigung des Fürsten Dolgorucki, an dem sich zu rächen sein heißes Verlangen war. Er beredete den General von Ostermann, die Verhaftung ds Fürsten vorzunehmen und eine Untersuchung auf Landesverrat anzuordnen. Er soll sogar versucht haben, ein Todesurteil über Dolgorucki zu erlangen. Doch mußte er sich damit begnügen, ihn nach Sibirien zu verbannen und die verwitwete Kaiserbraut in einem Kloster als Gefangene behandeln zu lassen.

Es ist bemerkenswert, daß Biron durch diesen ersten Racheakt verblendet, die Befestigung seiner Stellung nur in einem grausamen Despotismus zu ermöglichen versuchte. Er gefiel sich in der Ausübung von Verfolgungen und Verurteilungen. Außerdem war er darauf bedacht, Reichtümer und Ehren zu erlangen. So vermochte er die Kaiserin, ihm die Würde eines Herzogs von Kurland zu verschaffen. Das Gelingen seines Planes gereichte seinem einstigen Rivalen und Feind, Moritz von Sachsen, noch zum großen Aerger, aber vergebens beschwerte er sich darüber, sogar der König von Polen bestätigte die Wahl Birons zum Herzoge von Kurland. Souveräner Herrscher dort zu werden, wo er in seiner Jugend Entbehrungen und Demütigungen erlebt hatte, konnte allerdings seinem Selbstbewußtsein schmeicheln. Doch wagte er nicht, den feierlichen Akt der Belehnung in Person mitzumachen, er beauftragte den kurlän-

dischen Kanzler, Grafen Finck von Finckenstein, als sein Stellvertreter in Mitau zu erscheinen.

Am 20. März 1738 fand die Feier statt und dauerte mehrere Stunden. Der pomphafte Zug wurde ausführlich in den Chroniken damaliger Zeit geschildert. Sechsspännige Galakutschen, mit scharlachrotem Sammet ausgeschlagen, silbernes Pferdegeschirr und goldbesetzte Livreen zeugten von dem Reichtum des neuen Herzogs. Das kurländische Wappen prangte auf der Lehnsfahne von roter Seide. Der König von Polen war persönlich anwesend, küßte den Stellvertreter Birons und ließ ihn bedeckten Hauptes auf einem Thronsessel neben sich sitzen.

Wer hätte es bei dieser Pracht und Formenstrenge für möglich gehalten, daß der kurländischen Herzogswürde ein baldiges Aufhören drohte — Birons Sohn war der letzte Inhaber derselben.

Dem Anschein nach stieg Birons Ansehen, nachdem er souveräner Herzog geworden war, immer höher. Er beherrschte Rußland in unbeschränkter Gewalt. Doch fühlte er beständig die Sorge, sich dieselbe zu erhalten. Zu diesem Zwecke beredete er die Kaiserin Anna, den Sohn ihrer Nichte und Adoptivtochter zum Thronfolger zu ernennen. Prinz Iwan war ein Jahr alt, als diese Verordnung bekannt gemacht wurde und Biron konnte darauf rechnen, während der Minderjährigkeit desselben Regent zu bleiben wie bisher. Doch sollten seine Berechnungen sich sehr bald als unrichtig erweisen. Er hatte kaum die letzte Gunst der Kaiserin Anna empfangen, näm-

lich seine feierliche Ernennung zum Reichsverweser, als der Tod ihr die Augen schloß.

Biron war in Verzweiflung darüber, denn er merkte nur zu deutlich, wie unsicher seine Stellung wurde, seit die kaiserliche Gönnerin nicht mehr lebte.

Der arme kleine Prinz Iwan wurde der Zankapfel der Parteien; Biron suchte ihn in seine Gewalt zu bekommen, doch widersetzten sich die Eltern, Prinz Anton Ulrich von Braunschweig und Großfürstin Anna, Prinzessin von Mecklenburg, aufs heftigste gegen dies Verfahren. Es kam zu einem erbitterten Kampf mit Biron; er siegte, jedoch nur auf kurze Zeit. Er nahm den kleinen Kaiser in seine Familie auf, ließ ihm huldigen und gab in seinem Namen Gesetze und Verordnungen, wie sie gewöhnlich beim Antritt einer neuen Regierung gemacht werden. Auch verfuhr er mit großer Härte gegen alle seine Gegner, konfiszierte ihre Güter, verbannte sie oder verurteilte sie zum Tode.

Auf diese Art rief er Haß und Empörung gegen sich hervor; die junge Großfürstin Anna stellte sich an die Spitze einer Palastrevolution und beauftragte den General-Feldmarschall Grafen Münnich, den Herzog von Biron zu verhaften. Sie war allerdings berechtigt, diesen als ihren gefährlichsten Feind zu betrachten. Er hatte die verstorbene Kaiserin zu der Ungerechtigkeit überredet, die Großfürstin, welche sie doch eigentlich nur wegen der Thronfolge adoptierte, durch ein späteres Testament davon auszuschließen und ihren kleinen Sohn statt dessen zum künftigen Kaiser zu erklären.

Außerdem wußte sie, daß der Herzog Biron beabsichtigte, sie und ihren Gemahl nach Deutschland zu verbannen, ja, daß er eigentlich sich nur ihres Söhnchens bemächtigt habe, um es zu beliebiger Zeit beiseite zu schieben und sich dann selbst auf den Kaiserthron zu setzen.

Es war danach begreiflich, daß die Großfürstin den Herzog Biron aus dem Wege räumen lassen wollte.

Seine Verhaftung geschah in sehr rücksichtsloser Weise, wie ein Augenzeuge, der Obristleutnant Mannstein, in seinen Memoiren mitgeteilt hat. Er wurde von zwölf Soldaten, unter Anführung Mannsteins, in seinem Schlafzimmer überfallen und gebunden, wobei er sich so heftig wehrte und laut um Hilfe schrie, daß man ihm ein Tuch in den Mund stopfte und ihn mit Fäusten auf den Kopf schlug. Seine Gemahlin kam händeringend herbeigelaufen, sank aber gleich in Ohnmacht, als sie unsanft fortgestoßen wurde.

Biron verfiel infolge dieser Behandlung während seiner Gefangenschaft in schwere Krankheit, mußte aber doch in die Verbannung nach Sibirien ziehen, wohin seine Gemahlin ihn freiwillig begleitete. Seine Güter wurden konfisziert, auch das Herzogtum Kurland ging für ihn verloren. Doch erfuhr er bald die Genugtuung, daß eine abermalige Palastrevolution die Großfürstin, die ihn gestürzt hatte, ebenfalls in die Verbannung trieb; ihr Sohn, Prinz Iwan, wurde in der Geschichte berühmt durch sein Unglück; er schmachtete zeitlebens im Kerker der Festung

Schlüsselburg. Die Grausamkeit der Kaiserin Elisabeth hielt ihn dort fest. Erst als Katharina II. zur Regierung kam, sprach man von seiner Befreiung, aber der Tod machte unerwartet seinen Leiden ein Ende. Man glaubt, daß er durch eine Ueberschwemmung in seinem Kerker ertrunken sei, als Katharina grade einen Befehl zu der Freilassung nach Schlüsselburg gesendet hatte.

Unter Katharina II. erhielt auch Biron das Herzogtum Kurland zurück, er regierte noch beinah fünfzehn Jahre lang und machte sich durch Despotismus im kleinen Maßstabe sehr unbeliebt, was ihn schließlich veranlaßte, seinem ältesten Sohne die Zügel der Regierung zu übergeben. Er starb 1772, im fast vollendeten zweiundachtzigsten Jahre.

Sein Sohn, Herzog Peter, regierte unter vielen Stürmen bis 1795, wo er die Demütigung erlebte, sein Herzogtum verlassen zu müssen, weil Katharina es ihrem großen Reiche einverleiben wollte. Er kaufte sich in Preußisch-Schlesien an und wohnte mit seiner Gemahlin, der berühmten Schönheit Dorothea von Kurland, geborene Gräfin von Medem, auf dem Schlosse zu Sagan. Er starb 1800. Von seinen vier Töchtern wurde die jüngste Herzogin von Dino-Perigord-Talleyrand und erlangte, wie ihre Mutter, eine gewisse Berühmtheit durch ihre Schönheit und ihren glänzenden Geist.

Kaiserin Katharina II. von Rußland und Gregor Orloff.

Am 2. Mai 1729 wurde zu Stettin dem Gouverneur und Feldmarschall, Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, eine Tochter geboren; die Mutter derselben war Elisabeth, Prinzessin von Holstein-Gottorp. Ihr Lebenslauf hatte später einen abenteuerlichen Anstrich erhalten, sie starb in Paris, von ihren Verwandten verleugnet.

Die Kleine wurde Auguste Sophie getauft und war mit fünfzehn Jahren eine vollendete Schönheit. Obwohl nicht groß, besaß ihre Gestalt das schönste Ebenmaß und eine stolze Haltung. Ihr Kopf hob sich so selbstbewußt und doch anmutsvoll empor, als sei ihre schöne weiße Stirn von der Natur für ein Kaiserdiadem bestimmt. Leuchtende blaue Augen mit dunklen Wimpern und feingezeichneten Brauen geschmückt, gaben ihrem Gesicht einen ganz besonderen Reiz. Nase und Mund waren ebenfalls tadellos.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihr Neffe, der als Peter III. ihr Nachfolger wurde, hatten bereits eine Rundschau unter den heiratsfähigen Prinzessinnen vornehmen lassen. Die Nachrichten über die Reize der jungen Zerbsterin wurden ihnen so anlockend geschildert, daß sie mit ihrer Mutter die

Aufforderung zu einer Reise nach Petersburg erhielt. Friedrich der Große, damals selbst noch jung und schön, hatte ein lebhaftes Interesse für die schon geistreiche aber noch kindliche Braut gefaßt. Er schrieb einen sehr schmeichelhaften Bericht über sie für die Kaiserin Elisabeth, wodurch diese in ihrem Vorhaben bestärkt wurde.

Auguste mußte zur russisch-griechischen Landeskirche übertreten und erhielt den Namen Katharina.

Die Neuvermählten standen beide eigentlich noch im Kindesalter. Sie bewiesen sich gegenseitig durchaus keine Abneigung, wenn auch der kaum siebzehnjährige Thronfolger schon Zeichen von Zügellosigkeit und Wildheit gab. Er soll sogar zuweilen seine Gemahlin mit Schlägen bedroht haben; auch erlaubte er sich sehr bald wirkliche Treulosigkeiten gegen sie.

Nachdem Katharina schon beinah neun Jahre in kinderloser Ehe gelebt hatte, wurde sie 1754 Mutter, von einem Sohne, dem nachherigen Kaiser Paul, und zwei Jahre später bekam sie auch eine Tochter, die jedoch bald wieder gestorben ist. Daß diese Kinder nicht dem Gemahl Katharinas gehört haben, nimmt der Historiker an — die eigenen Aufzeichnungen Katharinas berechtigen dazu. Auch wurden einige schöne junge Männer namhaft gemacht, an welchen Katharina Wohlgefallen gefunden haben sollte, namentlich huldigte ihr in auffallender Weise der junge schöne Graf Soltikow. Er war ein Liebling ihres Gemahls und hatte deshalb oft Gelegenheit, die Ausbrüche von dessen wildem Temperament mit anzusehen. Daß er inniges Mitleid für die schöne

junge Großfürstin empfand, war sehr natürlich. Nach Peters Thronbesteigung 1762 trat eine völlige Entfremdung der Gatten ein. Elisabeth Woronzow wurde Peters Favoritin. Katharinas Gunst erhielt der Graf Stanislaus August von Poniatowski, der neben seiner Schönheit auch den romantischen Nimbus besaß, ein Königreich erobern zu wollen. Die beiden mächtigsten Leidenschaften, Ehrgeiz und Liebe, führten die russische Fürstin und den polnischen Grafen zusammen. Sie strebte nach der Kaiserkrone und freute sich darauf, auch seine Stirn mit einem Diadem zu schmücken. Er kam eben vom Reichstage in Warschau, wo er durch seine glänzende Rednergabe die Männer bezaubert hatte, und von Paris, wo die Frauen sich seines Herzens bemächtigen wollten. Dies gelang ihnen jedoch nicht, er ward kein Sklave ihrer Reize, sondern blieb unbeirrt bei allen Verlockungen sich selbst und seiner Würde treu.

Die berühmte Schauspielerin Clairon und die geistreiche Salondame Julie de Lespinasse, zeichnete er jedoch durch ritterliche Huldigungen aus. Daß er nicht kaltherzig war, bewies er auch noch durch seine warme Verehrung für eine alte ehrwürdige Dame, die treffliche Frau Geoffrin. Sein inniges Freundschaftsverhältnis mit ihr hat in der Geschichte der französischen Salons einen ehrenvollen Platz gefunden.

Frau Geoffrin war damals eine europäische Zelebrität, welche von gekrönten Häuptern fast als ihresgleichen behandelt wurde. Kaiser Josef II. besuchte sie bei seiner Anwesenheit in Paris, und die

Kaiserin Maria Theresia ließ sie nach Wien einladen, um sie mit Auszeichnungen zu überhäufen. Die größten Geister des Jahrhunderts rechneten es sich zur Ehre, mit ihr Briefe zu wechseln und in ihrem Salon zu erscheinen. Voltaire, d'Alembert, Rousseau und Morellet schrieben Lobeserhebungen über sie und ihre liebenswürdige Neigung zum Wohltun. Ihre Herzensgüte war sprichwörtlich geworden. Die Seligkeit des Gebens betrachtete sie für ihre höchste Freude. Selbst wenn sie Undank erntete, ließ sie nicht ab davon, „geben und vergeben“ war ihr Wahlspruch. Diese gute alte Frau mit dem prächtigen Herzen wurde von dem jungen Grafen Poniatowski so aufrichtig geliebt, daß er sie stets sein „Mütterchen“ nannte und sie bei seiner Thronbesteigung zu sich nach Warschau einlud, indem er ihr schrieb: „Mütterchen Ihr Sohn ist König geworden, nun müssen Sie bei ihm im Palast wohnen.“

Die schöne Dankbarkeit, welche er ihr bewies hatte übrigens höchst wahrscheinlich ihre Begründung darin, daß er einst durch ihre großmütige Neigung allen helfen zu wollen, aus Geldverlegenheit gerettet wurde, in welcher ein junger Graf ohne große Mittel sehr leicht im Strudel des Pariser Lebens geraten konnte.

Als er das erste Mal nach Petersburg kam, war er noch nicht fünfundzwanzig, Katharina ungefähr achtundzwanzig Jahre alt. Daß beide, reich an Geist und Schönheit, wie für einander geschaffen waren fand man ganz allgemein, und es ist wohl unzweifelhaft, daß ihre Herzen sich fanden. Aber als Ver

führer kann man den edlen, ritterlichen Poniatowski doch nicht anklagen, er wäre der Versuchung vielleicht später auch erlegen, aber es traten so große Umwälzungen in Katharinas Leben auf, daß er nicht mehr in nähere Beziehungen zu ihr treten konnte. Wie trotzdem die Erfindungslust die Geschichte fälscht beweist die Anekdote, die behauptet, Katharina habe 1757 einen Sohn von Poniatowski gehabt. Man soll ihn spottweise wegen seiner polnischen Abkunft „Graf Bobrinski" genannt haben. Es ist aber historisch, daß Katharina in dem genannten Jahre eine Tochter bekam, welche bald wieder starb.

Im Jahre 1761 gelangte ihr Gemahl als Peter III. auf den Thron durch den Tod seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, welche den Haß gegen Friedrich den Großen so weit trieb, daß sie im Zorn über seine Erfolge gestorben ist. Ihr Nachfolger hegte, vielleicht aus Widerspruchsgeist, die entgegengesetzte Ansicht, und schwärmte blindlings für den berühmten Preußen-König. Er nannte ihn sogar „seinen Herrn" und führte ihm zwanzigtausend Mann Hilfstruppen gegen die Oesterreicher zu, wodurch Friedrichs Waffenglück neuen Glanz erhielt.

Aus Dankbarkeit suchte der kluge König seinen jungen Verbündeten mit weisen Ratschlägen zu unterstützen, namentlich empfahl er ihm, die Gunst der Geistlichkeit wieder zu gewinnen, die er verscherzt hatte durch seine Gewaltmaßregeln gegen die Heiligenbilder. Auch die Armee sollte Peter III. nicht zur Unzufriedenheit reizen, indem er sie allzu deutlich nach dem Muster der preußischen bilden wollte.

Hauptsächlich erhob aber Friedrich seine Fürsprache zu Gunsten Katharinas. Es war ihm bekannt geworden, daß Peter sie seit seiner Thronbesteigung auffällig schlecht behandelte. Er hörte jedoch nicht auf den wohlgemeinten Rat des Königs und beleidigte die Kaiserin öffentlich bei einem Feste, welches er zu Ehren Friedrichs veranstaltet hatte. Seine Geliebte, die Gräfin Elisabeth Woronzow, zeichnete er dagegen in einer Weise aus, daß alle Anwesenden zu der Ueberzeugung kommen mußten, er wolle sich mit ihr vermählen und seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen. Weinend verließ diese das Fest. Sie hatte jedoch die Sympathie aller Anwesenden errungen. Der Gedanke an eine Verschwörung zu ihren Gunsten wurde in ihnen lebendig.

Sogar die Schwester der Gräfin Woronzow, die Fürstin Daschkow, ergrimmte über des Kaisers Benehmen, und schloß sich seiner mißhandelten Gemahlin an, obwohl sie dadurch der eigenen Schwester die Thronbesteigung unmöglich machte. Uebrigens war der launenhafte kaiserliche Liebhaber auch gegen diese schon oft ebenso brutal wie gegen Katharina, nur verstand sie es, sich handgreiflicher zu wehren.

Als die Fürstin Daschkow der Kaiserin mitteilte, daß die Großen des Reichs, die Grafen Rasumowski, Panin und Orloff, der Fürst Wolchonski, und fast alle Regimentskommandeure zu ihr halten wollten, entschloß sie sich rasch, an die Spitze der Verschwörer zu treten, ihrem Gemahl das Szepter zu entreißen, und sich selbst auf den Thron zu setzen. Nur dadurch konnte sie sich retten, daß sie die gefahrdrohenden

Anschläge Peters gegen sie vereitelte. Die größte Eile war nötig, um denselben zuvor zu kommen.

Katharina wohnte in Peterhof, einem Lustschlosse an der Ostsee, drei Meilen von Petersburg, der Kaiser residierte in Oranienbaum. Am 27. Juni 1762 trat ein junger schöner Mann in die Gemächer Katharinens, und beschwor sie, mit ihm nach Petersburg zu eilen, wo die Truppen ihr als Kaiserin huldigen sollten. Sie zögerte einige Augenblicke, die furchtbare Gefahr eines solchen Schrittes erfüllte sie mit Grauen. Da kniete der kühne Jüngling vor ihr nieder, entblößte seine breite Brust und zeigte ihr, daß ihr Bild auf seinem Herzen lag. Dann ergriff er ihren Arm, und führte sie gewaltsam an den Wagen. Er setzte sich neben sie, sein heißer Atem streifte ihre Wange, seine feste Hand hielt sie empor. Sie fühlte sich wie vom Schicksal fortgerissen, sie mußte ihm gehorchen, diesem Feuergeist, der fortan sie beherrschen wollte. Kaum hatte sie sich von einem Tyrannen befreien können, als schon ein anderer sich in ihre Lebensbahnen einzudrängen trachtete, nämlich Gregor Orloff! Katharina wurde mit Jubel in Petersburg empfangen. Man jauchzte, trank und sang in allen Straßen, aber es wurden auch wilde Ausschreitungen, Plünderung, Mord und Totschlag begangen. Gregor Orloff hatte die unteren Volksklassen durch Geldspenden und Versprechungen für die neue Kaiserin gewonnen, auch ließ er in allen Kasernen die Soldaten bewirten. Der Enthusiasmus entflammte allgemein, doch war es nur ein Strohfeuer, welches durch den geringsten Sturmwind

auslöschen oder doch eine andere Richtung erhalten konnte. Die größte Eile war deshalb geboten, um den Absetzungsakt des Kaisers zu vollziehen.

Man beschloß, ihn in Oranienbaum gefangen zu nehmen. Katharina legte die Uniform der Garden an, steckte einen Eichenzweig an ihren Helm und bestieg einen prächtigen grauen Apfelschimmel. Sie war eine herrliche Kriegsgöttin! Neben ihr ritt, ebenfalls in voller Uniform, die junge Fürstin Daschkow, eine kaum achtzehnjährige Witwe; beide Damen stellten sich an die Spitze einer ansehnlichen Armee, umgeben von einer Suite der Generalitäten, und zogen nach Oranienbaum. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen ein Bote des Kaisers, der einen Brief an Katharina überbrachte, Vorschläge zur Versöhnung enthaltend. Sie gab keine Antwort darauf, kehrte aber nach Petersburg zurück. Dann ließ sie ihren Gemahl durch den General Ismailoff gefangen nehmen und nach Peterhof bringen, wo er das Aktenstück seiner Thronentsagung unterzeichnen mußte. Von dort wurde er nach dem alten Festungsschloß Ropscha gebracht und aufs strengste bewacht. Nur wenige Wochen später, am 17. Juli 1762, ereilte ihn jählings der Tod, und zwar höchstwahrscheinlich ein gewaltsamer. Es wurde wenigstens ziemlich allgemein geglaubt, daß der jüngere Bruder von Gregor Orloff, Alexei, den unglücklichen Monarchen eigenhändig erdrosselt habe.

Als Katharina die Todesnachricht erhielt, ließ sie sogleich die Fürstin Daschkow rufen und sprach ihren Kummer darüber aus, daß nun der Verdacht



auf ihr ruhen würde, der Kaiser sei mit ihrer Bewilligung ermordet worden. Sie wollte anfangs auch nicht ihren Günstling Gregor Orloff wiedersehen, erst als er ihr bewies, daß er nicht anwesend bei dem Tode ihres Gemahls war, nahm sie seine Besuche wieder an. Er verstand es nur zu gut, ihre Gunst zu gewinnen. Er wirkte sogar für seine Brüder den Grafentitel aus und für sich reiche Schenkungen und Ehrenämter aller Art. Er errang die unbeschränkte Macht eines Selbstherrschers und bewohnte eine Reihe von Prachtzimmern im Winterpalast, ganz in der Nähe der Kaiserin. Ihr Bild trug er stets im Knopfloch, wo es durch einen der kostbarsten Diamanten, einen sogenannten Tafelstein, statt des Glases bedeckt war. Es gelang ihm, in seiner erhabenen Geliebten einen so starken Rausch der Leidenschaft zu erregen, daß sie sich durch eine eheliche Verbindung an ihn fesseln wollte. Nur durch den Widerstand der Großen des Reichs unterblieb die Erfüllung dieses kühnen Planes. Vielleicht oder wahrscheinlich hatte auch Katharina selbst sehr bald eine heimliche Abneigung dagegen empfunden, sich in die Fesseln der Ehe zu begeben. Die kleine deutsche Prinzessin fühlte den Mut und die Tatkraft in sich, die größte europäische Monarchin zu werden. Es schmeichelte ihr sehr, als Voltaire sie Katharina le grand nannte und der Beiname, der „Semiramis des Nordens“ oder „der Polarstern“, ihr zuerkannt wurde. Sie suchte den Ehrgeiz ihres Günstlings zu befriedigen, indem sie ihm den Fürstentitel beilegte und ihn mit wichtigen Aufträgen betraute. So

wurde er einst nach Moskau gesendet, um die Kaiserin zu vertreten, auch erhielt er Vollmacht, den Türken die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Bei diesen diplomatischen Sendungen durfte er den Glanz und die Pracht entwickeln, welche die Reise eines wirklichen Monarchen umgeben. Marschälle, Kammerherren, Pagen, eine Unzahl von Lakaien und die prächtigsten Equipagen begleiteten ihn. Bei seiner Rückkehr wurde er wie ein Held und Sieger in Petersburg empfangen. Man errichtete ihm einen marmornen Triumphbogen und schlug ihm zu Ehren eine Medaille, auf der er als Retter des Vaterlandes, als ein zweiter Curtius dargestellt wurde.

Indessen fand er seine Stelle als Günstling von einem jungen Gardeoffizier, Namens Wasiltschikow, eingenommen. Infolgedessen legte er eine so heftige Eifersucht an den Tag und benahm sich so wütend, daß Katharina ihn in möglichst höflicher Form nach seinem Schlosse Gatschina verbannte. Sie fühlte sich durch seinen Zorn im höchsten Grade beängstigt. Als Graf Panin sie beruhigen wollte, sagte sie: „Ah, Sie kennen ihn nicht, er ist fähig, mich und meinen Sohn, den künftigen Kaiser, umzubringen.“ Sie ließ eiserne Riegel an ihrem Schlafzimmer anbringen, und einen Kammerdiner mit geladenen Pistolen vor ihrer Türe wachen.

So hatte sich die beiderseitige Liebe in Furcht und Haß verwandelt!

Katharina ließ ihr Bild zurückfordern, Orloff brach die kostbaren Edelsteine aus dem Rahmen und sendete sie ihr, behielt aber das Bild, wodurch sich die

ehemalige Geliebte so geschmeichelt fühlte, daß sie ihm gestattete, wieder am Hofe zu erscheinen. Nur kurze Zeit benahm er sich rücksichtsvoll, verfiel dann aber wieder in sein wildes Gebaren; zeitweise hatte er Anfälle von Verrücktheit, wodurch er sich abermals eine Verbannung zuzog. Doch überhäufte ihn Katharina mit reichen Geldgeschenken und glänzenden Anerbietungen von Gesandtschaftsstellen. Zur allgemeinen Ueberraschung zeigte er der Kaiserin an, daß er sich mit einer ihrer Hofdamen, einer jungen Verwandten seiner Mutter, Fräulein von Sinowiew, verheiraten wolle. Ob er hoffte, dadurch die Eifersucht Katharinas zu erregen oder ob er wirkliche Neigung für seine Gemahlin empfand, ist schwer zu entscheiden. Daß er mit letzterer jedoch in sehr glücklicher Ehe lebte, und unter ihrem Einfluß sogar ein vernünftiges ruhiges Benehmen zeigte, steht historisch fest. Leider trennte der Tod sehr bald diesen wohltätigen Ehebund, und Orloff kehrte nach Petersburg zurück. Auf dem Schauplatz seines einstigen Glanzes erfaßte ihn wieder der Größenwahnsinn. Er drängte sich in das Hofleben, redete laut und kleidete sich abenteuerlich, ganz altrussisch, um Aufsehen zu erregen. Die Kaiserin duldete sein Auftreten, so wahnsinnig es sich auch ausnahm. So bekam er zuweilen Fieberphantasien, er behauptete, den Schatten des Kaisers Peter III. vor sich zu sehen, der seinen Tod an ihm rächen wollte.

Der einst so schöne, kräftige Mann machte nur noch einen abschreckenden Eindruck. Man munkelte, daß Potemkin, der klügste und mächtigste Günstling

der Kaiserin, ihn habe vergiften lassen. Gregor, Fürst Orloff starb 1783 einige fünfzig Jahre alt.

Kaum ein Jahrzehnt später endete auch Potemkins Leben, welches noch reicher an Glücksfällen und Abenteuern war. Seine Lebensgeschichte bietet ebenfalls Stoff genug dar, um in der Sammlung derer aufgenommen zu werden, welche durch die Liebe berühmt geworden sind. Er erregte zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin als zwanzigjähriger Fahnenjunker, indem er an sie heranritt, von seiner eigenen Uniform eine Quaste abriß, sie ihr überreichte und damit einem Mangel an ihrer militärischen Kleidung abhalf, den sie selbst noch gar nicht bemerkt hatte. Es war an dem denkwürdigen Tage, wo sie in Garde-Uniform an der Seite von Gregor Orloff zur Selbstherrscherin ausgerufen wurde. Der junge Potemkin faßte schon damals den Vorsatz, sich einst an die Stelle des glücklichen Günstlings zu setzen, erreichte sein stolzes Ziel aber erst zwanzig Jahre später. Sie räumte ihm bald die höchsten Ehrenstellen des Reiches ein. Als Mitregent, welchen Rang er wirklich ausfüllte, wenn er auch nicht den Titel führte, hatte Potemkin große Bedeutung für Rußland. Er war ein eifriger Mithelfer der Kaiserin bei ihren Bestrebungen, die Kultur ihres unermeßlichen Reiches zu fördern und sich selbst eine politische Allmacht zu verschaffen. Aber er beherrschte sie auch und zwang sie durch seine persönliche Energie, ihm blindlings Folge zu leisten. Es sollen oft sehr heftige Kämpfe sich zwischen der Selbstherrscherin und ihrem Beherrscher entwickelt haben. Als Liebhaber benahm

er sich spröde wie eine kokette Frau, und blieb monatelang einsam auf seinen Schlössern. Doch verstand er es auch, der Kaiserin auf geschickte Art zu schmeicheln. So täuschte er sie einst, indem er die großartige Gaukelei ausführte, die wüsten Landstriche, welche sie auf einer Reise nach Taurien berührte, durch künstliche Dörfer und Paläste, als kultiviert und bewohnt darzustellen. Auch ihre achtungswerte Liebhaberei für Kunst und Wissenschaft begünstigte er, gründete Akademien, gestattete gern, daß die Kaiserin Pensionen und Geschenke an berühmte Gelehrte verlieh oder auch Einladungen an solche ergehen ließ. Diderot und Grimm kamen auf diese Weise nach Petersburg, und d'Alembert erhielt eine Pension. Die berühmte Frau Geoffrin in Paris wurde durch einen kostbaren Pelz und noch mehr durch einen Briefwechsel mit der Kaiserin erfreut. Die merkwürdigste Tätigkeit Potemkins bestand darin, daß er ganz nach eigenem Gutdünken die jungen Männer aussuchte, welche als Günstlinge der Kaiserin eine Rolle spielen sollten. Dieselben erhielten stets den Titel von Kaiserlichen Adjutanten und wohnten in den Prachtzimmern, welche nahe bei den Gemächern der Monarchin lagen. Wenn Potemkin glaubte, daß einer dieser Herren wirklichen Einfluß auf Katharina zu gewinnen begann, entfernte er diesen sogleich wieder, und wählte einen andern als Ersatz. Die Namen, welche auf diese Weise bekannt geworden, sind: Sawadowsky, anfangs nur Kabinettssekretär, später ein großer Staatsmann und Gelehrter, Sorizsch, ein stattlicher Husarenoffizier, Alexander Lanskoy, der nur durch

seinen frühen Tod die Kaiserin betrübte, Kors
der seine hohe Stelle durch ein Liebesverhältni
der schönen Gräfin Bruce verlor, Alexander Y
low, Alexander Mamonoff, Platon Subow
Markow. Es war ein Unglück für Katharina, d
so wenig Umgang mit edlen Frauen hatte,
Schwester und keine Tochter stand ihr zur
Ihre Freundin, die Fürstin Daschkow, galt
ebenfalls ein sittenloses Leben geführt zu habe

Die Kaiserin Katharina II. behielt bis
Tode — sie starb am 17. November 1796 —
Geistesfrische und Energie, sie erledigte noch all
gierungsgeschäfte und zeigte sich gern in Gesell

Der französische Schriftsteller Graf Segu
interessante Memoiren über sie geschrieben, wor
eine Denkschrift in hübschen Versen gewidmet w
Sie schließt mit der Huldigung: „Wenn das G
sal ihr kein Königreich gegeben hätte, einen Thr
unserem Herzen würde sie immer besessen ha

Der Markgraf von Ansbach-Bayreuth und Lady Craven.

Im Théâtre français — vielleicht im Winter 1763, wurde Phädra gegeben, die berühmte Mademoiselle Clairon spielte die Titelrolle und erntete rauschenden Beifall.

Man wußte, daß Voltaire erklärt hatte, sie sei die erste Schauspielerin, seit Adrienne Lecouvreur nicht mehr lebte. Diese Autorität war entscheidend. Zwei sehr vornehme Kavaliere taten sich besonders hervor mit Händeklatschen und schienen es darauf anzulegen, von der Bühne aus bemerkt zu werden, was ihnen auch wirklich bald gelang. Namentlich empfing der ältere der beiden eine wahre Feuergarbe von Blicken aus den brennenden Augen der Phädra.

„Sie scheinen mit der Dame näher bekannt zu sein?" fragte der jüngere, blonde und kleinere Herr mit einer Anwandlung von Neid.

„O, ich verehre sie schon lange, ich stehe in Unterhandlungen mit ihr, sie soll auf meinem Theater spielen —"

„Besitzen Sie denn ein solches? Ich hielt Sie für einen Kavalier meines Ranges!"

„Allerdings stehe ich wohl nicht unter Ihnen, auch habe ich noch kein eigenes Theater, aber sobald ich König sein werde, lasse ich mir die göttliche Clairon kommen," sagte der größere brünette und nur wenig ältere Kavalier und lachte dazu vergnügt wie ein Kind.

„Ich kann nur annehmen, daß Sie scherzen, mein Herr," sagte der kleine Blonde und warf sich in die Brust, „ich bin der Markgraf von Ansbach-Bayreuth, und wer sind Sie?"

„Ich bin der erwählte König von Polen, Stanislaus August. Sobald als möglich soll meine Krönung stattfinden und dann müssen Sie mich besuchen, Durchlaucht, und die Clairon bewundern."

„Darf ich denn schon Majestät zu Ihnen sagen?"

„Nein, nein, ach ich bin noch so glücklich ohne Krone."

„Nun, dann nennen Sie mich auch nicht Durchlaucht, ich bin incognito in Paris. Ich möchte aber sehr gern die Clairon kennen lernen, wie fange ich das an?"

„Nichts ist leichter als das, ich führe Sie bei meiner alten Freundin, der reichen Frau Geoffrin, ein, die zweimal wöchentlich großen Empfangsabend hat, dort werden Sie die Clairon immer finden und noch viele andere berühmte Damen und Herren."

„Also heute kann ich diese himmlische Clairon nicht mehr sprechen?"

„Nein, eine anstrengende Rolle wie die Phädra macht es ihr unmöglich, noch die Aufregung einer Gesellschaft zu ertragen, aber morgen abend fahre ich bei Ihnen vor und hole Sie zur Geoffrin ab. Sagen Sie mir nur genau Ihre Adresse."

Zur verabredeten Stunde traten die beiden fürstlichen Herren in den Salon von Frau Geoffrin, die ihnen mit liebenswürdiger Höflichkeit entgegen kam. Sie war eine hübsche alte Frau, in graue Seide

und schwarze Spitzen gekleidet, einige Brillantsterne auf Zitternadeln steckten in dem gepuderten Haar.

Der junge König küßte ihr die Hand und sagte „Guten Abend, liebes Mütterchen," dann stellte er ihr den Markgrafen vor. Sie betrachtete ihn freundlich und flüsterte ihm vertraulich zu:

„Sie amüsieren sich gewiß sehr gut in Paris, aber man braucht hier viel Geld, bei mir können Sie immer etwas bekommen," damit verließ sie ihn, um andere Ankömmlinge zu begrüßen.

König Stanislaus bemerkte das Erstaunen seines jungen Gefährten und sagte lachend zu ihm:

„Sie wundern sich über meine Freundin, Sie müssen wissen, daß es ihre Leidenschaft ist, Geschenke zu machen. Alle Sonntage siegelt sie Geld ein und teilt es an ihre bedürftigen Bekannten aus. Wenn sie erst weiß, daß Sie nichts nötig haben, verlieren Sie alles Interesse für sie."

„Bekommen denn alle ihre Gäste Geld von ihr? alle diese geputzten Damen und vornehmen Herren?"

„Nein, diese suchen etwas anderes bei ihr, außer dem Gelde vermag sie auch Geist zu geben, nämlich alle Personen, die bei ihr eingeladen werden, gelten für geistreich. Einige sind es aber auch wirklich; z. B. dort der Abbé Galiani, von ihm hat Voltaire gesagt, er sei so witzig wie Molière und so tiefsinnig wie Plato."

„Der kleine Herr neben ihm sieht auch geistreich aus, wer ist es?"

„[illegible] ein Abbé, er heißt Morellet, er be-

kommt sogar eine Pension von Frau Geoffrin; aus Dankbarkeit will er ihre Biographie schreiben."

Der Salon füllte sich immer mehr, aber die berühmte Clairon ließ auf sich warten — endlich erschien sie am Arme des Herzogs von Nevers und wurde mit Jubel von allen Seiten empfangen. Wie eine geborene Fürstin nahm sie die Huldigungen an und begrüßte dann mit auffallender Koketterie die beiden Kavaliere.

Der Markgraf war sehr überrascht, sie in der Nähe so wenig hübsch zu finden, sie schien ihm auch nicht mehr jung zu sein. Er merkte, daß der Zauber, den die Bühne und das Theaterkostüm hervorbringen, im Salon und im Wachskerzenlicht verschwindet. Auch hörte er einige boshafte Urteile heimlich über die öffentlich gefeierte Künstlerin aussprechen. So sagte man ihm „Sie will durchaus Königin von Polen werden, obwohl sie wenigstens zehn Jahre älter ist als der schöne liebenswürdige Stanislaus".

Diese erste Begegnung des Markgrafen mit der Schauspielerin Clairon sollte indessen sehr nachhaltige Folgen für beide haben.

Aus dem Traum, Königin von Polen zu werden, wurde die Dame sehr unsanft geweckt, denn die polnische Dornenkrone fiel nur zu bald vom Haupte des edlen, aber schwachen Stanislaus Poniatowski. Er mußte seinen Lieblingswunsch, ein eigenes Theater zu haben, rasch aufgeben und schrieb darüber an Frau Geoffrin: „Freilich wird mir die Ersparnis, welche ich am Theater machen kann, noch keine Armee verschaffen, die ich nötig hätte, aber ich opfere bereit-

willig meine einzige Erholung, um meinem Volke zu zeigen, daß ich nicht an mein Vergnügen denken kann, wenn es in Bedrängnis ist. Sagen Sie der liebenswürdigen Clairon, daß sie ihren Plan, nach Warschau zu kommen, ja nicht ausführen soll. Wenn der Sturm sich hier gelegt hat, will ich ihr schreiben und sie mag dann als Taube mit dem Oelzweig erscheinen."

Der Sturm wurde heftiger und das Königreich Polen verschwand, während er tobte.

Uebrigens muß hier eingeschaltet werden, daß der letzte König von Polen, der romantisch-ritterliche Stanislaus, nur ein ganz objektives Kunstinteresse für die Schauspielerin Clairon hegte. Er würde sie gewiß nicht geheiratet haben, wie sie es träumte. Nur einmal schlug sein Herz in Liebe für die schöne, junge Katharina II. Am Abend seines Lebens hegte er eine warme Empfindung für Dorothea Herzogin von Kurland, jedoch nur als väterlicher Freund.

Obwohl Schönheit und Jugend ihr mangelten, bestrebte sich die Schauspielerin Clairon, den viel jüngeren Markgrafen von Ansbach-Bayreuth an sich fürs Leben zu fesseln. Er war 1736 und sie 1723 geboren. Sie verließ seinetwegen das Theater und begleitete ihn nach seiner Residenz, wo sie sich eine eigene Wohnung einrichtete und mit verschwenderischem Luxus lebte.

Da er seit seinem zwanzigsten Jahre mit einer Prinzessin von Koburg-Gotha vermählt war, hatte sie keine Aussicht, ihren Ehrgeiz durch eine Heirat mit einem regierenden Fürsten zu befriedigen, aber

es gefiel ihr, einen solchen vollständig zu beherrschen und mit wahrhaft fürstlichem Aufwande zu leben. Sie verlangte eine förmliche Hofhaltung, galonierte Lakaien, einen französischen Koch, Wagen und Pferde, auch unbeschränkte Benutzung des markgräflichen Weinkellers. Sie liebte es, große Gastmähler zu geben.

Die Gemahlin des Markgrafen war eine Märtyrerin der Ehe. Sie duldete die Ausschreitungen der usurpatorischen Französin, ohne sich darüber zu beschweren, ja sie ließ es sich sogar gefallen, daß diese sich rühmte, stets einen wohltätigen Einfluß geübt zu haben hinsichtlich der Behandlung der unglücklichen Fürstin seitens ihres Gemahls. Man begreift nicht, daß eine solche Anmaßung ungestraft bleiben konnte. Beinah siebzehn Jahre bestand dies seltsame Verhältnis, um in noch anstößigerer Weise, wenn auch durch eine andere Person, fortgesetzt zu werden.

Die Nemesis für Mademoiselle Clairon erschien in Gestalt der Lady Craven, geboren 1750 als jüngste Tochter eines Grafen von Berkeley.

Die Engländerin übertraf die Französin noch bei weitem an Egoismus und Insolenz. Der Markgraf hatte sie ebenfalls in Paris kennen gelernt, und sie in seine Residenz geführt, wo sie zunächst die Vertreibung ihrer Nebenbuhlerin ins Werk setzte. Es entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen ihr und der Clairon.

Ein Brief Clairons schildert ihre Verzweiflung. Das Schreiben ist in ihren Memoiren abgedruckt, wurde im Jahre 1780 in Paris abgefaßt und lautet:

„Ihre ungezügelte Leidenschaft für eine Frau, die Sie allein unglücklicher Weise nicht kennen, ist die Zerstörung Ihrer Pläne und meines Schicksals! Ihre gänzliche Unachtsamkeit gegen die öffentliche Meinung, die Ausgelassenheit Ihrer Sitten, Ihr Mangel an Achtung für Ihr eigenes Alter und Ihre Würde — alles dieses enthüllt mir in Ihnen entweder eine verdorbene Seele, der jedes Band zur Last wird, oder einen irregeleiteten Verstand, der zum Mitleid auffordert. Die Gewohnheit, Sie zu lieben, Ihren Tugenden zu vertrauen, hat mich bisher bestimmt, nichts anzuhören, was Sie herabsetzen könnte. Darum habe ich alles ertragen, Ihre Unmenschlichkeit, Ihre Beleidigungen, nichts hat mich von dem Betragen, das ich mir vorgeschrieben hatte, ableiten können.

Durch mein Schweigen in Beziehung besonders auf Ihre Mätresse und indem ich mein Haus verließ, habe ich zum wenigsten die Vollendung des Unrechts verhindert; und so viel in meiner Macht stand, verbarg ich unter einem ruhigen Aeußeren, bisweilen unter Lächeln, die Schmerzen, von denen meine Seele zerrissen war.

Ich erlaubte mir selbst zu glauben, daß Sie mir nicht fremd wären, und ich betrachtete Sie als meinen besten Freund. Die Täuschung aber ist zu Ende; Sie sind in Ihren Staaten angekommen, und was Sie hinfüro tun mögen, ich habe keine weitere Furcht, für Ihre Handlungen verantwortlich zu sein.

Der Schleier ist gefallen, ich sehe, daß ich stets das Opfer Ihrer Selbstsucht und Ihrer veränder-

lichen Launen war. Wären Sie wirklich mein Freund gewesen, so hätten Sie mich nicht verlassen, um anderen zu gefallen; Sie hätten meine Briefe nicht weggegeben, worin jedes Wort meine Zärtlichkeit und meine Ergebenheit ausspricht. Sie würden die Vorrechte Ihres Ranges und Ihres Geschlechtes nicht mißbraucht haben, um mich zu unterdrücken und zu erniedrigen. Sie würden, wem auch Ihre neue Zuneigung angehören mag, die Gefühle und das Betragen eines Weibes geachtet haben, das Sie seit siebzehn Jahren kennen. Sie würden Mitleid mit meiner Schwäche gehabt, sich an meine Uneigennützigkeit und an den Nutzen meines Rates erinnert haben.

Durch Erfahrung überzeugt von meiner Fügung in Ihren Willen und Geschmack, von meiner Nachsicht gegen Ihre Launen und Leidenschaften, würden Sie sich nicht von einer Frau zurückgezogen haben, die keine anderen Ansprüche, keine anderen Gefühle hatte als die einer zärtlichen Mutter, einer treuen Freundin.

Ich muß gestehen, daß in den letzten fünf Wochen in Paris Sie sich weniger ehrlos gezeigt haben; Sie bemühten sich, Herr über sich selbst zu werden, Sie nötigten mich zu glauben, daß meine Achtung und meine Freundschaft einiges Gewicht in der Schale Ihres Glückes hätten — aber Ihre Rückkehr hat diese Täuschung wieder zerstört.

Mit unbeschreiblichem Schmerz lege ich Ihnen die Andenken zu Füßen, die ich einst von Ihnen erhielt . . . Ich kann mir nicht verhehlen, daß Sie diesen Schritt als eine Verletzung Ihrer Würde an-

sehen werden. Ach, Ihr Betragen hat mir diese Pflicht auferlegt! Erinnern Sie sich, daß ich nie etwas für mich verlangt, und nie daran gedacht habe, mir Vermögen zu erwerben: Ihr Glück war meine einzige Sorge. Ich bin nichts, gnädigster Herr, ich habe dies jederzeit ohne Beschämung und ohne Bedauern gestanden. Meine Seele ist aber immer etwas, und mit meinem letzten Seufzer will ich Sie zwingen, mich wenigstens zu achten."

„Claire Hyppolite Leyris de Latude," lautete die Unterschrift und gab den eigentlichen Namen der berühmten Schauspielerin an, Clairon war nur eine Abkürzung von Claire und als Theaternamen benutzt worden.

Es gelang ihr nicht, die Gunst des Markgrafen wieder zu erlangen; sie starb verarmt und vergessen im Jahre 1803 zu Paris.

Lady Craven hatte bereits romanhafte Schicksale erlebt als sie nach Ansbach kam. Sie muß sehr hübsch gewesen sein, namentlich besaß sie schöne Augen, von deren Gewalt über Männerherzen sie selbst in ihren Memoiren viel erzählt. Ein Bild von ihr wurde in englischen Schönheitsgalerien oft dargestellt. Danach muß sie ein längliches Gesicht, eine gebogene Nase, etwas zu hoch gezogene Brauen, schelmische Augen und lockiges Haar gehabt haben. Sie scheint mit Vorliebe sich als Mutter, mit ihrem jüngsten Knaben im Arm, den Malern gezeigt zu haben. Der kleine Keppel Craven gleicht einem Amor und die schöne Lady wünschte augenscheinlich sehnlichst, an die Mutter eines solchen zu erinnern. Lord Craven

aber hatte eine Scheidungsklage anhängig gemacht, und darin erklärt, daß er nicht der Vater Amors sein wollte.

Nach den eigenen Berichten von Lady Craven hatte sie jedoch selbst mancherlei Gründe, sich in ihrer Ehe unglücklich zu fühlen. Sie war noch als halbes Kind in dieselbe getreten und hatte in dreizehn Jahren fünf Kinder geboren. Da erfährt sie eines Tages, daß ihr Gemahl mit einer großen Dame eine Reise unternommen habe und sie Lady Craven nennen lasse. Die Scheidung, mit welcher der Lord früher gedroht hatte, war gar nicht vollzogen worden; die Klage wurde nun aber von der Lady wieder aufgenommen und führte angeblich zu einer gerichtlichen Trennung.

Lady Craven begab sich, nachdem die Scheidung stattgefunden hatte, unter den Schutz des Markgrafen von Ansbach und richtete sich in seiner Residenz häuslich ein, angeblich viel bescheidener als ihre Vorgängerin. Im übrigen trat sie ganz in deren Fußtapfen. Sie strebte danach, die Neigung des Fürsten für das Theater möglichst zu pflegen; sie ließ aus einer alten Reitbahn ein Schauspielhaus machen und spielte selbst die Hauptrollen, wobei sie dafür sorgte, daß in ihrer Truppe keine hübschen Erscheinungen vorkamen, die ihre Reize verdunkeln konnten.

Auch belästigte sie die unglückliche Gemahlin des Markgrafen mit heuchlerischer Freundlichkeit und rühmte sich, durch ihre Bitten derselben eine bessere Behandlung verschafft zu haben, ganz ähnlich wie

dies die Clairon versucht hatte, sich zum Ruhme nachzusagen.

Lady Craven verlangte sonderbarer Weise, daß der Markgraf sie für seine Adoptivschwester ausgeben solle, und setzte es sogar durch, daß sie an einigen Höfen diesen Titel wirklich erhielt. Es gab damals mehrere abenteuernde Frauen, Lady Emma Hamilton, Königin Caroline von England, Lady Stanhope, wodurch man an Seltsamkeiten gewöhnt war, sonst hätte man doch unmöglich solche Tollheiten ungerügt zulassen können.

Im Jahre 1788 starb die Gemahlin des Markgrafen, und Lady Craven benutzte dies, um sich noch unbeschränkter desselben zu bemächtigen. Sie überredete ihn auch zur Niederlegung seiner Herrschaft. Er mußte mit ihr nach Berlin reisen, wo der König Friedrich Wilhelm II. sie sehr auszeichnete und auch als „Adoptivschwester" des Markgrafen anredete. Sie bewerkstelligte den Verkauf von Ansbach-Bayreuth an Preußen und begab sich dann mit dem reichen Erlös auf Reisen in Begleitung des Markgrafen.

In Lissabon erhielt sie die beglückende Nachricht vom Tode ihres geschiedenen Mannes.

Ohne Verzug ließ sie alles zu ihrer Trauung mit dem Markgrafen vorbereiten. Als man ihr vorstellte, es sei doch sehr rasch, nach sechs Wochen Witwenschaft zu heiraten, versicherte sie, daß sechs Stunden auch genug Zeit gewesen sein würden, leider hätten sie die Nachricht nicht früher bekommen können! Da sie bereits mehrere Jahre von Lord

Craven getrennt gelebt hatte, brauchte sie allerdings sich nicht an den hergebrachten Gebrauch längerer Ehelosigkeit zu binden.

Nachdem sie in der Gesandtschaftskapelle in Lissabon mit dem Markgrafen getraut worden war, wünschte sie mit ihrer neuen Standeserhöhung in ihrem Geburtslande prunken zu können. Sie reiste deshalb mit ihrem fürstlichen Gemahl nach London, erlebte aber dort die Demütigung, am Hofe nicht zugelassen zu werden und auch von der eigenen Familie empfindliche Zurücksetzungen zu erfahren. Ihre Töchter wollten sie nicht wiedersehen, weil sie in ihren Memoiren das Andenken Lord Cravens geschmäht habe. Sie mochten den Hauptgrund ihrer Zurückhaltung wohl nicht in Worte kleiden, er bestand jedenfalls in dem Benehmen der Mutter während ihres Aufenthaltes in Ansbach. Trotz der schlechten Aufnahme, welche Lady Craven in England fand, blieb sie doch dort und erbaute sich ein Schloß in der Nähe von Hammersmith, welches sie „Brandenburg" nannte in Erinnerung an die preußische Abstammung des Markgrafen, der ein Neffe Friedrich des Großen war. Auf diesem Schlosse hatte das fürstliche Ehepaar eine förmliche Hofhaltung, lebte aber doch sehr vereinsamt. Der Markgraf starb 1806 und setzte Lady Craven als Erbin ein. Sie verzehrte ihr großes Vermögen auf Reisen, welche sie später sehr amüsant beschrieb. Auch verfaßte sie einige Romane und Theaterstücke, die jedoch ganz ohne Wert sind. Sie rb 1828, ungefähr achtzig Jahre alt; es ist ziemlich iß, daß sie sich immer jünger gemacht hat.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Pauline Wiesel.

In einem Dachstübchen des Hauses Nr. 55 der Jägerstraße in Berlin standen zur Mitternachtszeit die Fenster weit offen und ließen Tonwellen in die laue Frühlingsluft hinausströmen.

Die wenigen verspäteten Wanderer blieben stehen und lauschten den zaubervollen Klängen. Berlin war damals, etwa im April des Jahres 1805, noch kleinstädtisch und jedermann wußte, wer dort oben himmlische Melodien aus einem alten schlechten Klavier hervorlockte. Es war der Prinz Louis Ferdinand, der seine Abende bei Rahel Levin, der kleinen geistreichen Jüdin, zubrachte und ihr seine Phantasien vorspielte.

Sie lehnte am offenen Fenster und sah zu den Sternen empor, und horchte mit stummem Entzücken den Lauten. Bitterer Schmerz und süße Wonne, Sehnsucht nach Glück oder nach Tod, sanfte Klagen und wildes Jauchzen, Fluch und Gebet wußten die Finger auf den Tasten des Instrumentes auszusprechen.

Plötzlich war er aufgesprungen, trat zu Rahel und setzte sich auf die Holzstufe zu ihren Füßen, ihrem Blick zum Sternenhimmel folgend:

„Liebe Kleine, unsere Seelen sind jetzt zusammen, ich sehe es Ihnen an, rein und glücklich schwimmen wir im Aether über allem irdischen Elend — — ja wenn ich bei Ihnen verweile, oder wenn ich auch nur recht lebhaft Ihrer gedenke, kann ich so auf dem Klavier spielen, daß ich mich selbst vergesse und andere hinreiße — o warum fällt mir Pauline nie ein in solchen Momenten, warum verscheucht der Gedanke an sie alle meine edelsten Stimmungen und Ideen!" sagte der Prinz und fuhr mit der weißen Hand durch die wilden Locken.

„Können Sie denn leichter an Henriette denken, wenn Sie durch die Musik sich in erhöhte Stimmung versetzt haben?" fragte Rahel und blickte mit einem halb wehmütigen, halb ironischen Lächeln zu ihm herab.

„Boshafte Kleine, weshalb erinnern Sie mich an diesen Zwiespalt meines Herzens — Henriette und Pauline, Engel und Dämon meines Lebens! — Die eine quäle ich, von der andern werde ich gequält! O, über die Frauen — es gibt noch einen weiblichen Namen, der Gewalt über mich hat, es ist Luise! Sie schwingt das Flammenschwert des göttlichen Strafgerichts über mich armen Sünder, ein Strahl aus ihren blauen Diamantaugen könnte mich in den Tod jagen oder auf den Gipfel des Glückes heben, o wie sie mich oft zur Verzweiflung bringt mit ihrer Verachtung —"

„Haben Sie der Königin wieder Ursache zum Zorn gegeben? Prinz, beichten Sie mir rasch Ihr Vergehen!" unterbrach Rahel den exaltierten Rede-

strom und setzte sich traulich auf die Holzstufe neben ihren hohen Freund, als wäre sie sein guter Kamerad. Wie ein solcher plauderte er nun gemütlich weiter und erzählte ihr einen Teil der tollen Streiche, die man von ihm in Berlin stets mit Vergnügen hörte, von Mund zu Munde verbreitete und — vergrößerte! So war er auf der Galerie des Opernhauses zwischen dem gemeinsten Publikum der lauteste und wildeste Zuschauer gewesen, während in der Hofloge die Königin saß und strafende Blicke nach oben sandte. Es wurde ihr alsbald berichtet, daß „Prinz Louis", wie er gewöhnlich genannt wurde, sich bei einem Diner mit Schauspielerinnen berauscht habe. Ein anderes Mal hatte er mit dem Kapellmeister Dusseck und einigen Offizieren gezecht, bei welcher Gelegenheit sich alle Anwesenden die Zöpfe abschnitten. Und der Zopf gehörte damals zur Uniform der preußischen Armee. Auch wilde Reiterstückchen erzählt man von ihm; ohne Urlaub ritt er heimlich von Magdeburg nach Berlin vier Relaispferde zuschanden. Der prinzliche Wildfang ward dennoch ein Liebling des sittenreinen und etikettestrengen Königs Friedrich Wilhelm III., und auch die schöne Königin Luise war nur scheinbar unzufrieden mit ihm. Sie setzte auf den kühnen, übermütigen Prinzen, den Neffen Friedrichs des Großen, alle ihre Hoffnungen, um den Königsruhm Preußens gegen den französischen Siegeslauf Napoleons zu bewahren. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte Prinz Louis Ferdinand mit seinem Oheim, Friedrich Wilhelm II., sich im Kriege gegen Frankreich ausgezeichnet, und kaum acht Jahre später

brannte er vor Begier, die Franzosen zu schlagen. Er drängte den besorgten König zum blutigen Würfelspiel, das so unglücklich ausfiel.

Der Krieg mit Frankreich war sein Lieblingsthema, und auch im nächtlichen Gespräch mit Rahel kam er immer wieder darauf zurück. Sie war seine Gesinnungsgenossin, eine Patriotin im schönsten Sinne des Wortes, und fachte seinen Enthusiasmus nur noch höher an.

Als er sich endlich erhob, um seine Seelenfreundin zu verlassen, stand er vor ihr wie ein Bild edelster Männerschönheit, genau so, wie ihn mehr als ein halbes Jahrhundert später Theodor Fontane geschildert hat:

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen —
ein Kriegsgott anzuschauen,
der Liebling der Genossen,
der Abgott aller Frauen —
blauäugig, blond, verwegen,
und in der jungen Hand
den alten Preußendegen —
Prinz Louis Ferdinand."

Er mußte die hohe Gestalt tief beugen, um durch die niedrige kleine Tür von Rahels Mansardenzimmer zu gehen; die steile, enge Treppe war stockfinster, Rahel mußte ihm hinableuchten.

„Um Dachstubenwahrheit bei mir zu hören, müssen Sie es sich wahrlich sauer werden lassen, Königliche Hoheit," lachte Rahel und hüllte mit ihrer kleinen Hand das Licht ein, um es vor dem Zugwind zu schützen. Das Blut schimmerte rosig durch ihre

Finger und beleuchtete magisch ihr bleiches scharfgeschnittenes Gesicht.

„Sie sehen ordentlich hübsch aus, liebe Kleine, wer uns hier die Treppe hinabklettern sähe in so später Stunde, könnte uns leicht für ein Liebespaar halten," lachte der Prinz und reichte seine behandschuhte Rechte zum Abschied dar.

„Ich bin ja ein ganzes Jahr älter als Sie und jedermann weiß, daß uns ein völlig unpersönliches Verhältnis verbindet; ich bin die Vertraute Ihrer sämtlichen Liebesgeschichten," sagte Rahel und schloß die rostige Haustür mühsam auf. In einer dunklen Ecke des Flurs regte sich etwas, ein Besen und allerlei Gerüll stürzte um.

„Es können Diebe sein, ich will nachsehen, Rahel," rief der Prinz, aber sie drängte ihn zum Fortgehen, es kam ihr in der unordentlichen, häßlichen Umgebung ihres Hauses ganz ungehörig vor, ihn noch länger aufzuhalten. Sie fühlte seine Herablassung und ihr Stolz empörte sich dagegen.

Kaum aber hatte sie die erste Treppenstufe erreicht, als sie ein schallendes Gelächter hinter sich hörte, und aus den alten Weinfässern und Besenstielen in der dunklen Ecke erhob sich eine verschleierte Gestalt.

„Pauline, Sie hier? Wenn das der Prinz wüßte, ich will ihn zurückrufen —"

„Ei bewahre, ich bin ja noch im Streit mit ihm, er muß erst tüchtig gequält werden, ich weiß, er wird noch eine Stunde unter meinem dunklen Fenster auf und ab marschieren und morgen früh erfährt er dann

von meinem Mädchen, daß ich die ganze Nacht nicht zu Hause war. Ich bleibe bei Ihnen, Rahel."

„Aber wozu wollen Sie ihn so quälen, er wird außer sich sein."

„Das macht mir Vergnügen; geliebt zu werden ist oft so langweilig, ich muß Abwechslung haben! Auf Sie wird Louis doch nicht eifersüchtig sein?" Damit umschlang die junge Frau Rahels zierliche Gestalt und hob sie fast die Treppenstufen hinauf.

Oben angelangt sprang sie auf das Sofa und erklärte, dort schlafen zu wollen. Rahel stellte das Licht auf den Tisch und holte noch ein anderes, welches sie dicht an Paulinens Gesicht rückte.

„Weshalb wollen Sie mich so hell beleuchten?"

„O, ich bin es gewohnt, Sie immer ins beste Licht zu stellen, Sie wissen ja, wie ich Sie lobe und verteidige! Aber diesmal will ich genau sehen, wie schön Sie sind! Das ist also das Köpfchen, welches so verdreht ist durch Eitelkeit — welch ein Glück muß die Schönheit sein."

„Sie irren, die besitze ich gar nicht, ich weiß, daß meine Schwestern viel hübscher sind als ich, aber sie sehen dumm aus, und mir gab ein Gott zu sagen, was ich denke, dann gilt man immer für klug."

„Wie kommen Sie denn zu einem Ausspruch, der an Goethe erinnert, Pauline? Haben Sie das vom Prinzen gelernt?"

„Sie haben ja selbst gesagt, Rahel, daß ich alles annehme, Gutes wie Böses, von den Männern die ich liebe."

„Aber, Pauline, von der Liebe darf man nicht im Plural reden, sondern nur immer in der ersten Person.“

„Und in der zweiten — o, ich weiß schon: l'ègoisme à deux, ich spreche eigentlich besser französisch als deutsch, wenigstens merkt man bei ersterem hier in Berlin die Fehler nicht so rasch, während die Leute gleich lachen, wenn 'mal der dumme Dativ mit dem noch dummern Akkusativ im Deutschen verwechselt wird. Das ist ja eigentlich alles egal; wenn wir unter uns sind, sprechen wir doch gern unser altes gutes Berlinisch, nicht wahr, Rahelchen? Nun sagen Sie, hat Ihnen Louis wieder sehr viel Böses von mir erzählt, oder habt Ihr nur von Musik und Poesie geredet? Ich weiß, Ihr könnt davon gar nicht aufhören, wenn Ihr einmal angefangen habt — es ist ganz unerträglich langweilig, ich kann es nicht fünf Minuten aushalten, etwas davon anzuhören. Die einzige amüsante Schriftstellerin, die ich kenne, ist Frau von Staël. Sie sagte neulich zu mir, indem sie mich mit dem Augenglas ungefähr wie ein Bild betrachtete: „Ach, ich würde allen Ruhm hingeben für ein wenig von dem Liebeswahnsinn, den Sie erregen.“ Das war doch schmeichelhaft für mich.“

„Nun, ich finde, daß die dicke, häßliche, unruhige Frau zufrieden sein könnte mit ihren Erfolgen in der Männerwelt. Benjamin Constant huldigt ihr sehr auffallend. Wilhelm Schlegel fängt auch bereits an für sie zu schwärmen, und Prinz Louis ist erst neulich mit seinem stolzen Grauschimmel an ihr Fenster in der Burgstraße herangeritten und hat sich

auf offener Straße sehr lange mit ihr unterhalten. Und daß sie den Haß eines Menschen wie Napoleon erregen konnte, ist fast eben so schmeichelhaft, als wäre es seine Liebe," sagte Rahel nicht ohne Bitterkeit, denn sie mochte die Staël nicht leiden, wie diese berühmte Schriftstellerin denn überhaupt selten den Frauen gefallen hat.

„Ich wundere mich eigentlich, daß Sie die Staël nicht mögen, Rahel, ich dachte, die geistreichen Frauen hielten zusammen, aber es scheint doch, daß Ihr nicht besser seid als wir, und der Beifall der Männer Euch eben so wichtig ist, als uns, obwohl Ihr immer von der „Moral" redet; Sie haben mich zwar heute noch gar nicht ausgescholten."

„Doch beklage ich es gerade jetzt, wo ich Ihr edelgeschnittenes, schönes Gesicht so genau betrachte, Pauline, daß Sie so leichtsinnig sind! Wie glücklich würden Sie sein, wie würden Sie den Prinzen veredeln durch Ihre Liebe, wenn Sie nicht durch Wiesel, also durch Ihren eigenen Mann, so laxe Grundsätze empfangen hätten."

„Ja, da haben Sie recht, der hat mich gründlich verdorben; er glaubte wohl, ich sei schon verloren, als ich in seine Hände kam — ach, Rahel, wissen Sie denn nichts von meiner Liebe zu Schuwaloff, dem genialen, schönen Russen? Ich glaube, Sie waren damals in Paris, um sich über die abgebrochene Verlobung mit dem Grafen Finckenstein zu trösten," sagte Pauline, während ihre heiteren Augen plötzlich sich mit Tränen füllten. „Was habe ich gelitten, Rahel,

Angst und Furcht vor Schande brachten mich beinahe um."

Das Verhältnis zwischen dem Prinzen und Rahel charakterisiert folgender Brief: Rahel an Baron Fouqué (Nov. 1811.) — — „Sie sollen die Briefe und Billetts haben, die ich von Louis konserviert habe. Er war die feinste Seele: von niemand gekannt, wenn auch viel geliebt und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, damit Feinde sie nicht lesen. Denn alles schrieb der viel Verworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf eine Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sage ich Ihnen aber: „Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind." Gerne ließe ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon von Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. Er hat alles, was er schriftlich besaß — wie ich — vor dem letzten Ausmarsch in Schriecke verbrannt, weiß ich von Major Möllendorf. Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Man kann Fürsten die Wahrheit sagen, und verschweigt man sie einem Wüterich, um Martern auszuweichen, so wird er dies schon merken.

Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeicheln taten sie ihm doch, und die Wahrheit habe ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb, und großartig, dies nur von einer, von Paulinen! Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal, wie ich sie einsah, zu zeigen.

Gewiß gebührt diesem menschlichsten der Menschen dieser Ruhm!

Das Menschliche im Menschen faßte er auf, zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüt jede Handlung, jede Regung der anderen zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probierstein in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er hierüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er errötete, wenn Menschen von anderen zum Narren gehalten wurden, das sah ich, als man dies einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden in seiner Gegenwart vornahm, er schenkte ihm Wein ein und behandelte ihn geschwind als seinen Gast. Mein Verhältnis zu ihm war sonderbar, beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander war keine Rede. Doch mußte er mir alles sagen: komponierte er, sollte ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten auch. Mein Greuel! Ich werde Ihnen noch viel von seinem Innern sagen, wie ich's weiß, was Sie aufschreiben können. Einmal schrieb ich ihm nach Schriecke, sehr aus dem Herzen, worin ich ihm sagte: Wenn ich Ihnen die Wahrheit nicht sagen soll, so habe ich nichts zu sagen.

Ich schrieb ihm Gnädiger Herr und Königliche Hoheit und Sie. Im Gespräch ebenso, nur in sehr guter Laune und dringenden Fällen anders. Er nannte mich Kleine, Levi oder Rahel oder Mademoiselle vor Leuten. Vor vielen Jahren, als wir

noch nicht so liiert waren und er nur viel zu mir kam, attackierte er mich über Goethe, fing mich in einer Türe und dozierte, wie schlecht Egmont sei, sehr lange mir zur marterndsten Langeweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte und gar nicht antwortete. Wie Goethe einen Helden habe schildern können, in einer so miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er aber seiner Geliebten, er sei vom Herzoge von Weimar mit Goethe zu Haus gegangen, habe sich in sein Bett gelegt, Goethe davor, und da wäre er dann bei Punsch aufgetaut, er habe über alles mit ihm gesprochen, und nun habe er gesehen, was er für ein Mann ist, mit noch vielem Lobe, welches er so beschließt. „Laß dies ja der Kleinen lesen, denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Taler mehr wert.“ Dies, Fouqué, war mein größter Triumph in der Welt.

Ein großer Prinz, mein Freund, der Vetter meines Königs, der Neffe Friedrichs des Großen, der noch von ihm gekannt war, mußte mir das schreiben, ohne daß ich je von Goethe mit ihm gesprochen hatte. Es mußte der menschlichste Prinz seiner Zeit in seinen eigenen leibhaftigen Freunden, dem größten Dichter huldigen. Dies schrieb ich Ihnen aus Eitelkeit.

Nun aber setzte ich mich hin und schrieb Louis einen großen Brief, worin ich ihn bat, sich zu erinnern, daß ich nie mit ihm von Goethe gesprochen hätte, nie ihm gesagt, er solle etwas von ihm lesen, jetzt aber möchte er es tun, und nicht Einzelnes, um

Goethes Werke kennen zu lernen, sondern alles von ihm, um Goethe kennen zu lernen. Er hatte mir erzählt, wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben unterstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante war, wie er war, wie französische Koterien und Familien sind. Eine Menge mündlich! — — —"

Die Lebensgeschichte von Pauline Wiesel ist eine sehr bunte.

Pauline wurde 1777 zu Berlin geboren; ihr Vater war einer von den vielen geheimen Räten niederen Ranges, an denen die preußische Beamtenlaufbahn so reich ist. Er stand als Geheimer Hofrat oder Kammerrat im Dienste des Vaters von Prinz Louis Ferdinand und hieß Cäsar. Seine hübschen Töchter waren echte Berliner Kinder, namentlich Pauline, von der Rahel in einem ihrer geistreichen Briefe an Brinckmann sagte, daß sie den Berlinismus aufs vollständigste repräsentierte. Es soll damit ein hoher Grad von Eitelkeit, Halbbildung und Leichtfertigkeit bezeichnet werden, der allerdings im Beginn dieses Jahrhunderts in gewissen Kreisen Berlins herrschte. Pauline Cäsar stand bereits mit zwanzig Jahren in einem sehr viel besprochenen Verhältnis zu einem vornehmen, reichen Russen Schutwaloff; um ihren Ruf wieder herzustellen, beredete die Geheimrätin Cäsar ihre Tochter, den Kriegsrat Wiesel zu heiraten. Der war ganz dazu geeignet, die bereits begonnene Verwirrung der sittlichen Begriffe bei seiner jungen Frau zu vergrößern. Er war ein Freigeist im Geschmack der damaligen Zeit, wo man für klug galt, wenn man an den ehrwürdigen Gesetzen der Religion

und Sitte sich mit dummen Witzen versündigte. Die französische Verderbnis war mit der Revolutionsliteratur sehr allgemein in Deutschland verbreitet worden.

Wiesel scheint sonst übrigens gutmütig und gebildet gewesen zu sein, Rahel lobt ihn oft in ihren Briefen, auch Henriette Mendelssohn und Adam Müller, der in Wien mit Wiesel näher befreundet war. Er starb dort 1825 im Elend, wohnte vier Treppen hoch und holte sich seine Nahrungsmittel mühsam herbei, bettelte sich Kartoffeln und fing sich eigenhändig Fische dazu. Zuletzt wurde er monatelang bettlägerig und erhielt dann seinen Unterhalt durch mildtätige Freunde. Daß seine Frau, die damals noch Vermögen besaß, sich um ihn bekümmert hätte, wird nirgends erwähnt.

Sie benutzte ihren Titel als Frau Kriegsrätin Wiesel nur, um ein möglichst ungebundenes Leben führen zu können; sie hatte schon verabredete Abendgesellschaften mit vornehmen Taugenichtsen, ehe sie mit dem Prinzen Louis Ferdinand näher bekannt wurde. Er schrieb selbst diese Tatsache an seine andere Geliebte, Henriette Fromm, der er jedoch später wegen Pauline Wiesel untreu wurde. Der Brief ist in der damaligen französischen Modesprache geschrieben und beweist, daß der Prinz diese besser inne hatte als das Deutsche, welches er bekanntlich fehlerhaft sprach und schrieb. Er rühmt sich in diesem Briefe, spröde und zurückhaltend gegen Pauline Wiesel gewesen zu sein. Seine Geliebte hatte ihm kurz vorher den Vorwurf gemacht, daß er sich

„kokett" gegen sie benommen habe. Die Eifersucht zwischen den beiden Frauen kann übrigens nicht groß gewesen sein, denn es steht fest, daß sie sich viel sahen, und daß sogar Pauline Wiesel die Kinder von Henriette Fromm, einen Knaben und ein Mädchen, Lolo und Cagotte, zuweilen in ihre Obhut genommen hat. Der Prinz bat sogar seine zweite Geliebte, sich seiner ersten mit Rat und Tat anzunehmen, wie aus dem Briefwechsel mit Pauline Wiesel hervorgeht. Es ist dies um so unbegreiflicher, als letztere zeitlebens für unvernünftig und kindisch galt. Durch ihren Umgang mit Rahel und mit geistreichen, aber auch grundsatzlosen Männern, hatte sie sich den Schein von Genialität zu geben gewußt, der allerdings hin und wieder über ihren Mangel an Verstand und Bildung täuschen konnte. Es gehört zu den Traditionen, welche ungeprüft geglaubt werden, daß sie in hohem Grade schön gewesen sei. Doch ist dies keineswegs wahr. Eine nahe Verwandte von ihr zeigte oft eine Galerie von Familienbildnissen, unter denen Paulines hübsche Schwestern sich befanden, aber nicht sie selbst. Diese Verwandte hatte jedoch noch eine deutliche Erinnerung an ihre „Tante Pauline" und versicherte, daß sie durchaus nicht eine eigentliche Schönheit gewesen sei, nur ihr zierliches Köpfchen sei durch die damalige kurze Haartracht, Titus- oder Schwedenkopf genannt, vorteilhaft hervorgehoben worden, ebenso wie ihre füllereiche und doch schlanke Gestalt durch die antike schleierlose Kleidung jener Zeit. Eine wilde Grazie und eine kecke beinah zynische Redeweise haben wohl den

Zauber dieser berühmten Kokette hauptsächlich ausgemacht. Sie verstand es zudem meisterhaft, zu schmeicheln und Liebe zu heucheln, wobei sie einen gewissen sentimentalen Jargon anwendete, der damals ebenfalls zum Modeton gehörte. Auf diese Weise hatte sie sich die bewundernde Liebe und Nachsicht von Rahel gewonnen, der es jedoch eigentlich nicht vergeben werden kann, daß sie diese an einen so unwürdigen Gegenstand verschwendet hat. Rahels reine, freie Seele haßte die „Prüderie“, die Prahlerei mit der Tugend und glaubte sich darum verpflichtet, Paulinens offenkundige Verachtung aller Rücksichten, verteidigen zu müssen. Aber sie verfiel dadurch in die entgegengesetzte Verschuldung und leistete der „Prahlerei mit dem Laster“ eine Unterstützung, die ihrer ganz unwürdig war.

Die berühmten geistreichen Männer aus Rahels Umgangskreise, wie Prinz Louis Ferdinand, Gustav von Brinckmann, Alexander von Humboldt, Friedrich von Gentz trugen wohl auch dazu bei, Rahels Urteil über Pauline zu verwirren, denn sie huldigten dieser in wahrhaft exaltierter Weise und rissen Rahel mit sich fort, in den frivolen Kultus des Götzenbildes mit einzustimmen.

Als Pauline Wiesel den Prinzen Louis Ferdinand kennen lernte, war sie ungefähr vierundzwanzig Jahre alt; er hatte sie vorher nicht beachtet, vielleicht sogar kaum gesehen, trotzdem ihr Vater im Dienste des seinigen stand, denn erst war der Prinz teils anderweitig durch galante Verhältnisse gefesselt,

teils abwesend, und später reiste Pauline mit Wiesel und einem seiner Freunde, einem Kammergerichtsrat Vetter, in der Welt umher. Letzterer war ebenfalls ein glühender Verehrer von ihr und hatte sich die seltsame Aufgabe gestellt, Pauline vor den leichtsinnigen Ansichten ihres eigenen Mannes zu schützen, namentlich ihr in dem gefährlichen Paris zur Seite zu stehen, wohin Wiesel durchaus zuerst mit seiner jungen Frau reisen wollte. Vetter scheint seine Aufgabe nicht genügend gelöst zu haben, denn Pauline klagte selbst darüber, daß sie in Paris sehr verdorben worden sei. Daß Prinz Louis Ferdinand in die Hände dieser Frau geraten mußte, ist eigentlich als sein größtes Unglück zu betrachten. Sie untergrub den, freilich ohnehin schwachen, Rest seines moralischen Gefühls gänzlich, sie zwang ihn fast ebenso sehr zu lächerlichen wie zu niedrigen Handlungen. Sie prahlte mit seiner Leidenschaft für sie; oft ließ sie ihn stundenlang im Regen unter ihrem Fenster warten, damit die Leute sehen sollten, wie wahnsinnig er sie liebte. Dann stürzte sie durch ihre maßlose Verschwendung und ihre Geldforderungen ihn in die ehrenrührigsten Händel mit Wucherern. Der Prinz war ohnehin tief verschuldet, seine Apanage reichte niemals für ihn aus, seine Güter trugen nichts ein, weil sie schlecht bewirtschaftet waren, und eine reiche Erbschaft seines Onkels, Prinz Heinrich, wurde ihm von seiner eigenen Mutter lange Zeit vorenthalten.

Unter seinen Briefen fand sich ein Zettelchen, welches beweist, daß er für Pauline unter anderem Namen Wechsel angewiesen hat, es lautet:

„Ich bescheinige hiermit, daß Madame Wiesel, geborene Pauline Cäsar und die Pauline Stein, an die auf meine Ordre der Wechsel von Mohr in Leipzig durch Herren Hummel in Wettin trassiert ist, eine und dieselbe Person ist, und habe dies, wenn es zu Irrungen und Schwierigkeiten Gelegenheit geben sollte, durch meine Namensunterschrift und Petschaft besiegelt. Louis, Prinz von Preußen."

(Darunter ein großes rotes Wappensiegel mit der Krone.)

Pauline gab dem Prinzen auch sehr oft Anlaß zur Eifersucht; bald zürnte er ihr, weil sie im Theater sich von einem jungen Offizier in auffälliger Weise den Hof machen ließ, bald, weil sie mit einem bekannten Wüstling vertrauliche Unterhaltungen hatte. „Dies Zuhausefahren, wie oft verbot ich es nicht schon", schreibt er ihr in einer seiner naiven unorthographischen Liebesepisteln, in denen er sie bald vergötterte, bald auszankte. Als Probe soll hier noch ein Auszug daraus stehen: „Pauline, Du würdest gerührt sein, wüßtest Du, welchen Schmerz mir Deine ganze Handlungsweise verursachte! Die schlimmen unseligen Folgen derselben häufen sich jeden Augenblick; nach einem steten Wechsel der schmerzlichen Szenen mußte ich so tief, so unendlich durch Dich gekränkt werden! Ich mußte Dich dem strafenden und doch noch zu gelinden Urteil aller derer ausgesetzt sehen, denen meine Ruhe, meine Ehre, mein Glück teuer ist! Von allen Seiten mußte ich gekränkt werden! Pauline, Du, von der ich mit

Recht so viel Liebe, so viel Ersatz erwarten konnte, Du hast mein Innerstes zerrüttet. Kein schönes Gefühl, kein edles ließ meine Leidenschaft in Deiner Brust keimen! Verraten hast Du mich, betrogen. Aufgeopfert jeder Impulsion von Leidenschaft! Welches Pfand der Besserung willst Du mir geben, da solche Liebe, wie die meinige, Dich nicht ergreift, Dich nicht würdiger, nicht besser machen konnte. Ich mag Dein Herz nicht betrüben mit Schilderung alles dessen, was Deine Aufführung hier hervorgebracht, wie gehässig Deine Klatschereien, Deine kleinen Intrigen mit Diesem und Jenem, Deine Betrügereien hier erscheinen! — Ganz zerknirscht hat mich eine Unterredung mit meiner Schwester; der Mutter habe ich heute alles geschildert, was zwischen uns vorgestern vorgefallen ist. — — Doch genug, Pauline, der Vorwürfe, bestes reuevolles Wurm, komm nach Berlin, schnell, beweise dort, daß nicht gewaltsames Handeln und kein prämiditierter Plan, sondern Eifersucht und Liebe Dich verwirrten. Versprich mir heilig, Deinem Louis, der sich so sorglos Deiner Liebe anvertraute, nicht mehr mit einem Wust von Intrigen, Geschwätz und halb wahren Geschichten zu umringen, sei würdiger, weiblicher, als Du es bist, und ich drücke Dich liebevoll an mein Herz. Wir sehen uns in Schriecke (das Gut bei Magdeburg) dann wieder."

Man sieht aus diesem Briefe, daß auch die vielgeschmähte Pauline zuweilen Veranlassung zur Eifersucht fand. Der Prinz soll während seiner Verbindung mit ihr eine heftige Neigung zu einem adeligen Fräu-

lein gehegt haben, die auf tragische Weise durch den Tod des jungen Mädchens endete; dasselbe ließ sich die Briefe des Prinzen mit ins Grab geben.

Das Verhältnis zu Henriette Fromm gab dagegen Paulinen keinen Grund zur Eifersucht mehr, obgleich der Prinz es ganz abzubrechen niemals den Mut hatte. Er liebte namentlich seine beiden Kinder mit wahrhafter Zärtlichkeit. Henriette soll eine kleine hübsche Brünette gewesen sein; er lernte sie als Braut eines Amtsrats in Schricke, seinem Gute und Lieblingsaufenthalte, kennen und entführte sie wenige Tage vor ihrer Hochzeit. Einem ganz unverbürgten Gerüchte zur Folge, soll Henriette aus Verzweiflung über des Prinzen Leidenschaft für Pauline Wiesel ein Liebesverhältnis mit dem Kapellmeister Dusseck eingegangen haben.

Henriette Fromm hat sich nach dem Tode des Prinzen verheiratet, aber nicht mit Dusseck, sondern mit einem „Angestellten", wie man in dem beamtenstolzen Berlin zu sagen pflegte. Ihre beiden Kinder wurden unter dem Namen von Wildenbruch später legitimiert.

Pauline Wiesel bewährte ihre frivole Naturanlage in allen Lagen des Lebens. Kaum zwei Jahre nach des Prinzen Tode wurde von einem skandalösen Verhältnis zwischen ihr und einem französischen General in Berlin viel gesprochen, eine Tatsache, die auch durch eine historische Erinnerung von Fritz Reuter in seinem Schurr-Murr bestätigt worden ist. Sie führte dann ein ziemlich unstetes Reiseleben, war

bald in Wien, wo Gentz ihr galante Briefe schrieb und Geldmittel verschaffte, bald in Paris, auch zwischendurch wieder zeitweise in Berlin, wo sie viel bei Rahel und auch bei ihrer Tante, der früher vielgenannten Frau von Crayen, weilte. Schon dem Matronenalter nahe, fand sie noch einen Freier. Ein französischer Offizier a. D., der sich, ob mit Recht oder mit Unrecht, Baron von Vincent nannte, trug ihr seine Hand an und sie sah sich ganz unerwartet an der Spitze eines geachteten Hausstandes mit mehreren Stieftöchtern. Sie schrieb über ihre Heirat an Frau Mendelssohn in Berlin:

„Denke nur, ich bin ordentlich „vors Altar" getraut worden." Es lag in dieser naiven Verwunderung ein unwillkürliches Eingeständnis, daß sie nach ihrem langjährigen Abenteurerleben eigentlich nicht mehr an die Möglichkeit einer Rehabilitation durch die Ehe geglaubt hatte. Sie ließ sich nun mit vielem Vergnügen „Frau Baronin" nennen, suchte aber unter der Hand doch eine Pensionsverschreibung des einstigen prinzlichen Geliebten in Berlin zu realisieren, was ihr jedoch nicht gelungen sein soll. Von Schuwaloffs Familie erhielt sie übrigens noch immer eine Pension, obwohl das Kind, für welches dieselbe eigentlich gezahlt wurde, längst gestorben war.

Auch nach Berlin kam Pauline noch einmal in späteren Jahren zurück, auf eine Einladung von Rahel, die in der alternden Freundin immer noch die gemeinschaftliche Jugend liebte. Pauline war aber unzufrieden mit Berlin, weil sie dort die frivole Gesellschaft ihrer Zeit nicht wieder finden konnte. „Ihr

seid auch gar zu arg jetzt mit „die Moral“,“ sagte sie in ihrem alten scherzhaften Jargon und gähnte verdrießlich. Von ihrer eigenen Erscheinung machte Varnhagen eine damals wenig vorteilhafte Schilderung. In dem alten vergelbten Gesicht und der dicken Gestalt machten die Reste welker Reize einen abstoßenden Eindruck. Das weibliche Alter ohne Würde ist eine Fratze! Auch Rahel lernte einsehen, daß sie sich selbst wegwarf, als sie mit Pauline Wiesel Freundschaft schloß. Rahel starb am 7. März 1834 und mehr als fünfzehn Jahre später Pauline Wiesel. Die Choleraepidemie, die 1849 in Paris herrschte, raffte sie hinweg. So hatte sie den Prinzen Louis Ferdinand fast um ein halbes Jahrhundert überlebt. Als die alte Frau starb, dachte man nur noch selten an ihn, aber einige Jahrzehnte später blühte sein Andenken noch einmal im Glorienschein seines Heldentodes auf. Durch Deutschlands Siegeszug gegen die Franzosen sollte er glänzend gerächt werden.

Mit tiefer Wehmut erinnert man sich jetzt an den trüben Oktobertag von 1806, wo Louis Ferdinand voll Heldenmut, aber machtlos, das Schwert zerbrach und, von einem wilden Haufen umzingelt, niedergestoßen wurde. Seine kraftvolle Jugend konnte nicht an die Möglichkeit des Todes glauben: „Est-il possible?“ rief er sterbend in bitterm Schmerz über den Sieg der Feinde. Jawohl, wie war's möglich! — Noch wenige Tage vorher schrieb er der unwürdigen Geliebten, die seine glühende Liebe sich zum Ideal ausgeschmückt hatte: „Pauline, ich fühle es so wahr, so tief, nur durch Dich bin ich wahrhaft glück-

lich, nur Du breitest über mein ganzes Wesen einen Seelenzauber aus. Der Gedanke an Dich mischt sich in alles, was ich vom Glück erwarte. Wie innig ich Dich liebe, sehe ich selbst daraus, daß ich Deine Fehler nicht mehr wegwünsche, nichts möchte ich anders wünschen an Dir. Der unendliche Reiz, den Du für mich hast, ist unbeschreiblich. Du kennst ja die Wunder unserer Liebe. Du sollst mein Lohn sein, wenn ich zurückkomme und Dich wieder ans Herz drücken werde." Ihre Antwort auf diesen Brief trug er auf der Brust als er starb.

Am 8. Oktober hatte der Prinz Jena verlassen und sich mit seinem Stabe nach Rudolstadt begeben. Auf dem hochgelegenen Schlosse hatte er die ganze Nacht des 9. auf den 10. Oktober durchwacht und die Wachtfeuer der Franzosen beobachtet. Dann hatte er, wie er es liebte, bei offenem Fenster stundenlang seine wildbewegten Phantasien auf dem Klavier ausgetobt. Seine Seele läuterte sich in den Wellen der Musik; Todessehnsucht und Glücksverlangen, Durst nach Ruhm und Taten, Liebeserinnerungen und Reueschmerzen — Ahnung der Unsterblichkeit, alles, was das Menschenherz in solchen heiligen Stimmungen bewegt, ließ er noch einmal in der Seelensprache der Musik ausklingen. Der Liebling des Glückes, der gefeierte Fürstensohn, der schönste, geliebteste Mann mußte seinen Schwanengesang einsam verhallen lassen in die dunkle Nacht, in deren Morgenrot sein blutiger Lorbeerkranz erblühen sollte. — Sein Tod wurde das Signal der allgemeinsten Entmutigung. Eine Zeitgenossin, das Fräulein Amalie

von Uttenhoven, Hofdame am Hofe zu Koburg, berichtete wie folgt hierüber:

„Das heitere Schloß zu Saalfeld erreichten wir in sehr trüber Stimmung auf unserer Flucht von Koburg. Wir fanden einige sächsische Offiziere dort, die uns mitteilten, daß Prinz Louis Ferdinand in Rudolstadt angekommen sei. Ich hatte ihn schon als Kind gekannt und hoffte nun, ihn als Sieger wiederzusehen.

Am 8. Oktober erhielt die Frau Herzogin eine Staffette, welche die Ankunft der Franzosen in Gotha meldete, eine Nachricht, die uns sehr betrübte und eine große Niedergeschlagenheit über uns brachte, obgleich wir dies Ereignis vorausgesehen hatten. Der folgende Tag verging in neuen Aengsten; die Franzosen näherten sich unsrer Gegend; abends sahen wir in der Entfernung einer Viertelmeile ein hell erleuchtetes kleines Feldlager der Preußen und nicht weit davon Truppen, welche sangen und Fackeln trugen — ein sehr schöner Anblick. Sehr spät verließen wir die Zimmer der Prinzessin Reuß, wo man die ganze Umgebung trefflich übersehen konnte. Nach der Seite des Thüringer Waldes sahen wir ein großes Feuer, welches uns mit Schrecken erfüllte, denn wir fürchteten nicht ohne Grund, es möchten mehrere Dörfer angezündet sein, um die Franzosen zu verhindern, dort ihr Lager aufzuschlagen.

Am 10. Oktober wurde ich von der Fürstin Reuß geweckt; sie war erstaunt, mich schlafend zu finden, während das Knattern von Musketenschüssen uns umgab. Ich verfügte mich zu dem Herzogspaar,

welches die Fenster eingenommen hatte, von wo man die kleine Anzahl Preußen und Sachsen, die sich in Schlachtordnung aufstellte, unterscheiden konnte. Bald darauf kehrte auch Graf Mensdorf von einem Besuch beim Prinzen Louis Ferdinand zurück. Er stand an der Spitze eines wenig zahlreichen Korps und war nur auf ein kleines Vorpostengefecht gefaßt. Unglücklicherweise über die Anzahl des heranrückenden Feindes in gänzlicher Ungewißheit, konnte seine Ungeduld den Augenblick des Angriffs nicht erwarten. Von weitem erkannte ich den liebenswürdigen Prinzen, der sich durch seinen edlen Anstand und seine stolze Haltung auszeichnete, und indem ich seiner ansichtig wurde, zerstreuten sich meine Befürchtungen für ihn, ich hielt seine Niederlage für unmöglich. Sein Anblick belebte das Vertrauen auf seinen Glücksstern und schien gleichsam seinen Sieg zu gewährleisten. Ach, niemals ist eine Hoffnung grausamer betrogen worden!

Um elf Uhr begann die Schlacht ernsthafter zu werden; wir hörten nur den Donner der Kanonen und das Krachen des Pelotonfeuers. Man sah die Franzosen von der Seite des Gebirges vordringen. Die Tapferkeit, womit dieser kleine Haufen von Preußen und Sachsen focht, gab mir indessen einige Hoffnung. Der Hofmeister des kleinen Prinzen Leopold von Koburg erzählte mir, daß er am Morgen gesehen habe, wie die Artilleristen ihr Gebet auf den Knien vor ihren Kanonen verrichteten und sich zum Tode vorbereiteten. Bald überbrachte man uns die Nachricht, daß die Schlacht für die Preußen

verloren sei und daß die Franzosen in kurzer Zeit gegen das Schloß vorrücken würden. Sehr bald traf auch richtig eine Abteilung des siegreichen Heeres im Schlosse ein; der Marschall Lannes kam und bestellte ein Souper von 30 Gedecken, die Fürstin Reuß mußte ihm ihre Zimmer einräumen. Der Marschall besuchte gleich den Herzog und während er sich mit ihm unterhielt, kam ein französischer Offizier und überbrachte die Orden des Prinzen Louis Ferdinand. Auf diese Weise erhielt ich die Trauerkunde seines Todes! Während ich darüber weinte, rief mich die Fürstin Reuß ans Fenster und zeigte mir einen Verwundeten, den man auf einer Tragbahre in den Schloßhof brachte. Eine Kompagnie Soldaten ging nebenher und ein Musikchor spielte einen fröhlichen Siegesmarsch dazu. Welch ein Anblick! Auf der Bahre lag Prinz Louis Ferdinand, der Ruhm des preußischen Heeres, eben noch strahlend wie das Gestirn des Tages und nun eine blasse Leiche! Niemals werde ich diesen schrecklichen Anblick vergessen!

Am 13. Oktober ging ich heimlich mit zwei Dienern, welche Blumen trugen, in die Schloßkirche und bekränzte das Haupt des schönen Prinzen mit einem Lorbeerkranz. Sein reizender Mund schien zu lächeln, er war durch den Tod nicht im mindesten entstellt, der Adel seiner Züge war geblieben. Ich schnitt eine Locke seiner herrlichen blonden Haare ab." —

Die Leiche des Prinzen wurde später im Dom zu Berlin feierlich bestattet.

Kaiser Alexander II. von Rußland und die Fürstin Jurjewska-Dolgorucka.

Auf den Tafeln der Geschichte sind Sensationsromane verzeichnet, wie keine noch so furchtbare Einbildungskraft sie erfinden kann.

Im Sommer 1745 stand ein sechzehnjähriges Prinzeßchen vor einem hohen Pfeilerspiegel, im Schlosse zu Stettin, und schien sich selbst sehr hübsch zu finden. Sie bildete von ihren goldbraunen Haaren, die noch ungepudert auf ihrem Morgenkleide lagen, ein Diadem über der kindlichen Stirn und hielt es mit der einen Hand fest, während die andere ein Lineal feierlich emporhob, als wäre es ein Zepter.

„O ja, ich halte es für ganz leicht, die Welt zu regieren, ich freue mich unendlich darauf, eine Krone zu tragen und ein Zepter zu führen. Meine Schulbücher habe ich genugsam durchstudiert und schreiben kann ich auch in mehreren Sprachen — freilich noch nicht in der russischen" — seufzend legte die kleine Prinzessin, die eine große Kaiserin werden sollte, das Lineal auf einen Papierbogen und versuchte mit Anstrengung einige Worte aus einer russischen Grammatik abzuschreiben.

In dieser Beschäftigung wurde sie durch ein leises Klopfen gestört, ein ältlicher Herr trat ein und nahm, auf einen gnädigen Wink der jungen Dame, Platz an dem Tische. Er war der Lehrmeister der rus-

sischen Sprache und sollte sie auch in der Religion unterrichten, welcher sie künftig angehören mußte.

Das Gesicht des ernsten Mannes erglänzte in ungewohntem heitern Ausdruck, er sagte:

„Durchlauchtigste Prinzessin, ist es denn wahr, daß König Friedrich II. wieder eine Schlacht gewann? Bei Hohenfriedberg soll sie stattgefunden haben, die Nachricht müßte doch bei Seiner Durchlaucht dem Herrn Gouverneur von Stettin schon angelangt sein!"

„Ja gewiß, das ist sie auch, Herr Professor. Mein Papa, der Fürst, wollte ich sagen, war soeben bei mir, um mir mitzuteilen, daß heut abend das Schloß illuminiert wird und ein Ball stattfindet. Oh, ich begreife Ihre Bewunderung für den großen König, der wie ein Kriegsgott überall zu siegen weiß. Und er ist noch so jung, erst zweiunddreißig Jahre zählt er — es ist wahrlich schade, daß er schon vermählt wurde, als er kaum mündig war — ich würde gut jetzt für ihn passen! Aber er hat mich ja für einen andern bestimmt, ich soll den Großfürsten Peter heiraten, den ich nicht kenne. Er wird mich freilich zu einer Kaiserin machen, und wer weiß, ob ich dem Preußenkönig, der mich jetzt durch eine Heirat gut versorgen will, nicht einst auch einmal eine Schlacht abgewinnen kann."

„Eure Durchlaucht werden allerdings in der griechischen Kirche den Namen Katharina tragen, die erste Kaiserin dieses Namens war auch eine Zeitlang die Herrscherin Rußlands, aber Sie müßten doch erst Witwe werden, um es ihr nachzutun." —

„Ja, herrschen möchte ich können; in England und in Rußland verstehen es die Frauen, nur unser philisterhaftes Deutschland bringt keine Regentinnen hervor. Vielleicht mache ich eine Ausnahme . . . ich will fleißig sein, Professor, in drei Monaten muß ich Russisch verstehen!"

Den 1. September 1745 wurde die Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst als Großfürstin Katharina in die russische Kaiserfamilie aufgenommen, siebzehn Jahre später, also in noch jugendlichem Alter, war sie Herrscherin des größten Kaiserreichs. Die kleine deutsche Prinzessin besaß eine Macht, wie kein weibliches Wesen vorher. Man gab ihr den Beinamen Semiramis des Nordens, Voltaire soll denselben erfunden haben. Er schmeichelte ihr bei jeder Gelegenheit und empfing von ihr große Auszeichnungen, ebenso wie d'Alembert und andere französische Zelebritäten. Auch hatte sie die Befriedigung, daß Friedrich der Große sich vor ihr beugen mußte und es vielleicht bereute, die Tochter seines Feldmarschalls und Gouverneurs von Stettin zur Gemahlin des Kaisers Peter III. vorgeschlagen zu haben.

So groß aber auch ihre Macht war, sie reichte dennoch nicht aus, um das Glück an ihre Familie zu fesseln; ihr einziger Sohn, ihr Enkel und ihr Urenkel wurden vom Unglück ereilt. Letzterer, der Kaiser Alexander II., ist in so tragischer Weise aus dem Leben geschieden, daß er einen Nimbus echten Märtyrertums in der Geschichte tragen wird.

Sein Vater, Nikolaus I., ward noch zu Lebzeiten der Kaiserin Katharina geboren, nur wenige Monate vor ihrem Tode, es war wohl ihre letzte Freude gewesen. Die Vermählung des Großfürsten Nikolaus mit der ältesten Tochter von Friedrich Wilhelm III. fand nach den großen Kriegen mit Napoleon I. statt und galt als die Besiegelung des Freundschaftsbündnisses zwischen Rußland und Preußen. Die Neuvermählten waren das schönste junge Paar, wie zwei Göttergestalten erschienen sie ihren Zeitgenossen. Der Großfürst stand im zweiundzwanzigsten Jahre, seine Gemahlin im neunzehnten. Die idealste Gattenliebe verband beide bis zum Tode des Kaisers Nikolaus, der 1855 erfolgte, nach der Niederlage von Sebastopol. Das erste Kind dieser glücklichen Ehe war Alexander II. er trug den Namen seines Oheims, des liebenswürdigen Alexander I. Er erbte auch dessen ritterliche Schönheit und leutselige Güte. Die edlen Anlagen seines Wesens wurden durch eine vortreffliche Erziehung ausgebildet. Der gemütvolle Dichter Jukowski besaß das Vertrauen des Kaisers Nikolaus und wurde zum Erzieher des jungen Thronfolgers ernannt, wodurch sich dessen idealistische Tendenz begreifen läßt. Er lernte durch Jukowski die russische Poesie kennen, welche damals ihre ersten Keime entfaltete. Puschkin und Lermontoff brachten sie bald zur Blüte, sie waren die vertrauten Freunde von Jukowski und wurden vielleicht durch seinen Einfluß vom Kaiser Nikolaus mit Vorliebe ausgezeichnet, obwohl beide schon durch die phantastischen Ideen der Nihilisten angesteckt zu sein schienen.

Als Alexander II. den Thron bestieg, war Rußland noch niedergedrückt von dem Kriege mit den Westmächten, er dachte deshalb nur daran, es aufzurichten. Er befreite es von der Leibeigenschaft und suchte die Wohlfahrt des Volkes in jeder Weise zu befördern. Anfänglich wurden alle seine Anordnungen mit Jubel und Dankbarkeit aufgenommen, aber es zeigte sich auch bald eine heftige Gegenströmung, veranlaßt von den höchsten und niedrigsten Klassen. Erstere fühlten sich in ihrem Besitz gestört durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, letztere hatten zu große Erwartungen auf ein sorgenfreies, arbeitsloses Leben gesetzt und bildeten sich ein, durch einen allgemeinen Umsturz die Weltordnung neu und für sie bequemer gestalten zu können. Bei allen Revolutionen ist diese falsche Hoffnung stets das bewegende Element.

In Rußland ist das patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und Volk von jeher stärker ausgeprägt gewesen wie in anderen Monarchien. Es mußte deshalb auf den Kaiser betrübend einwirken, daß Mißtrauen und Undankbarkeit auch in den untern Schichten der Bevölkerung seines Reiches überhand nahmen, sogar der besitzende Stand, Adel und Bauern, zeigte sich unzufrieden. In dem Bestreben, versöhnend zu wirken und allen Interessen gerecht zu werden, ließ sich der wohlwollende Herrscher zuweilen zur unzeitigen Nachgiebigkeit hinreißen oder doch wenigstens zu Schwankungen in seinem Regierungssystem, wodurch die Skandalpresse des In- und Auslandes Gelegenheit zu boshaften Auslassungen fand.

So wurde denn bald der beste Landesherr, der edelste Mensch ein Gegenstand der Verleumdung und des Hasses. Drohungen gegen sein Leben und Mordversuche kamen häufiger vor. Auch im Familienleben des Kaisers war viel Trübes. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, mit welcher er sich, kaum dreiundzwanzigjährig, vermählte, verfiel in lebenslängliche Kränklichkeit, wodurch ihre Schönheit und ihre Laune wesentlich litten. Obgleich sie noch sechs Jahre jünger war als ihr Gemahl, führte sie das Leben einer Matrone und verweilte meistens getrennt von ihm in Italien. Sein ältester Sohn Nikolaus hatte die schwache Konstitution der Mutter geerbt, er starb im blühenden Jünglingsalter dahin, der zweite Sohn des Kaisers erhielt die Anwartschaft auf die Thronfolge und auf die verwitwete Braut des Bruders, Prinzessin Dagmar von Dänemark.

Nicht ohne Zaghaftigkeit entschließen wir uns, den Schleier des Geheimnisses zu heben, der einen Charakterzug Alexanders II. verhüllte. Er hat denselben ebenfalls von seinem Oheim geerbt, dem Liebling schöner Frauen, Alexander I., der in Wien und in Paris so viele weibliche Herzen gewann. Der Durst nach Schönheit und Liebe brannte in den beiden Kaisern mit gleicher Glut und führte sie leider zuweilen an Quellen, denen die Lauterkeit fehlte. Der erste Alexander verschwendete seine Gefühle an die herzlose Natalie Narischkin und ließ sich dann von der fanatischen Juliane von Krüdener leiten, bis er zu spät seiner engelguten Gemahlin reuig sein Herz wieder zuwendete und in ihren Armen starb.

Alexander II. ward oft in Versuchungen geführt, ohne ihnen zu unterliegen; die schönen Frauen sind in Rußland zuweilen sehr kühn und halten es für ein erlaubtes Streben, nach den Gunstbezeigungen des Herrschers zu trachten. Es gelang ihnen durchaus nicht, ein dauerndes Verhältnis mit ihm anzuknüpfen.

Eine Fürstin Dolgorucka, eine imposante Dame aus derselben Familie, aus welcher Kaiser Peter II. sich eine Gemahlin zu wählen im Begriff stand, als der Tod ihn ereilte, hatte indessen sein Interesse zu fesseln gewußt, obgleich sie nicht mehr jung war; doch sollte dasselbe eine ganz unerwartete Wendung nehmen.

Als der Kaiser eines Abends die Fürstin besuchen wollte, ohne sich vorher bei ihr angemeldet zu haben, fand er sie nicht zu Hause und entschloß sich, in ihrem Boudoir beim Schein einer verschleierten Lampe ihre Rückkehr zu erwarten. Nachdem er ein Buch ergriffen, um sich die Zeit zu vertreiben, hört er ein leises Klopfen an der Tür, auf sein „Herein" wird sie geöffnet, und ein junges Mädchen tritt ein, umflossen von bezauberndem Liebreiz, halb Kind, halb Engel, eine reine Psyche, ehe sie Amors Kuß berührte.

Wie vom Blitz getroffen blieb der Kaiser stehen und genoß mit Entzücken den reizenden Anblick.

Die Huldin näherte sich ihm unbefangen, ergriff seine Hand und wollte sie küssen, wenn er es nicht verhindert hätte.

„Mein Onkel, Sie wissen wohl nicht, daß ich schon seit gestern hier bin. Ihre Schwester, die Fürstin Natalie, war auch überrascht, mich ohne vorherige Ankündigung erscheinen zu sehen, ich reise aber morgen schon weiter, meine Gouvernante bringt mich zum Papa nach Baden-Baden."

„Sie halten mich wohl für Ihren Onkel Feodor, Prinzeßchen, das bin ich nicht, aber ich möchte gern jünger sein als er, damit ich Sie anbeten dürfte," sagte Alexander, immer mehr von ihrer Schönheit bezaubert.

Eine wonnevolle Stunde flog unter Erröten, Lachen und Plaudern wie eine Rosenwolke dahin. Der Kaiser fand es reizvoll, als Unbekannter dem holden Mädchen gegenüber zu verharren und die Macht seiner Persönlichkeit ohne das Gewicht seines Namens auf sie wirken zu lassen. Er konnte bald mit Genugtuung bemerken, daß das Feuer seiner Augen und der verführerische Klang seiner Stimme alle Nervenfäden der kleinen Mädchennatur in fieberhafte Aufregung brachten, und als er endlich aufstand, um Abschied zu nehmen, sagte er: „Bitten Sie sich eine Gnade aus, liebes Kind, ich kenne den Kaiser und kann viel bei ihm ausrichten, haben Sie keinen Wunsch?"

„Ich habe nur den einen, zu wissen, wer Sie sind und wo ich Sie wiedersehen kann!" —

Noch ehe der Kaiser diese liebliche Bitte beantworten konnte, wurde die Tür heftig aufgerissen und die Fürstin trat ein, hoch aufgerichtet, stolz und schön wie Juno, aber auch ebenso voll eifersüchtigen Arg-

wohns, wie diese Göttin es meistens mit vollem Recht war.

Der Kaiser sah augenblicklich ein, daß er einer Szene nur durch einen schnellen Rückzug entgehen könne. „Ihre Nichte weiß nicht, wer ich bin, sagen Sie es ihr jetzt noch nicht," flüsterte er der zürnenden Gottheit zu, und eilte in den Hof des Palastes hinab, wo sein Wagen mit Dienern ohne die Abzeichen der Kaiserlichen Livree bereit stand.

Kurze Zeit später wußte man in Hofkreisen, daß der Kaiser die Fürstin Dolgorucka gebeten habe, auf ihre neuen Besitzungen zu reisen, die er unlängst für sie angekauft hatte.

Es folgten Szenen zwischen Tante und Nichte infolge des wunderbaren Zusammentreffens. Die ältere Fürstin fand es ratsam, der jüngeren den hohen Stand ihres so rasch gewonnenen Verehrers nicht zu enthüllen. Sie sagte ihr nur, daß er ein verheirateter Mann aus dem Gefolge des Kaisers sei, und stellte seinen Charakter in sehr schwarzen Farben dar.

Es wäre ihr wahrscheinlich gelungen, den Eindruck zu entkräften, den das junge Mädchen an jenem Abend empfing, wenn der Kaiser nicht den Versuch gemacht hätte, ein Wiedersehen herbeizuführen. Er reiste bekanntlich fast in jedem Sommer nach Deutschland, um in Jugenheim bei den großherzoglichen Verwandten seiner Gemahlin zu verweilen. Bei dieser Gelegenheit auch nach BadenBaden zu gehen, war sehr leicht; er wußte, daß die junge Prinzessin dort mit ihrem Vater anwesend sein würde.

An einem der wundervollen Sommerabende, die aus Baden-Baden eine Märchenwelt voll Blumenduft und Lichterglanz machen, wogte die bunteste vornehme Gesellschaft vor dem Konversationshause auf und ab. Die letzten Strahlen der Abendröte mischten sich mit den Gasflammen zu einer magischen Beleuchtung, in der die vielen reizenden Frauengestalten, durch hellfarbige Gewänder vorteilhaft drapiert, plastisch hervortraten, wie wandelnde Statuen. Besonders erregte eine junge Dame am Arme eines ehrwürdigen alten Mannes die Aufmerksamkeit der Menge. Sie trug ein weißes Kleid von feinem Wollstoff, reich verziert von Schmelzstickerei, die im Lichtglanz an blitzendes Eis oder Kristall erinnerten. Ebenso mußte man an die zarte Wunderblume der Alpen, Edelweiß, denken, wenn die junge Dame erschien.

Eine hohe Männergestalt in elegantem Zivil, aber von auffälliger militärischer Haltung, folgte der jungen Dame und blieb plötzlich beim Umwenden vor ihr stehen. Sie hielt sich von jähem Schreck erfaßt an ihrem Begleiter und zitterte heftig. Ohne ihre Bewegung zu bemerken, rief dieser mit großer Ueberraschung:

„Allergnädigster Kaiser und Herr, ist's möglich, Sie kennen meine Tochter?"

„Still, mein Fürst, ich bin im tiefsten Inkognito hier, ich will Sie in Ihre Wohnung begleiten, denn Ihr Töchterchen scheint mir sehr angegriffen, sie bedarf meines und Ihres Armes, um sie zu unterstützen."

In der Tat war die junge Dame einer Ohnmacht nahe, als sie hörte, daß der Mann, dem sie die erste Regung ihres Herzens zugewendet hatte, der russische Kaiser war. Der Entschluß stand in ihr fest, sich nie wieder in seiner Nähe aufzuhalten, weil er als verheirateter Mann sie nicht lieben durfte. Aber sie fühlte plötzlich, daß die Gefahr unentrinnbar werden könnte, wenn sie auch mit allen Kräften dagegen kämpfte.

Der stolze Machthaber war seiner demütigen Untertanin gegenüber aber willenlos und zaghaft, er wagte kaum, ihr zu huldigen. Die Blütentage in Baden-Baden vergingen, ohne das Liebespaar in irgend einer Weise zu vereinigen, obwohl die Flammen der Leidenschaft mit jeder Stunde neue Nahrung erhielten.

Die mädchenhafte Zurückhaltung der Prinzessin hielt der Kaiser im Anfang für Mangel an Wohlgefallen, er fürchtete zu alt für sie zu sein, obwohl er eine vollendete Männerschönheit war. Als er sich aber überzeugte, daß er eine wahrhafte innige Zuneigung erweckt habe, glaubte er auf dem Gipfel des Glücks zu sein. Doch blieb die Möglichkeit einer Verbindung immer noch in weiter Ferne. Jahre vergingen in Hangen und Bangen. Die wenigen Augenblicke eines langersehnten Zusammentreffens konnten keine Entschädigung dafür bieten, wenn auch der Reiz des Geheimnisses ihnen seinen Zauber verlieh. Einst hat die Villa Elysée in Ems dem verschwiegenen Glück als Asyl gedient. Der einsame Garten am

Ufer der Lahn, von wildem Wein und wilden Rosen übersponnen, von Waldesdunkel überschattet, eignete sich vollkommen dazu. Die erleuchteten Fenster der Villa wurden vom andern Ufer deutlich gesehen und jede Art von Zeichensprache konnte dort verständlich gemacht werden. In dem alten Gasthof zu den vier Türmen wohnte Kaiser Alexander, seine Gemächer lagen genau dem Garten der Villa Elysée gegenüber, wie Ritter Toggenburg beobachtete er die Fenster der Geliebten unablässig. Aber auch profane Blicke haben es versucht, die Momente zu erspähen, wo sie den Schleier vom Antlitz fallen ließ, weil sie hohen Besuch erwartete. Unvergeßlich sind dem Beobachter ihre edlen regelmäßigen Gesichtszüge, ihre großen träumerischen, schwimmenden Augen, ihr feingeschnittener Mund, der sich erst beim Lächeln in seinem ganzen Liebreiz entfaltete. Aber sie lächelte selten, eine Wolke der Schwermut lag meistens auf der schönen Stirn, als wäre eine Ahnung des tragischen Geschicks, das über ihr schwebte, nicht mehr zu bannen.

Kaum war ihr der Wunsch erfüllt, daß, nach dem Tode der Kaiserin, durch die Weihe der kirchlichen Trauung ihr Herzensbund als befestigt angesehen wurde, kaum durfte sie hoffen, sich mit den Kindern des Kaisers auszusöhnen, als sie ihr ganzes Glück versinken sah. Die Gefahren für das Leben des Kaisers wurden immer drohender, in Todesangst brachte sie ihre Tage an seiner Seite zu, Verzweiflung im Herzen, daß sie ihn nicht zu schützen vermochte. Doch hatte sie in den schwärzesten Aengsten gewiß nicht die

grauenvolle Todesart geahnt, durch welche Teufel in Menschengestalt seinem Leben ein Ende machten.

Am 13. März 1881 hatte Kaiser Alexander II. noch in vollster Gesundheit und Heiterkeit mit seiner jungen Gemahlin gefrühstückt, zwei holde Kinder umspielten die Eltern und ein schöner großer Hund lag wachsam zu den Füßen seines geliebten Herrn, als wollte er ihn am Ausgehen verhindern. Die Märzsonne, die auch einst die Ermordung Cäsars beleuchtet hat, sendete helle Strahlen in das wohnliche Gemach, das ein Bild echten Familienglücks umschloß. Der Abschied wurde dem liebenden Paare wohl immer schwer, aber von der Erfüllung seiner Obliegenheiten ließ der Monarch sich durch kein Bedenken zurückhalten. Furchtlos trat er seine Fahrt an zur Abhaltung einer militärischen Inspektion — und schon nach wenigen Stunden zerschmetterten zwei Bomben, gefüllt mit dem höllischen Sprengstoff Dynamit, seine Glieder.

Unter den bittersten Qualen, blutend, verstümmelt, fast schon bewußtlos, lallte der sterbende Kaiser das rührende Wort „Nach Hause" — er fühlte das sehnsüchtige Verlangen nach der geliebten Frau, um so lange wie möglich das holde Antlitz zu sehen, welches die Blume seines Lebens war.

Politische Personen.



Herzogin von Longueville und Herzog von Larochefoucauld.

Anna Genoveva von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville, war die gefeiertste und stolzeste Erscheinung der französischen Hofzirkel, in denen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Blütezeit des feinen Tons und der höchsten Bildung anbrach. Die rohen Kräfte des Mittelalters waren in wohltätige Schranken geleitet worden, der staatskluge Kardinal Richelieu hatte die letzten Spuren der Feudalzeit ausgelöscht, den Adel gebändigt und, wo es sein mußte, gedemütigt. Ein neues verfeinertes Rittertum wuchs in Frankreich empor, schwelgend in Jugendluft, Kriegsglück, Poesie und Frauenkultus.

Der Geist des Adels verband sich aufs innigste mit dem Adel des Geistes. Die lorbeergekrönten Häupter der Dichter zeigten sich in der aristokratischen Gesellschaft des tonangebenden Frankreich. Das Hôtel Rambouillet war der Freundschaftstempel, wo sich die Auserwählten der Bildung und des Geistes zusammenfanden.

Auf diesem glänzenden Piedestal erhob sich die schöne Herzogin von Longueville zur berühmtesten Frau ihrer Zeit. Im Krieg und im Frieden durch-

tönte ihr Name die gebildete Welt; ihre Liebeshändel und ihre Schicksale wurden in Romanen geschildert.

Ein merkwürdiger Charakterzug der interessanten Frau ist es, daß sie als junges Mädchen eine unüberwindliche Scheu vor dem Eintritt in die große Welt empfand; wahrscheinlich hatte sie eine Vorahnung von den Kämpfen und Versuchungen, welche ihrer darin harrten. Sie wollte durchaus in ein Kloster gehen, als aber ihre Mutter sie mit Gewalt in die Welt einführte, ergab sie sich mit Leib und Seele dem Reiz derselben. Nonne und Weltdame haben immer in dem wandelbaren weiblichen Herzen dicht neben einander gestanden.

In Frankreich lagen Kloster und Salon damals so nahe beisammen, daß es begreiflich ist, wie das junge Mädchen so schnell den Uebergang finden konnte. Port royal und Hôtel Rambouillet sind verwandt wie Ursache und Wirkung; sie werden in allen Geschichtswerken damaliger Zeit zusammengestellt und sind gewissermaßen die Namen für die beiden vorherrschenden Richtungen der französischen Gesellschaft im siebzehnten Jahrhundert.

Im Hôtel Rambouillet wurde die Herzogin von Longueville als junges Mädchen noch mehr vergöttert wie die Besitzerinnen selbst. Die Schöngeister machten mehr Verse zum Preise ihrer Schönheit, als in dem berühmten Werk Juliens „Guirlande" enthalten sind. Namentlich hat Voiture, der eigentliche Hofpoet der Damen von Rambouillet, ihre Reize in folgendem treffend geschildert:

De perles, d'astres et de fleurs
Princesse, le ciel fit tes couleurs
Et mit dedans tout ce mélange
L'esprit d'un ange!

Aus Perlen, Sternen und Blumen mischte der Himmel deine Farben, o Fürstin, und mitten hinein setzte er den Geist eines Engels.

Unter den jungen Hofkavalieren und angehenden Helden, den schönen Geistern und hohen Geistlichen, die in der gelehrten Gesellschaft des Hôtel Rambouillet sich um die reizende junge Prinzeß drängten, war auch Moriz von Coligny, der eine tiefe glühende Leidenschaft für sie empfand, die auch noch nach ihrer Vermählung von sich reden machte und ihm später in einem Duell mit einem anderen Verehrer der gefährlichen Schönheit den Tod brachte.

Bei den Unterhandlungen wegen einer standesmäßigen Vermählung für die Prinzessin Bourbon-Condé vergaß man die Liebeswerbungen und zarten Verhältnisse, die sich wie Blumenketten um die Gäste des Hôtel Rambouillet schlangen, denn alle diese ritterlichen und schöngeistigen Verehrer durften nicht daran denken, als Freier einer so hochgeborenen junge Dame aufzutreten. Anfangs war ein jugendlicher und schöner Herzog von Guise zu ihrem Gemahl auserſehen, aber er starb, ehe das Bündnis vollzogen werden konnte, und es dauerte ziemlich lange, bis die stolzen Eltern eine andere passende Partie ausfindig gemacht hatten.

Endlich fiel die Wahl auf den Herzog von Longueville, der zwar kein junger liebenswürdiger Freier

war, aber doch dem Familienehrgeiz in jeder Hinsicht genügte. Die junge Herzogin besaß eine gute Portion davon und rechnete es ihrem Gemahle hoch an, daß er im Range unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt folgte und seiner Frau die Bevorzugung verschaffte, bei Hofe auf einem Taburett sitzen zu dürfen. Eine Ehre, die der französische Adel so hoch schätzte, daß viele seiner Mitglieder aus Aerger über die Versagung derselben sich in den Krieg der Fronde stürzten. Dem Herzog von Longueville kam sogar die Würde eines Souveräns zu, denn er besaß die Fürstentümer Neufchatel und Valengin, die im folgenden Jahrhundert, nämlich 1701, direkt aus der Familie Longueville durch Erbvertrag auf das preußische Herrscherhaus übergingen.

Eine schriftstellernde Prinzessin damaliger Zeit, Mademoiselle d'Orleans, schildert dies Ehebündnis als eine harte Schickung für die Herzogin von Longueville, die jung und schön wie ein Engel war, während ihr Gemahl schon siebenundvierzig Jahre zählte und noch dazu einen unmoralischen Lebenswandel führte. Er hatte ein höchst anstößiges Liebesverhältnis mit Frau von Montbazon, derselben üppigen Schönheit, deren Tod den Abbé de Rancé in das Kloster von La Trappe trieb.

Die junge Herzogin von Longueville hatte unter dem Neid und der Feindschaft der Geliebten ihres Gemahls viel zu leiden. Es ist ganz unzweifelhaft, daß diese das Duell veranlaßte, wodurch Moriz von Coligny den Tod fand, und zuerst dem Rufe der Herzogin ein Flecken zugefügt wurde. Sie war damals

jedoch durchaus schuldlos und hegte für keinen ihrer zahlreichen Verehrer eine Bevorzugung. Sie strebte sogar mit Ernst, und wie die Zeitgenossen versicherten, mit „Tapferkeit" danach, das Herz ihres Gemahls zu gewinnen und ihm eine liebevolle Gattin zu sein. In dieser Zeit war es auch, wo sie ihn in Münster, während der Verhandlungen zum westfälischen Frieden, besuchte und die Macht ihrer Reize auf die zähen Diplomaten wirken ließ, wozu sie freilich eigentlich durch die schlaue Politik des zweiten Kardinal-Königs von Frankreich, Mazarin, offiziell autorisiert war.

In Münster wurde sie als Friedensengel besungen und ihr Bildnis, vom berühmten Porträtmaler van Hull gemalt, erhielt einen Ehrenplatz unter den Gesandten aller Großmächte. Bei ihrer Rückkehr fand man sie in Paris sehr verändert. Ihre Schönheit war womöglich noch reicher entfaltet, aber der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Finsteres, Ruheloses bekommen. Dem Frieden der ersten Jugend und Unschuld war ein leidenschaftlicher Drang nach Aufregung und Genuß gefolgt. Sie hatte soeben den Mann kennen gelernt, der auf ihr Leben den folgenschwersten Einfluß gewann und der ihr ganzes Wesen umgestaltete. Der Herzog von Larochefoucauld, damals noch Prinz von Marsillac, war der einzige Kavalier, der das Herz der Herzogin von Longueville erfüllte. Sein scharfer Verstand imponierte ihr; er wollte ihr gefallen, verbarg es aber künstlicher wie eine Kokette. Seine schwarzen klugen Augen hatten den zauberhaften Blick einer Klapperschlange, der

allen Willen und Widerstand in den auserlesenen Opfern zu besiegen versteht. Sein glänzender Geist spielte in den Farben des fabelhaften Chamäleons, jede Schattierung zeigend, die für den Augenblick die passendste war. Seine Sprache erging sich bald in dichterischem Schwung, bald in witzigen Scherzen. Er sprach nie in Gemeinplätzen, er war immer neu und fesselnd.

Er ließ oft ein warmes Herz ahnen und gefiel sich gleich darauf wieder in Aeußerungen unnahbarer Kälte; sein Benehmen hatte dabei den Anschein vollkommenster Natürlichkeit und beruhte doch auf feiner Berechnung. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Beweglichkeit seiner Empfindungen entfernten jeden Verdacht von Heuchelei oder Künstlichkeit von ihm.

Seine äußere Erscheinung war nicht minder fesselnd als sein geistiges Uebergewicht. Er besaß den feinsten Anstand und echt ritterliche Höflichkeit gegen Frauen. Seine Gestalt war wohlgebildet und kräftig, seine Gesichtszüge schilderte er selbst in einem „Porträt", wie es damals im Hôtel Rambouillet gebräuchlich war. Er sagt darin: „Ich habe eine braune aber glatte Haut, eine hohe, vernünftige Stirn, schwarze, tiefliegende Augen, starke Brauen, die schön geschwungen sind; von der Nase weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie etwas zu groß ist. Mein Mund ist nicht klein, aber er hat wohlgeformte rote Lippen und weiße Zähne; mein Kinn findet man oft zu stark. Ich habe schwarzes, reiches, langes Haar, natürlich gelockt, so daß ich meinen Kopf eigentlich hübsch nennen

muß. Ich sehe stolz und traurig aus, werde aber sehr lebhaft, wenn ich spreche, so daß man mir vorwirft, ich gestikulierte zu viel." — Das Bild, welches der kluge Herzog von seinem Innern entwirft, ist unendlich viel schmeichelhafter, aber gewiß weniger richtig, denn sein Charakter wird durch seine Handlungsweise in Politik und Liebe nicht in das beste Licht gestellt und seine berühmten „Maximen" beweisen, daß er viel Verstand, aber auch viel Bosheit besaß. Er galt dafür, ein Günstling der Königin Anna von Oesterreich, der schönen, vielfach verdächtigten Mutter Ludwig des Vierzehnten gewesen zu sein. Die Freundin derselben, die intrigante Herzogin von Chevreuse, stand jedenfalls auch eine Zeitlang in einem verbotenen Verhältnis zu ihm. Er konnte sich nach einem so bewegten Leben wohl mit Recht den Schein von Uebersättigung und Gleichgültigkeit geben und dadurch die Herzogin von Longueville reizen, ihn zu gewinnen. Er liebte sie indessen wirklich schon lange, ehe sie es merkte. Ihre bezaubernde Schönheit und ihre hohe Stellung, besonders aber ihr großer Einfluß auf ihren berühmten Bruder, den Feldherrn — le grand Condé — machten sie für den ehrgeizigen und leidenschaftlichen Mann zu einer wünschenswerten Beute. Da sie durch Huldigungen verwöhnt war, so vermied er es sorgfältig, ihr diese Lockspeise darzubieten. Er war doppelt herbe, wo sie Süßigkeiten erwartete, er wagte oft einen kühnen Tadel, der sie erfrischte und mehr interessierte als die übertriebenen Lobsprüche. Er wußte sie zu beschäftigen durch politische Intrigen und gewann in kurzer Zeit voll-

kommene Gewalt über sie. Es ist unzweifelhaft, daß sie sich ihm mit Leib und Seele ergeben hat und in frevelhaftem Leichtsinn das Schicksal ihrer Familie und ihres Vaterlandes zum Spielball seiner ehrgeizigen Pläne machte. Er benutzte auch ihre Schönheit, um die Männer seiner Gegenpartei zu bestricken, namentlich mußte sie dem tapfern Turenne Fallen stellen, in die er auch anfangs hineinging, denen er aber später zu widerstehen wußte. Als die Kämpfe der Frondeurs machtlos wurden, verließ plötzlich Larochefoucauld die Herzogin von Longueville, behauptend, sie sei ihm untreu geworden. Ein junger Graf, St. Maure, hatte sie auf einer Meerfahrt gerettet und allerdings auch geliebt, aber sie nicht ihn. Larochefoucauld verleumdete die einstige Geliebte und trieb sie zur Verzweiflung. Sie endete als Büßerin im Kloster Port royal.

Herzogin von Montbazon und Rancé.

In dem historischen Roman des siebzehnten Jahrhunderts spielten die Frauen die Hauptrolle in Frankreich; Geist und Schönheit waren die Zepter, die damals die Welt beherrschten. Es war ein Nachklang aus den Zeiten der Troubadours, dieser Kultus des gesellschaftlichen Einflusses der Frauen. Die Salons traten an die Stelle der Liebeshöfe, und die Angelegenheiten des Herzens wurden fast mit derselben Wichtigkeit behandelt wie die politischen mit Krieg und Frieden, ja die ganze Fronde war eigentlich eine weibliche Intrige.

Die Lebensgeschichten fast aller der geistreichen und schönen Frauen jener Zeit sind voll dramatischen Reizes — sie haben alle viel geliebt — oft steigert sich derselbe bis zur Tragödie. Die Herzogin von Montbazon, auf deren Grabe Rancé sich über irdische Weltanschauung erhob, ist namentlich die Heldin einer solchen gewesen.

Im Beginn ihrer Laufbahn schien ihr die irdische Glückssonne ungetrübt leuchten zu wollen; ihre Schönheit und ihre hohe Stellung sicherten ihr den ersten Rang in der Gesellschaft, am Hofe der Königin Anna von Oesterreich und des heranblühenden Sohnes derselben, des vierzehnten Ludwigs von Frankreich.

Sie war zwar ohne ihre Neigung mit sechzehn Jahren an den sechsundfünfzigjährigen Herzog von

Montbazon vermählt, aber es gehörte zur Hausgesetzgebung des hohen Adels, daß bei einer Heirat nur die Stellung maßgebend war, die eine junge Dame damit erreichte. Die Herzogin von Montbazon wurde als Neuvermählte mit Glanz und Reichtum überschüttet; sie durfte sich bald als die gefeiertste Schönheit betrachten und lernte von dem eigenen Gemahl, die Gesetze der Sitte zu umgehen. Er war ein leichtsinniger Greis, der noch im achtzigsten Jahre ein Harfenmädchen liebte und selbst erzählte, daß er von demselben verschmäht worden war. Er gestattete seiner jungen Frau alle Freuden der Eitelkeit und Gefallsucht, er war selbst stolz darauf, wenn die Liste ihrer Verehrer sich mit den Namen der galantesten Männer füllte. Frankreich war damals reich an solchen, und die ganze vornehme Welt war verliebt ineinander und hatte dessen kein Hehl. Die Liebe war gleichsam ein Luxusartikel, ein Verschönerungsmittel wie Schminke und Schmuck. Freilich glich sie auch zuweilen einer Blume am Rande des Abgrundes oder dem Spiel mit dem Feuer und führte Verderben und Tod in ihrem Gefolge.

Die schöne Herzogin von Montbazon spielte arglos mit dem Feuer der Leidenschaft. Der große Condé, des alten Frankreichs berühmtester Feldherr, den selbst ein Napoleon als Muster aufstellte, war einer ihrer Verehrer, ebenso der schöne Herzog von Beaufort und der geistvolle Larochefoucauld, vor allen andern Kavalieren huldigte ihr der Herzog von Longueville, dessen eigentlicher Ruhm darin bestand, der Mann der schönsten und geistreichsten Frau ihrer

Zeit zu sein. Die reizende blondgelockte Kriegsgöttin der Fronde, Anna Genoveva Prinzessin von Bourbon-Condé, war seine Gemahlin geworden. Trotz dieses Eheglückes blieb der Herzog von Longueville der eifrigste Verehrer der schönen Montbazon und veranlaßte dadurch einen erbitterten Wettstreit zwischen den beiden hohen Damen.

Die Herzogin von Longueville liebte ihren Gemahl zwar nicht, aber sie verlangte doch mit Recht danach, ihre Nebenbuhlerin aus dem Felde zu schlagen; sie war zehn Jahre jünger als diese und unendlich viel schöner. „Ein Wald von blonden Haaren umrahmte ihr anmutiges Gesicht, ihre Augen leuchteten wie sanftes Mondenlicht, und ihre Gestalt war fest und schlank wie eine junge Birke," sagte die bekannte Romanschreiberin jener Zeit, das häßliche alte Fräulein von Scudéri, das eine rührende Freude darin fand, schöne Frauen und Liebesgeschichten zu beschreiben. Die Herzogin von Montbazon war dagegen eine etwas kolossale Schönheit; schwarzes Haar und blendend weiße Haut machten ihren Stolz aus. Ihre Augen sollen von ganz besonderer Wirkung, glanzvoll wie schwarze Brillanten, gewesen sein, lauernd und bezaubernd wie der Blick einer Schlange. Der Mund war schwellend und doch scharf geschnitten; in dem vollen Kinn lächelte ein reizendes Grübchen, und die Schultern, die Arme, die Hände zeigten die Wiederholung desselben. Die Gestalt war groß und voll, die raschen Bewegungen, die stolze Haltung ließen auf einen herrschsüchtigen, unruhigen Sinn schließen.

Zwischen zwei so scharf kontrastierenden Schönheiten war eine Entscheidung des Geschmackes für eine oder die andere in der Tat schwer; jede hatte ihre unbestreitbaren Vorzüge und das Urteil der Herren schwankte lange. Endlich aber siegte doch die Herzogin von Longueville; ihr wendeten sich fast alle Verehrer der Montbazon zu, namentlich der schöne Beaufort und der kluge Larochefoucauld. In wirklicher Leidenschaft aber war schon früher Moriz von Coligny für die Longueville entbrannt. Er betete sie an wie ein Marienbild und ahnte nicht, daß seine stille reine Liebe ihr jemals Nachteil bringen könnte; und doch war er die Veranlassung, daß sie ihren fleckenlosen Ruf verlor.

Der Neid und die Eifersucht der Herzogin von Montbazon gegen die Longueville benutzte die Anbetung Colignys, um derselben zu schaden. Sie ärgerte sich über die Sicherheit der Tugend, womit die junge Herzogin alle dargebrachten Huldigungen aufnahm, ohne davon zu irgend einer unpassenden Bevorzugung oder Unvorsichtigkeit getrieben zu werden. Sich lieben lassen war erlaubt, erwünscht und schmeichelhaft, aber jeder Beweis von Erwiderung zog den Frauen die öffentliche Verachtung zu.

So streng war die vornehme Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich, trotz aller Beschuldigung lockerer Sitten, daß der Verdacht eines verbotenen Liebeshandels wie ein Schandfleck betrachtet und von jeder Dame gefürchtet wurde. Die junge Herzogin von Longueville von ihrer Tugendhöhe herabzustürzen, mußte für eine Frau, wie die

Montbazon, sehr lockend erscheinen, denn sie war sich bewußt, daß sie selbst eigentlich niemals die Achtung genossen hatte, welche dieser überall bewiesen wurde. Die Leidenschaft Colignys bot sich als leichtes Mittel dar, um diesen boshaften Zweck zu erreichen.

In ihrem Salon verlor ein anderes Liebespaar, Frau von Fouquerolles und der Graf Maulevrier, einige Briefe; die Montbazon fand sie und ließ sie von ihrem Verehrer, dem Prinzen Guise, der ganzen Gesellschaft unter lautem Lachen vorlesen, indem sie behauptete, es seien Briefe von der Herzogin von Longueville und Coligny. Die Familie der Longueville war außer sich, sie führte Klage bei der Königin und dem Kardinal Mazarin über diese Verleumdung. Der Frauenkampf wurde fast mit der Wichtigkeit behandelt wie ein Bürgerkrieg; die beiden Herzoginnen mußten vor dem versammelten Hofe erscheinen, und die stolze Montbazon ward gezwungen, der Longueville feierliche Abbitte zu tun. Die Worte waren genau festgestellt und auf den Fächer der Dame geheftet; sie las dieselben mit lauter Stimme ab, betonte aber so geschickt die einzelnen Stellen, daß sie eigentlich eine neue Beleidigung damit aussprach, namentlich legte sie einen höhnischen Ton auf die Worte: „Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich Ihnen die Achtung stets bezeugen werde, die mir Ihre Tugend einflößt."

Die Herzogin von Longueville antwortete: „Daß Sie keinen Anteil an der Bosheit haben, welche gegen mich gerichtet war, will ich glauben, weil es mir Ihre Majestät die Königin befiehlt."

Die Damen wurden nach dieser Szene bitterere Feindinnen als zuvor. Coligny und Guise traten für sie in die Schranken, es fand ein Duell statt, wobei Coligny fiel. Für die angebetete Frau zu sterben hielt der junge Schwärmer für ein Glück. Obwohl sie ganz schuldlos an diesem Tode war, so fiel doch ein dunkler Schatten auf ihren Ruf. Man sprach von dem blutigen Ereignis nicht nur in den Salons von Paris, sondern auch auf den Straßen. Es wurden Volkslieder auf die Liebe des toten Coligny gedichtet, und ein dickbändiger Roman der Scudéri erzählte unter veränderten Namen die ganze Geschichte mit den rührendsten Nebenumständen. Der Gemahl der Longueville sah mit Beschämung ein, daß es Schmach war, eine boshafte ränkesüchtige Frau, wie die Montbazon, der seinigen vorgezogen zu haben, und wendete reuig sich dieser gänzlich zu, so daß die Ehe beinahe eine glückliche geworden wäre, wenn nicht die romantischen Neigungen, die seiner schönen Frau von allen Seiten zuströmten, sie ihm doch wieder entfremdet hätten. Sie wurde während des Krieges der Fronde mit dem Herzog von Larochefoucauld ein berühmtes Liebespaar.

Die Herzogin von Montbazon tröstete sich über den Sieg ihrer Nebenbuhlerin durch ein neues Liebesverhältnis. Sie war zweiunddreißig Jahre, als der alte Herzog starb und ihr die Sorge für einen seiner Lieblinge hinterließ, der eigentlich unter seinen Augen erzogen war, den achtzehnjährigen Rancé.

Armand von Rancé de Bouthillier war ein junger Edelmann aus sehr angesehener Familie.

Richelieu war sein Pate und Bossuet sein Freund; als dritter Sohn seiner übrigens sehr reichen Eltern wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; in seiner Familie war die Stelle als Prior des Klosters von La Trappe erblich. Seine ungewöhnliche Begabung machte ihn als Wunderkind berühmt; mit zwölf Jahren übersetzte er den Anakreon und widmete dies Werk dem Kardinal Richelieu, später warf er es ins Feuer, als sein christlicher Eifer der heidnischen Lebenslust den Krieg erklärt hatte.

Rancé predigte als blutjunger Abbé und errang überall den größten Beifall. Er widmete der Königin Anna von Oesterreich eine religiöse Abhandlung und wurde bald eine beliebte Erscheinung am Hofe. Sein Aeußeres war sehr vorteilhaft, er hatte feine Züge, eine zierliche Gestalt und versuchte sich schön zu kleiden. Die Tracht der Geistlichen trug er fast nie; er liebte violetten Sammet mit Spitzen-Manschetten und ein ritterliches Kostüm auf der Jagd, namentlich den Federhut auf wallendem Haar. Wenn er durchaus als Geistlicher erscheinen mußte, trug er doch Ringe und schwarzen Sammet mit Goldborten besetzt. Er wurde der Freund aller jungen Lebemänner und schwelgte wie sie, trotz seines geistlichen Standes, in allen Genüssen der französischen Gesellschaft. Die geistreichen Spielereien der Galanterie und Literatur, die im Hôtel Rambouillet geübt wurden, fanden in dem talentvollen Jüngling einen liebenswürdigen Teilnehmer. Der Weihrauch, der dort den schönen und geistreichen Frauen gespendet wurde, berauschte ihn und ließ ihn den der Kirche vergessen.

Rancé war vierzehn Jahre jünger als die Herzogin von Montbazon, er liebte sie mit der glühenden Bewunderung, die junge Männer so oft gerade für ältere Frauen empfinden. Für sie war seine Liebe wie ein Frühlingshauch nach bösen Herbststürmen; sie fühlte sich davon umschmeichelt, neu belebt und gewissermaßen emporgehoben nach den niederdrückenden, demütigenden Kämpfen mit der Herzogin von Longueville. Rancé gehörte ihr ausschließlich an, sie brauchte ihn mit keiner gehaßten und gefürchteten Nebenbuhlerin zu teilen. Er war eine Eroberung, die dem Ehrgeiz jeder verwöhnten, koketten Frau schmeicheln konnte. Er gehörte zu den glänzendsten Geistern des Hôtel Rambouillet, er war ein Günstling des allmächtigen Kardinals und der Königin, sogar der Papst wendete ihm Aufmerksamkeit zu, und der unsichtbare Nimbus schimmerte schon um sein Haupt, daß er, wie einst Sanct Augustin, aus einem Sünder ein Heiliger werden könne.

Die Fähigkeit dazu liegt in jeder großen Menschenseele, nur die kleinen sind keines Aufschwungs fähig und kennen nicht den Durst nach Vollkommenheit, nach Reinigung vom Schmutz des Sündenlebens.

Armand von Rancé war eine edle Natur, er fühlte sich oft mitten in den fröhlichen, geistsprudelnden Gesellschaften unbefriedigt und wurde traurig an der Seite der Geliebten. Er sprach mit ihr von seinem Drange nach Einsamkeit und Buße, von ·inem Verlangen, dem Ideal der Menschheit, dem hristusglauben, gerecht zu werden. Leise Schauer

mochten da wohl die schöne Weltdame anwandeln, sie mußte sich sagen, wie wenig Verständnis sie für diese Richtung des Geliebten besaß und wie viel Unwürdiges in ihrem Leben lag, das sie von ihm trennte.

Der Wunsch, besser und seiner würdiger zu werden, stieg wohl oft in ihrer Seele auf, und Tränen, wie eine Magdalena sie weinte, strömten aus ihren schönen, lebenslustigen Augen. Rancé liebte sie dann nur noch mehr, aber er entzog sich ihr und ging auf seine einsamen Schlösser, wo er tagelang in den Wäldern umherirren konnte und unter dem Vorwand zu jagen, sich seinen Träumen hingab.

Nach solchen stürmischen Tagen, deren Ermüdung ihm nur körperlich fühlbar war, kam er dann oft ganz überraschend nach Paris zurück, hielt gelehrte Disputationen in der Sorbonne, oder irgend eine Predigt mit so viel Geisteskraft und Seelenruhe, als käme er aus seinem Studierzimmer, anstatt aus dem Walde und von der Jagd.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1657 kehrte er auch nach mehrtägiger Abwesenheit unerwartet nach Paris zurück. Es war schon spät geworden, und um in sein prächtiges Hotel in der Luxemburgstraße zu gelangen, mußte er an dem Palast der Geliebten vorüber. Er sah Licht schimmern in dem Zimmer der Herzogin.

Das Verlangen, sie zu sehen und zu überraschen, trieb ihn, den Wagen zu verlassen und unter den Fenstern auf und ab zu gehen. Er trug einen goldenen Schlüssel bei sich, der ihm das Boudoir der

Herzogin öffnete, doch wagte er es nicht, sich desselben zu bedienen, denn er hatte immer streng sich in den Schranken des Anstandes gehalten. Obwohl die Welt es wußte und besprach, daß er die schöne Herzogin von Montbazon liebte, konnte niemand ihn beschuldigen, die Achtung gegen sie jemals außer acht gelassen zu haben. Er besuchte sie nur immer zur Zeit, wo sie überhaupt Empfangsstunden hatte, er fuhr sogar nie ohne eine begleitende Dame mit ihr spazieren. Man lachte allgemein über die Sorgfalt des jungen Mannes, den Ruf seiner Gebieterin zu schützen, die ihn selbst doch schon so oft aufs Spiel gesetzt hatte. Er wußte dies und fühlte die Wahrheit wie ein Schwert in seinem Herzen; die geliebte Frau rein und tadellos zu wissen, ist das Bedürfnis jedes echten Kavaliers. Der goldene Schlüssel, den Rancé bei sich trug, stammte aus der leichtsinnigsten Epoche im Leben der Herzogin, sie hatte ihn machen lassen in der Idee, ein kokettes Spiel damit zu treiben, ihn als Gunstbezeigung bald dem einen, bald dem andern ihrer Verehrer in Aussicht zu stellen. Daß ihn jemals wirklich einer erhalten und benutzt hatte, bestritt sie jedoch hartnäckig. In einer ernsten Wendung seiner immer so lebhaften Unterhaltung hatte Rancé plötzlich das Spielzeug von ihrem Gürtel genommen und halb im Scherz, halb im bittern Ernst erklärt, daß er fortan mit dem Schlüssel der Beherrscher ihrer Geheimnisse sein wolle. Die Herzogin hatte nicht widerstrebt, sie ahnte in dieser Strenge die Heftigkeit seiner Neigung und fühlte sich geschmeichelt davon. Mit blitzenden Augen sagte

sie: „Armand, wenn Sie jemals selbst diesen Schlüssel benutzen, sterbe ich vor Freude!"

Damals hatte er sich mit schmerzlichem Erröten abgewendet, fest entschlossen, nie in diese Versuchung zu geraten, jetzt war es, als hätte der Schlüssel Leben bekommen und eine Beredsamkeit wie die Schlange des Paradieses. Er nahm ihn in die Hand, schlich um die Gartenmauer, und ehe er es klar gewollt, drehte sich der verhängnisvolle Schlüssel im Schlosse, die Tür sprang auf, Veilchenduft, der Lieblingsgeruch der Herzogin, quoll ihm entgegen, vermischt mit dem wohlriechenden Dampf von Wachskerzen und Weihrauch. Es herrschte tiefe Stille und Dunkelheit in dem Gemach, nur schwacher Lichtschimmer kam aus dem Alkoven, vor dem ein goldgestickter Vorhang niedergelassen war.

Lautlos, mit klopfendem Herzen trat Rancé näher und schob die Gardinen auseinander. Er sah in schweren silbernen Leuchtern vier große Wachskerzen zu den Füßen eines Kruzifixes düster brennen und erblickte zwischen ihnen, matt und unsicher beleuchtet, das schöne Gesicht der Geliebten. Die Augen starrten glanzlos ihn an, das lange schwarze Haar floß fast bis zur Erde nieder. Namenloses Entsetzen erfaßte den jungen Mann bei diesem Anblick, — es war der Kopf, der abgeschnittene Kopf der Herzogin von Montbazon, der vor ihm lag!

Auf dem Lager unter den weißen Tüchern liegt der schöne Leib; die Spitzenbesätze des feinen Nachtzeuges sind mit Blut getränkt, ein klaffendes Messer hat sich darin verwickelt, es fällt klirrend zu Boden,

als Rancé danach greifen will. Die wachsbleichen reizenden Hände sind auf dem Herzen gefaltet, ein kleines Kruzifix mit purpurroten Edelsteinen besetzt, von einem Myrtenzweig umgeben, liegt auf der Brust des Leichnams .... Das hat keine Mörderhand getan, solche Sorgfalt übt das Verbrechen nicht!

Rancé stürzte bewußtlos im Sterbezimmer der Herzogin von Montbazon nieder. Erst am andern Tage, wo sie in den Sarg gelegt werden sollte, fand man ihn und teilte ihm den Zusammenhang des tragischen Ereignisses mit.

Die Herzogin von Montbazon war während Rancés achttägiger Abwesenheit heftig erkrankt an den Masern und einem Kopfleiden; sie hatte selbst befohlen, im Fall sie daran sterben sollte, eine Obduktion des Kopfes vorzunehmen. Während derselben hatte der Arzt, der damit beauftragt war, sich entfernt, um die nötigen Instrumente zu holen, den Kopf hatte er auf den Marmortisch unter das Kreuz gelegt und den Körper ließ er in derselben Lage, wie ihre Krankenwärterinnen ihn gebettet. Die Obduktion wurde am andern Tage vorgenommen und der Schädel kam in den Besitz des trostlosen Liebhabers, der ihn beständig bei sich führte.

Rancé schenkte seine beiden prächtigen Hotels in Paris und seine sonstigen Besitztümer, Silberzeug und Gemälde den Armen. Er gab seine glänzende Lebensweise auf, seine hohe Stellung als Almosenier des Herzogs von Orleans, und ging in das Kloster La Trappe, dessen Versunkenheit und lockere Disziplin er durch die strengsten Ordensregeln ab-

stellte. Er führte es ein, daß die Mönche tiefes Schweigen halten mußten und kein anderes Wort sagen durften, als: Memento mori! Gedenke des Todes. Sie schliefen in ihren Särgen und jeder mußte sich selbst sein Grab graben.

Rancé war erst dreiunddreißig Jahre alt, als er sich lebendig im Kloster La Trappe begrub, und die Frau, um derentwillen er die Welt verließ, war fünfundvierzig Jahre alt, als sie starb. Man sagt, während er sie leidenschaftlich betrauerte, habe er stündlich zu Gott gefleht, sie noch einmal sehen zu können. Da sei sie ihm erschienen, halb verzehrt von den Flammen des Fegefeuers. Um sie daraus zu erretten, habe er sich dem Kloster geweiht. Er selbst hat niemals eingestanden, warum er das Leben so bitter zu hassen begann; er predigte mit einem wahren Feuereifer die Entsagung der Welt. Er schrieb christliche Vorbilder für alle Klöster und erlangte ein solches Ansehen, daß er wie ein Heiliger verehrt wurde, man verteilte Medaillen mit seinem Bildnis, und in seinem Kloster vollzogen sich die merkwürdigsten Bekehrungen. Er starb in hohem Alter; siebenunddreißig Jahre hatte er in La Trappe zugebracht, um die gleiche Anzahl Jahre abzubüßen, die er in der Welt gelebt hatte. Der Orden von La Trappe besteht noch in Frankreich, und man zeigt in dem Kloster die Zelle, welche Rancé bewohnt hat, mit dem Totenkopf der Herzogin von Montbazon.

Feldherr Condé und die Nonne Martha.

In dem Leben des großen Condé findet sich eine Episode voll Lieblichkeit, die wie eine Blume zwischen den Lorbeeren seines Ruhmes blüht. Aber es ist die weiße Rose der Entsagung, die seine Heldenstirn schmückte; es war seiner edlen tiefen Liebe nicht vergönnt, sich rosig zu entfalten. Seine Neigung begann und endete in einem Kloster.

Die vornehme Gesellschaft lebte in Frankreich bis zur Revolution stets in Verbindung mit der Kirche und dem Kloster; die Frauen und Töchter der alten Adelsfamilien wohnten alljährlich eine Zeitlang in den Klöstern, um die großen Feiertage der Kirche in stiller Beschaulichkeit zuzubringen.

Namentlich war das Kloster der Karmeliterinnen in der Sankt Jakobsstraße zu Paris von den vornehmen Damen besucht. Die Mutter und Schwestern des großen Condé hatten Zimmer darin, und er kam oft dahin, um mit ihnen in der Kirche seine Andacht zu halten. Er war damals noch ein Jüngling von neunzehn Jahren und führte den Familiennamen Herzog von Enghien, weil sein Vater, der Prinz von Condé, noch lebte.

Der Jüngling teilte die Vorliebe der Seinigen für das Kloster der Karmeliterinnen. Seine Mutter hatte es reich beschenkt mit einem Gemälde von der Hand des berühmten Lebrun, und seine Schwester, die schöne Herzogin von Longueville, hatte eine Altardecke dafür gestickt. Er gab ein Herz von Rubin, gleichsam eine Vorahnung, daß ein ihm teures Herz

in diesem Kloster dereinst als Opfer dargebracht werden sollte.

Unter den Gespielinnen seiner Schwester, lauter Schönheiten ersten Ranges und künftige Herzoginnen oder Berühmtheiten des französischen Hofes, war eine zarte blasse Jungfrau, eine weiße Rose unter den roten, Fräulein von Vigean, die das starke Herz des künftigen Kriegshelden besiegte. Er sah sie zuerst in der Klosterkirche der Karmeliterinnen, von denen sie erzogen worden war und wohin ihre Sympathie sie immer wieder trieb. Aus dem Kloster trat sie in die Welt und wurde eine der gefeierten Schönheiten des Hôtel Rambouillet. In den galanten Versen, womit dort die Damen überschüttet wurden, heißt sie die „Rosenknospe, die noch nichts von Liebe weiß" oder auch die „Morgenröte, die schöner ist als die ihr folgende Sonne". Die Zartheit ihrer Erscheinung hatte wahrscheinlich durch den Reiz der Gegensätze auf den großen Condé gewirkt, denn er war das Gegenteil von ihr. Er besaß einen kräftigen Wuchs, eine riesige Adlernase, einen großen Mund mit vorstehenden Zähnen; seine Haare hingen so dick und wild um seinen Kopf, daß er schon in der Jugend einem kampfbereiten Löwen glich. Seine Manieren waren trotz seiner hochfürstlichen Erziehung nicht immer fein, und seine Sprache oft so derb, daß sie neben der zierlichen Redeweise des Hôtel Rambouillet sehr auffallend klang.

Im Winter 1641 stand Condés Liebe zu Fräulein von Vigean in vollen Flammen. Madame de Motteville, diese plaudernde Feder, die genau Buch

führte über alle Freuden und Leiden der Hofgesellschaft, erzählte in ihren Memoiren, daß die schüchterne junge „Rosenknospe“ unter Condés Glutblicken sich sehr rasch entfaltet und auch sehr bald gelernt habe, was Liebe sei. Aber ihre holde Bescheidenheit und mädchenhafte Zurückhaltung entwaffneten die bösen Zungen, kein Schatten fiel auf die Tugend des jungen Mädchens. Vergebens hatte Condé nach einem Beweise von Gegenliebe geschmachtet, sie schien sogar zuweilen erzürnt zu sein über seine auffallenden Huldigungen und befahl ihm, dieselben lieber Isabellen von Bouteville zuzuwenden. Er gehorchte ihr schmollend, aber wie groß war seine freudige Ueberraschung, als die Geliebte ihm eingestand, sie sei eifersüchtig auf Isabelle geworden. Zugleich vertraute sie ihm, daß Dandolot, nachher Herzog von Châtillon, von ihrem Vater als Schwiegersohn gewünscht werde. Um diesen lästigen Freier zu beseitigen, begünstigte Condé dessen Wohlgefallen an Isabellen und half ihm sogar, sie zu entführen, worauf er sie gegen den Willen ihrer Eltern heiraten konnte.

Ein so glückliches Ende sollte Condés Liebe nicht erreichen; seine Eltern hegten andere Absichten; die Kinder mußten damals blindlings gehorchen und ihre Neigungen den Familienrücksichten opfern. Andrerseits fand die Mutter des Fräuleins, daß ihre reizende Tochter, durch vornehme Geburt und ein ansehnliches Vermögen ausgezeichnet, eine sehr passende Heirat für den Sohn eines so hohen Hauses war. So schwankten die Hoffnungen des Liebespaares eine Zeitlang zwischen der Möglichkeit des

Glückes und dem Versagen desselben, hin und her. Der Sommer brachte sogar noch mehrere Gelegenheit zum Zusammensein als die winterlichen Feste. Der französische hohe Adel führte damals ein sehr heiteres, gastfreies Leben auf seinen Gütern. Chantilly, das Stammschloß der Condés, zeichnete sich besonders aus durch Glanz und Anmut seiner ländlichen Feste. In den Gedichten von Voiture, dem bekannten Hofpoeten des Hôtel Rambouillet, findet man staunenswerte Beschreibungen davon, ebenso in den Aufzeichnungen der Historiker jener Zeit, Villefort und Lennet. Letzterer hat sogar Verse aufbewahrt, die der große Condé dichtete, um einige seiner Waffengefährten zu bereden, nach Chantilly zu kommen und die Vergnügungen zu genießen, die täglich dort veranstaltet wurden. Ein Frühlingsballett, eine Wolfsjagd, ein Feuerwerk auf dem Wasser und eine Promenade im Walde werden darin aufgezählt.

Aus den Briefchen und Verschen, die damals so fröhlich in der Gesellschaft hin und her flogen und von denen noch jetzt in den historischen Sammlungen ein Duft wie von welken Rosenblättern uns entgegenströmt, geht doch schon deutlich hervor, daß dunkle Wolken an dem Horizont des Liebespaars aufzogen. So klagt Condé einmal, daß trotz aller Einladungen in Poesie und Prosa „der Stern von Frankreich" nicht in Chantilly erschienen sei. Die Vergötterungssprache seiner Liebe gab dem Fräulein von Vigean diesen Namen.

Statt der Geliebten wurde ihm ein Fräulein von Brézé, eine Nichte des allmächtigen Kardinals Riche-

lieu, zugeführt mit dem elterlichen Befehl, sich um sie zu bewerben. Sie war hübsch, liebenswürdig und brachte als Kardinalsnichte ein Heiratsgut von goldenen Bergen mit. Aber Condé sträubte sich bis zum letzten Augenblick gegen diese Verbindung und als er dennoch dazu gezwungen ward, ließ er eine gerichtliche Erklärung aufsetzen, daß er nur durch den Zwang väterlicher Gewalt zu dieser Ehe gebracht worden sei und sie für nichtig erklären werde, sobald die Verhältnisse es ihm gestatteten. Die furchtbaren Aufregungen und Kämpfe, welche dieser seltsamen Heirat vorausgingen, warfen den starken, jungen Mann aufs Krankenlager und man zweifelte an seinem Leben.

Inmitten seiner Fieberparoxismen erfuhr er durch Gespräche an seinem Krankenbett, daß der Feldzug eröffnet werde, den Frankreich in Flandern gegen spanische Truppen führen wollte. Er erhob sich bei dieser Nachricht wie von einem Zauberschlag geheilt und erklärte, seinen Posten an der Spitze der Armee einnehmen zu wollen. Seine ganze Familie, seine Freunde und die Aerzte widersetzten sich diesem gefährlichen Entschluß, der unausbleiblich seinen Tod herbeizuführen schien.

Als keine Vorstellungen und Bitten halfen, fielen die Seinigen auf die grausame List, die Geliebte herbeiholen zu lassen, der zu entsagen, sie ihn gezwungen hatten. Der Wunsch, ihn vor der offenbaren Todesgefahr zu bewahren, ließ das Fräulein die gerechte Empfindlichkeit über die ihr widerfahrene Zurücksetzung von Seiten der Eltern Condés vergessen. Sie kam und bat ihn mit heißen Tränen,

nicht auf das Schlachtfeld zu gehen. Der Anblick der Geliebten erschütterte den kranken Prinzen so sehr, daß er in eine tiefe Ohnmacht sank — aber ihre Bitte erfüllte er nicht.

Er reiste zur Armee und wurde einer der berühmtesten Feldherren Frankreichs, obwohl er erst zweiundzwanzig Jahre alt war.

Friedrich der Große und Napoleon haben das Genie des großen Condé anerkannt, der als Jüngling durch einen Handstreich eine halb verlorene Schlacht gewann. Selbst noch krank und in ungünstigster Lage der Armee, erhielt er am Vorabend des Sieges von Rocroy die Nachricht vom Tode des Königs Ludwig XIII. Ein Thronerbe von vier Jahren, ein Weib als Regentin, ein Priester als Lenker des Staates standen hinter ihm, alte eigensinnige, unfähige Generäle neben ihm. Ging die Schlacht verloren, so war der Feind mitten im Herzen des Landes. Der kluge junge Feldmarschall beschloß, die Todesnachricht geheim zu halten, um die Soldaten nicht zu entmutigen. Er schob die Generäle beiseite und warf sich, obwohl seine beiden Flügel schon wankten, mitten in die feindliche Armee, wie ein Orkan sie auseinander treibend, den verfrühten Triumph niederschmetternd und sich zum Herrn des Schlachtfeldes erhebend.

Dieser Sieg machte einen ungeheuern Eindruck in Paris; es entstand ein allgemeiner Freudenrausch; die Stadt und der Hof empfingen den jungen Feldherrn mit abgöttischem Enthusiasmus. Die spanischen Fahnen, die er als Trophäen mitbrachte, wurden

öffentlich ausgestellt und vom Volk im Siegestaumel fast zerrissen.

Am glücklichsten war das Hôtel Rambouillet, es goß einen ganzen Strom von Lobgedichten über den Helden aus, den es gewissermaßen für seinen Zögling ansah. Die Familie Condés feierte in Chantilly glänzende Feste, aber ihre Freude sollte bald getrübt werden, denn der Prinz forderte als Siegespreis die Trennung seiner Ehe und die Verbindung mit der Geliebten. Der mächtige Oheim seiner Gemahlin, Richelieu, war gestorben, und es schien, als würde sie schutzlos verstoßen werden, um einer Glücklichern Platz zu machen. Da weigerte sich Fräulein von Vigeon, die Gemahlin Condés zu werden. Die katholische Kirche verbietet die Verheiratung eines geschiedenen Gatten, und Fräulein von Vigean, die Schülerin der Karmeliterinnen, war viel zu fromm, um die Gesetze der Religion wegen einer irdischen Liebe zu überschreiten. Sie ging ins Kloster, wo sie als Nonne Martha noch zuweilen Condés Besuche und Briefe empfing, der vergebens die Ueberredungskunst der Leidenschaft anwendete, um sie für die Welt wiederzugewinnen. Es existieren noch einige seelenvolle Briefe der Nonne Martha an die Herzogin von Longueville, worin sich die verklärte Liebe der Himmelsbraut für den großen Condé in rührendster Weise abspiegelt.

Der Sieger von Rocroy hat noch viele Liebeshändel gehabt, aber nie wieder eine Herzensneigung, wie er sie für die Nonne Martha empfand.

Adrienne Lecouvreur und Moritz von Sachsen.

Die Liebesgeschichte dieses Paares war ein fertiges Trauerspiel und ist auch als solches von Scribes geschickter Hand auf die französische Bühne gebracht worden.

Die berühmteste Schauspielerin Frankreichs, Rachel, hat das Leben ihrer Kunstschwester zur Darstellung eines Herzensdramas benutzt, das ihre Meisterschaft im modernen Ton noch über den antiken stellte. Es gibt fast keine Schauspielerin von Ruf, die unter ihren Hauptrollen Adrienne Lecouvreur nicht besäße, und so ist das Trauerspiel ihrer Liebe populär geworden.

Der Gegenstand derselben, Moritz von Sachsen, war der Sohn der schönsten Frau und des stärksten Mannes; Venus und Mars wurden sie einst genannt. Aurora von Königsmark und August der Starke, der schwache König von Polen, Kurfürst von Sachsen, waren schon ihrerseits ein berühmtes Liebespaar.

Die Geburt eines Sohnes blieb nicht lange ein Geheimnis. Er wurde von seinem fürstlichen Vater sogar öffentlich anerkannt und erhielt von ihm als „Reichsvikar" den Titel Graf von Sachsen. Er hatte die berühmte Körperstärke seines Vaters geerbt und vereinigte damit ein feuriges tatenlustiges Temperament.

Bei der Belagerung von Tournay wurde ihm ein Pferd unterm Leibe erschossen und bei Mons schwamm er durch die Meerenge von Gellen, mit erhobener Pistole die Feinde bedrohend, die ihn ge-

fangen nehmen wollten. Der Prinz Eugen verwies ihm seine übergroße Kühnheit.

Mit sechzehn Jahren nahm er an dem Kriege gegen Karl XII. teil; er befehligte ein Kavallerieregiment, das er dreimal gegen den Feind führte, wobei drei Pferde unter ihm erschossen wurden. Er schwärmte für seinen Feind, den tapfern Schwedenkönig, und begab sich mehr als zehnmal in Todesgefahr, nur um ihn in der Nähe sehen zu können. Krieg und Sieg waren sein Element, er ließ sich sogar in der Wahl seiner Gattin nur dadurch bestimmen, daß sie Viktoria hieß. Seine wilde Lebensweise und seine Verschwendungssucht hatten eine frühe Heirat als Heilmittel in den Augen seiner Mutter erscheinen lassen; schon mit achtzehn Jahren drängte sie ihn, sich um reiche Erbinnen zu bewerben, aber er widerstand ihr hartnäckig, bis er diese Viktoria, Gräfin von Löben, fand. Er machte sie jedoch sehr unglücklich durch seine Untreue und sein rastloses Leben; er ließ seine Ehe trennen und ging nach Frankreich, wo er im Strudel von Paris und in der Demoralisation des philosophierenden Jahrhunderts sich herumtrieb.

In Paris, kurze Zeit bevor man ihn zum Herzog von Kurland erwählte, lernte er die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur kennen; sie war sechs Jahre älter als er und hatte die dreißig schon überschritten, stand aber noch in der Blüte ihres Talentes. Von ihrer Schönheit reden die Biographien nur in mäßigem Lobe; sie war von mittlerer Größe, der Kopf und die Schultern waren gut angesetzt — eine

Schönheit, welche nur von den Franzosen beachtet wird — ihre Augen zeigten viel Feuer, ihr Mund war schön, die Nase ein wenig gebogen. Ihre Bewegungen und ihr Gesichtsausdruck hatten etwas Edles und Sicheres. Sie war eigentlich mager, aber man merkte es nicht in ihrem Gesicht. Ihre Züge waren reich und drückten mit Leichtigkeit alle Bewegungen der Seele aus.

Ihre geschmackvolle und reiche Art sich zu kleiden trug viel dazu bei, ihr Glanz und imposantes Wesen zu verleihen. Ihr Gang war fest, ihr Mienenspiel energisch. Ihre Stimme, dieses wichtigste Requisit einer Bühnenkünstlerin, war beinahe tonlos, dennoch verstand sie es, dieselbe in unendlicher Weise zu modulieren und alle Leidenschaften damit auszudrücken. Ihre Aussprache war tadellos und ihre Art zu deklamieren von bezaubernder Naturwahrheit. Ganz besonders verstand sie die Kunst, auf der Bühne gut zuzuhören; ihr Mienenspiel bei den stummen Szenen war wahrhaft bewundernswert. Man konnte den Inhalt der Worte ihres Mitspielers aus ihrem Gesichtsausdruck erraten. Die schwächsten Dichtungen erhielten durch sie eine ungeahnte Kraft und die schönsten wurden noch schöner in ihrem Munde. Sie fand immer den Weg zum Herzen bei ihren Zuhörern und niemals hat eine Schauspielerin so viel Tränen der Rührung hervorgelockt, wie Adrienne Lecouvreur. Ebenso gebot sie über das Erhabene und das Schauerliche in der Tragödie. Voltaire hat von ihr gesagt, sie sei eine Königin unter den Schauspielerinnen.

Die Macht ihres Talentes hatte allein sie zu

dieser hohen Stufe der Kunst erhoben, sie ward nie dazu angeleitet und stammte von ganz ungebildeten Eltern ab. Ihr Vater war ein armer Hutmacher aus der Champagne, der mit zahlreicher Familie nach Paris kam und kümmerlich im Faubourg Saint-Germain lebte, ein Stadtteil, der damals noch nicht für so vornehm galt wie jetzt. Durch einen glücklichen Zufall gelang es der kleinen Adrienne, zuweilen das Théâtre français zu besuchen; sie begeisterte sich für die Meisterwerke Racines und Corneilles. Schon mit fünfzehn Jahren begann sie mit einigen Altersgenossinnen die Tragödie Polyeucte aufzuführen im Hause eines Krämers. Es fanden sich Zuschauer ein, die überrascht von ihrem Talent in der Rolle der Pauline waren. Eine Präsidentin Lejay hörte davon reden und war so entzückt von den jungen Schauspielern, daß sie ihnen eine kleine Bühne in ihrem Garten errichten ließ.

Einige Schauspieler von Théâtre français waren zugegen und entbrannten in Eifersucht gegen die Usurpatoren ihres Kunstprivilegiums; sie denunzierten dieselben bei der Polizei. Corneille durfte nur auf der königlichen Bühne gespielt werden. Die kleinen Schauspieler ließen sich indessen nicht abschrecken, sie setzten ihre Vorstellungen heimlich fort, und Adrienne Lecouvreur erregte immer mehr die Aufmerksamkeit der Zuschauer, die sich zahlreich zu den verbotenen Aufführungen einfanden.

Der Schauspieler Legrand bot ihr Unterrichtsstunden an, die sie so glücklich zu benutzen wußte, daß schon nach zwei Jahren die größten Rollen über-

nehmen konnte. Sie spielte anfangs nur auf Provinzialbühnen, ward aber dort so berühmt, daß sie eine Stelle am Théâtre français erhielt, wo sie fast allein die Hauptrollen gab. Namentlich glänzte sie in allen Tragödien, welche die Rachel später wieder belebt hat, wodurch eine Vergleichung der beiden großen Künstlerinnen nahe liegt.

Unter den zahlreichen Verehrern, die sich stets um den Thron einer berühmten Schauspielerin versammeln, war auch der größte Bühnendichter jener Zeit, Voltaire, der Adrienne Lecouvreur mit den Glanzrollen seiner Stücke noch mehr emporhob. Er hieß damals noch Arouet und hatte sich noch nicht Herr von Voltaire genannt, einem Adelsnamen, den er von einem kleinen Gute seiner Mutter sich zulegte. Er war noch jung und verlangte noch ebenso sehr nach Liebe wie nach Ruhm. Seine Gedichte an Adrienne Lecouvreur sind Beweise dafür. Es ist behauptet worden, daß er bei ihr wirklich eine Erwiderung seiner Gefühle gefunden habe, doch ist sie ihm wahrscheinlich nur mit der Dankbarkeit zugetan gewesen, welche alle Frauen den berühmten Sängern ihrer Reize schuldig zu sein glauben.

Die eingestandene wirkliche Leidenschaft ihres Lebens hat Adrienne Lecouvreur nur dem wilden, kühnen, abenteuerlustigen Königssohn, Moritz von Sachsen, geweiht.

Man erzählt sich, daß er sich für einen armen Leutnant ausgegeben und sich den Scherz gemacht habe, die glänzendsten, vornehmsten Verehrer bei der gefeierten Künstlerin zu verdrängen und die Un-

eigennützigkeit ihrer Liebe zu beweisen. Als sie erfuhr, daß ihr Geliebter, der berühmte Graf von Sachsen war, verminderte sich ihre Neigung keineswegs, die Exaltation der Begeisterung gesellte sich zu der Leidenschaft des Herzens.

Graf Moritz wurde in dieser Zeit zum Herzog von Kurland erwählt und bedurfte großer Geldmittel, um die Wahl zu erringen und seinem Range gemäß zu leben. Er besaß aber nur Schulden, denn sein königlicher Vater, der außer ihm noch zahlreiche Sprößlinge der Liebe zu versorgen hatte, konnte ihm kein Geld geben.

Da verkaufte Adrienne Lecouvreur ihren sämtlichen Schmuck, schränkte ihre eigenen Ausgaben ein und gab dem Geliebten viertausend Pfund, um seinen Fürstentitel zu sichern. Die politischen Konjunkturen waren indessen für den Grafen Moritz sehr ungünstig, Rußland spekulierte schon auf das schöne Kurland und auch Polen wollte es ihm entreißen. Der eigene Vater des Grafen Moritz mußte als König von Polen feindlich gegen ihn auftreten. Daß er sich kühn und ehrenvoll in diesem Streit benommen hat, bezeugen ihm sogar die Feinde, aber er richtete nichts aus und kehrte mißmutig nach Paris zurück, wo ihm alsbald der Posten eines Marschalls von Frankreich verliehen wurde.

In dieser glänzenden Lebensstellung dauerte zwar sein Liebesverhältnis mit Adrienne Lecouvreur fort, er vergaß nie die Dankbarkeit für ihre Opfer, aber er war zu sehr der Sohn eines leichtsinnigen

Vaters und beging zahllose Untreuen gegen seine Geliebte.

Namentlich war es eine der vornehmsten Damen des Hofes, eine Herzogin von Bouillon, die ihn durch Koketterie anzog, weil er der Held des Tages war.

Adrienne Lecouvreur war in Verzweiflung darüber und ließ ihrer Eifersucht freien Lauf; sie trat einst in der Rolle der Phädra auf, wo sie zu sagen hat:

Oenone, je ne suis point de ces femmes hardies,
Qui, goutant dans le crime une tranquille paix,
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais —

Nicht gleich ich jenen dreisten Frauen,
die im Verbrechen ruhig schwelgen
und deren Stirn das Schamrot flieht —.

Anstatt diese Rede an ihre Vertraute zu richten, trat sie dicht an die Lampenreihe und rief sie der Herzogin von Bouillon zu.

Da das skandalöse Verhältnis derselben zu Moritz von Sachsen allgemein bekannt war, so erschallte ein lautes Beifallklatschen der Zuschauer.

Die vornehme Dame erbebte von Zorn und Beschämung; sie sann auf empfindliche Rache.

Durch einen galanten Abbé, der ihr sehr zugetan war, ließ sie ihrer Nebenbuhlerin, die sich eben wieder mit dem Geliebten versöhnt hatte, eine Schachtel Bonbons in die Hand spielen, als käme sie von teurer Hand; andere Berichterstatter sagen, es seien Blumen gewesen. Es war eins jener feinen und starken Gifte in der Gabe verborgen, wie sie durch die Marquise de Brinvilliers und ihrer

Helfershelferin, Katharina Voisin, damals in der verderbten Pariser Welt in Gebrauch waren.

Nach einer kurzen heftig auftretenden Krankheit starb Adrienne Lecouvreur am 20. März 1730. Wie es im konventionellen Stile heißt, in der Blüte ihrer Jahre — aber diese Jahre hatten die Zahl vierzig schon erreicht! Wahrscheinlich hatte sie die so sehr verbreitete weibliche Lüge nicht verschmäht, sich jünger zu machen; wenigstens schrieb Moritz im Jahre 1727 an seine Mutter einen etwas anstößigen Bericht über Adriennes Schönheit und gibt darin ihr Alter zehn Jahre jünger an als es war. Er zitiert dabei folgenden Vers an sie:

Der Blick auf sie zeigt hoher Reize Neuheit,
des Geistes Anmut und der Formen Schönheit,
das Geichgewicht der Weisheit mit der Wollust.
Dem Herzen treu ist ihres Mundes Rede,
der Harmonien nie gestörter Einklang.

Es ist in der Geschichte bekannt, daß er vier Jahre später in der Schlacht bei Ettlingen einen glänzenden Sieg erfochten hat und bei Fontenay und in Flandern den französischen Waffen ein zweiter Turenne ward. Der König Ludwig XV. überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und verlieh ihm das Schloß Chambord zum lebenslänglichen Gebrauch. Er verkehrte viel mit Gelehrten, machte Reisen, auch nach Berlin, um Friedrich den Großen kennen zu lernen, der ihn sehr auszeichnete und starb 1750 an einem Blutsturz. Er ist mit großer Pracht im Dome zu Straßburg beigesetzt; sein Marmordenkmal ist dort im Jahre 1776 vollendet worden.

Guibert und Julie de Lespinasse.

Am 18. November 1732 wurde im Hause des Wundarztes Basiliat zu Lyon ein Kind geboren und am folgenden Tage getauft mit dem Name Jeanne Eleonore; Lespinasse war als Name des Vaters angegeben, Julie Navare als der der Mutter. Doch zeigte es sich bald, daß diese eigentlich Gräfin d'Albon hieß und auf einem Schlosse wohnte, welches zwischen Roanne und Lyon lag.

Auf diesem alten Schlosse verlebte Julie de Lespinasse — das „de" war ihrem Namen wahrscheinlich ohne Berechtigung hinzugefügt — die ersten sechzehn Jahre ihres Daseins. Die Gräfin d'Albon ließ sie vortrefflich erziehen und überhäufte sie mit Liebesbeweisen, starb aber plötzlich, ohne ausreichend für sie gesorgt zu haben. Verwöhnt und verwaist geriet sie in eine sehr traurige Lage.

Ein Sohn und eine Tochter ihrer Mutter, die den Vorzug einer legitimen Geburt besaßen, wetteiferten in Grausamkeit gegen das junge Mädchen. Man ging sogar soweit, ihr die Geschenke von Wert abzunehmen, welche sie von der Gräfin d'Albon erhalten hatte, und gab ihr eine dienstbare Stellung bei der älteren Schwester, die sich bald nachher mit

dem Marquis von Vichy-Chamroud verheiratete. Julie wurde im Hause desselben fast wie eine Sklavin behandelt, man beraubte sie ihrer persönlichen Freiheit, weil man fürchtete, sie könne nach Paris gehen und einen Prozeß anfangen und die Ansprüche, die sie an den Nachlaß ihrer Mutter hatte, geltend machen. Vergebens flehte sie um Freilassung und versprach, in ein Kloster zu gehen, falls dieses ihr gewährt würde. Unerwartet trat eine Wandlung ihrer Lage ein.

Es kam nämlich ein Besuch aus Paris auf das Schloß des Marquis von Vichy-Chamroud, seine Schwester, die berühmte, geistreiche Marquise du Deffant, die sich in der ländlichen Einsamkeit auf der Besitzung ihres Bruders von den Anstrengungen des Pariser Lebens erholen wollte.

Sie gehörte zu den Autoritäten von Paris und hatte eine sehr glänzende, gefeierte Jugendzeit dort erlebt. Der Regent, Herzog von Orleans, huldigte ihr, und am Hofe des Herzogs von Maine, dessen Feind, wurde sie wegen ihres scharfen Verstandes in hohen Ehren gehalten. Alle Zelebritäten Frankreichs lernte sie dort kennen, Voltaire an der Spitze, der ihre schönen Augen oft in galanten Versen besang. Als sie das Unglück hatte, blind zu werden, nannte er sie „l'aveugle clairvoyante“, die hellsehende Blinde. Sie lebte in einem Kloster nach der Trennung von ihrem viel älteren Gemahl, aber klösterliche Einsamkeit liebte sie nicht, sie sah die ganze schöngeistige Welt von Paris in ihrem Salon, der eine große Berühmtheit erlangt hatte.



Elisa Rachel

Die Marquise du Deffant fühlte die herannahende Blindheit und hegte das Verlangen nach einer Gesellschafterin, die ihr vorlesen und die Honneurs in ihrem Salon machen sollte. Als sie die demütige Julie de Lespinasse im Hause ihres Bruders kennen lernte, kam ihr der Gedanke, sie bei sich aufzunehmen. Das trostlose Geschick der mißhandelten Waise flößte ihr Mitleid ein, und ihre Anmut, Bildung und Klugheit erregten ihr Wohlgefallen. Sie bot ihr in der freundlichsten Weise an, nach Paris zu kommen und bei ihr zu leben. In dem Briefe, worin sie diesen beglückenden Gedanken aussprach, nannte sie das junge Mädchen „meine Königin" und fügte hinzu, daß sie von ihr das Glück und den Trost ihres Lebens erwarte.

Julie war voll Dankbarkeit und überhäufte ihre Wohltäterin mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen. Es hatte den Anschein, daß beide Damen sich liebten und friedlich miteinander leben würden. Es sollte jedoch ganz anders kommen, wenige Jahre später erfüllten sie die Welt mit ihren Aeußerungen des Hasses und des Streites.

Bevor Julie de Lespinasse in die Häuslichkeit der Marquise du Deffant aufgenommen wurde, mußte sie feierlich versichern, daß sie niemals versuchen wolle, sich als eine Tochter der Gräfin d'Albon auszugeben. Nur unter dieser Bedingung willigten die Geschwister ein, ihr die Freiheit zu gewähren und sich selbst einen Aufenthalt zu wählen. Der Name Lespinasse wurde von einer Besitzung der Gräfin d'Albon hergeleitet, die sie von ihren Eltern

ererbt hatte. Sie war nämlich auch eine geborene Gräfin d'Albon und hatte ihren Vetter geheiratet, von dem sie sich scheiden lassen mußte.

Die Marquise du Deffant setzte in ihren Briefen an Julie einige Bedingungen auf, welche diese verpflichtet war zu erfüllen. Die erste derselben lautete: „Sie müssen jede Art von Unaufrichtigkeit gegen mich vermeiden, ich bin so mißtrauisch, daß ich die kleinste Schlauheit als Hinterlist empfinde und übelnehme." Die zweite enthielt die Vorschrift, sich im Punkte der Wahrheitsliebe nach ihrem besten Freunde d'Alembert zu richten, der sie noch niemals hintergangen hätte, und besonders deshalb leidenschaftlich von ihr verehrt würde.

Gegen diese Bedingungen versündigte sich Julie de Lespinasse in auffälligster Weise, doch wurde es nicht sogleich bemerkt. Es dauerte fast zehn Jahre, bis die Marquise du Deffant einsehen lernte, daß ihre Gesellschafterin ihre Nebenbuhlerin geworden war. Anfangs hatte die „hellsehende Blinde" völlig arglos den Zauber der Jugend und Anmut durch Julie neben sich wirken lassen. Ja es war ihr sogar angenehm gewesen, daß ihr Salon im Kloster eine steigende Berühmtheit erlangte, daß namentlich alle geistreichen Männer jener Zeit sich dort versammelten und vortrefflich unterhielten. Aber nach und nach bemerkte die alternde Frau, daß ihr die jüngere bedeutend vorgezogen wurde, und als sie sich bei letzterer darüber beschwerte, blieben die offenbaren Huldigungen für diese zwar aus, aber es entstand eine kleine Verschwörung in

der Gesellschaft. Man versammelte sich heimlich eine Stunde vor der Empfangszeit der alten Marquise in dem Hinterstübchen der jungen Gesellschafterin und amüsierte sich dort mit Witzworten und Schelmereien. Der Reiz des Geheimnisses erhöhte dies Vergnügen noch mehr, und bald waren die Vorversammlungen der Hauptzweck, während das Zusammensein im Salon der Marquise Nebensache wurde. Die meisten Gäste langweilten sich dort, waren abgespannt oder fielen in einen steifen, gezwungenen Ton, ja sie blieben auch oft ganz fort.

Als die Marquise schließlich den Sachverhalt erfuhr, geriet sie in heftigsten Zorn, sie vergaß jede Rücksicht und jagte die unglückliche Julie bei Nacht und Nebel aus dem Hause. Es wurde erzählt, daß sie trostlos umhergeirrt sei und den Versuch gemacht habe, sich ins Wasser zu stürzen. Doch besann sie sich wohl eines Bessern und nahm ihre Zuflucht zu der Marschallin von Luxemburg, welche ihre Partei sogleich ergriff und ihr eine vollständige Einrichtung schenkte, damit sie sich einen eignen Salon herstellen könnte. Dieser befand sich in der Straße Belle-Chasse und erlangte schnell höhere Geltung als der Salon der Marquise. Es war eine bittere Erfahrung für sie, daß man ihr allgemein unrecht gab und Partei nahm für Julie de Lespinasse. Sogar der Herzog von Choiseul, dessen Frau die innigste Freundin der Marquise war, verwendete sich beim König Ludwig dem Fünfzehnten, um eine Pension für Julie de Lespinasse zu erlangen.

Das schmerzlichste für die Marquise war es aber, daß ihr Freund d'Alembert sie verließ und vollständig zu Juliens Fahne übertrat. Er bezog sogar die Wohnung derselben und huldigte ihr in zartester Weise. Die beiderseitige Sympathie war wohl zuerst dadurch entstanden, daß d'Alembert in ganz ähnlichen traurigen Verhältnissen geboren ward wie Julie de Lespinasse. Seine Mutter, die geistreiche, aber sittenlose Frau von Tencin, und sein Vater, der Dichter Destouches, hatten ihn wie ein Findelkind bei einer armen Handwerkerfamilie erziehen lassen, aber sein durchdringender Verstand und sein eiserner Fleiß verhalfen ihm zu hohem Ansehen in der gelehrten Welt.

Seine Verehrung für Julie de Lespinasse zeigt sich am deutlichsten in seiner Darstellung ihrer Persönlichkeit; die damalige Mode, des „Porträts" gab ihm Gelegenheit dazu. Es heißt darin:

„Zeit und Gewohnheit verändern alle Meinungen und alle Gefühle, aber sie vermögen es nicht, meine Zuneigung für Sie, teures Fräulein, abzuschwächen, denn dieselbe erstarkt immer wieder durch die Kenntnis, welche ich von Ihren trefflichen Eigenschaften erlangt habe. Es gewährt mir ein großes Vergnügen, mich mit letzteren zu beschäftigen, indem ich ein wahrheitsgetreues Porträt von Ihnen entwerfen soll.

Sie wollen, daß ich nicht bloß die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten des Gemäldes hervorhebe und Ihnen Ihre Fehler offenherzig darlege.

Leider kenne ich nur einen einzigen, nämlich, daß Sie ohne Leidenschaften sind — wie würde ich mich freuen, wenn Sie mehr Wärme des Gefühls besäßen!

Ich werde nicht von Ihren Gesichtszügen reden, ein alter, trauriger Philosoph, wie ich, versteht davon nichts und legt keinen Wert darauf, ich werde in Ihrem Aeußern dasjenige schildern, was alle Welt an Ihnen bewundert, nämlich die Grazie und die Würde Ihres Wesens, den Ausdruck von Seele und Geist in Ihren beweglichen Zügen, wodurch Ersatz gewährt wird für die mangelnde regelmäßige kalte Schönheit. Wenn Sie es nur erlauben wollten, würden Ihre Bewunderer sehr bald Ihre Liebhaber werden! Sie gefallen nicht bloß durch äußere Vorzüge, sondern hauptsächlich durch Ihren reichen Geist und Ihren liebenswürdigen Charakter. Ihr guter Geschmack und Ihr feiner Ton machen Ihre Unterhaltung zu einem wahren Vergnügen; Sie besitzen die schöne Gabe, jedem etwas Angenehmes zu sagen, und doch Ihr eigenes Urteil zu bewahren. Alle Menschen finden sich sehr liebenswürdig und werden es auch für die Zeit, in welcher Sie mit ihnen reden. Sie haben ein sehr glückliches Talent, andere lächerlich zu machen, aber Sie tun es stets ohne jegliche Bosheit. Von Natur sind Sie sehr heiter, aber das Nachdenken macht Sie melancholisch. Sie beobachten eine weise Zurückhaltung und Verschwiegenheit, aber eigentlich sind Sie freimütig und offenherzig. Sie verstehen den Schmerz und wissen ihm Trost zu gewähren. Sie verabscheuen die Bosheit und den

Neid, Sie können nicht hassen — obwohl eine Frau Ihren Haß verdiente, denn sie verfolgte Sie mit Verleumdungen . . ."

Die letzte Anspielung war gegen die Marquise du Deffant gerichtet, die einstige Wohltäterin von Julie de Lespinasse und auch von d'Alembert. In dem Lebensroman dieser merkwürdigen Frau ward die Episode der Undankbarkeit ihrer Freundin und ihres Verehrers von einer hochromantischen Leidenschaft verdrängt. Sie lernte bald nachher den geistvollen englischen Staatsmann und Schriftsteller Horace Walpole kennen, der ihrem Salon neuen Glanz verlieh. Er gewährte der gekränkten Frau die glänzende Genugtuung, sich gegen Julie de Lespinasse zu erklären und sogar seinen Landsleuten, die nach Paris kamen, zu verbieten, den Salon derselben zu besuchen. Das Gefühl der Dankbarkeit wurde so lebhaft dadurch angeregt bei der blinden Greisin, daß eine wahrhaft leidenschaftliche Zärtlichkeit daraus entstand. Horace Walpole konnte sich kaum vor den Beweisen derselben retten, er fürchtete lächerlich zu werden, wenn die spottlustige Welt erführe, daß er, der junge vornehme Mann, von einer fast achtzigjährigen Frau mit Liebe überhäuft würde. Alle seine Briefe an sie enthalten die dringende Bitte, ihn nicht zu „kompromittieren". Aber er leugnete nicht, daß ihm ihr Umgang eine große Freude und Belehrung gewährt habe. Er blieb ihr herzlich zugetan bis zu ihrem Tode und wurde dann noch der Verkündiger ihres Ruhmes, denn er bewies,

daß sie die geistreichste Dame des achtzehnten Jahrhunderts war, indem er ihre Briefe drucken ließ.

Außer ihm hatte sie auch viele andere Zelebritäten jener Zeit zu Verehrern, namentlich den Abbé Galiani, dessen Schreibart so tiefsinnig und zugleich so witzig war, daß Voltaire von ihm sagte, er vereinigte Plato und Molière in sich. Auch Rousseau gehörte zum Umgangskreis der Marquise du Deffant, jedoch redete er in seinen Memoiren oder vielmehr in seinen Konfessionen nicht zu ihren Gunsten, denn sie hatte seine verletzbare Eitelkeit nicht immer geschont.

Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß die Marquise eine treffliche Lehrmeisterin in der Schule des Geistes war. Wenn Julie de Lespinasse nicht in derselben ausgebildet worden wäre, hätte sie gewiß nie eine so hohe Geltung bei ihren Zeitgenossen erlangt.

Sie hatte das Glück, auch mit einer andern berühmten Frau auf vertraulichem Fuß zu leben und von ihr viel Gutes zu lernen, nämlich mit Marie Therese Geoffrin, geboren zu Paris 1699, gestorben daselbst am 22. Oktober 1777. Obwohl sie von niederer Herkunft war und weder als Künstlerin noch als Schriftstellerin sich bemerkbar machte, nahm sie einen sehr hohen Rang in der französischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts ein. Alle vornehmen und berühmten Leute versammelten sich in ihrem Salon. Es kam niemand von Bedeutung nach Paris, der es sich nicht zur Ehre gerechnet hätte, bei

ihr eingeführt zu werden. Sogar der Kaiser Joseph II. stellte sich ihr vor, als er seine Schwester, Marie Antoinette, besuchte, die damals noch vom Glanz der Königskrone umstrahlt war. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland trat mit Frau Geoffrin in Briefwechsel und machte ihr prächtige Geschenke, auch die Kaiserin Maria Theresia überhäufte sie mit Auszeichnungen.

Frau Geoffrin, welche alle Geistesgrößen bei sich sah, war weder sehr schön noch sehr klug, aber sie hatte ein gutes Herz.

Wenn ein Mensch strahlend von Geist, wie eine Sonne erleuchtend und erwärmend ist, so kommt es daher, weil er ein prächtiges Herz hat. Besitzt er das nicht, so hat er nur Verstand, Scharfsinn, Wissen, aber keinen Geist, — Herz und Geist gehören zusammen wie Altar und Opferflamme.

Die französischen Salons jener Zeit haben eine große Berühmtheit erlangt, sie besaßen ebensowohl eine literarische wie eine politische Geltung. Die erste Begründerin derselben war eigentlich Frau von Tencin, jene geniale Kurtisane, die dem Kloster entfloh, um sich in das tollste Weltleben zu stürzen, wo sie die Enzyklopädisten erziehen half und nebenbei die Mutter d'Alemberts wurde. Diese merkwürdige Frau gehörte eine Zeitlang zu den Gefangenen der Bastille — welche ja meistenteils der vornehmen Welt entstammten, nicht dem Volke, das sie mißverständlich zerstört hat. Dort besserte sich die alternde Sünderin und wurde eine liebenswürdige Matrone, deren Salon Fontenelle, Montesquieu, Diderot, Vol-

taire eifrig besuchten, bis die Salons der Damen du Deffant und Geoffrin ihnen interessanter wurden.

Die Schülerin dieser Salons eröffnete einen dritten, der beide an Geltung übertreffen sollte; Julie de Lespinasse war der Magnet, der alle großen Geister anzog. Sie konnte keine glänzende Mittagstafel für die Zelebritäten aufstellen lassen, wie die reiche Frau Geoffrin es immer tat, sie sagte offenherzig, daß sie zu arm sei, um ihre Gäste mit etwas anderem als mit Seelenspeise zu bewirten. Dennoch war ihr Salon von fünf bis zehn Uhr stets überfüllt. Buffon, Laharpe, Marmontel, Grimm, Bernardin de Saint-Pierre, David Hume und viele andere haben in ihren Aufzeichnungen diese Abende geschildert. Es konnte mit Recht für eine ehrenvolle Auszeichnung gelten, daß sich auch so viele hochangesehene Frauen bei ihr versammelten, die Herzoginnen von Anville und Châtillon, die Marquise von Saint-Chamans mit ihrer Tochter, Frau von Meulan, deren kluges Kind, die berühmte Pauline, welche später die Gemahlin Guizots wurde, schon damals viel Aufsehen machte.

Es hatte niemand Anstoß daran genommen, daß Julie de Lespinasse mit d'Alembert zusammen wohnte, obwohl es ganz bekannt war, daß seine Verehrung für sie den Charakter einer Leidenschaft trug. Marmontel gab ihr das Zeugnis, daß ihr nichts Unpassendes in ihrem Benehmen nachgesagt werden könne, denn sie sei ein Muster von Wohlanständigkeit, Weisheit und Verstand, obwohl sie eine glühende Einbildungskraft, ein warmes Herz und einen feu-

rigen Geist besitze. Bis zu ihrem vierzigsten Jahre hatte Julie de Lespinasse in den Versuchungen einer leichtlebigen Zeit und einer frivolen Gesellschaft gelebt, ohne ihnen in irgend einer Weise zu unterliegen. Aber sie sollte in einer Liebestragödie eine Rolle spielen, die sie berühmter machte, als alle ihre vorhergehenden Erlebnisse.

Ein junger, schöner, vornehmer Spanier, Gonsalvo Graf von Mora, verwandt mit Herzögen und Staatsministern, erschien im Salon von Julie de Lespinasse und faßte eine ganz romantische Neigung zu ihr, die sie alsbald leidenschaftlich erwiderte. Es war in Paris förmlich Mode geworden, sich für eine geistreiche Dame zu erklären. Die Geltung einer solchen, obwohl durch Molières Précieuses ridicules lächerlich gemacht, wirkte mehr auf die Männer des achtzehnten Jahrhunderts wie Schönheit und Jugend.

Julie de Lespinasse war ohne jeden körperlichen Reiz, ihre unregelmäßigen Züge trugen die zerstörenden Spuren der Blatternarben, auch war sie wenigstens zehn Jahre älter als Graf Mora; dennoch liebten sich beide, wie von einem Zauber befangen. Das alternde Mädchen wurde von ihrem Geliebten „eine himmlische Seele, eine Tochter der Sonne" genannt! Aber er ahnte nicht, daß sie seine ideale Liebe so bald vergessen würde. Er mußte seiner Gesundheit wegen auf einige Zeit ein milderes Klima aufsuchen, denn er hatte Blutspeien und war dem Tode nahe. Die Briefe, welche er von Julie de Lespinasse empfing, waren seine einzige Freude — während sie dieselben schrieb, hatte ein anderer seinen

Platz in ihrem Herzen eingenommen, — sie beging die eklatanteste Untreue. Als sie die Nachricht seines Todes erhielt, war sie mit Leib und Seele in der Gewalt des Grafen Hippolyte von Guibert. Unter seinen Küssen fühlte sie noch die Schmerzen des demütigenden Bewußtseins, einem Ideal von männlicher Vortrefflichkeit, wie Graf Mora es war, untreu geworden zu sein. In ihrer Seele herrschten zwei Leidenschaften zu gleicher Zeit: Die Trauer um Mora und die Freude, von einem Guibert geliebt zu werden.

Ebenso wie Graf Mora in Paris gefeiert worden war und dadurch die Aufmerksamkeit von Julie de Lespinasse erweckt hatte, erlangte Graf Guibert, daß alle literarischen und aristokratischen Zelebritäten ihn kennen lernen wollten, ihn gleichsam zum Helden des Tages machten. Durch ein Buch war er Mode geworden; er schrieb eine Abhandlung über die Kriegskunst und widmete sie „dem Vaterland". Die Literaten und Philosophen waren entzückt davon, weil ihre Doktrinen darin zur Geltung kamen. Die Aristokraten brüsteten sich damit, daß einer ihrer Angehörigen so glänzend und so kühn zu schreiben vermochte. Neben dieser militärischen Arbeit verfolgte der junge Oberst Guibert auch die Laufbahn eines dramatischen Dichters. In allen Salons wurde sein Trauerspiel „Der Connetable von Bourbon" vorgelesen; Voltaire sagte nicht ohne Neid auf den neuen Ruhm: „Graf Guibert buhlt mit allen neun Musen zu gleicher Zeit, er sucht Lorbeeren auf allen Wegen."

Eine solche Persönlichkeit, getragen von den Wogen des Enthusiasmus aller Zelebritäten, war sehr geeignet, einem weiblichen Herzen voll romantischer Illusionen, wie Julie de Lespinasse es besaß, gefährlich zu werden.

Sie überließ sich dem Rausch, von einem Liebling der Götter Huldigungen zu empfangen, ihm Liebe einzuflößen, seinen Ruhm zu teilen. Es ist unglaublich, aber wahr, daß sie zum zweiten Mal einen viel jüngeren Mann, den alle Frauen verziehen halfen, den Könige, an ihrer Spitze Friedrich der Große, mit Auszeichnungen überhäuften, zu ihren Füßen sah.

Es gibt eine Schilderung über Guibert, welche von der als Männerkennerin berühmten Frau von Staël herrührt, die für ihn noch schwärmte, als er schon vom Schauplatz der Oeffentlichkeit verschwunden war, sie schrieb folgendes über ihn: „Guibert besaß einen feurigen Geist, einen ungestümen, heftigen Charakter, aber er vermochte nicht lange zu zürnen und ließ sich nie zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Seine Empfindungen wechselten rasch, nur sein Wohlwollen war von Dauer. Da er selbst nicht hassen konnte, so hielt er es auch für unmöglich, daß er Haß erregte. Seine Eigenliebe war groß, aber er schonte auch die der andern. Er trug den Kopf hoch und redete mit Bestimmtheit, wodurch er die Mittelmäßigkeit gegen sich aufbrachte.

Seine Unterhaltungsgabe war ganz ungewöhnlich, er sprach hinreißend, die Lebhaftigkeit seines

Geistes regte immer neue Ideen an, die er fruchtbar zu machen wußte. Ein Abend mit ihm verlebt, blieb für jedermann unvergeßlich. Er schien seine ganze Seele hinzugeben, wenn der Gegenstand des Gesprächs ihn interessierte."

Voltaire und La Harpe beschuldigten ihn der übertriebenen Ruhmsucht, er bilde sich ein, es würde ihm gelingen, Turenne und andere große Feldherren zu überflügeln. Er sagte selbst einst bei Gelegenheit einer Festrede: „Oh, edle erhabene Ruhmesliebe, gestatte, daß ich mich immer wieder glücklich preise, von dir erfüllt zu sein."

Man kann es wohl als eine Ironie des menschlichen Lebens ansehen, daß Guiberts Verlangen nach Ruhm sich nicht anders erfüllte, als durch die Liebe von Julie de Lespinasse. Sein Name wäre vergessen, wenn nicht ihre Briefe ihn berühmt gemacht hätten. Einige Auszüge daraus charakterisieren das Paar:

„Mein Freund, wie bedauere ich Sie, daß Sie die Gefühle nicht teilen können, die mich beleben, Sie würden das Glück kennen lernen, jenes Glück, welches ein Vorbild des Himmels ist, freilich muß man es erkaufen mit allen Qualen der Hölle. Ja, meine Seele vermag nur das Maßlose zu erfassen. Mäßig zu lieben, ist mir unmöglich; aber wenn Sie mir nicht entgegenkommen, wenn meine Seele nicht die Ihrige mit fortreißen kann, wenn Sie nur in Bewegung gesetzt werden wollen und niemals das Glück erfassen können, dann habe ich doch noch so viel Kraft, um Ihnen zu entsagen . . . aber es würde

dasselbe für mich sein wie zu sterben. Ja, mein Freund, der Gedanke an den Tod kommt mir oft, aber nie werde ich aufhören, Sie zu lieben . . .

Mein Freund, Sie haben mich verhindert zu sterben, aber Sie töten mich, indem Sie mich in Unruhe versetzen! Ich warte seit drei Tagen vergebens auf Nachrichten von Ihnen! Ich glaubte meine Seele unfähig, von Furcht oder Hoffnung bewegt zu werden — aber ach, sie ist es nicht, ich bin atemlos und verwirrt vor Angst, Sie könnten krank sein! . . .

Ich bedarf Geist, viel Geist, um mich zu unterhalten, daraus geht hervor, daß es kaum vier bis fünf Menschen und etwa nur sieben Bücher gibt, die mir genügen. Ich sage Ihnen: alles, was unter mir steht, ermüdet mich und macht mich langweilig; was neben mir steht ebenfalls; nur was über mir steht, erhebt mich, belebt mich und rettet mich vor mir selbst — ich möchte meinen Freunden immer wieder zurufen: behütet mich vor mir selbst! . . .

Ich habe zwei Briefe von Ihnen erhalten, mein Freund, meine Hände zitterten vor Freude, als ich sie öffnen wollte — Sie haben mir das Leben wieder erträglich gemacht; meine Lippen preßten sich auf die Stellen, in denen Sie mich mit süßen Namen begrüßten, ich las diese Worte zwanzigmal.

Sie sagen, es gebe keinen höhern Grad von Leidenschaft als die meinige — ja, Sie haben recht — sie ist so stark, weil sie sich von Tränen und Selbstvorwürfen nährte — Sie wissen es, ich bin durch

den großen Lehrmeister der Menschen, durch das Unglück erzogen worden: Sie sagten einst, daß ich Ihnen deshalb so sehr gefiele. Ich könnte Sie beinahe hassen, weil Sie mich die Wonne der Liebe lehrten, die nur eine neue Art von Unglück über mich brachte, und doch ziehe ich dasselbe allen Freuden vor, die den anderen Menschen als Glück und Vergnügen erscheinen." . . .

Ein Mann, der eine solche Liebe einflößen konnte, muß notwendig liebenswürdig gewesen sein. Er war aber auch selbst gänzlich bezaubert von Julie de Lespinasse, er hat durch sein berühmtes Buch „Das Lob Elisas" ihr ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Er gab ihr den Namen von Sternes Flamme, der Heldin seiner Sentimental journey, „Empfindungsvollen Reise". Ihr Porträt ist von der Hand des Geliebten gezeichnet: „Elisa war durchaus nicht schön, aber ihre Häßlichkeit hatte nichts Abstoßendes beim ersten Anblick und man vergaß dieselbe gänzlich, sobald sie sprach. Ihre Gestalt war groß und schlank, ihre Haltung edel und anmutig. Einen Reiz besaß sie, den die Schönheit oft nicht erlangen kann, die Beweglichkeit der Physiognomie. Der Ausdruck derselben muß aus dem Innersten kommen, er wird vom Gedanken geboren, er ist flüchtig wie das Licht, er läßt sich nicht festhalten, weder durch Meißel noch Pinsel. Oh, Elisa, wer nicht das Glück gehabt hat, dich näher zu kennen, deine Empfindungen auf deinem Antlitz zu lesen, der weiß nicht, was es heißt, Physiognomie zu besitzen! Ich habe deine Züge beobachtet, wenn sie be-

lebt waren von Geist, von Herzen, von Schmerz und von — Liebesglut! Elisa ist in meinen Augen die beste der Frauen und der klügste der Männer gewesen." . . .

Trotz dieses Uebermaßes von Lobsprüchen und Liebesversicherungen hat Graf Guibert es doch über sich vermocht, die Geliebte durch Untreue zur Verzweiflung zu bringen. Er ließ sie in einem kalten, höflichen Brief wissen, daß er eine junge, schöne, vornehme Dame heiraten werde. Kaum ein Jahr später starb Julie de Lespinasse an gebrochenem Herzen!

Ihr Freund d'Alembert empfing die Beweise allgemeinster Teilnahme, als hätte er sein Liebstes verloren, sogar Friedrich der Große schrieb ihm. Ihre Feindin, die Marquise du Deffant aber sagte: „Ach, wäre sie doch zehn Jahre früher gestorben, dann hätte sie mir nicht d'Alembert rauben können!" Kein Gefühl ist dauerhafter als der Haß. —

Bis zum letzten Atemzuge gedachte Julie de Lespinasse Guiberts und verlangte mit dem Ringe begraben zu werden, den sie von ihm erhalten hatte. Ihre Briefe an ihn wurden später von seiner Witwe der Oeffentlichkeit übergeben; sie enthalten das genaueste Abbild ihrer Zeit, ebenso wie die berühmten Briefe der Marquise von Sévigné das des siebzehnten Jahrhunderts waren.

Horace Walpole und die Marquise du Deffant.

Als berühmtes Liebespaar sind diese beiden Persönlichkeiten von ihren Zeitgenossen oft grausam verspottet worden, weil zwischen ihnen ein großer Altersunterschied bestand. Die Marquise war zwanzig Jahre älter als Horace Walpole, aber die Spötter hatten dennoch nicht das Recht, sie lächerlich zu machen, ihre Empfindung für einen jüngeren Mann war vielmehr rührend, denn sie entstand aus der schönsten Regung des weiblichen Herzens, aus der Sehnsucht nach idealer Liebe.

Man hatte die Marquise stets für eine kalte Egoistin gehalten, durch ihre Neigung für Horace Walpole bewies sie ihre Selbstlosigkeit und Herzenswärme. In ihrer Jugend hatte sie keine Gelegenheit gehabt, ihre Liebesfähigkeit zu zeigen. Man hatte sie nach französischer Sitte sehr jung — sie war eine Tochter aus der altadeligen Familie von Vichy-Chamroud — mit dem bejahrten Marquis du Deffant vermählt. Sie ließ sich jedoch wegen unüberwindlicher Abneigung nach kurzer kinderloser Ehe von ihm scheiden. Als junge, schöne, alleinstehende Frau zog sie die gefährliche Aufmerksamkeit des Regenten auf sich, wodurch ihr Ruf geschädigt wurde. Doch fühlte sie keine Schwäche für ihn, sie erkannte wohl sehr bald seine Verworfenheit und stellte sich unter den Schutz seiner Feindin, der Herzogin von Maine, geborene Prinzessin von Bourbon-Condé, welche durch ihn nach Sceaux verbannt worden war. Dort bestand damals ein Asyl aller

schönen Geister von Frankreich. Die Marquise du Deffant lernte es sehr rasch, sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft zu machen. Voltaire, d'Alembert, Fontenelle, Hénault wurden ihre eifrigsten Verehrer. Doch war die zweifelsüchtige, spottlustige Richtung jener Zeit der Entstehung von Herzensverhältnissen nicht günstig. Die schöne Marquise wurde alt, ohne eine Neigung empfunden zu haben. Man sagte ihr jedoch nach, daß sie den Männern gefährlich gewesen sei, weil sie gern Eroberungen machte, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, also kokett war. Als sie älter wurde, hatte sie das Unglück, ihre größte Schönheit zu verlieren, nämlich blind zu werden. Wie schön diese Augen gewesen waren, geht aus einem Briefe von Voltaire hervor, er schrieb ihr im Jahre 1770: „Oh, wie tiefstrahlend und dunkel war Ihr Augenpaar, wie viel Unheil haben Sie damit angerichtet!"

Die Briefe der Marquise du Deffant übertrafen nach dem Urteil der feinsten Kenner der französischen Literatur an Geist und Witz noch die Briefe ihrer berühmten Vorgängerinnen in der Kunst, mit der Feder zu plaudern.

Der berühmte englische Staatsmann und Schriftsteller Horace Walpole kam nach Paris und erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Er war ein echter grand seigneur, wie er den Franzosen imponieren konnte. Er stand noch in den besten Jahren, besaß viel Geld, vielleicht noch mehr Geist, ein schönes Aeußere, die feinsten Manieren und jene anmutige Leichtfertigkeit, wie sie damals in der vornehmen Welt gern gesehen wurde.

Horace Walpole war der jüngste Sohn von Robert Walpole, der einst als erster Minister das Steuerruder Großbritanniens lenkte. Der König Georg II. ernannte denselben sogar zu seinem Stellvertreter in England, während er in Hannover weilte, und machte ihn zum Grafen von Oxford. Horace Walpole wurde im Schoße des Reichtums und des Ansehens 1717 geboren, jedoch verlor er frühzeitig seinen Vater. Seine Mutter, eine der reichsten Erbinnen Englands, lebte als Witwe auf dem Schlosse Hougthon in der Grafschaft Norfolk und erzog ihren jüngsten Sohn mit großer Sorgfalt, verwöhnte ihn aber auch durch Gewährung aller seiner Wünsche. Er studierte in Eton, wo er eine innige Freundschaft schloß mit dem Dichter Thomas Gray, dem Verfasser der berühmten Kirchhof-Elegie. Mit ihm unternahm er auch 1739 eine Reise nach Italien. Die Beschreibung der empfangenen Eindrücke ließen die beiden gleichalterigen Jünglinge scherzeshalber im Buchhandel erscheinen und machten damit ungeheures Aufsehen. Die Engländer haben dadurch zuerst die Reiselust nach Italien bekommen.

Dieser erste gelungene Versuch, die Feder zu führen, erweckte in Horace Walpole eine lebhafte Neigung, zu schriftstellern. Er verfaßte eine Reihe von geistreichen Briefen, welche später von Walter Scott und Lord Byron für mustergültig erklärt worden sind. Dann schrieb er ein Buch über die Kunstsammlungen seines väterlichen Schlosses, wobei er staunenswerte Kenntnisse entwickelte. Das historisch-literarische Werk „Die königlichen Dichter“ ist

noch jetzt ein lesenswerter Essay, mit Richard Löwenherz beginnend und mit Maria Stuart endend. Aber sein Roman „Das Schloß Otranto", eine Schauer- und Gespenstergeschichte, machte das größte Aufsehen und fand eine Menge Nachahmer. Auch Trauerspiele schrieb er, jedoch ohne bedeutenden Erfolg damit zu erlangen. Als politischer Redner versuchte er ebenfalls zu wirken, jedoch blieb er trotz seines glänzenden Geistes weit hinter seinem berühmten Vater zurück in dieser Hinsicht. Er zog sich deshalb sehr bald vom parlamentarischen Schauplatz zurück und führte dann jahrelang ein glückliches Einsiedlerleben auf seiner schönen Besitzung Strawberry-Hill, Erdbeerenhügel genannt, ein Feensitz, wo Rosen und Erdbeeren in reizender Fülle dufteten. Er hatte sich dort ein Schlößchen ganz nach seiner Phantasie erbauen lassen. Die wunderlichste Anwendung gotischer Architektur machte es fast zu einem Spielzeug; sogar der Taubenschlag und der Pferdestall waren mit Erkern und Türmen verziert.

Für die innere Ausschmückung verschwendete Horace Walpole sein halbes Vermögen. Er ließ kostbare Kunstschätze in Italien ankaufen, Originalarbeiten von Cellini, Gemälde von Raphael, römische Altertümer, Porzellanpüppchen aus französischen Fabriken, Waffen aus Englands Vorzeit, alles bunt durcheinander aufgestellt und als „Museum von Strawberry-Hill" in einem witzigen Katalog vom Besitzer weitläufig beschrieben.

Zu seinen kostspieligen Liebhabereien gehörte

auch eine vollständige Buchdruckerei, in welcher er die Werke seines Dichterfreundes Gray und seine eigenen drucken ließ. Auch ein Journal, die „Welt" betitelt, veröffentlichte er ganz auf eigene Kosten, um seine Privatbriefe und improvisierten Verse dadurch vor der Vergessenheit zu bewahren. Dazu übte er die großartigste, kostbarste Gastfreundschaft in Strawberry-Hill, namentlich hatte er immer Damenbesuch aus den vornehmsten Kreisen, denn der Schloßherr erregte mancherlei Wünsche bei Müttern und Töchtern, aber auch viel Neugier bei männlichen Touristen. Als Freier galt er indessen nicht lange, da er zu viele Damen verehrte, um sich mit einer Frau zu begnügen.

Daß der liebenswürdige, geistvolle Sonderling eine europäische Zelebrität wurde und namentlich in Paris Aufsehen erregte, ist begreiflich. Nachdem er dort kurze Zeit gelebt hatte, sagte man von ihm „ç'est un anglais devenu parisien." Er ward der Held des Tages, es gehörte zum guten Ton, ihn bei sich zu empfangen. Ihm selbst machte es viel Vergnügen, daß man sich um ihn reißen wollte.

Ein erbitterter Kampf um seinen Besitz entstand alsbald zwischen den beiden alten Damen, Frau Geoffrin und Marquise du Deffant. Mit fieberhafter Unruhe hoffte die letztere auf seinen Besuch in ihrem berühmten Salon, den mit Zelebritäten zu „möblieren", wie ihr boshaft nachgesagt wurde, sie für die Aufgabe ihres Lebens hielt. Sie fühlte sich noch niedergedrückt durch ihr Erlebnis mit Julie de Lespinasse, welches der Geltung ihrer Person und

ihres Salons so wesentlich geschadet hatte. Es wirkte deshalb völlig vernichtend auf sie, als sie in Erfahrung brachte, daß der gefeierte Horace Walpole zu den Gästen der Frau Geoffrin gehörte. Sein Freund Conway hatte ihm einen Empfehlungsbrief an sie mitgegeben und er schien sich vortrefflich bei ihr zu unterhalten.

Bei einer ihrer behaglichen Mittagsmahlzeiten hatte er sich den Scherz erlaubt, einen Brief Friedrich des Großen nachzuahmen, wodurch er rauschenden Beifall erlangte. Der Spott, welcher darin enthalten war, galt jedoch nicht dem Könige, sondern war gegen Rousseau gerichtet und enthielt folgende Stelle: „Ich lade Sie hiermit ein, mich in Sanssouci zu besuchen, Sie brauchen sich nicht dort den Kopf zu zerbrechen, um neue Unglücksfälle für sich zu erdenken, ich bin König und kann Ihnen solche leicht verschaffen." Darin lag eine Anspielung auf den Verfolgungswahnsinn, an welchem der arme Rousseau so oft gelitten hat. Er wurde von seinen Zeitgenossen ja vielfach überschätzt, aber auch zuweilen verspottet. So nannte ihn Horace Walpole einmal „einen seraphischen Tollhäusler", ein Urteil, das viel Wahrheit neben der Bosheit enthielt.

Die Marquise du Deffant hegte keine Vorliebe für Rousseau, schon aus dem Grunde, weil sie für Voltaire Partei nahm, ihr gefiel deshalb der Ausspruch von Horace Walpole ganz besonders und sie ward trostloser denn jemals, daß sie ihn nicht kennen lernen konnte. Sie wußte kein Mittel, ihn aus dem Salon der Geoffrin zu entfernen und fürchtete angst-

voll, daß er dort von ihrer gehaßten einstigen Gesellschafterin sich bezaubern lassen würde.

Endlich sollte die Marquise du Deffant doch das Ziel ihrer Wünsche erreichen. An einem Abend, wo sie besonders traurig, ganz allein in ihrem Salon war, wurde Horace Walpole bei ihr gemeldet.

Dieser so lange aufgeschobene Besuch sollte der Anfang eines Romans für ihn werden.

Seltsamerweise war der erste Eindruck kein angenehmer für beide Teile; sie fand ihn förmlich, kalt und schweigsam. Er aber schrieb an seine Freundin, Lady Hervey, sogar ein boshaftes Urteil über die Marquise; er nannte sie eine débauchée d'esprit, eine Bezeichnung, für welche es keinen deutschen Ausdruck gibt. Wahrscheinlich hatte sie im eifrigen Bestreben, ihn zu unterhalten, sich hinreißen lassen, zweideutige Geschichten zu erzählen, wie sie in Paris gern gehört wurden. Bei ihren vorgerückten Jahren glaubte sie wohl die Weiblichkeit beiseite setzen zu dürfen, bedachte aber nicht, daß auch eine alte Frau sich nicht dagegen versündigen darf, ohne ihre Würde zu verletzen.

Indessen muß sich die Marquise bald in einem besseren Licht gezeigt haben, denn Horace Walpole fand einen ganz veränderten Ton. Er sprach nur von der „reizenden Blinden", bei welcher er sich ganz unbeschreiblich wohl fühle. Doch deutete er an, daß er die Besorgnis hege, sie möchte ein allzu großes Wohlwollen für ihn empfinden.

Allerdings hatte er hierzu einige Veranlassung, denn die alte Dame bewies, daß Geist und Herz jung

bleiben können. Sie sprach es so unverhohlen aus, wie glücklich sie sich im Umgang mit Horace Walpole fühle, daß er es nötig fand, sie dringend zu bitten, ihn nicht lächerlich zu machen durch die auffallenden Beweise ihrer Zuneigung.

Ihre demütige Antwort auf diesen wenig schmeichelhaften Brief lautete:

„Ich beginne diese Zeilen mit der Versicherung, daß ich fortan jede Unvorsichtigkeit vermeiden werde, auch nehme ich Ihre Warnungen durchaus nicht übel, ich werde Ihre Vorschriften stets genau befolgen; Sie sind ja so edel und haben immer die wohlwollendsten Absichten, ich kann nie den kleinsten Verdacht gegen Sie fassen.

Hätten Sie mir früher gestanden, wie gut Sie von mir denken, so würde ich ruhiger und also auch zurückhaltender gewesen sein. Der Wunsch, den Beifall eines teuern Wesens zu erlangen, macht unruhig und unklug. Das ist der Schlüssel zu meinem Benehmen! Uebrigens bedenken Sie mein hohes Alter, und Sie werden einsehen, daß ich keiner lächerlichen Empfindung fähig bin. Ich liebe Sie allerdings mit mehr Zärtlichkeit, als Sie jemals bei einer andern finden werden, aber das kommt daher, weil mein Herz niemals richtig gewürdigt worden ist. Meine ganze Liebesfähigkeit wird erst jetzt am Ende meines Lebens belohnt."

Darin hatte sie wohl recht. In den oberflächlichen Kreisen, in denen sie bisher ihr Leben zubrachte, fand sie keine Gelegenheit, die höchste Region

der weiblichen Gefühlswelt, die Liebe, kennen zu lernen, die auf geistiger Uebereinstimmung beruht.

Horace Walpole wurde von der Marquise ganz wie ein Sohn geliebt, wie ein solcher füllte er fortan ihr Leben aus.

Indessen kann es nicht verschwiegen werden, daß die weibliche Erbsünde, die Eitelkeit, sie auch noch zuweilen beherrschte. So konnte sie es nicht lassen, stolz auf den Triumph zu sein, einen bedeutenden Mann wie Horace Walpole an sich gefesselt zu haben. Trotz seiner Warnungen schrieb sie immer wieder Briefe voll von Ausdrücken, die an Liebeswahnsinn streiften.

Wenn er ihr deshalb ziemlich harte Vorwürfe machte, antwortete sie:

„Ach, Ihre Feder verwundet mich, sie ist eine eiserne Klinge in Honig getaucht, alle süßen Worte vermögen nicht ihre Schärfe zu mildern. Ach, verlassen Sie mich nicht, ich würde ganz trostlos sein. Ich werde mich gewiß bessern, meine Briefe sollen von der ganzen Welt gelesen werden können; nur dürfen Sie sich nicht von mir lossagen, sonst bin ich toll genug, Ihnen nachzureisen und mich in Ihrem Märchenschloß Strawberry-Hill niederzulassen. Nicht wahr, Sie fallen bei einer solchen Drohung in Ohnmacht?"

Daß Horace Walpole von dieser unzerstörbaren Liebe übrigens doch gerührt wurde, bewies er durch die Beständigkeit seines Interesses für die arme Blinde. Er fehlte nie in ihrem Salon und besuchte keinen andern, ja er verbot sogar seinen englischen

Freunden, die nach Paris kamen, die Salons der Ge offrin und der Lespinasse aufzusuchen, und bat nur zur Marquise du Deffant zu gehen, wodurc diese eine große Befriedigung empfand.

In den Briefen Walpoles an seine Freunde ii England ist eine Schilderung der merkwürdige Blinden enthalten, welche also lautete:

„Die Marquise du Deffant besitzt trotz ihre Alters und ihrer Erblindung eine ungeschwächte Leb haftigkeit des Geistes und der Empfindung; ihr treff liches Gedächtnis und ihr großer Scharfsinn gebe ihrer Unterhaltung eine besondere Würze. Auc körperlich besitzt sie dieselbe Elastizität, sogar ihr Ge sicht hat noch Jugendreize, ihre Züge sind regelmäßig ihre Haut ist noch weiß, ihre Hände sind noch schön Sogar in den erblindeten Augen hat sich noch ei gewisser Glanz erhalten; sie ist so rüstig, da sie die Oper besuchen und bei Hofe zu den intime Soupers Einladungen erhält, auch in ihrem Salo gibt sie oft große Gesellschaften. Sie kennt all Neuigkeiten der Literatur, die sie sich regelmäßig vor lesen läßt. Sie dichtet pikante Epigramme un reizende Lieder, aber am interessantesten sind doc ihre Briefe, die sie mit unglaublicher Schnelligkei zu diktieren vermag."

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß Horac Walpole zuletzt die Furcht verlor, durch die Brief seiner alten Verehrerin lächerlich gemacht zu werden Er hatte nämlich geglaubt, daß die Post das Brief geheimnis verletze, um dem Hof das Vergnügen z machen, ihn und die Marquise zu verspotten. Doc

überzeugte er sich später von der Grundlosigkeit dieser Befürchtung. Die Unvorsichtigkeit seiner Freundin dauerte übrigens fort, sie besuchte ihn sogar einmal am Arme ihres Sekretärs in einem der ersten Hôtels von Paris, worüber er sich wieder sehr mit ihr erzürnte, obwohl allerdings niemand etwas Tadelnswertes in dem Benehmen der fast achtzigjährigen Frau zu finden vermochte.

Sie erlebte noch das harte Schicksal, ihre Pension zu verlieren bei dem Tode der Pompadour.

Diese Kurtisane besaß nämlich die Klugheit, sich durch Wohltaten an vornehme Armut die fehlende Popularität zu erringen.

Horace Walpole beeilte sich, der Marquise du Deffant in zartester Weise ein Jahrgehalt anzuweisen, jedoch war sie zu stolz, es anzunehmen und legte sich lieber die Entbehrung auf, die Gäste ihres Salons nur noch mit Seelenspeise, nicht mit warmem Essen, wie sonst, zu bewirten. Doch hatte sie die Genugtuung, daß die Zahl ihrer Gäste dadurch nicht abnahm.

Als endlich das unruhige Herz der alten Frau stillstand — sie starb 1780, dreiundachtzig Jahre alt — vermachte sie alles, was sie besaß, nämlich ihre Schriften und ihr Hündchen, dem geliebten Horace Walpole. Er betrauerte sie aufrichtig und ging nie wieder nach Paris, wohin er in den letzten Jahren nur ihretwegen gekommen war.

Den Reiz des weiblichen Geistes, den er durch sie eigentlich erst vollkommen erkannt hatte, suchte er seinem Leben jedoch zu erhalten, wie sein Brief-

wechsel mit der Gräfin d'Ossory, sowie seine Beziehungen zu dem Schwesternpaar Berry zur Genüge bewiesen haben. Er starb 1797, nachdem er noch den Titel eines Grafen von Oxford durch den Tod seines jugendlichen Neffen geerbt hatte.

Als Greis sollte er noch einmal sehr lebhaft an die Marquise du Deffant erinnert werden, denn in der idyllischen Einsamkeit von Strawberry-Hill erwachte sein Herzensleben noch einmal zu einem neuen Frühling, als die holden Schwestern Berry sich ansiedelten. Sie hießen Mary und Agnes, ihr Vater war ein hochgebildeter wohlhabender Mann, den die schöne Umgebung von Strawberry-Hill angelockt hatte, dort seinen Wohnsitz zu nehmen. Beide jungen Mädchen begeisterten sich für den alten Herrn, der wie ein wundertätiger Magus in dem Zauberschlößchen Strawberry-Hill Gastfreundschaft übte und es sich angelegen sein ließ, ihre Erziehung zu vollenden. Ueber die äußere Erscheinung der Schwestern berichtete Horace Walpole seiner Freundin, der Gräfin d'Ossory, daß Agnes, die jüngere, klug und lieblich, ja beinah hübsch sei, während Mary einer Marmorbüste ähnlich sehe, durch die Regelmäßigkeit ihres bleichen Gesichts, welches durch ein Paar dunkle Augen verschönt wurde, weil beim Sprechen ein wunderliebliches Leuchten darin schimmerte. Daß diese holde Mary wie ein Stern in dieser Einsamkeit aufging und sein Herz bewegte, ist unzweifelhaft. Er fand in ihrer Lernbegier ein reifes Verständnis für sein eigenes reiches Wissen, sie ward eine junge Gelehrte unter seiner Leitung,

sie lernte sogar noch Latein und bildete ihr Sprachtalent im Französischen aus, für welches Idiom Horace Walpole eine ganz besondere Vorliebe hegte, weil er in seiner glänzenden Jugendzeit Erfolge damit errungen hatte. Er entrollte seine ganze Vergangenheit vor den Blicken seiner jungen Schülerin und befähigte sie dadurch, seine Lebensgeschichte der Nachwelt aufzubewahren, was ihr in so vollendeter Weise gelungen ist.

Die Empfindungen des Greises für Mary Berry glichen in rührendster Weise genau denen, welche die blinde Marquise du Deffant für ihn einst gehegt hatte, und sollten auch eine Verschmähung erfahren wie diese! Er gestand seine Neigung der geliebten Mary, er bot ihr seine Reichtümer und seinen Grafentitel an, aber sie lehnte alles ab, bewies ihm jedoch, daß sie für ihn die herzlichste Freundschaft hegte. Sie blieb bis zu seinem Tode in seiner Nähe und half ihm treulich seinen literarischen Nachlaß zu ordnen. Als er ihr denselben testamentarisch zur Herausgabe übertrug, nahm sie dies Geschenk dankbar an und betrachtete es als ihre Lebensaufgabe, seinen Wunsch pietätvoll zu erfüllen. Mary Berry hat sich nie verheiratet und ist im sechzigsten Jahre in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gestorben. Strawberry-Hill existiert noch jetzt, es wurde von einer Großnichte des Erbauers, Lady Waldegrave, auf ihren zweiten Gemahl, Baronet Carlingford, vererbt, dessen Ehe kinderlos geblieben ist.

Mirabeau und Sophie Monnier.

Mirabeau hatte eigentlich nur eine Passion und diese war die Politik, aber er hatte viel geliebt. Seine erste und heißeste Liebe galt Sophie Monnier, die er berühmt gemacht hat durch seine Liebesbriefe.

In Frankreich werden diese Liebesbriefe denen an die Seite gestellt, die Abälard an Heloise schrieb. In Deutschland kennt man sie kaum, und wer sie ausnahmsweise gelesen, wird vielleicht in die französischen Lobsprüche einstimmen, aber er wird gewiß seine Frau und seine Töchter davor warnen, auch wird er schwerlich alle sechsundfünfzig lesen, wenn er nicht etwa zufällig selbst verliebt ist. Denn die „alte Geschichte" wird eben nur dann neu, wenn sie einem gerade selbst passiert.

Mirabeaus Leben war schon ein Sturm gewesen, ehe er Sophie kennen lernte, er hatte schon mehrere Male im Gefängnis gesessen, von den lettres de cachet gebannt, die sein eigener Vater gegen ihn geschleudert und an denen er dann später sich rächte durch die Entfesselung der Revolution. Er war sogar schon verheiratet gewesen, war geschieden, hatte Schulden, Liebeshändel, schrieb gefährliche Bücher und im beständigen Kampf mit seinem Vater, gelang es ihm nicht, von dessen Despotismus sich zu befreien. Er war abermals Gefangener in dem festen Schloß von Joux, einem Eulennest, nahe bei der

kleinen Stadt Pontarlier. Es war zur Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XVI.; das ganze Land feierte das „frohe Ereignis“, das so tragisch enden sollte. Der Gouverneur des Schlosses wollte seinen Gefangenen an den Festen teilnehmen lassen und gestattete ihm eine bedingte Freiheit. Er nahm ihn sogar mit als Gast in das Haus des Marquis de Monnier, eines ehemaligen Präsidenten der Rechenkammer zu Dôle, des launenhaften, alten, widerwärtigen Gemahls der bezauberndsten jungen Frau, Marie Therese Richard de Ruffey. Dies war Sophiens eigentlicher Name. Sie war ganz gegen ihre Neigung verheiratet worden und schmachtete schon seit einigen Jahren in den Fesseln dieser durchaus unglücklichen und kinderlosen Ehe.

Mirabeau und Sophie trafen sich wie Feuer und Zunder. Er war damals schon der „klügste, glänzendste und niederträchtigste Mensch“, wie ihn Georg Forster, der Enthusiast für die französische Revolution, später bezeichnete. Seine Häßlichkeit war berühmt; eine mächtige Gestalt mit linkischen Bewegungen, trug einen unförmlich großen Kopf, der durch struppiges, überreiches Haar nur noch dicker erschien. Rollende Augen mit buschigen Brauen, eine große, krumme Nase und eine Haut, die von Blatternarben zerrissen war, vollendeten seine Häßlichkeit, aber er war hinreißend trotz derselben. Die Frauen erkannten den Blitz seines Genies in seinen mächtigen Augen und die Poesie der Leidenschaft in seinem ganzen urkräftigen Wesen. Mirabeau wäre wahrscheinlich der größte Dichter Frankreichs ge-

worden, wenn nicht die Revolution ihn absorbiert hätte. Sie wurde die blutige Muse seines Schöpfungstriebes. Er war Dichter und Schauspieler der größten Tragödie in der französischen Geschichte.

Die reizende kleine Marquise de Monnier, deren Herz der Zunder war für Mirabeaus Liebesflammen, wird von ihrem Geliebten selbst geschildert und zwar in einer Weise, die mehr auf innere als auf äußere Reize schließen läßt: „Ihre Seele war aus den Händen der Natur hervorgegangen in einem der reichsten Schaffensmomente; ihre Physiognomie ist fein, sanft, wollüstig, voll Freimut und Lieblichkeit. Sie hat Einfälle, die so natürlich und so rasch sind, daß sie einem Blitze gleichen und immer treffen. Ihre Gespräche gehen zum Herzen wie ein sanfter Strom." Mirabeau nennt sie bald Sophie und sich Gabriel. Er kämpft jedoch anfangs männlich gegen diese Liebe, die für beide Teile eine verbotene war. Er bietet sogar seiner geschiedenen Frau, die nicht ohne Verschuldung gegen ihn war, eine Wiedervereinigung an, er fleht zu seinem Vater um Befreiung aus dem Schlosse zu Joux, um sich Sophien entziehen zu können. Aber schließlich finden sich die Liebenden doch wieder zusammen und entfliehen erst nach der Schweiz, später nach Holland, wo, der Geldnot zu entgehen, Mirabeau sich in die Dienste eines blutsaugenden Buchhändlers begibt, Namens Rey, desselben, der schon den armen Jean Rousseau ausgebeutet hatte. Sogar Unterrichtsstunden mußte Graf Mirabeau geben, um sich und seine Sophie zu erhalten, die ihm auf der Fluchtreise auch noch eine

Tochter schenkte. Beide versicherten, inmitten des häuslichen Elends das Glück der Liebe im vollkommensten Grade genossen zu haben.

Durch eine Unvorsichtigkeit Mirabeaus wird sein Aufenthalt seinen Verfolgern verraten; man setzt ihn in den Anklagestand, ebenso seine Geliebte. Kaum glaublich klingt es, daß er wegen Ent- und Verführung derselben zum Tode verurteilt wurde; sie selbst aber nach Verlust aller ihrer Rechte als Gemahlin oder Witwe des Marquis de Monnier, zu lebenslänglicher Haft, zu Zahlung von zehn Louisd'or Strafe an die Kasse des Königs und zu der entehrenden Kleidung der öffentlichen Dirnen, nämlich geschorenes Haupt und härene Gewänder, verdammt wurde. Mirabeau selbst wurde im Bilde enthauptet, mußte ebenfalls eine Geldstrafe zahlen und die Kosten des Gerichtsverfahrens tragen.

Sophie wollte sich vergiften, Mirabeau befiehlt ihr, für ihn zu leben, sie wird dann als Erleichterung ihrer Strafe in ein Kloster zu Gien gebracht, von wo sie die glühendsten Briefe an Mirabeau schreibt, der unterdessen zu Vincennes eingesperrt saß und unter dem Schutz eines mitleidigen Gefängnisdirektors, Lenoir, ihr antworten durfte.

Mirabeaus Vater wurde endlich so weit erweicht von den Leiden seines Sohnes, daß er sich für seine Befreiung und Begnadigung verwenden wollte, wenn dieser dagegen Sophie zum Opfer brächte und sich von ihr los machte. Aber er blieb fest an ihr hangen. Er verlangte vor das Tribunal von Pontarlier gebracht zu werden, wo er durch sein erwachen-

des Rednertalent, das später die ganze politische Welt erschütterte, eine so glänzende Verteidigung bewirkte, daß er freigesprochen wurde und seine Sophie vor entehrenden Strafen rettete. Zwei Jahre hatte ihre Gefangenschaft im Kloster gewährt, und ebenso lange die seinige in Vincennes. Beide hatten in der Zeit außer den Erinnerungen ihrer gegenseitigen Liebe einige Tröstungen genossen, die auf das Erlöschen derselben hindeuteten.

Mirabeaus empfängliches Herz war durch die Gattin des Gouverneurs von Vincennes bezaubert worden und außerdem hatte eine Prinzessin, deren schönes Haupt später in der Revolution fiel, die edle Lamballe, ihm lebhaftes Interesse geschenkt. Sie erwirkte ihm die Erlaubnis, gegen Verpfändung seines Ehrenwortes, sich täglich bis Sonnenuntergang in Paris aufhalten zu dürfen. Bei seiner poetischen Neigung für die Ideale der Weiblichkeit, ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Mirabeau in einer seiner vielen Weisen zu lieben, die Prinzessin geliebt hat, war er doch ebenso später von der Erscheinung der schönen unglücklichen Königin Marie Antoinette hingerissen. Aber weder diese, noch ihre Freundin, die Prinzessin Lamballe, haben jemals etwas anderes für Mirabeau gefühlt als ein rein geistiges Interesse, wie es durch seine eigentümliche Begabung bei jedem verständnisreichen Beobachter hervorgerufen werden mußte. Hat er doch außer der Anerkennung dieser beiden hohen Frauen, die ihre Lebensrettung von ihm hofften, die wahrhaft innige Freundschaft eines bedeutenden Mannes sich erworben, des Grafen

de la Marck, ein jüngerer Sohn des herzoglichen Hauses Aremberg und eine der interessantesten Erscheinungen in der Revolutionsgeschichte Frankreichs. Der Briefwechsel zwischen ihm und Mirabeau ist ein schöneres Denkmal der Freundschaft, als das der Liebe, welches in den Briefen an Sophie errichtet sein soll. Namentlich ist die Treue der beiden Männer für einander ein leuchtender Vorzug.

Mirabeaus Liebe für Sophie ermangelte gar zu sehr dieser Treue. Er wendete sich bald von ihr ab, machte ihr Vorwürfe, zeigte ihr Ueberdruß und ergab sich endlich einem öffentlich bekannten Liebesverhältnis mit Henriette von Nehra, die er aus einem Kloster entführte. Sein sittenloser Lebenswandel hat ihm selbst den bittersten Schmerz verursacht, als er durch die Folgen desselben seine Kräfte erlahmen fühlte, die er so gern dem Vaterlande gewidmet hätte. Er schrieb einst an La Marck: „Oh, wenn ich die Jugend nicht in Leichtsinn vergeudet hätte, wie ganz anders könnte ich dem Staate nützen.“

Auch war es dieser edle Freund, der den Namen Mirabeaus von dem Flecken reinigte, käuflich gewesen zu sein; das Geld, welches er von den Trägern der Monarchie erhalten hatte, wurde nur — nach dem Zeugnisse des Grafen de la Marck — für politische, niemals für persönliche Zwecke verwendet. Mirabeau starb in den Armen dieses treuen Freundes am 2. April 1791, kaum dreiundvierzig Jahre alt, unter furchtbaren innerlichen Schmerzen, die man anfangs einer Vergiftung zuschrieb, nachher aber als Folge seines wilden Lebenswandels betrachtete.

Sophie konnte sich übrigens auch nicht als Muster der Treue neben dem flatterhaften Geliebten aufstellen. Sie hatte im Kloster zu Gien, wo sie unter dem angenommenen Namen einer Frau von Malleroy auch nach ihrer Freisprechung blieb, mehrere kleine Herzensverhältnisse und faßte sogar eine große Leidenschaft für einen Herrn von Poterat, der angeblich „eine gefühlvolle edle Seele" war. Jedenfalls wollte er Sophie nur unter dem Schutz eines legitimen Verhältnisses besitzen und entschloß sich trotz ihrer stürmischen Vergangenheit dazu, sich mit ihr zu verheiraten, starb aber kurz vorher an einer Brustkrankheit. Sophie wollte sich nicht von seiner Leiche trennen und vergiftete sich in seinem Sterbezimmer. Alle Versuche, sie zu retten, waren vergeblich; sie starb am 8. September 1789, in dem ersten Jahre der Revolution, die Mirabeau berühmt machte.

Saint-Lambert und die Gräfin Houdetôt.

Die Lebensgeschichte von Saint-Lambert ist ein Roman in zwei Teilen. Sein Verhältnis mit der gelehrten Marquise du Châtelet, bildete den ersten Teil. Der zweite wurde durch die liebliche Mimi Houdetôt ausgefüllt, jene bezaubernde Frau, die auch den menschenfeindlichen Jean Jacques Rousseau mit einer Herzenstäuschung beglückte. Durch ihn ist ihr Name bekannt und berühmt geworden.

Rousseau war mit den Marquis de Saint-Lambert innig befreundet, vielleicht aus dem Grunde, weil Voltaire sie beide haßte. Die Abneigung des letzteren gegen Rousseau entsprang aus Eifersucht auf den Ruhm, den das Jahrhundert demselben fast so reichlich wie ihm selbst gespendet hat. Voltaires Haß gegen Saint-Lambert entstand aus Eifersucht auf die Liebe, welche er der göttlichen Emilie einflößte. Durch diesen vielbesprochenen Vorfall war Saint-Lambert überhaupt für Paris eine persona grata geworden. Jedermann wollte den jungen, schönen Mann sehen, der eine alte, häßliche Frau geliebt und den berühmten Voltaire zur Verzweiflung gebracht hatte. Die frivolen Damen jener Zeit bestürmten den Marquis mit Einladungen, namentlich fanden ihm zu Ehren kleine Diners statt, wo sogar seine Tischgespräche aufgeschrieben wurden. Diese sind auf die Nachwelt gekommen, denn die Frau von Epi-

nay hat sie in ihren Memoiren abdrucken lassen. Sie war eine der vielen Beschützerinnen von Rousseau und nahe verwandt mit der Gräfin Houdetôt.

Wahrscheinlich ist letztere durch ihre Vermittlung mit Saint-Lambert bekannt geworden. Die Diners fanden bei der Schauspielerin Quinault statt, einer Zelebrität damaliger Zeit. Sie war mit dem alten Herzoge von Nevers zur linken Hand vermählt. Ihre jüngere Schwester hielt ebenfalls einen viel besuchten Salon und hatte heimlich vornehme Damen bei sich, welche sehr wohl wußten daß sie ihren Ruf verlieren würden, wenn man sie dort sähe.

Frau von Epinay war durch die Treulosigkeiten ihres Mannes so aufgebracht worden, daß sie glaubte ein Recht zu haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

In den Salons der Schwestern Quinault fand sie nur zu bald Gelegenheit zur Ausübung dieses Grundsatzes. Die Männer, welche sie dort kennen lernte, waren sämtlich Freigeister und Genüßlinge. Sie knüpfte ein Liebesverhältnis mit dem Generalpächter Dupin de Francueil an, dessen schlimmer Verlauf in den Memoiren von George Sand weitläufig erzählt wurde. Sie konnte genau darum wissen, denn der genannte Herr war mit sechzig Jahren noch so liebenswürdig, daß er die natürliche Tochter des Grafen Moritz von Sachsen zur Frau gewann und zur Großmutter von George Sand machte.

Frau von Epinay ließ es jedoch nicht bei dem einen Verhältnis bewenden, sie wurde nachher noch

die Geliebte des Baron von Grimm, jenes bekannten geistreichen Emporkömmlings, der in Paris und Petersburg viel Erfolge hatte.

Er war ein vertrauter Freund des Marquis von Saint-Lambert und begünstigte ebenso wie Frau von Epinay die beginnende Liebe zwischen diesem und der Gräfin Houdetôt.

Mimi von Bellegarde war ihr Mädchenname. Sie wurde in zartem Alter, ohne gefragt zu werden, mit dem ebenfalls sehr jugendlichen Grafen Houdetôt verheiratet, der bereits eine andere Dame liebte. Die Ehe war gleich sehr unglücklich, pekuniäre Interessen wurden auf beiden Seiten getäuscht, und das schlechte Beispiel ihrer Schwägerin, der Frau von Epinay, tat das übrige.

Es war bald allgemein bekannt, daß Mimi Houdetôt und Saint-Lambert für ein vielbesprochenes Liebespaar galten.

Um diese Zeit lebte Rousseau in der Eremitage, welche Frau von Epinay in ihrem Park für ihn einrichten ließ. Er war keineswegs dankbar für dieses schöne Fleckchen Gartenland, wo er Luft, Ruhe und Pflege genießen konnte. Er schrieb oft grobe Briefe an seine Wohltäterin und verspottete ihr Verlangen nach Huldigungen. Sie nannte ihn langmütig und nachsichtig ihren „lieben Bär" und überhäufte ihn mit Leckerbissen.

Rousseau hat in seinen schrecklich aufrichtigen Bekenntnissen Frau von Epinay nachgesagt, sie hätte sich gern von ihm küssen lassen und sei sehr eifersüchtig auf seine Verehrung für Mimi Houdetôt ge-

wesen, für die sein altes törichtes Herz allerdings in heißer Liebe entbrannt war.

Eines Tages saß der poetische Philosoph an einer wilden Rosenhecke, welche die Landstraße begrenzte, Pferdegetrappel weckte ihn aus seinen Träumen, er sah einen jungen Reiter heransprengen und ehrfurchtsvoll grüßen, dann sprang dieser mit einem wilden Satz über die Hecke, Rosenblätter und Dornen mit sich reißend. Das schnaubende Pferd stand still wie ein Lamm, und der Reiter ließ sich in des erschrockenen Dichters Arme gleiten. Eine Fülle schwarzer Locken überflutet sein Gesicht, und er fühlt einen schlanken weichen Frauenkörper in seinen Armen.

Das war Mimi Houdetôt, sie hatte sich in einem Sommerhäuschen im Tal von Montmorency eingemietet und wollte den berühmten Einsiedler der Eremitage mit einem Besuche überraschen. Sie wußte, daß er dort der Gast ihrer Schwägerin war, und hegte den Wunsch, mit ihm von ihrem geliebten Saint-Lambert zu reden, der ihr so viel von Rousseau erzählt hatte.

Sie kam noch oft, und zwar fast immer in Männerkleidern, obwohl sie eigentlich nicht vorteilhaft für sie waren und Rousseau bei seiner Verehrung für vornehme Weiblichkeit, kein Gefallen an der Verkleidung fand.

Daß Rousseaus Herz durch diese phantastische ame, die dabei sehr sanft und teilnehmend für ihn r, zu später, aber desto mächtigerer Entflammung n, ist begreiflich. Er hat in seinen Bekenntnissen

die wunderbare Aufregung geschildert, die sich seiner in ihrer Nähe bemächtigte; er vermochte meistens vor Herzklopfen nicht zu ihr zu sprechen, und schwankte zwischen Wonne und Qual.

Uebrigens befand sich Rousseau zur Zeit seines Verkehrs mit der Gräfin Houdetôt in einer krankhaften nervösen Ekstase, weil er gerade an seinem berühmten Roman „Die neue Heloise" arbeitete. Seine Romanheldin erschien ihm unter Mimis Gestalt, er hatte das Urbild seiner Schöpfung vor sich und begeisterte sich für sein eignes Werk.

Er war übrigens durchaus nicht verblendet durch seine Abgötterei, er hatte sich ein klares Urteil über sein Ideal erhalten. Er fand die Gräfin nicht einmal hübsch; nach seiner Schilderung kann sie es auch nicht gewesen sein.

Ihre Züge waren von Blatternarben entstellt, ihre Augen traten stark hervor und wurden durch Kurzsichtigkeit ihres Ausdrucks beraubt, ihre ganze Schönheit bestand in einer Fülle von schwarzen Locken. Sie war schon dreißig Jahre alt, sah aber sehr jung aus, ihr Gesicht konnte oft reizvoll sein durch ein Gemisch von Lebhaftigkeit und Sanftmut. Ihre Gestalt war sehr zierlich, ihre Bewegungen hatten anmutige Natürlichkeit, verbunden mit kindlicher Schüchternheit.

Sie war bald melancholisch, bald naiv, bald ausgelassen lustig wie ein Knabe, — Frau von Epinay sagte: „wie ein junger Hund".

Rousseau versicherte mit lobenswerter Bescheidenheit, daß sie niemals seine Leidenschaft er-

mutigt hätte, daß sie im Gegenteil die Torheit derselben unter sanften Vorwürfen ihm bewiesen habe, „aber," fügt er hinzu, „sie gefiel sich in der Unterhaltung mit mir, und ich genoß das Glück, die Aeußerungen ihres kindlich naiven und doch so warmherzigen Empfindens fast täglich anzuhören, worüber ich oft ganz berauscht von Entzücken war." Doch machte er auch keinen Versuch, sie zur Treulosigkeit gegen Saint-Lambert zu verleiten, an welchen ihn Dankbarkeit und Freundschaft fesselten. Nach Rousseaus Schilderungen waren die Stunden die schönsten, welche das Liebespaar zum Besuch bei ihm zubrachte, das Gespräch eilte zu höhern Regionen wie auf himmlischen Flügeln, und hätte jedesmal Stoff dargeboten für Aufzeichnungen eines Plato, Dante oder Petrarca.

„Der süße Wahnsinn nahm zu bei mir durch jedes Zusammensein mit der Gräfin Houdetôt, ich ließ einige Briefe in meinem neuen Roman abdrucken, welche eine Idee geben von meinen hochgespannten Gefühlen, namentlich der Brief, welcher die Promenade auf dem schönsten Schweizer See beschreibt, sollte zu diesem Zwecke gelesen werden. Wehe dem, der ungerührt dabei bleiben kann, er mache mein Buch zu, denn er ist unfähig über Sachen des Herzens zu urteilen," so schrieb Rousseau, und dieser gelobte Brief lautete:

„Sie wissen, teurer Lord Eduard, daß ich vor zehn Jahren in Meillerie traurige und doch köstliche Tage zubrachte, einzig ihrem Andenken gewidmet. Es war mein lebhaftester Wunsch, jetzt diesen Ort

wiederzusehen in Gegenwart Juliens, ich wollte ihr so gern die Stelle zeigen, wo meine glühende, unauslöschliche Leidenschaft für sie so viele Zeichen zurückgelassen hatte.

Nach einstündiger mühsamer Wanderung langten wir dort an, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, als ich sah, daß alles unverändert war. Der einsame Ort ist wild und schauerlich, aber er bietet Schönheiten dar, welche gefühlvollen Seelen gefallen, während gewöhnliche Menschen sie gar nicht bemerken oder schrecklich finden. Dicht neben uns stürzte ein schäumender Bergstrom über Klippen, er kam von den Gletschern, die stets im Sommer ihr Eiswasser hinabrollen lassen. Ein düstres Gehölz von Föhren lag wie eine schwarze Krone über dem Quell des Bergstromes, und unter uns reckten riesige Eichenstämme sich empor, sie bildeten gleichsam einen Rahmen für den blauen Wasserspiegel des Sees, der unabsehbar vor uns lag.

Auf einer Bank, von wilden Fruchtbäumen beschattet, ließen wir uns nieder, zwei Liebende allein in der weiten Einsamkeit der Natur! Ich zeigte Julien die Felsenwand, worauf ich damals die Verse Petrarcas und Tassos für sie einschrieb. O, Julie, rief ich ungestüm, ewiger Zauber meines Lebens, hier dachte ich deiner und ahnte nicht, daß ich einst mit dir vereint sein könnte! . . .

Julie wendete sich ab, verhüllte sich die Augen vor den Abgründen, die uns umgaben, und bat flehentlich, daß ich sie wieder auf sichere Pfade führen möge. Ich gehorchte schweigend, aber tiefe Melan-

cholie erfüllte mein Herz und nahm zu, als wir wieder im Kahn saßen und der Mond sich in den Wellen des frischkalten Sees spiegelte . . .

Plötzlich faßte mich die Verzweiflung, ich fühlte die stärkste Versuchung, Julie, die mir nicht angehören konnte und wollte, doch gewaltsam mit mir zu vereinen, sie fest zu umschlingen und mit ihr ein Grab in den Wellen zu suchen . . . als ich sah, daß sie weinte und ebenso traurig war wie ich selbst, änderten sich meine Gefühle, ich wurde ruhig und vernünftig . . . ."

Nach dieser Probe legen die Leser wahrscheinlich gern Rousseaus Heloise aus der Hand, sollten sie auch dadurch in die von ihm verachtete Kategorie „vernünftige Menschen" eingereiht werden. Das Buch hat einst die Welt in Bewegung gesetzt, wer es aber jetzt lesen will, wird viel Geduld dazu brauchen und schließlich zu der Ueberzeugung kommen, daß es seine Wirkung verloren hat. Wodurch? kann nicht genau gesagt werden, es erinnert an eine Blume, die welk wurde. In der Zeit ihrer Blüte besaß sie Duft und Farbe, die bezaubernd wirkten, an die aber niemand mehr glaubt, wenn sie verschwunden sind. Der Erfolg, das Modewerden eines Buches ist eine Epidemie; es liegt etwas Ansteckendes im Enthusiasmus vieler, wodurch die Menge sich fortreißen läßt. „Die neue Heloise", die Zwischenerzählung „Lord Eduard Bomstorf" mit einbegriffen, ist überzart und doch roh, tugendhaft und doch unsittlich, aber außerdem auch sehr langweilig. Der Reiz des Verbotenen wirkte übrigens früher auch anlockend, denn Rousseau

hatte in seiner Vorrede gesagt: „Jedes Mädchen, welches dies Buch lesen wird, ist verloren." Infolgedessen verboten denn alle Mütter ihren Töchtern diese Lektüre und erregten damit so viel Neugier bei ihnen, daß sie heimlich, oder doch so bald sie Frauen waren, dieselbe befriedigten.

Saint-Lambert scheint mit dem Urbild von Heloise, mit der Gräfin Houdetôt, später nicht glücklich gelebt zu haben. Beide wurden sehr alt und wohnten zusammen. Châteaubriand sagte von diesem merkwürdigen Greisenpaar, daß es sich gegenseitig gelangweilt und gehaßt hätte, daß die Uebellaune ihres Alters ihren häuslichen Herd verdunkelte und ihre Liebeserinnerungen auslöschte. Châteaubriand fügte hinzu: „Das ist die Strafe dafür, daß sie ohne die Würde der Ehe sich aneinander ketteten und nur zusammenblieben, um der Welt zu imponieren und den Tadel zu entwaffnen, der sie früher getroffen hatte, weil sie das Sittengesetz verletzten."

Die Gräfin Houdetôt war auch mit Frau von Rémusat befreundet, und es wird als interessante Reliquie aus der Zeit vor der Sündflut der Revolution in den Memoiren der Frau von Rémusat geschildert, sie starb erst 1813.

Saint Lambert starb bereits 1803. Er feierte noch das fünfzigjährige Jubiläum seines Bündnisses mit der Gräfin Houdetôt. Niemand nahm Anstoß an dieser seltsamen Feier. Daß es nach seinem Tode noch einen Ersatz für ihn geben sollte, hätte er wohl am wenigsten geahnt, ein Herr von Sommariva

wurde Hausfreund bei der Gräfin Houdetôt. Er sammelte aus diesem Munde alle interessanten Details über Rousseau und die andern Zelebritäten der französischen Literatur. Sie vermachte ihm ihre Manuskripte und in einer Urne ihr Herz, freilich um es zu bestatten, aber die unruhigen Zeiten erlaubten es nicht und er behielt es zeitlebens bei sich.

Folgendes Gedicht hinterließ die Gräfin Houdetôt zum Abschiede an Herrn von Sommariva:

Je touche aux bornes de ma vie,
Vous avez embelli les derniers de mes jours;
Qu'un si cher souvenir se conserve toujours;
Si quelque sentiment occupe encore votre âme,
Ne vous refusez pas un bien si précieux;
Seulement en goûtant ce charme,
Dites-vous quelquefois: Elle m'aîmoit bien mieux!

Buzot und Manon Roland.

Die berühmte Heldin der Revolution ist von Geschichtsforschern fast ebenso oft mit einem romantischen Nimbus geschmückt worden als von Schriftstellern und Dichtern. Lamartine hat ihre Biographie mit wahrhafter Begeisterung geschrieben; die Trauerspiele, in welchen sie verherrlicht wird, sind auch in Deutschland zahlreich genug. Ihr historisches Porträt ist jedoch oft in eine falsche Beleuchtung gestellt gewesen.

Der Beginn von Manon Rolands Lebensgeschichte war friedlich und glücklich. Sie war 1754 zu Paris als Tochter des Kupferstechers Phlippon geboren und erhielt eine gute Erziehung durch eine vortreffliche Mutter. Als diese starb, bemerkte Manon erst, daß ihr Vater roh und tyrannisch war, auch zügellos und verschwenderisch lebte.

Er wollte sie so bald wie möglich reich verheiraten und nahm keine Rücksicht auf ihre Abneigung dagegen. Er versuchte sogar sie zu zwingen, einem wohlhabenden Schlächter ihre Hand zu reichen. Aber sie strebte nach Geist, nicht nach Geld, und wählte gegen den Willen ihres Vaters den viel älteren, aber hochgebildeten Roland, mit dem sie eine durchaus glückliche Ehe führte.

Indessen kam sie sich doch zuweilen vor wie Rousseaus neue Heloise, welche einem älteren Manne vermählt, noch nicht die Gewitterstürme ihres jugendlichen Herzens überwunden hatte. Die Sehnsucht nach Liebesglück, obwohl unausgesprochen, erfüllte sie mit innerer Unruhe. Sie verschlang alle Schriften von Rousseau, der damals die Lesewelt beherrschte. Er war durch den Nimbus des Todes eben erst zu noch höherem Glanze gelangt.

Sonderbarerweise starben die beiden Erzeuger der Revolution, Voltaire und Rousseau, in demselben Jahre 1778, beinah ein Jahrzehnt vor ihrem Ausbruche.

Rousseaus „Contrât social" wurde eine Lieblingslektüre von Manon Roland, daneben studierte sie Plato und Plutarch. Dadurch begeisterte sie sich für das Ideal einer Republik und wendete ihr die unbeschäftigten Gefühle ihres Herzens zu.

Gegen die Monarchie und die Aristokratie empfand sie lebhaften Haß. Der Keim dazu war schon in ihren frühesten Jugendjahren entstanden und zwar aus sehr geringfügiger Veranlassung. Sie hatte einst einige Tage im Schlosse zu Versailles verlebt; als Gast einer Kammerfrau wohnte sie in einem Mansardenstübchen und sah den Glanz des Hofes nur aus der Vogelperspektive, erboste sich aber desto mehr darüber. Ebenso war sie einmal Zeuge, daß ihre ehrwürdige Großmutter unter dem Hochmut einer vornehmen Dame zu leiden hatte.

Rousseaus Abhandlung über die „Ungleichheit" war Balsam für diese peinlichen Gefühle, und als

die Revolution den Aristokraten die Laterne diktierte, empfand es Manon beinah wie eine persönliche Satisfaktion.

Sie verfolgte mit Herzklopfen die Fortschritte der Revolution in Paris und suchte ihren Mann zu überreden, seine gute Stellung als Direktor der Fabriken in Lyon zu verlassen, um sich an der Bewegung zu beteiligen. Endlich wurde ihr Wunsch erfüllt, Roland ging als Deputierter der Munizipalität von Lyon nach Paris am 20. Februar 1791, und nur wenige Tage später war der Salon von Madame Roland schon der Brennpunkt der Revolution. Die Macht ihrer Persönlichkeit, gestützt auf Jugendfeuer und Schönheit, wirkte anziehend auf die Führer aller Parteien.

Brissot, der geniale Sohn eines Kuchenbäckers aus Charenton, das Haupt der Girondisten, die anfänglich nach ihm „Brissotisten" genannt wurden, befreundete sich ganz besonders mit den beiden Rolands. Er hatte schon früher Briefe mit ihnen gewechselt und wesentlich dazu beigetragen, daß sie nach Paris kamen — wo ein so tragisches Geschick ihnen bereitet werden sollte.

Aber freilich war der Anfang voll Glück und Glanz. Brissot führte Péthion bei Rolands ein, den allmächtigen Maire von Paris, von dem man glaubte, er wolle sich auf den Thron schwingen, weil er stets lächelte und es mit allen Parteien hielt. Auch Robespierre kam. Er sympathisierte sehr mit der begeisterten Manon, weil er ebenso stark wie sie für Rousseau schwärmte und den „Contrât social"

als Evangelium betrachtete. Wer hätte es glauben können, wenn man beide in inniger Uebereinstimmung reden hörte, daß Robespierre später als Blutrichter der Girondisten auftreten würde!

Auch Buzot und Barbaroux erschienen in Manons Salon, beide waren anerkannte Männerschönheiten und machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Ersterer hat Briefe voll leidenschaftlicher Liebesversicherungen von ihr erhalten und letzterer galt für ihren feurigsten Verehrer.

Es ist eine eigenhändige Personalbeschreibung von Manon Roland vorhanden, eine naive Selbstschilderung, aus welcher hervorgeht, daß sie einen hohen Grad von Eitelkeit und nicht sehr viel Zartgefühl besaß: „Ich bin nicht leicht zu treffen, denn ich habe mehr Mienen als Züge, mehr Seele als Gesicht. Ein gewöhnlicher Maler wird mich kaum ansehen mögen. Man könnte fragen, wenn man meine einzelnen Züge untersucht, ‚wo steckt die Schönheit?‘ Nichts ist regelmäßig, aber alles gefällt. Der Mund ist etwas zu groß, aber er kann verführerisch lächeln. Das Auge ist dagegen wieder zu klein, aber der offene, freie Blick, der zugleich lebhaft und mild ist, gekrönt von herrlich gezeichneten Augenbrauen, ist ein Ersatz dafür. Das Auge setzt in Erstaunen, wenn es stolz blickt, es regt an und entzückt, wenn es zärtlich ist — es malt alle Bewegungen der Seele! Die Nase macht mir einige Sorge, sie ist unleugbar etwas zu dick an der Spitze, aber von der Seite gesehen macht sie sich doch gut genug. Die Stirn ist hoch und bedeutend; das Kinn hat den eigentümlichen Zug, der

Sinnlichkeit andeutet. Der Teint ist mehr frisch als zart, oft rot, weil das Blut heiß ist und die Nerven reizbar sind. Die Hand ist schön, obwohl nicht klein. Der Fuß ist anmutig, das Bein wohlgeformt; die Hüften sind hoch und stark, die Brust breit und reich entwickelt. Der Gang ist rasch und anmutig. So sind die Vorzüge beschaffen, die mir die Natur verliehen hat. Ich habe sie nie mißbraucht, aber wenn die Pflicht weniger streng verboten hätte, sie zu genießen, würde es mir nicht unangenehm gewesen sein."

Aus dieser Aeußerung könnte man folgern, daß Manon Roland vielleicht doch der Versuchung einer verbotenen Neigung unterlegen wäre, wenn nicht die Politik sie und die jungen Männer ihres Umgangs gänzlich erfüllt hätte. Eine so aufregende mächtige Leidenschaft duldet keine andere neben sich.

Unter den Männern, die neben der Politik doch noch Zeit fanden, der Galanterie zu huldigen, befanden sich auch Graf Mirabeau und General Dumouriez. Beide waren Verehrer der Madame Roland, obwohl ihre politischen Meinungen von den ihrigen abwichen. Da sie aber dafür galt, die Girondisten zu beherrschen, wollten die schlauen Parteigänger sie benutzen, ihren Zwecken zu dienen.

Mirabeau glaubte, es könnte ihm gelingen, sie für das Königtum zu gewinnen, aber er irrte sich. Madame Roland hegte einen unversöhnlichen Haß gegen die Königin. Es war fast, als sei sie von persönlicher Rache gegen diese erfüllt. Sie fühlte auch für den Grafen Mirabeau nur Abneigung. Er

ließ sich jedoch davon nicht abschrecken und hätte vielleicht durch seine Klugheit und sein bezauberndes Wesen doch eine Umstimmung bei ihr hervorgebracht, wenn nicht der Tod seine Laufbahn unerwarteter Weise beendet hätte.

General Dumouriez, obwohl damals schon ein Fünfziger, war noch ein schöner Mann und romantischer Paladin, der nach Frauengunst und Kriegsglück jagte. Hätte sich letzteres nicht von ihm abgewendet, würde er wahrscheinlich statt Napoleon durch die Herrschaft des Schwertes die Revolution beendet haben.

Er huldigte der schönen Roland und machte ihren Mann zum Minister des Innern, aber es kam völlig anders, als er erwartet hatte. Anfangs war Roland von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Märtyrerkönigs Ludwig XVI. gerührt und schien geneigt zu sein, für ihn Partei zu ergreifen. Madame Roland bestürmte indes ihren Mann, sich als Minister auf die Seite des Volkes zu stellen und den König zu den beliebten Neuerungen anzuhalten. Sie schrieb im Namen Rolands einen Brief an den König, der welthistorisch geworden ist: „Sire, Frankreich hat sich eine Konstitution gegeben, die die Majorität beschützt und die Minorität unterdrücken will, daher der gewaltige Kampf im Innern von Frankreich. Sire, Sie haben der absoluten Gewalt entsagt und dürfen daher nicht auf die Seite der Feinde der Konstitution treten. Der Zorn der Nation wird furchtbar, wenn sie das Vertrauen zu ihrem Könige verliert. Man betrügt Sie, Sire, man schlägt Sie mit

Blindheit, indem man Sie glauben macht, die Revolution sei dem Throne feindlich gesinnt. Das Volk wird Sie lieben, sobald Sie ihm dienen. Maßregeln der Gewalt können nur die düstre Energie der Nation befestigen und der Patriotismus wird den höchsten Grad erreichen, wenn auswärtige Mächte und Intrigen die uns zugestandenen Rechte vernichten wollten. Eilen Sie, Sire! Das Vertrauen der Nation zu gewinnen, das Mißtrauen wird zum Haß, der Haß scheut kein Verbrechen. Monarchie, Klerus, Adel, Aristokratie stehen auf der einen Seite, auf der andern die Nation, deren einzige Religion jetzt die Freiheit ist. Worte genügen nicht, wir müssen Handlungen haben, die Ihre Gesinnungen dartun. Die Dekrete gegen die Priester, die der Konstitution keinen Eid geleistet haben, sind von Ihnen noch nicht unterzeichnet; diese Priester, ihres Amtes entsetzt, regen das Landvolk auf. Zögern Sie nicht länger, Sire, oder die Nation sieht in Ihnen ihren Feind!" . . . . . .

Einen ähnlichen Brief hatte die kühne, tatendurstige Frau kurz vorher an den Papst geschrieben und damit allerdings die Entlassung der französischen Künstler aus dem Gefängnis in Rom bewirkt.

Aber der arme, gequälte König konnte sich durch solche hohlen Phrasen nur beleidigt fühlen. Er las den Brief jedoch mit Aufmerksamkeit, dann sagte er: „Was wollen die Menschen nur von mir, bin ich der neuen Konstitution nicht treuer gewesen als ihre Faktionäre selbst?" Das Ministerium der Girondisten erhielt infolge dieses Briefes seine Entlassung.

Die Nationalversammlung überhäufte die beiden Rolands aber mit Lobsprüchen und befahl den Brief abzudrucken, damit er in allen Departements zirkulieren könnte.

Roland verließ den Palast des Ministeriums und nahm eine kleine Wohnung in der Nähe der Kirche St. Geneviève, welche damals zum Pantheon, dem Tempel des Nationalruhms, verwandelt worden war. Voltaire und Rousseau hatte man dort mit abgöttischer Verehrung begraben.

Die kleinen Zimmer in Rolands Wohnung wurden sehr bald wieder der Sammelplatz der Girondisten. Madame Roland schwärmte besonders für einen jungen Mann, Namens Louvet, der sich durch das berüchtigte Buch „Die Liebesabenteuer des Chevalier de Faublas", bekannt gemacht hatte. Sein schriftstellerisches Talent benutzte er, um eine Zeitung, „Die Sentinelle" im Interesse der Girondisten zu schreiben. Madame Roland schilderte ihn in ihren Memoiren mit sichtlicher Vorliebe folgendermaßen: „Louvet mußte oft unter seinem unvorteilhaften Aeußeren leiden; er war klein, jämmerlich von Gestalt, kurzsichtig und immer schlecht gekleidet. Von gewöhnlichen Menschen wurde er gar nicht beachtet; aber wenn man ihn länger ansah, entdeckte man den Adel seiner Stirn, das Feuer in seinen Augen und den Wechselausdruck seiner Züge; es war nicht möglich, schönere Empfindungen, größere Klugheit und hingebendere Aufrichtigkeit in einem Gesicht zu finden. Mutig wie ein Löwe, besitzt er doch die Sanftmut eines Kindes. Auf der Rednerbühne kann er Ca-

tilina sein, und wenn er einer geliebten Frau gegenübersteht, schmilzt seine Seele in Zärtlichkeit."

Louvet war nicht weniger begeistert für Manon Roland, er sagte einst über sie: „Wie viel Tugend, wie viel Genialität und Schönheit besitzest du, o Manon!" Daß die „tugendhafte Frau" ihm sein lasterhaftes Buch vergeben konnte, muß in Erstaunen versetzen; man hat ihr mit Recht einen schwerwiegenden Vorwurf daraus gemacht.

Auch Danton bemühte sich, in den kleinen Salon des Ehepaars Roland eingeführt zu werden; er wollte den Girondisten schmeicheln, weil er in ihnen die Machthaber der Zukunft zu sehen glaubte. Doch unterhielt er auch Verbindungen mit den Jakobinern, jenen Wüterichen, die ihren Namen einem friedlichen Kloster entlehnten.

Es fehlte kein einziger bekannter Name der Revolutionszeit in der Umgebung von Manon Roland; sie hat über alle einige charakteristische Worte aufgezeichnet, wodurch sie wesentliche Beiträge zur Geschichte der Revolution lieferte.

Auch der verrückte Baron von Clootz, der „Redner des Menschengeschlechts", wie er sich nannte, war oft ihr Gast, ohne von ihr eingeladen zu sein. Sie erzählt, daß er stets ungebeten den besten Platz und das beste Stück des Mittagessens ergriffen habe und kann nicht genug von seinen lächerlichen Tollheiten berichten. Er verschwendete bekanntlich sein großes Vermögen für republikanische Phantasien und half den unglücklichen König Ludwig XVI. zum

Tode verurteilen. Den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen nannte er den Sardanapal des Nordens, machte aber doch dem Konvent den Vorschlag, preußische Soldaten nach Paris kommen zu lassen, um die Ordnung wiederherzustellen.

Es war übrigens Methode in seinem Wahnsinn, denn er verstand es, sich empfindlich zu rächen wegen der kalten verächtlichen Behandlung, die Madame Roland ihm in ihrem Salon zuteil werden ließ. Er denunzierte ihren Mann und auch ihren Verehrer Buzot als Verschwörer beim Wohlfahrtsausschuß, wodurch er den Untergang der Girondisten vorbereiten half. Als Madame Roland später ihre eigne Verhaftung beschrieb, behauptete sie, daß Cloots, sehr schadenfroh lächelnd, dieselbe mit vollzogen hätte. Er fand übrigens seine Strafe kaum ein Jahr später. Die Revolution verschlang ihn, wie fast alle ihre Kinder; er würde 1794 guillotiniert.

Unterdessen verbarg Danton mit großem Geschick den Girondisten, daß er sie heimlich bekämpfte. Er kam fast täglich zu Rolands, begleitet von seinem Vertrauten, dem sittenlosen Dichter Fabre d'Eglantine. Dieser hatte sich den schönklingenden Namen eigenmächtig beigelegt, als er in seiner ersten Jugend den, allerdings ehrenvollen, Preis der „wilden Rose" (églantine) bei den Blumenspielen von Toulouse errang. Er schmeichelte den Rolands, aber er war falsch gegen sie und brachte heimliche Verleumdungen über sie in Umlauf, welche ihnen nach und nach Schaden zu bringen imstande waren.

Der Abbé Sieyes, im Besitz der größten Intelligenz, aber ohne Seelenstärke, ein Mann ohne Liebe und ohne Haß, hegte weitgehende politische Pläne, für die er die Mitwirkung der Girondisten zu gewinnen trachtete und deshalb ein eifriger Besucher von Madame Roland wurde. Ihre Geltung und ihr Einfluß stiegen immer höher, man fing schon an, die Girondisten „Rolandisten" zu nennen. Sieyes wurde mit dem Beinamen „Maulwurf der Revolution" verspottet, weil man ihm Wühlereien nacherzählte.

Marat und Robespierre, sonst nicht einig, stimmten doch überein in ihrem Haß gegen Roland und seine Anhänger. Es kam zu den heftigsten Szenen und Anschuldigungen. Ja, man ging soweit, auf die Denunziationen von einem jungen Abenteurer, Achilles Viard, zu hören, der Madame Roland anklagte, ein Einverständnis mit französischen Flüchtlingen in London zu unterhalten, um den König zu befreien und den Konvent zu terrorisieren.

Manon Roland wurde vorgefordert, sich von diesem Verdacht zu reinigen, der allerdings gänzlich unbegründet war, denn — leider — hat sie niemals ein menschliches Mitgefühl für die Mißhandlung des Königs gezeigt.

Sie erschien mit einer Art von Freude vor der Versammlung ihrer Richter, stolz, mit majestätischer Haltung ließ sie ihre tiefe wohlklingende Stimme vernehmen und bewies mit überzeugender Klarheit die Unrichtigkeit der gegen sie erhobenen Anklage. Die zankenden Männer blickten mit Staunen und

Bewunderung auf die schöne junge Frau, die durch ihren glänzenden Redefluß die rohen Ausdrücke zum Schweigen brachte, welche damals schon überhandnahmen bei den Volksführern.

Die Szene endete mit völliger Freisprechung und einem wahren Triumph für die schöne Republikanerin. Sie hätte sich vorkommen können wie eine berühmte Heldin des Altertums, Aspasia, die einst auch, einzig durch die Macht ihrer Erscheinung und den Zauber ihrer Rede, eine ehrenvolle Freisprechung erlangte.

Doch sollte Manon Roland nicht lange den wiedererlangten hohen Standpunkt genießen; zwar freute sie sich noch der Wiederverleihung des Ministerpostens an ihren Mann und feierte die Erklärung Frankreichs als Republik durch ein Festmahl in ihrem Salon.

Sie erschien bei dieser Gelegenheit auch noch einmal im Glanze ihrer Schönheit. Nach der neuesten damaligen Tagesmode römisch gekleidet, goldene Spangen an Armen und Füßen, eine weiße Tunika unter der Brust gegürtet, das Haar ungepudert in natürlichen Locken sie umfließend. Doch war sie nicht heiter, in ihren Augen leuchtete ein düstres Feuer und ihre Wangen waren totenbleich. Vergniaud, den man das lebendige Wort der Girondisten nannte, der größte Redner seiner Zeit, ergriff sein Glas und schlug vor, auf die Ewigkeit der Republik zu trinken.

Mit Jubel wurde dieser Toast aufgenommen. Manon nahm ihren Blumenstrauß vom Busen und streute Rosenblätter in den Wein ihrer jungen

Parteigenossen, wie die Dichter der antiken Welt, in der ihre Phantasie stets weilte, es zu tun liebten.

„Nimm Zypressen, keine Rosen, Manon, denn wir müssen sterben," sagte Roland, indem ein prophetischer Glanz in den Augen seines Greisenantlitzes aufleuchtete. „Die Republik kann nicht gedeihen, denn sie wurde im Blute geboren, welches die Mordgesellen des September vergossen haben," fügte er hinzu.

Außer Roland waren alle Anwesenden bei diesem Gastmahl jung, feurig, kraftvoll — nach wenigen Monaten lebten sie alle nicht mehr! Nachdem die schauerliche Hinrichtung des Königs vollzogen war, nahm die Verwirrung und Entmenschung immer mehr überhand in Paris.

Wie wilde Tiere zerfleischten sich die Parteien untereinander, und wenn eine derselben an einem Tage die kleinste Hoffnung auf Sieg errungen hatte, wurde sie sicherlich am folgenden Tage mit verdoppelter Wut unter die Füße getreten.

Robespierre, Marat, Danton, Collot d'Herbois, der einstige Schauspieler, beherrschten die Rednertribüne und bekämpften die Girondisten, die durch Mäßigung und feine Formen vergebens danach strebten, die Würde des Convents aufrecht zu erhalten.

In einer besonders stürmischen Sitzung forderte der verschmitzte Couthon das Volk zu neuen Massenmorden auf. Er erhitzte sich so sehr bei seiner Rede, daß er dem Huisier winkte und um ein Glas Wasser bat. Als derselbe es brachte, fiel ihm Vergniaud in

den Arm und rief: „Nein, kein Wasser, bringen Sie dem Bürger Couthon lieber ein Glas Blut, Sie sehen ja, wie er danach dürstet."

Es entstand ein allgemeiner Tumult, der damit endete, daß die Verhaftung von zweiundzwanzig Girondisten beschlossen und auf der Stelle ausgeführt wurde.

Unterdessen beeilte sich das Revolutionskomitee, auch Roland und seine Frau gefangennehmen zu lassen, deren Salon schon lange für den Herd der Opposition galt.

Roland war entflohen, aber Manon fand man im Begriff, eine Beschwerdeschrift an Robespierre aufzusetzen. Man versprach, dieselbe zu besorgen, zwang sie aber, sich anzukleiden und mit den Soldaten in den Wagen zu steigen. Der Abschied von ihrer einzigen zwölfjährigen Tochter Eudora und von ihren Leuten soll herzzerreißend gewesen sein.

„Wie sehr werden Sie geliebt, Madame!" sagte einer ihrer Häscher. „Das kommt, weil ich selbst so innig liebe," erwiderte sie.

Das Volk verfolgte ihren Wagen und brüllte: „Zur Guillotine mit ihr!"

Als Manon Roland in ihr Gefängnis trat, die kahlen Wände, das elende Bett ohne Vorhänge und das vergitterte Fenster erblickte, dazu die schlechte Luft einatmete, überkam sie ein trostloses Gefühl — aber wie weit sie noch von Reue darüber entfernt war, daß sie geholfen hatte, dem Königspaar einst ein ähnliches Gefängnis zu öffnen, bewies ihre Beschwerde an Robespierre, worin sie sich bitter be-

klagte, daß sie als tugendhafte Frau und treue Bürgerin kein besseres Zimmer bekommen hätte als die Königin, welche eine Verschwenderin und Volksverräterin gewesen wäre! Indessen suchte Manon Roland sich ihr Gefängnis möglichst behaglich zu machen, sie ließ von der Frau des Gefangenwärters schöne Blumen ankaufen und bedeckte das Bett wie auch den Tisch mit weißen sauberen Decken. Da es an allem fehlte, gab sie auch Geld für ein Waschbecken und ein Tintenfaß.

Einst hatte ihr Mann, als er noch Minister war, für den Unterhalt der Gefangenen täglich zwei Franken ausgesetzt, mehr wollte sie auch nicht für sich aufwenden. Sie bat nur um ein Stückchen gekochtes Fleisch und ein wenig Gemüse, morgens und abends begnügte sie sich mit Wasser und Weißbrot. Den Rest des Geldes ließ sie unter die Gefangenen verteilen. Dann bestellte sie sich englische Bücher und den Plutarch, auch begann sie mit großem Eifer ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben.

Eines Tages mußte sie auch den Schmerz einer Täuschung erleben. Ihre Verfolger gaben ihr scheinbar die Freiheit, um sie gleich nachher wieder gefangenzunehmen, weil angeblich die erste Arrestation nicht nach den Vorschriften des Gesetzes stattgefunden hätte, während doch die ganze Prozedur eine Verhöhnung desselben war.

Durch diese unnütze Grausamkeit wurde sie der Zelle beraubt, die sie sich mit Mühe und Kosten wohnlich eingerichtet hatte. Sie erfuhr noch, daß ihre Nachfolgerin in derselben Charlotte Corday wurde,

deren Verbrechen aus Patriotismus dem Ungeheuer Marat die abgöttische Verehrung des verblendeten Volkes zuwendete und die unglücklichen Girondisten in den Verdacht brachte, den Mord begünstigt zu haben.

Das neue Gefängnis lag in der Conciergerie und war noch unwohnlicher als jenes in St. Pelagie. Die Frau des Gefangenwärters fühlte indessen Mitleid für Manon und gab ihr ein Zimmerchen in ihrer eigenen Wohnung, wo sie wieder behaglich leben konnte, gutes Essen erhielt und sich mit Blumenpflege, Lesen und Schreiben beschäftigen durfte; ja es ward ihr gestattet, sich durch Klavierspielen zu zerstreuen, was sie so sehr liebte. Sie schrieb in ihr Tagebuch: „Musik gewährt in Einsamkeit und Unglück die sanfteste Linderung."

In ihrem Testament verordnete sie, daß ihre Tochter Eudora guten Unterricht im Harfenspiel bekommen solle, weil die Musik am sichersten die Seele rein zu erhalten vermöge. Zum Ankauf einer Harfe bestimmte sie tausend Taler, die sie sich mühsam erspart hatte. Sie vermachte ihrer Tochter auch die kleine Summe von 12000 Franken, welche sie als Brautschatz, dot, mit in die Ehe gebracht hatte, ebenso die zwei Ringe, die sie als einzigen Schmuck besaß, woraus deutlich hervorgeht, daß sie nicht putzsüchtig war. Roland hatte seine Anstellung als Minister nicht benutzt, um Geld zu erwerben, auch wurde alles, was er besaß, konfisziert.

Es macht einen rührenden Eindruck, die Bestimmungen zu lesen, welche Manon voll Sorge für

das Schicksal ihrer verwaisten Tochter entworfen hat. Es stand längst nicht mehr in ihrer Macht, dasselbe erträglich zu gestalten. Testamente wurde in dem Wirrwarr jener Zeit nicht respektiert.

Die kleine Eudora Roland sollte ein ähnliches Martyrium erdulden wie die Tochter der Königin, deren Thron die Girondisten mitleidslos umstürzen halfen und die wohltätigsten Institutionen zugleich mit den Mißbräuchen zerstörten.

Die Familie, bei welcher Eudora Roland nach der Ueberzeugung ihrer unglücklichen Mutter gut untergebracht war, gab das Kind in eine Erziehungsanstalt, aus Furcht, durch dasselbe politisch verdächtig zu werden. Die Vorsteherin verlangte aus einem ähnlichen Grunde, daß Eudora unter anderem Namen bei ihr aufgenommen wurde. Eines Tages kam ein Mann in die Schulstube und erzählte ausführlich die Hinrichtung von Frau Roland, in welcher niemand die Mutter Eudoras vermutete. Das Kind fiel in eine totenähnliche Ohnmacht und soll sich nie wieder von dem Schreck erholt haben. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Segenswünsche und der rührende Abschiedsbrief der Mutter jemals an ihre Adresse gelangt sind.

Nur kurze Zeit noch konnte Frau Roland die Erleichterungen genießen, welche ihre Wächter ihr gestattet hatten. Sie empfing sogar Besuche, ihr Freund Bosc brachte ihr Blumen aus dem botanischen Garten, welche sie mit seltener Künstlerschaft abzeichnete, ihr Verteidiger Chaveau-Lagarde, der auch die Königin und Charlotte Corday vergebens

durch seine warme Rede zu retten gehofft hatte, kam oft zu Frau Roland und redete ihr zu, ihre Lebensgeschichte und die historischen Porträts ihrer Freunde zu vollenden. Sie suchte mit Eifer diese Aufgabe zu lösen und verzichtete ihretwegen auf ihre Lieblingslektüre, Tacitus und Plutarch; in ihren letzten Lebenstagen zog sie ersteren sogar dem letztern vor. Während sie so idyllisch unter Blumen saß und schrieb, blieb ein Gendarm in ihrem Zimmer, der sie genau beobachten mußte. Um Toilette zu machen, durfte sie sich nur hinter einem Vorhang vor ihm verbergen. Außerdem kamen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses von Zeit zu Zeit, um das Gefängnis zu inspizieren. Sie fanden denn auch bald heraus, daß Frau Roland viel zu angenehm eingerichtet sei und und befahlen, daß sie augenblicklich in die übelriechende Zelle zurückkehre, welche ihr anfangs bestimmt war. In dieser konnte sie nicht einmal schlafen, denn es stand ein zweites Bett darin, welches eine Dirne benutzte.

Unter heißen Tränen hielt Frau Roland ihren Umzug — die Grausamkeit ihrer Verfolger erpreßte ihr den Wahrspruch: „Eine Bastille haben sie zerstört, aber zehn andere neu errichtet!"

Am 16. Oktober 1793 erfuhr sie den Tod der Königin, aber, wie es ziemlich erwiesen ist, ohne Erschütterung und ohne Reue. Kaum eine Woche später wurden zweiundzwanzig Girondisten hingerichtet. Einer derselben, Valazé, hatte sich vorher erdolcht, aber der Henker legte seinen Leichnam doch unter die Guillotine. Auch über dies schreckenvolle Schicksal

ihrer Freunde findet sich kein Wort in den nachgelassenen Schriften von Manon Roland. Dagegen hat sie eine ausführliche Selbstverteidigung aufgesetzt, als sie anfangs November zum Tode verurteilt werden sollte.

Sie begann dieselbe vorzulesen, als ihr Verhör stattfand; aber der Richter unterbrach sie voll Ungeduld und sagte, er wolle keine geistreichen Redensarten hören, sie solle nur ja oder nein auf seine Fragen antworten, sie sei eine Schwätzerin, die kein Ende finden könne.

Das Volk, damals eine zuhörende und befehlende Partei, überhäufte sie ebenfalls mit Schimpfreden. Als sie ihr Todesurteil vernommen hatte, verneigte sie sich und sagte: „Ich danke euch, Bürger, daß ihr mich würdig befunden, das Schicksal der großen Männer zu teilen, die ihr kürzlich ermordet habt."

Am andern Morgen bestieg sie den Karren der Guillotine, sorgfältig in weiße Gewänder gekleidet, die Haare in lange Locken gelegt und mit schwarzen Bändern durchzogen; sie sah schön und stolz aus. Neben ihr saß ein weinender Greis, dem sie Trost und Mut zusprach. Sie bat den Henker freundlich, ihn zuerst hinzurichten, damit er nicht noch erst den traurigen Anblick ihres Todes habe.

Neben dem Schafott hatte man eine kolossale Statue der Freiheit, aus Ton gefertigt, aufgestellt. Als Manon Roland mit leichten raschen Schritten sich derselben nahte, verbeugte sie sich und rief: „O,

Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!"

Im nächsten Augenblick sank sie in das große Grab der Revolutionsopfer, deren letztes sie noch lange nicht war.

Fast gleichzeitig mit ihr und der Königin Marie Antoinette mußte auch die edle Olympia de Gouge das Schafott besteigen, die nichts verbrochen hatte, als daß sie einige Ermahnungen an das Volk drucken ließ.

Ueber alle drei Frauen stand ein tadelvolles Urteil im damaligen Regierungsblatt; hier soll nur das über Manon Roland Platz finden: „Sie war ein Schöngeist mit großen Plänen und eine Philosophin mit kleinem Wissen, umgeben von käuflichen Schriftstellern, denen sie gute Mahlzeiten gab und einträgliche Stellen verschaffte, wofür sie sie verehrten wie eine Königin. Ihre Haltung voll Spott und Verachtung gegen das Volk und seine erwählten Richter, die hochmütige, selbstgefällige Weise ihrer Antworten, die ironische Heiterkeit und hochmütige Sicherheit, womit sie das Schafott betrat, geben hinreichende Beweise, daß sie ein weibliches Ungeheuer war. Sie wollte eine Gelehrte sein und vergaß darüber die Tugenden ihres Geschlechts; solche Irrwege führen die Weiber auf das Schafott."

Manon Roland würde wahrscheinlich von diesem brutalen Ausspruch weniger sich beleidigt gefühlt haben, als von der Parallele zwischen ihr und der von ihr so bitter und grundlos gehaßten Königin.

Als Roland den Tod seiner geliebten Gattin erfuhr, verließ er heimlich das Haus in Rouen, wo er sich seit sechs Monaten verborgen gehalten hatte. Er irrte trotz seines Alters die ganze Nacht umher, endlich gegen Morgen lehnte er sich an einen Apfelbaum und stieß sich den Dolch ins Herz, den er stets bei sich trug, seit er in Gefahr war, seine Freiheit zu verlieren. Seine letzten Augenblicke müssen sehr ruhig gewesen sein, denn er sah aus wie ein Schlafender, als man ihn fand.

An seinem Oberrock hatte er einen Zettel befestigt, auf dem die Worte standen: „Wanderer, wer Du auch seist, ehre die Ueberreste eines tugendhaften Mannes. Nach dem Tode meiner Manon konnte ich nicht länger auf der mit Verbrechen befleckten Erde verweilen."

Barbaroux irrte zu gleicher Zeit mit mehreren Leidensgefährten in der Gegend von Bordeaux umher, wo die Guillotine ebenso wie in Paris arbeitete. Abteilungen der Revolutionsarmee durchsuchten alle Dörfer und Wälder nach den flüchtigen Girondisten, die von Hunger und Krankheit gequält sich nicht länger verbergen konnten. Einer von ihnen jagte sich eine Kugel durch den Kopf, als er den Verfolgern nicht mehr zu entgehen vermochte. Diese fanden einen jungen Mann, dessen Schönheit so auffallend war, daß sie, trotz der schrecklichen Verwundung, Barbaroux in ihm erkannten. Er wurde auf einen Karren gelegt und zur Guillotine gefahren, seine Blutspur folgte dem Wagen.

Ueber Buzot ist bekannt geworden, daß er in

Wahnsinn verfiel, als er den Tod von Manon Roland erfuhr. Lamartine, der Geschichtschreiber und Verehrer der Girondisten, sagte von ihr: „Kaum wagt man den Schleier zu heben von dem Herzen der tugendhaften Frau, die sich selbst so sehr vor einer Sünde gegen die Pflicht fürchtete, aber es ist doch unzweifelhaft, daß ihre zärtlichsten Empfindungen dem liebenswürdigen, von sanfter Melancholie erfüllten Buzot gehörten, wenn sie auch anfänglich mehr Bewunderung für den schönen geistreichen Barboroux hegte. Sie schilderte mit liebevollem Stolz den Charakter von Buzot, man erkennt, daß sie ihn als das Ideal ihrer Glückseligkeit anbetete, wenn sie von ihm sagte: „Er ist gefühlvoll, glühend, melancholisch und nachdenklich, er schwärmt für die Natur, er ist offenbar geschaffen, um glücklich zu machen und zu sein. Er vertieft sich mit Wonne in die Genüsse, welche Tugend und Treue darbieten. Er hat ein sanftes, edles Gesicht, eine vornehme Haltung und Gestalt, er kleidet sich mit Sauberkeit und Sorgfalt, wie es die Selbstachtung vorschreibt. Während die Würger sich in Lumpen zeigen, trinken, toben und fluchen, um mit der Hefe des Volks zu fraternisieren, predigt Buzot die weise Moral des Sokrates und übt die Höflichkeit des Scipio." — Der Mann, von welchem Manon Roland ein so schönes Bild am Vorabend ihres Todes zeichnete, irrte halb wahnsinnig in den Höhlen von Sankt Emilion umher, verfolgt von dem wildesten Schmerz über ihren Verlust und dem Kummer über den Zusammensturz aller Pläne seiner politischen

Freunde. Er hatte eigentlich mehr zu dulden als sie alle, denn was waren die Entbehrungen im Gefängnis gegen die Schrecknisse einsamer Nächte in der Wildnis ohne Lebensmittel, ohne Schutz vor den Tieren des Waldes! Er wurde von Wölfen zerrissen. Sein Freund Péthion, der einst heiter und sorglos auf dem Krater der Revolution stand, wollte ihn suchen und unterstützen, aber er erlag demselben grausigen Schicksal. Landleute fanden erst nach einigen Tagen die Ueberreste der Unglücklichen; ihre Kleider enthielten Papiere, aus denen sich ihre Identität beweisen ließ.

So endeten die hochbegabten Menschen, die im Besitz von blühender Jugend, von feurigem Geist und warmem Herzen, von Bildung, Tugend und Tatkraft, in ruhigen Zeiten hätten glücklich sein und glücklich machen können, aber im wilden Strudel der Revolution, durch Ehrgeiz und irregeleiteten Tatendrang, fortgerissen, nutzlos und traurig untergegangen sind.

Admiral Nelson und Lady Emma Hamilton.

Es war im Hochsommer, prachtvoll ging die rotglühende Sonne unter und färbte das Meer, es glich einige Augenblicke einem wallenden Blutstrom. Aber es verwandelte sich rasch zu einer Flammenmasse. Die Feuerschlünde der französischen Flotte bildeten einen Halbkreis, um fünfzehn Kriegsschiffe zu vernichten, mit denen ein junger Kontreadmiral sie angegriffen hatte. Ein so verwegenes Unternehmen wollten die Franzosen gebührend bestrafen. Sie bildeten einen Teil jener stolzen Armee, welche Napoleon Bonaparte nach Aegypten führen und ein Werkzeug der größten historischen Umwälzungen aus ihr machen sollte. Besiegt zu werden, war ein harter Stoß für die französische Nationaleitelkeit.

Die berühmte Seeschlacht von Abukir, welche am 3. August 1798 stattfand, bereitete der französischen Flotte eine Niederlage, von der sie sich nie wieder völlig erholt hat.

Die viel kleinere Zahl der englischen Linienschiffe wurde durch einen kühnen Angriffsplan ihres Befehlshabers in wahrhaft glänzender Weise zum vollständigen Siege geführt. Er dirigierte die eine Hälfte seiner Schiffe zwischen eine Insel des Mittelländischen Meeres und die Schlachtenlinie der französischen Flotte, welche auf diese Weise von zwei Seiten angegriffen wurde und dadurch in die größte Verwirrung geriet. Der Admiral Brueys leistete auf dem prächtigen kolossalen Kriegsschiff l'Orient

verzweifelte Gegenwehr und schien als Sieger aus dem Kampf hervorgehen zu sollen, da entstand Feuer auf dem Schiff, der Admiral wurde durch eine Kanonenkugel fast gleichzeitig lebensgefährlich verwundet, er verlor beide Beine; die Verwirrung der Mannschaft verhinderte jeden Rettungsversuch, die Pulverkammer explodierte und das schöne große Schiff flog in die Luft. Als die Sonne am 3. August 1798 unterging, versank ihre rote Glut im Feuermeer der brennenden Trümmer französischer Schiffe. Nur zwei Fregatten hatten sich nach Korfu gerettet, sie brachten die Nachricht der verlorenen Schlacht dorthin.

Der Sieger von Abukir hieß Horatio Nelson! Seine Heldentat wurde weltberühmt und brachte ihm den englischen Baronstitel „Nelson vom Nil", begleitet von einer reichen Dotation, ein. Er war eben vierzig Jahre alt geworden, hatte schon ein Auge und einen Arm im Kriege verloren, als er sich diesen neuen Ruhm und großen Reichtum erwarb.

Obgleich zum Krüppel geschossen, ward er von den Frauen vergöttert, und hegte selbst die leidenschaftlichste Liebe für eine ebenso berühmte wie berüchtigte Schönheit, die vielbesprochene Lady Emma Hamilton.

Die Lebensgeschichte dieser merkwürdigen Frau ist ein sehr bunter Roman. Sie liefert den Beweis, daß der weibliche Geist, wenn mit Schönheit vereinigt, eine weltbewegende Macht ist. Emma Hamilton war nicht wie Venus aus dem Schaum des Meeres, sondern aus dem Schlamm der Sünde her-

vorgegangen. Ihre Mutter, ein armes Dienstmädchen namens Harte, verhandelte sie mit dreizehn Jahren als Magd in einer Schenkwirtschaft, wo sie einen Seekapitän, den nachherigen Admiral Sir Willet Payne kennen lernte. Er nahm sie zu sich und ließ ihr Unterricht geben, weil ihr lebhafter Geist ihm gefiel. Doch entsprach sie nicht ganz seinen Erwartungen, sie lernte nur oberflächlich und las eifrig alle Romane, die sie erlangen konnte, auch zeigte sie große Vorliebe für das Theater und sprach die Absicht aus, sich zur Bühne auszubilden. Doch gelang ihr dies nicht, sie fiel statt dessen in die Hände eines Wüstlings, Chevalier Featherstonhaugh, der sie auf sein einsames Landgut in Sussex brachte, wo sie sich tödlich langweilte und mißhandelt wurde. Sie ergriff aus Verzweiflung darüber die Flucht und geriet in London bald in bitterste Armut und Erniedrigung.

Eines Tages bettelte sie auf der Straße einen Mann an, der überrascht von ihrer Schönheit sie mit nach Hause nahm und ihr erklärte, ihr Glück machen zu wollen. Es war der damals berühmte Arzt Dr. Graham, ein industrieller Scharlatan, der eine neue Lebensverlängerungskunst erfunden haben wollte. Er trieb allerlei Hokuspokus und lockte eine Anzahl von genußsüchtigen Männern herbei, welche bei ihm die Göttin der Gesundheit verehren lernen sollten.

In einem magisch erleuchteten Zimmer zeigte er seine Göttin Hygiea von durchsichtigem rosenfarbigem Schleier umflossen. Es war Emma, die

Tochter des Dienstmädchens, die sich vortrefflich in ihre Rolle zu finden verstand und eine überraschende Anmut der Bewegungen entwickelte. Augenscheinlich besaß sie eine große Anlage für plastische Darstellungen. Der Drang auf die Bühne zu gehen, war nur ein Symptom davon gewesen. Ihre Schönheit, namentlich die weichen Linien ihrer schlanken Gestalt, eigneten sich vorzüglich zu Stellungen, welche der Antike nachgebildet waren. Ihre Glieder erinnerten an die Formenvollendung der griechischen Götterwelt, sie schienen aus fleischfarbenem Marmor gemeißelt zu sein. Die Weihe der Kunst fehlte anfangs noch diesen eigenartigen Leistungen — in späterer Zeit, als Emma einen höheren Bildungsgrad erreichte, hat sie sich den Ruhm erworben, ein neues Genre der plastischen Kunst erfunden zu haben, nämlich die menschliche Gestalt zu gewissen Stellungen zu verwenden, gleichzeitig lebendige Bildsäulen zur Anschauung zu bringen. „Attitüden" nannte man diese künstlerischen Darstellungen, welche im Anfange dieses Jahrhunderts viel Nachahmung und Beifall fanden.

Die schöne Göttin der Gesundheit, welche Dr. Graham als Anlockung für seine ärztliche Praxis benutzte, wurde ihm jedoch bald entführt durch einen vornehmen Mann aus der Familie Warneck, namens Charles Greville. Es war ein intelligenter Epikuräer, der es verlockend fand, das Schönheitswunder für sich allein zu haben. Emma folgte ihm willig, denn er versprach ihr eine sorgenfreie Lage und sogar eine Heirat, wenn sie sich gelehrig zeigen würde, die

Manieren einer vornehmen Dame anzunehmen. Sie lernte dies sehr schnell, aber Herr Greville konnte sie doch nicht zu seiner Frau machen, weil er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Er besaß einen reichen Oheim, von dem er Unterstützung hoffen durfte. Um dieselbe wirksam zu erbitten, kam er auf den Einfall, seine schöne Geliebte in Person zur Bittstellerin zu machen. Er ließ sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim die glänzende Stellung des englischen Gesandten bekleidete. Sir William Hamilton war überrascht und bezaubert von Emmas Erscheinung, er schrieb seinem Neffen, daß er gern seine Schulden bezahlen würde, wenn die Bittstellerin bei ihm bleiben wolle. Diese willigte sehr rasch ein, aber sie machte die Bedingung, daß sie die Gemahlin Sir Hamiltons würde.

Die Trauung fand 1791 zu London statt, und die nunmehrige Lady Emma Hamilton wurde sehr bald darauf eine angesehene, hochgeachtete Persönlichkeit. Als sie mit ihrem Gemahl nach Neapel zurückkehrte, spielte sie sogar eine politische Rolle. Die Königin fand so großes Gefallen an ihr, daß sie ihr die Stellung einer vertrauten Freundin gewährte. Aber auch politische Intrigen knüpfte sie an. An dem Hofe des Königs Karl IV. von Spanien herrschten damals so viele Parteien, daß sich für Abenteurer aller Art ein weites Arbeitsfeld darbot. Namentlich gelangte der Emporkömmling Manuel Godoy zu einem welthistorischen Einfluß dort. Er war 1787 nach Madrid gekommen und in die Königliche Leibgarde eingetreten. Er erregte durch seine

schöne Gestalt und seine bezaubernde Stimme sehr bald Aufsehen und gewann sich die Vergünstigung, bei Hofe zu erscheinen, wo er alsbald einen merkwürdigen Einfluß erlangte, weil er das Wohlgefallen des schwachen Königs und seiner herrschsüchtigen Gemahlin besaß.

Es ist nämlich erwiesen, daß die Gerüchte über eine persönliche Neigung der Königin für ihn durchaus unwahr gewesen sind. Godoy hatte sich sogar auf Wunsch derselben mit der Prinzessin Maria Theresia von Bourbon vermählt, einer natürlichen Tochter des Oheims des Königs. Unter dem Namen der „Friedensfürst" wurde er in der Geschichte bezeichnet. Die Wandlung seines romantischen Schicksals zu einem tragischen Ende ist hauptsächlich durch Napoleon I. herbeigeführt worden, denn dieser benutzte ihn zum Werkzeug, um Spanien in seine Gewalt zu bekommen. Godoy mußte sich auf Befehl Napoleons nach Bayonne begeben, wo er Spanien und das ihm so huldvoll gesinnte Königspaar preisgab, aber auch alle seine Ehrenstellen verlor. Lady Emma Hamilton hatte intime Beziehungen zu Godoy und benutzte diese, um genaue Berichte über die feindliche Stimmung zu erlangen, welche sich am spanischen Hofe gegen England richtete. Sie ließ in Neapel ein Intrigenspiel beginnen, wodurch Spanien, ohne eine Kriegserklärung, seiner besten Kriegsschiffe beraubt wurde. Durch diesen gelungenen Handstreich seitens der englischen Flotte lernte der Held derselben, Horatio Nelson, die Lady Emma Hamilton näher kennen, die einen so nach-

haltigen und nachteiligen Einfluß auf sein Leben gewann. Bis dahin war seine Laufbahn ohne Fehltritt gewesen. Als Sohn eines Pfarrers in Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk am 29. September 1758 geboren, wurde er schon in seinem dreizehnten Jahre dem Seedienste gewidmet. Einer seiner Verwandten war Schiffskapitän und nahm ihn mit aufs Meer. Er brachte es mit neunzehn Jahren schon zum Schiffsleutnant und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch Kühnheit und Besonnenheit aus. Doch verließ er für einige Zeit den Dienst und verheiratete sich mit einer Westindierin, der Witwe eines Dr. Nesbit. Englands Kämpfe mit Frankreich lockten ihn jedoch wieder ins öffentliche Leben. Er ging unter dem Befehle des Admirals Lord Hood ins Mittelmeer, wo er schnell das Vertrauen seines Vorgesetzten gewann. Derselbe veranlaßte das Kriegsministerium, ihn zu einer geheimen Sendung an den Hof von Neapel zu verwenden. Dort erschien ihm sein Schicksal in Gestalt einer Frau.

Im Hause des englischen Gesandten sah er dessen Gemahlin, Lady Emma Hamilton.*) Sie gab große Feste, zu denen er eingeladen und als Held gefeiert wurde. Diese Feste galten für die Krone der Gesellschaft in Neapel, wo die Elite der vornehmen Welt zusammenströmte. Lord Hamilton sagte im Scherz, daß seine Antikensammlung die

---

*) Alexander Dumas, Lady Hamilton. Die Memoiren einer Favoritin. Vollständige deutsche Ausgabe übersetzt und mit einleitenden Worten von Herman Eiler. Verlag A. Weichert, Berlin.

schönsten Exemplare aufzuweisen habe, weil seine Gemahlin ihm alle berühmten Kunstwerke Griechenlands vorzuzaubern verstehe.

Am ersten Abend, wo Nelson diesen genußreichen Anblick hatte, wurden die Anwesenden durch ein neues Produkt der Schöpferin der „Attitüden" überrascht. Nachdem sie sich in den mannigfachsten Stellungen mit vollendeter plastischer Ruhe und Unbeweglichkeit gezeigt hatte, kam plötzlich Leben in das schöne Steinbild. Emma ergriff einen himmelblauen Schal vom feinsten blauen indischen Gewebe, der sich bald in breiten Falten entrollte, bald wie ein schmaler Streif, schlangenartig, sich zusammendrehte; sie begleitete jede ihrer Bewegungen mit einer graziösen Variation dieses Stückchen Zeugs. Im Tanzschritt, nach dem Takt eines verborgenen Orchesters, durchmaß sie den Saal. Zuweilen wirbelten die zierlichen Füße im schnellsten Tempo, zuweilen tanzte sie langsam wie die Horen auf antiken Wandgemälden dargestellt sind, zuweilen kniete sie nieder und bewegte nur die Hände im Takt. Alle Empfindungen wußte sie mit gleicher Deutlichkeit auszudrücken, sie konnte binnen wenigen Minuten beten, trauern, lieben, hassen, weinen und lachen. Das war der berühmte Schaltanz, den die schönen Frauen der damalien Zeit so gerne nachahmten; Julie Récamier und Frau von Krüdener führten ihn in Frankreich ein, auch in Deutschland wurde er durch die Händel-Schütz und die Schröder zur Darstellung gebracht.

Ein brausender Beifallssturm folgte dieser

ersten Aufführung des Schaltanzes, doch blieb Nelsons Mund stumm, weil sein Herz zu laut sprach. Hingerissen von Bewunderung, heftete er glühende Blicke auf die Huldgestalt, die sich den Anschein gab, als entfaltete sie nur für ihn alle ihre Reize. Sie wußte ihm zu schmeicheln und doch auch zu imponieren, indem sie sich als Patriotin darstellte, die nur den Sieger von Abukir feiern wollte, weil ihr Vaterland stolz auf ihn war.

Nelson täuschte sich anfangs vollkommen über sie; er schrieb an seine Gattin: „Teure Fanny, wenn ich Ihnen Lady Emma Hamilton zeigen könnte, würden Sie begreifen, wie glücklich ich mich fühle, von einer solchen Dame gelobt und geschätzt zu werden, sie ist eine Zierde ihres Geschlechts und steht auf der höchsten Stufe von Bildung und Würde."

In ähnlichem Ton erhielt Frau Fanny Nelson noch mehrere Briefe und ließ sich unbegreiflicherweise davon nicht im mindesten beunruhigen, ja sie schien sich zu freuen, die Bekanntschaft der schönen Dame machen zu können, denn diese wollte in Begleitung ihres Gemahls mit Nelson gemeinschaftlich nach England reisen. Daß auch Sir William Hamilton die Leidenschaft nicht bemerkte, welche zwischen seiner Frau und Nelson aufloderte, ist ebenfalls unbegreiflich. Arglos fuhr er mit beiden nach England. Er verlor auf dieser Reise nicht nur die schöne Emma, sondern auch seine Kunstschätze, an denen er jahrelang sammelte; sie gingen bei einem heftigen Seesturm zu Grunde. Doch hatte er glücklicherweise seine Sammlung etrurischer Vasen an das

Britische Museum verkauft. Seine Schriften über die Kunstschätze von Herculanum und Pompeji haben ihm bei den Archäologen viel Ansehen verschafft.

Nelson blieb nicht in England, er trennte sich von seiner Fanny und machte mit Lady Emma Hamilton eine Reise nach Deutschland, wodurch ihr beiderseitiges Liebesverhältnis offenkundig ward und der Welt viel zu reden gab.

Der gefeierte Held wurde ein Schwächling, der sich von Frauenhand leiten und mißbrauchen ließ. Er büßte einen großen Teil seines Ruhmes ein durch den Einfluß, den das verführerische schöne Weib auf ihn ausübte. Seine englischen Biographen haben diese unehrenhafte, wenn auch romantische Episode in seinem Leben meistens nur flüchtig erwähnt, aber Lady Emma selbst sorgte dafür, daß sie allgemein bekannt wurde, indem sie seine vertrauten Briefe der Oeffentlichkeit preisgab. Doch konnte sie es glücklicherweise nicht verhindern, daß Nelson einen ruhmvollen Tod fand, der ihn wieder rehabilitierte.

Er hatte nach hartem Kampfe die Schlacht bei Trafalgar gewonnen, als ihn eine Musketenkugel aus dem Mastkorbe eines untergehenden feindlichen Schiffes traf und tödlich verwundete. Wie eine Ahnung des Todes war es schon vor Beginn der Seeschlacht über ihn gekommen. Er verlangte beim Ankleiden alle seine Orden anzulegen, er sagte: „Ich habe sie mit Ehren verdient, ich will sie nicht von mir lassen.“ Der Arzt, der ihm beistehen wollte, wurde von ihm fortgewiesen, damit er sich den andern Ver-

wundeten widmen konnte. „Mir hilft nichts mehr — hätte ich länger gelebt, würde ich berühmt geworden sein!" seufzte er und starb.

Seine Leiche wurde in der Paulskirche in London mit militärischem Pomp beigesetzt, noch jetzt besucht man dort sein prächtiges Denkmal.

Lady Emma Hamilton betrauerte ihn nicht in würdiger Weise, sie rühmte sich, eine Tochter von ihm zu haben und verlangte für diese eine Dotation von England. Sie führte ein abenteuerliches Leben und verschwendete ihr eignes Vermögen, wie auch die reichen Geschenke, die Nelson ihr gemacht hatte. Sie geriet in wirkliche Not, versuchte Geld zu verdienen, wie in ihrer Jugend, indem sie sich selbst zur Schau stellte. In allen Weltteilen streifte sie umher, ihre „Attitüden" fanden aber keinen Beifall mehr, denn seit ihre Schönheit verschwunden war, sahen sie nur wie Fratzen aus, die Lachen erregten.

Im Anfang dieses Jahrhunderts reiste sie noch in Deutschland umher, wo sie einst mit Nelson gefeiert wurde. Die häßliche alte Frau erregte nur Spott, jedermann lachte über sie und wollte es nicht glauben, daß sie schön gewesen sei. Das Alter ohne Würde ist ein Schreckbild. Am 10. Januar 1815 starb sie. — In demselben Jahre erschien eine Sammlung von Umrissen zu ihren berühmten Attitüden, die heutzutage vergessen sind. Eine ihrer wirksamsten Darstellungen war wohl die Niobe; auch als Kleopatra, die zu den Füßen Cäsars lag, und als Sophonisbe mit der Giftschale muß sie bewundernswert gewesen sein.

Herzog von Enghien und Prinzessin Rohan.

In einem Rokokoschlößchen, nahe bei Ettenheim im Breisgau, trug sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine Liebesgeschichte zu, deren Schluß historisch geworden ist. Das Liebespaar schien so glücklich zu sein, ein wahres Idyllenleben hatte es sich bereitet:

Es war zur Rosenzeit; ihre Blüten mit all ihrem Duft und Farbenreichtum, prangten in kostbaren Porzellanvasen oder geschliffenen Glasbechern auf allen Tischen und auf allen geschnörkelten Kommoden des Rokokoschlößchens. Sämtliche Glastüren nach dem Garten waren geöffnet, die laue Sommerluft durchwehte ungehindert alle Zimmer und spielte mit den Rosenblättern, die auf den marmornen Fußboden gefallen waren.

Die letzte Tür in der schönen Zimmereihe war durch einen Vorhang halb verhüllt, sie führte zu dem Boudoir der Schloßdame, zu einem wahren Schmuckkästchen von Zimmer. Es sah in seinem Ausputz von rosa Atlassofas mit Spitzen überzogen und weißlackierten Sesseln, auf denen gestickte Kissen lagen, fast wie eine lebendige Schöne aus, die sich kokett zurecht gemacht hat, um bewundert zu werden. In diesem anmutigen Raum bewegte sich ein weibliches Wesen, das so vollkommen dazu paßte wie die schöne Seele zu einem schönen Körper. Ganz weiß

gekleidet in jenen ostindischen Musselin, der die weiblichen Formen wie ein Spinngewebe umhüllt und im Anfang dieses Jahrhunderts so sehr beliebt war, saß die Prinzessin Charlotte von Rohan, in halb knieender Stellung vor einem niedrigen Taburett und beobachtete einen vergoldeten Korb, der auf demselben stand. Eine Decke von rotem Sammet verhüllte den Korb und sanfte, regelmäßige Bewegungen ließen etwas Lebendiges unter ihr vermuten.

Als die Prinzessin mit gespannter Aufmerksamkeit ein Weilchen ihre Beobachtungen fortgesetzt hatte, erhob sie sich und sagte zu einem alten Manne, der wie eine graue Raupe auf einem der mit Rosen geschmückten Lehnstühle saß: „Still, bitte, still — er schläft!"

„Wer schläft? Oh, wie beneide ich ihn — ich kann nicht mehr schlafen, seit sie im Kerker war" — ein schnarrender Husten unterbrach die gewünschte Stille.

„Quälen Sie sich nicht immer mit diesen traurigen Gedanken, teurer Onkel, es ward das grausame Schicksal ja nicht durch Ihre Schuld über unsere geliebte Königsfamilie gebracht," sagte die Prinzessin und eilte zu dem alten Manne, ihn liebevoll beim Aufstehen unterstützend.

„Doch, doch, es war meine Schuld, das Geschmeide, welches ich der schönen Königin darbrachte, es zog einen blutigen Streifen um ihren Hals."

So sprach der Kardinal von Rohan, der durch die furchtbare Halsbandgeschichte allerdings den ersten Todesstreich auf die unglückliche edle Marie

Antoinette von Frankreich geführt hatte. Seit sie auf dem Schafott gestorben war, hatte sich seiner eine Gemütskrankheit bemächtigt. Er besaß im Breisgau mehrere Schlösser, dorthin zog er mit seiner Nichte, die ihn sorgfältig pflegte. Willig ließ er sich auch jetzt von ihr hinwegführen, sie tat es mit einer gewissen Hast, und er merkte, wie alle Halbwahnsinnigen argwöhnisch sind, daß sie wünschte, ihn schnell zu entfernen. „Du erwartest heute noch Besuch, liebe Nichte, sei vorsichtig, hüte ihn vor Mördern," flüsterte er und sah sich scheu nach allen Seiten um.

„Ja, er kommt bald, aber bei uns ist er gut aufgehoben, alle unsere Diener sind treu — Ihre düstre Furcht paßt nicht in unser heiteres Rosenschloß, hier droht ihm keine Gefahr."

„Doch, doch, glaube mir, der kleine Korporal aus Korsika läßt ihn beobachten." —

Die Prinzessin wurde ein wenig blaß und übergab den geisteskranken Greis mit großer Eile den Händen seiner harrenden Pfleger, dann eilte sie aus einer Glastüre und spähte in die Ferne. Sie blinzelte lange vergebens mit den schönen kurzsichtigen Augen; endlich schien sie den Gegenstand ihrer sehnsüchtigen Erwartung zu erblicken. Eine Jägeruniform, grün und golden, schimmerte durch die Büsche, die schon in der Abendsonne glänzten und deshalb wohl ein weitsichtigeres Auge täuschen konnten als die Prinzessin Rohan es besaß. Sie eilte mit einem leichten Aufschrei der Freude in ihr Zimmer zurück und warf sich in einen Sessel, mit beiden Händen ihr holdes Antlitz verhüllend, als

fürchte sie sich vor dem eben noch heiß ersehnten Besuch. Ein leises Klopfen an der offenen Gartentür, wurde mit einem noch leiseren: „Entrez!“ erwidert und im nächsten Augenblick zog jemand ihr die Hände vom Gesicht herab und drückte einen glühenden Kuß auf ihre errötende Stirn.

„Aber, mein Prinz, schon wieder in einer andern Verkleidung? ich hätte Sie beinahe nicht erkannt.“

„Ich mußte mir im Försterhause die Kleider des ältesten Jägerburschen leihen, denn denken Sie nur, teure Lolotte, als ich durch den Ettenheimer Wald fuhr, folgten mir zwei Spione, ich stieg beim Förster aus, ließ meinen Wagen dort und kam zu Fuß hierher, morgen holt mich der gute Mann wieder ab, ich darf doch hier bleiben, Prinzessin?“

„Gewiß, mein hoher Herr, aber mich ängstigt die Gefahr, die bei jedem Besuche zu drohen scheint. Warum verfolgt man Sie denn immer wieder?“

„Weil ich ein Prinz von Geblüt bin, der Herrscher Frankreichs fürchtet mich,“ lachte der junge Mann und zog die Dame seines Herzens mit übermütiger Laune auf das Atlassofa neben sich. Er achtete nicht darauf, daß goldene Tressen und Knöpfe seines groben Jagdrockes dem zarten Spinnenüberzuge desselben sehr gefährlich wurden.

Seine ungestümen Liebkosungen wehrte die Prinzessin mit frauenhafter Würde ab; es entspann sich ein kleiner Kampf zwischen dem glücklichen Paar. Ein zürnender Schrei, ein geräuschvoller Schlag auf die dreisten Männerhände, weckten endlich den vergessenen kleinen Schläfer im goldenen Korbe.

Die Purpurdecke wurde rasch abgeworfen und laut bellend sprang ein rehfarbenes Windspiel auf den Schoß seiner Herrin, um sie gegen die Küsse ihres Geliebten zu verteidigen.

Lachend streichelte er den schönen Hund und wußte ihn so gut zu beschwichtigen, daß sehr bald die weiche, wollige, rosige und kühle Nase sich liebkosend an ihn schmiegte.

Die Prinzessin freute sich über das schnelle Verständnis des Tierchens; es war schon lange ihr Wunsch gewesen, ihrem Geliebten in der Treue des Hundes einen Talisman für die Gefahren zu geben, die ihm so beängstigend überall entgegentraten.

Sie nahm aus ihrem Arbeitskästchen ein Halsband von blauem Sammet, das sie mit kunstreicher Hand für das Lieblingshündchen gestickt hatte und legte es um den schlanken Hals desselben. Der junge Mann betrachtete mit Bewunderung die reiche Goldstickerei, sie stellte zwei verschlungene Wappen dar, wie sie vornehme Eheleute auf ihrem Eigentum zur Schau zu tragen pflegen.

„Ah, unser Alliancewappen, meine Freundin, wie mich das glücklich macht!" rief er und küßte die Hand der schönen Geberin.

„Unser geheimes Bündnis durch die Treue von Lilli bewacht, mein Freund, wird von niemandem angetastet werden," sagte sie und ließ sich seine Liebkosungen ohne Abwehr gefallen. Der Hund störte sie nicht mehr, er mischte sich wie ein geliebtes Kind in ihre Umarmungen. Das schöne zarte Tierchen sollte, wie sein neuer Herr, bald vom härtesten Schick-

sal betroffen werden. — Am andern Tage kehrte Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, mit dem Geschenk der Prinzessin Rohan, seiner ihm heimlich angetrauten Gemahlin, nach Ettenheim zurück, wo er in einem Jagdschlößchen ihres Oheims, des Kardinals von Rohan, Wohnung genommen hatte.

Die Lage von Ettenheim gefiel dem jungen Herzoge außerordentlich; die dunkeln Linien des Schwarzwaldes faßten die grüne Hügellandschaft anmutig ein. Seine Vorliebe für die Jagd und einsame Streifereien fand reichliche Befriedigung in der waldigen Umgegend. Ein schöner Park mit einem See stieß an das altertümliche Schlößchen, welches er bewohnte. Dichte Schlingpflanzen und hohe Baumgruppen beschatteten seine Fenster, an denen er einige bescheidene Blumentöpfe aufgestellt hatte.

Seine kleine Hofhaltung war fast ärmlich eingerichtet, einige Unglücksgefährten, Emigranten oder Verbannte wie er, der Marquis von Tumery, der Baron von Grünstein, der Leutnant Schmid, der Abbé Wembronn und der treue Jakob, sein Geheimsekretär, hatten sich ihm angeschlossen. Man spielte Schach, ging auf die Jagd, widmete sich der Lektüre und machte zuweilen auch wohl eine Reise.

Das Verhältnis des Herzogs zur Prinzessin von Rohan veranlaßte ihn namentlich oft zu geheimen Ausflügen und Verkleidungen. Unglücklicherweise wurde dadurch die argwöhnische Aufmerksamkeit der [S]pione Napoleons erregt. Sie folgten seiner Spur [un]d verloren sie immer wieder. Niemand kam auf

den Gedanken, daß eine heimliche Ehe den Herzog so lange beschäftigte, seine häufigen Abwesenheiten wurden politischen Ursachen zugeschrieben. War es der Reiz des Geheimnisses, den der Herzog seiner Verbindung erhalten wollte oder hatte er andere Motive, die unbekannt geblieben sind, er bestrebte sich jahrelang, die Spione Napoleons irre zu führen, aber es geschah zu seinem eigenen Unglück, denn die Zeit der Verschwörung unter Georg Cadoudal rückte heran und brachte eine große Aufregung im Napoleonischen Lager gegen die Royalisten hervor. Als der Herzog von Enghien wieder einmal heimlich verreist gewesen war, wurde behauptet, er sei in Paris gesehen worden, auch von England aus kamen Drohungen gegen Napoleon, damals noch erster Konsul, die man in Beziehung zum Herzog von Enghien brachte. Ein Spion, ein Deutscher, der sehr schlecht französisch sprach, trug unglücklicherweise durch seine fehlerhafte Aussprache dazu bei, ein Mißverständnis über den Umgang des Herzogs zu verbreiten. Er irrte sich nämlich in den beiden Namen Tumery und Dumouriez. Ersterer gehörte zum Gefolge des Herzogs und letzterer war der bekannte Gegner Napoleons. Durch diesen an sich so unbedeutenden Fehlgriff wurde der Verdacht gegen den Herzog bedeutend gesteigert. General Moncey eilte mit blindem Eifer nach Malmaison und überbrachte die Nachricht, daß der Herzog von Enghien mit dem General Dumouriez Umgang pflege.

Napoleon geriet in heftigen Zorn und erklärte laut, es müsse ein Exempel statuiert werden gegen die

Royalisten. Man hatte gerade das Gerücht verbreitet, der Graf von Artois (später Karl X.) besolde eine ganze Mörderschar in Paris, um den ersten Konsul zu töten. Um den zürnenden Napoleon zu beruhigen, schlug ihm Talleyrand vor, den Herzog von Enghien unschädlich zu machen, indem man ihn gefangen nähme.

Es war fast dreiviertel Jahr später als die oben geschilderte Rosenzeit des jungen Liebesglückes; der Herzog kehrte spät abends von der Jagd und von einem Besuche bei seiner Gemahlin zurück. Er sah in der Dunkelheit einige vermummte Gestalten um sein Haus schleichen, doch legte er sich arglos nieder, wurde aber in der Morgenfrühe des 15. März 1804 durch den Hufschlag von zwei Eskadrons Dragoner geweckt, die sein Haus umzingelten. Die friedlichen Bewohner von Ettenheim schreckten entsetzt aus ihrem Schlaf empor und erfuhren, daß der gute, edle, allgemein beliebte Herzog von Enghien als Gefangener in eine nahe Mühle gebracht sei. Man hatte weder ihm noch seinem Gefolge Zeit gelassen, sich anzukleiden. Einer seiner Freunde, der Baron Grünstein, benutzte diesen Umstand und zog rasch die Kleider des Herzogs an, um durch die edle Lüge, daß er der Herzog sei, ihn zu retten. Aber leider wollte der Herzog das Opfer nicht annehmen, und um ähnliche Versuche zu indern, wurde dessen Signalement genau festgestellt. s lautete: Größe ein Meter zweiundfünfzig Zenticter; Haar und Augenbrauen dunkelblond; Gesicht val; Augen grau mit einem braunen Schein; Mund

mittelmäßig; Nase gebogen; Kinn etwas spitz; wohlgebildet von Gestalt.

Man ließ den Herzog von seinen Freunden trennen und brachte ihn in einem offenen, zweirädrigen Wagen bis an den Rhein, wo man ihn in einem Nachen übersetzen wollte. Er machte den Versuch ins Wasser zu springen und sich durch Schwimmen seinen Feinden zu entziehen, aber zwei französische Offiziere nahmen ihn in ihre Mitte und machten jede Bewegung zur Flucht unmöglich. Am andern Ufer des Rheins mußte er bis Pforzheim zu Fuß gehen, man brachte ihn in den Gasthof zum Weißen Adler, wo man ihn endlich frühstücken ließ.

Bis hierher hatte der Herzog unter seinem Mantel mit vorsichtiger Zärtlichkeit das schöne Hündchen getragen, welches ihm einst seine geliebte Charlotte geschenkt hatte, aber er mußte sich entschließen, es im Gasthof zurückzulassen, weil die französischen Offiziere es ihm befahlen. Er wurde in einem geschlossenen Wagen nach Straßburg gebracht. Unterwegs kam der kleine Hund keuchend und winselnd hinter dem Wagen hergelaufen. Auf vieles Bitten wurde dem Herzog gestattet, das arme Tierchen wieder in seinen Mantel zu nehmen.

In Straßburg wurde der Herzog drei Tage auf der Zitadelle in strengem Gewahrsam gehalten; er schrieb an die Prinzessin von Rohan und bat den Kommandanten dringend, den Brief durch einen expressen Boten sogleich besorgen zu lassen — sie erhielt ihn jedoch erst acht Tage nach seinem tragischen Tode!

Auch soll der Herzog während seiner Gefangenschaft in Straßburg an Napoleon geschrieben und ihm sogar seine Dienste zur Ehre Frankreichs angeboten haben. Dieser Brief ist zwar später von den Verwandten des Herzogs abgeleugnet worden und ist auch nie an seine Adresse gelangt oder doch zu spät. Man behauptet, Talleyrand habe mit teuflischer Bosheit den Brief des Herzogs mehrere Tage behalten und ihn erst am 22. März dem ersten Konsul überreicht, als die blutige Tat schon dessen Seele mit Gewissensqualen und Reueschmerzen verdüsterte.

Am 18. März wurde der gefangene Herzog wieder aus dem Schlaf gestört, der Oberst Charlot trat bald nach Mitternacht bei ihm ein, mit dem Befehl, sich zur Abreise zu rüsten, doch sagte er nicht, welches das Ziel derselben sei. Ein dunkles Vorgefühl unabwendbarer Gefahr erfaßte den Herzog, er bat um die Vergünstigung, Abschied von seinem Gefolge nehmen zu dürfen. Der Oberst erlaubte es und sah mit tränenden Augen der rührenden Szene zu. Alle weinten, nur der Herzog nicht. Als aber sein Windspiel winselnd und ahnungsvoll mit dem seelischen Instinkt der Hundetreue an ihm emporsprang, wurde auch er weich und nahm das Tierchen liebkosend auf den Arm. Mit menschlichem Gefühl begabt, verlangte der Oberst keine Trennung von seinem Liebling. Er führte den Herzog und seinen treuen Hund durch die dunklen Gänge der Zitadelle, zwei Gendarmen mit Fackeln begleiteten die nächtlichen Wanderer auf ihrem melancholischen Gange.

Auf dem Münsterplatz hielt ein sechsspänniger

Wagen, den der Herzog besteigen mußte, der Oberst und zwei Bewaffnete setzten sich zu ihm. Ohne Aufenthalt fuhr man über Nancy, Troyes, Melun, lauter Orte, die durch die Siege des großen Condé, des Urgroßvaters des Herzogs von Enghien, berühmt geworden waren.

Um zwei Uhr kam der Gefangene in Pantin an; von hier aus wurde ein Kurier nach Malmaison entsendet, um die Befehle des ersten Konsuls einzuholen.

Nach drei Stunden peinlichen Wartens im Wagen kam der Befehl, den Herzog nach Vincennes zu bringen; er lehnte sich noch einmal aus dem Wagenfenster, um die Abendsonne zu sehen, die für ihn zum letzten Mal die Türme von Paris vergoldete. Unter den Papieren, welche man in Ettenheim bei ihm und seinem Gefolge gefunden hatte, befanden sich mehrere Briefe aus England, die ihn kompromittierten. Darauf hin und auf die Aussagen von Spionen hatten die drei Konsuln in Malmaison verfügt, daß ein Kriegsgericht in Vincennes eingesetzt werde, um den Herzog von Enghien zu verurteilen. Man sagt, daß Napoleon nur zur Abschreckung der royalistischen Partei das Todesurteil desselben verlangte, daß er aber den festen Vorsatz gehabt habe, im letzten Augenblick die Begnadigung eintreten zu lassen.

Um sechs Uhr nachmittags langte der Herzog in Vincennes an, wo er erst vor einer Stunde durch einen reitenden Gendarmen angemeldet war und da-

her keinerlei Anstalten zu seinem Empfange getroffen werden konnten. Der Festungskommandant, General Harel, räumte dem wichtigen Gefangenen in aller Eile seinen eigenen Salon ein, bis ein anderes Zimmer geheizt werden konnte.

Der unglückliche Herzog setzte sich erschöpft und erfroren an den Kamin und bat um etwas zu essen, da er seit der Abfahrt von Straßburg in der Morgenfrühe nichts genossen hatte.

Im Schlosse zu Vincennes war nichts Eßbares aufzutreiben, aber ein Gastwirt im Orte hatte noch die Reste eines Diners im Hause und man beeilte sich, dieselben dem hungernden Fürsten vorzusetzen. Der Kommandant deckte selbst den Tisch und bediente seinen hohen Gefangenen eigenhändig.

Während er damit beschäftigt war, sagte der Herzog in seiner liebenswürdigen, feinen Höflichkeit: „Ah, mein General, ich habe eine Bitte an Sie, erlauben Sie doch, daß mein Hündchen an meiner Mahlzeit teilnehmen darf. Mein kleiner Unglücksgefährte ist ebenso ausgehungert wie ich, er ist auch noch ganz nüchtern seit Straßburg."

Der Kommandant gab feierlich aber stumm ein Zeichen seiner Einwilligung. Der Herzog teilte hierauf seine Suppe und die übrigen Speisen mit Lilli, die einen vortrefflichen Appetit entwickelte. Dann bat der Herzog um ein Zimmer, wo er schlafen könne. Man führte ihn drei Treppen hinauf in einen Turm, wo eine vergitterte Zelle für ihn bereitet war. Es war neun Uhr abends, Wind und Regen umbrausten das kleine Fenster unheimlich und kalt. Der

Gefangene bat um seinen Mantelsack, weil er frische Wäsche anziehen wollte. Nachdem er dies getan hatte, streckte er sich behaglich auf seinem harten Lager aus und teilte es mit seinem Hündchen ebenso treulich wie vorher die Mahlzeit. Ein Gefangenwärter und ein Offizier mußten im Zimmer wachen. Es fand sich, daß letzterer in früherer glücklicherer Zeit den Herzog als Kind gekannt hatte. Er suchte ihm Mut und Hoffnung einzuflößen, erzählte ihm, daß der große Condé, sein Ahnherr, auch einst in diesem Turm als Gefangener gelebt und ihn erst verlassen hatte, um zu Glück und Glanz nach Paris zurückzukehren. Erheitert schlief der Herzog hierauf ein.

Aber bald sollte er abermals gestört werden; die Kommission, welche das Verhör mit ihm abhalten sollte, langte mitten in der Nacht in Vincennes an und der arme Gefangene mußte aus seinem erquickenden Schlaf geweckt werden. „Ach, hätte es denn nicht noch einige Stunden Zeit gehabt? Ich schlief gerade so gut," seufzte der Herzog und zog sich eilig an.

Unmittelbar nachher begann in furchtbarer Eile das Verhör. Er sagte in allen Stücken die Wahrheit; er war nicht beteiligt an den Verschwörungen Cadoudals und Pichegrus. Als der Herzog seinen Namen unter das Protokoll setzte, fügte er abermals eine Bitte an Napoleon hinzu, ihn selbst anhören zu wollen. Doch ist auch dieser Versuch, das Herz des Eroberers zu rühren, zu spät demselben zu Gesicht gekommen. Nach diesem nächtlichen Verhör wurde der Herzog dem Kriegsgericht gegenübergestellt; mit

stolzem aber sanftem Blick verteidigte er sich anfangs gegen die Anklagen desselben. Aber nach und nach bemächtigte sich des jungen Fürsten eine natürliche und verzeihliche Aufregung und Heftigkeit. Er verriet seine Abneigung gegen die Republik und seine Hoffnung auf Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich. Die Richter erklärten ihn für schuldig als Teilhaber an den Absichten der Royalisten und verurteilten ihn einstimmig zum Tode.

Am 20. März wurde er abermals bei Tagesgrauen geweckt. Nachdem er sich schlaftrunken angekleidet hatte, führte ihn der Kommandant Harel die enge, dunkle Wendeltreppe seines Turmgefängnisses hinab. Der Herzog fragte mehrere Male: „Wohin bringen Sie mich denn?"

Der Morgen dämmerte kaum, als der Kommandant die kleine Pforte öffnete, welche in den Festungsgraben führte und mit bebender Stimme sagte: „Gnädiger Herr, fassen Sie allen Ihren Mut zusammen."

Der Herzog erblickte eine Abteilung Soldaten, welche ihre Gewehre luden; auf einer Erhöhung des Terrains standen die sämtlichen Offiziere des Kriegsgerichts und dicht neben sich konnte der Gefangene ein frisch gegrabenes Grab erkennen.

„Ah! ich soll also doch einen ehrlichen Soldatentod sterben, nicht zeitlebens im Kerker schmachten," rief der junge Fürst mit einem freudigen Klang in der Stimme und schritt mit fester, gerader Haltung vorwärts.

Ein Kapitän trat vor, um das Todesurteil mit zitternder Stimme abzulesen.

„Möge Gott meinen Richtern vergeben, wie ich ihnen vergebe; tun Sie Ihre Pflicht, meine Herren! Aber hoffentlich wird man mir, auf einen Augenblick nur, den Zuspruch eines katholischen Priesters gönnen?" rief der Herzog.

„Er will wie ein Mönch sterben," rief höhnisch lachend einer der militärischen Scharfrichter.

Der Herzog blickte mit schmerzlichem Erstaunen auf ihn und schwieg einige Minuten, dann sagte er: „Meine Herren, ich habe noch eine Bitte, die sich leicht erfüllen läßt."

Niemand antwortete.

„Gibt es denn keinen Ehrenmann unter Ihnen, der den Wunsch eines Sterbenden ausführen möchte?"

Die Soldaten sahen sich untereinander an, aber niemand regte sich. Da trat derselbe Offizier heran, der in der Nacht bei dem Herzog gewacht hatte.

„Oh, Sie sind gut, kommen Sie näher, Sie werden meine Bitte erfüllen," sagte der Gefangene und redete einige leise Worte mit dem Offizier, der die Hand aufs Herz legte, wie um zu beteuern, daß er seinen Wunsch gewissenhaft erfüllen wolle.

„Hat niemand eine Schere bei sich?" fragte der Herzog wieder laut redend.

Die seltsame Frage ging von Mund zu Munde; endlich fand ein Soldat eine Schere in seiner Brusttasche. Der Herzog nahm sie und schnitt sich eine Locke damit ab, dann zog er einen Ring von seiner

schönen, weißen Hand und übergab die beiden Gegenstände dem Offizier, indem er nochmals einige leise Worte hinzufügte.

„Meine Freunde —“ rief dann der Herzog.

„Ei was, Ihr habt keine Freunde hier,“ unterbrach ihn eine barsche Stimme inmitten der Gruppe.

Dies rohe Wort durchzuckte den Herzog sichtlich mit Schmerz und Erstaunen, doch faßte er sich rasch und sagte mit würdevollem Stolz:

„Wohlan, man weise mir meine letzte Schlachtstellung an.“

„Sie müssen niederknien,“ rief dieselbe barsche Stimme abermals.

„Ein Condé kniet nur vor Gott, nicht vor seinen Feinden,“ rief der Herzog, warf das Tuch, womit man ihm die Augen verbinden wollte, beiseite, blickte gen Himmel und kommandierte laut: „Zielt nach dem Herzen, gebt Feuer!“ „Feuer,“ wiederholte der kommandierende Offizier, und im selben Augenblick durchbohrten die Kugeln die Brust des Herzogs; er fiel vornüber — in der furchtbaren Pause, die dem Getöse der Schießgewehre folgte, drang ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus dem alten Turm mit den zerbrochenen Fensterscheiben, wo der Herzog zwei Nächte geschlafen hatte. Sein armes Hündchen war dort eingesperrt und hörte die Kugeln pfeifen, die das Herz seines Herrn durchbohrten.

Man ließ den Hund unbeachtet entlaufen, er verkroch sich irgendwo, aber wenn alles still war, kam er wieder zum Vorschein und winselte laut auf der Stelle im Festungsgraben, wo man den Herzog von

Enghien eingescharrt hatte. Diese rührende Totenklage lockte bald eine Menge Menschen herbei, die über die Ermordung in lauten Tadel ausbrachen. Der Kommandant ließ die Leute von seinen Soldaten wegtreiben und den Hund peitschte man fort, aber vergebens, er kehrte immer wieder nach der Unglücksstelle zurück. Das hübsche Tierchen war mager und häßlich geworden, eine mitleidige Schildwache schoß ihm endlich eine Kugel in sein treues Herz.

Im Rokokoschlößchen bei Ettenheim verhüllte ein Trauerflor die rosenroten Zimmer und das leere goldene Körbchen des Lieblingshundes. Im Witwenschleier wurde die Prinzessin von Rohan erst als die Gemahlin des Herzogs von Enghien anerkannt. Napoleon hat in St. Helena erklärt, daß er den Tod des Herzogs nicht gewollt habe, sondern nur durch Talleyrand dazu verleitet worden sei.

Prinz August von Preußen und Julie Récamier.

Höchst selten überlebt der Ruhm der Schönheit die Gegenwart und gewiß würde Madame Récamier ohne ihre übrigen guten Eigenschaften und ohne ihre politischen Beziehungen keine berühmte Frau geworden sein. Sie hat allerdings nichts geleistet, sie war weder Künstlerin noch Schriftstellerin, sie konnte sich nicht auf der Bühne geltend machen und stand dem Thron fern. Ihr fehlte jedes Piedestal zum Ruhme. Nur durch ihre unvergleichliche Schönheit erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit und durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre Klugheit und ihre Tugend wurde ihr dauernde Geltung zuteil.

Ihre Zeitgenossen haben von ihr gesagt, in erster Linie war sie gut, in zweiter geistreich und dann erst schön, aber wie schön! Wenn sie auch für die Oeffentlichkeit nichts geleistet hat, in der Stille wirkte sie mehr wie manche andere berühmte Frau. Ihre milde und doch so wirksame Fürsprache hat vielen Verurteilten damaliger Zeit das Leben gerettet, und ihre persönliche politische Haltung hat manche Feindschaften ausgeglichen. Was sie für ihre Freunde tat, für Frau von Staël und Châteaubriand, Montmorency und Ballanche, ist über jedes Lob erhaben. Das Talent zur Freundschaft war bei ihr wirklich großartig.

Wie viel die berühmte Schönheit geliebt worden ist, wurde weniger bekannt, da ihre Tugend stets

jeden Eklat unmöglich machte. Um letztere verdientermaßen hervorzuheben, muß bemerkt werden, daß sie mit fünfzehn Jahren liebelos an einen Mann verheiratet wurde, der beinahe dreißig Jahre älter war als sie. Diese Ehe hatte überhaupt viel Rätselhaftes. Warum eine so glänzende Schönheit so früh schon verheiratet wurde, ist allein schon seltsam, denn sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern, die unmöglich um ihre Versorgung beunruhigt sein konnten. Herr Récamier war ein noch stattlicher Mann von vierzig und einigen Jahren, vorteilhaftem Aeußeren und unermeßlich reich; was konnte ihn bewegen, ein junges Mädchen zu wählen, das ihn nicht liebte und von dem er während seiner langjährigen Ehe nie die kleinste Zärtlichkeit verlangte, sondern sich mit der Rolle eines väterlichen Freundes begnügte. Man hat zur Erklärung behaupten wollen, daß er sich in seinem Gewissen verpflichtet gefühlt hätte, in kein näheres Verhältnis zu seiner jungen Frau zu treten, weil er die Mutter derselben einst geliebt, ja, weil er vermuten mußte, ihr Vater zu sein. Aber diese Gründe sind nicht stichhaltig, denn er wäre ja alsdann wahrhaft grausam gegen sein Kind verfahren, indem er durch seine Scheinehe jede Verbindung aus Liebe unmöglich machte. Auch geht aus seinen Briefen bei einem späteren Vorfalle hervor, daß er nur aus Rücksicht für ihre entschiedene Abneigung sie mit seinen Zärtlichkeiten verschonte, die er aber für völlig berechtigt hielt. Außer der Liebe einer Gattin hat Julie Récamier ihrem Manne alles gewährt, was die Ehe gebietet. Sie war sanft, freundlich, auf-

merksam, aufopfernd für seine Interessen und hütete die Ehre seines Namens mit einer Treue, die jeder noch so lockenden Versuchung widerstand.

Die erste auffallende Leidenschatf erregte sie in ihrem neunzehnten Jahre, zu einer Zeit, wo ihre Schönheit in vollster Blüte stand. Sie wird von Zeitgenossen folgendermaßen beschrieben: Eine geschmeidige und elegante Gestalt, Schultern und Hals von herrlicher Form, der Kopf überaus lieblich getragen, die Haltung halb stolz, halb nachlässig. Die Arme etwas zu dünn, die Hände schön. Die Haare von dunkelblonder Farbe, fast kastanienbraun und natürlich gelockt, die Nase fein und regelmäßig, aber mehr französisch als griechisch. Der Teint köstlich weiß und rot wie eine Blume, der Mund klein und purpurfarben, die Zähne perlenartig. Der Gesichtsausdruck, die Physiognomie übertraf alles, weil eine holde Mischung von kindlicher Reinheit und schelmischer Bosheit darin vorherrschte. Eine unwiderstehliche Güte strahlte aber aus ihren Mienen, so oft sie sprach. Der Ausdruck von Unschuld und Reinheit, der über ihrer Stirn immer wie ein Heiligenschein schwebte, sicherte ihr sogar in der aufgelösten gesellschaftlichen Ordnung der Schreckenszeit die allgemeine Achtung. Die leichtfertigen Frauen, Madame Tallien und andere, suchten deshalb auch ihren Umgang nicht, und sie lebte die ersten Jahre ihrer Ehe ganz ohne Geselligkeit. Erst als Napoleon die rme der Revolution beschwichtigt und eine neue ung der Dinge eingeführt hatte, erschien Julie nier in der großen Welt.

Mit leidenschaftlicher Bewunderung drängte sich alsbald der Bruder des ersten Konsuls, Lucian Bonaparte, an sie heran. Er schrieb ihr die glühendsten Briefe, in denen er sich den Romeo dieser Julie nannte. Sie wies ihn kalt ab, und als er nicht nachließ, sie mit seinen Liebesbeteuerungen zu verfolgen, klagte sie es ihrem Manne. Dieser aber bat sie, nicht zu unverhohlen den Bruder des mächtigsten Mannes in Frankreich zurückzuweisen. Sie mußte sich fügen und im Interesse ihres Gemahls scheinbar die Huldigungen Lucians annehmen. Seine schwülstigen Verse erregten aber in einem so hohen Grade ihre Lachlust, daß sie sie nicht immer bewältigen konnte und dadurch den zudringlichen Verehrer wirksamer abschreckte als durch alles frühere Sträuben. Seine Liebe schlug nun in Haß um, er trachtete sie zu verleumden und verlangte seine Briefe von ihr zurück, um die Beweise seiner Schwäche zu vertilgen, aber die junge Frau war weltklug genug, diese Bürgen ihres tadellosen Benehmens nicht aus den Händen zu geben. Napoleon verehrte ebenfalls die Schönheit der Madame Récamier; er ließ ihr bei einem Diner ihm zu Ehren, einen Platz neben sich anweisen, sie entzog sich dieser Auszeichnung und nahm auch eine Hofstelle nicht an, die er ihr einige Zeit später anbot. Seine Mißstimmung über diese Zurückhaltung gestaltete sich zu offener Feindseligkeit gegen die schöne Frau, als sie später entschieden und offen Partei nahm für ihre Freundin, Frau von Staël, deren Schicksal der Verbannung sie teilen mußte.

Der vorsichtige Ehemann, der vergebens gewünscht hatte, seine Frau solle den Schein der Freundlichkeit gegen die mächtigen Napoleoniden bewahren, mußte ebenfalls unter dem Zorn derselben leiden. Sein glänzendes Bankierhaus, in dem ein wahrhaft fürstlicher Aufwand herrschte, verlor den größten Teil seines kolossalen Vermögens. Er suchte eine Anleihe aus Staatsmitteln zu erhalten, die ihn und alle seine Gläubiger vor dem Bankerott bewahrt haben würde, aber der Kaiser verweigerte mit Härte diese Beihilfe, die ihn kein Opfer gekostet, sondern sogar Vorteil gebracht haben würde.

Es war am Tage eines großen Diners in seinem eigenen Hotel, als Herr Récamier leichenblaß und zitternd zu seiner jungen Frau kam und ihr den Fall seines Hauses mitteilte. Er bat sie zugleich, die Gäste zu empfangen, als sei nichts vorgefallen, seine Abwesenheit aber mit einer Geschäftsreise zu erklären.

Julie Récamier war an diesem Unglückstage schöner als jemals, sie trug weißen, durchsichtigen Stoff, den sie immer so sehr liebte, und echte Perlen als einzigen Schmuck, sie sah aus wie eine Göttin, die in Wolken schwebte, und niemand merkte ihr an, was sie soeben Schreckliches erfahren. Sie selbst aber erzählte nachher, daß sie wie im Traum geredet, daß sie jeden Augenblick erwartet hätte, alle Herrlichkeit um sie her werde mit einem Zauberschlage verschwinden. Und so geschah es auch. Nach zwei Tagen war alles anders, das prachtvolle Hotel vermietet, die

schönen Möbel verkauft, die Göttin wandelte nicht mehr in Wolken, sondern mußte zu Fuß gehen.

Aber Juliens Seelengröße bewährte sich grade bei diesem Schicksalswechsel am herrlichsten. Sie opferte ihr ganzes persönliches Vermögen auf, um den Namen ihres Mannes zu schonen, und legte sich lächelnd jede Entbehrung auf, deren sie so wenig gewöhnt war. Man hatte ihr früher Tausende ausbezahlt in dem Kontor ihres Mannes für die Wohltätigkeitsausgaben und ihre stets mäßige Toilette, ohne zu fragen wofür. Jetzt lernte sie rasch mit Anstand sparen und erntete dafür auch die Bewunderung ihrer Umgebung. Man drängte sich fast noch mehr als früher in ihren kleinen Salon und sogar die Fürsten und gekrönten Häupter, die damals so oft nach Paris kamen, um den kaiserlichen Machthaber für sich zu gewinnen, besuchten sie heimlich, weil sein Zorn alle traf, die ihr huldigten. Es finden sich die reizendsten Briefe des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise von Preußen, des Kronprinzen von Bayern, Ludwig I., des Prinzen Wilhelm von Preußen, unter den nachgelassenen Papieren von Madame Récamier, worin sie um die Gunst gebeten wird, sie besuchen zu dürfen. Sie selbst war so rücksichtsvoll, daß sie stets nur heimlich diese ehrenvollen Besuche annehmen wollte, indessen erfuhren die Spione Napoleons doch davon und fachten seinen Zorn noch mehr an durch ihre Berichte. Die schönsten Briefe jener Zeit sind vom Herzog von Montmorency, der seine junge, wahrhaft geliebte Freundin unablässig

vor den Gefahren des Weltlebens warnt und sie tröstet, wenn sie traurig ist. Denn die schöne hochgefeierte Julie war oft sehr traurig. Auch als sie noch umgeben war von dem Glanz des Reichtums, fühlte sie sich unglücklich, und ihr Herz sehnte sich nach unbekannten Gütern. Die Freude, allgemein zu gefallen, konnte es nicht ausfüllen, und der fromme Montmorency sah wohl die Gefahr ein, die ihrer reinen Seele von allen Seiten drohte. Er suchte sie mit wirksamern Mitteln, als die Welt bietet, zu stärken, er sandte ihr ernste Bücher, er brachte ihr geistlichen Zuspruch und gab ihr durch seine Briefe immerwährend Gelegenheit, sich auszusprechen und auszuklagen.

Unzweifelhaft liegt hierin eine Erklärung, wie Julie Récamier schon in früher Jugend zu so viel Charakterstärke gelangte, und ein so vorwurfsfreies Leben führte inmitten einer Welt voll Versuchungen aller Art.

Sie war über sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne jemals eine Liebesregung gefühlt zu haben, so ausgezeichnete Männer ihr auch huldigend genaht waren. Aber endlich sollte auch diese Versuchung über sie kommen. Es war in Coppet bei Frau von Staël, wo sie den Prinzen August von Preußen kennen lernte.

Er stand in der Blüte männlicher Schönheit und Jugend, er war erst vierundzwanzig Jahre alt. Seine stolze, prächtige Gestalt, seine edeln, regelmäßigen Züge wurden noch mehr hervorgehoben durch die ernste, ritterliche Trauer um das Unglück seines

Vaterlandes und den Tod seines heldenhaften Bruders, des vielgenannten hochbegabten Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Wie zwei Göttergestalten begegnete sich dieses schöne Menschenpaar, und es war nur zu natürlich, daß ihre Herzen in lichten Flammen standen, ehe sie es gedacht.

Alles vereinigte sich, um diese Liebe zu begünstigen. Die romantische, glühende Einbildungskraft der Verfasserin der „Corinne" und „Delphine" warf zündende Funken um sich her, als dies Verhältnis im Schlosse zu Coppet bekannt wurde, und die reizenden Naturbilder des Genfer Sees, überschattet von den süßen Erinnerungen an den Liebesroman von Jean Jacques Rousseau, die „Neue Heloise", waren eine passende Dekoration zu den Szenen, die dort gespielt wurden.

Es war jedoch dem Prinzen tiefer Ernst, die Geliebte zu erlangen, und er wollte alle beinahe welthistorischen Hindernisse, die sich ihm voraussichtlich entgegenstellen würden, überwinden, um sich mit ihr in aller Form, wenn auch morganatisch, vermählen zu können. Als Protestant, als Prinz von Preußen, als Gefangener Napoleons, hatte er allerdings harte Kämpfe vor sich, um eine Katholikin, eine bürgerliche Bankiersfrau und eine erklärte Feindin des Kaisers zu heiraten. Den hartnäckigsten Widerstand fand er aber bei dem Gegenstand seiner Liebe selbst.

Julie Récamier schauderte zurück vor dem Gedanken einer Scheidung und einer Wiedervermählung, die ihr als Katholikin auch nicht erlaubt worden

sein würde, wenn ihre Verbindung mit Récamier nicht als Scheinehe bekannt gewesen wäre.

Die Bestürmungen des Geliebten und der Freundin besiegten jedoch endlich ihre Bedenken und sie willigte ein, ihrem Manne die Scheidung vorzuschlagen, dem sie bis dahin in so musterhafter Treue angehangen hatte.

Er antwortete milde, ja er willigte ein, sie freizugeben, aber er stellte ihr in herzzerreißender Weise vor, wie einsam fortan sein ohnehin durch den Bankerott zerstörtes Leben sein würde, wie er es beklagen und bereuen müsse, ihre Abneigung zu sehr berücksichtigt zu haben, da es ja nur von ihm abgehangen hätte, seine Rechte früher geltend und dadurch die Scheidung unmöglich zu machen.

Madame Récamier war nach diesem Briefe innerlich umgewandelt. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Mann, der so viel Rücksicht und Güte für sie gehabt, ihr so viel Freiheit und Achtung gewährt hatte, verlassen im Alter sein sollte. Sie erkannte, daß sie sein einziges Glück, sein einziger Trost sein würde, während der junge schöne Prinz August die ganze Welt vor sich liegen sah und eigentlich froh sein könnte, daß die Kämpfe, die er um ihren Besitz eingehen müßte, ihm erspart würden. Lebensklug, wie sie immer war, sagte sie ihrem königlichen Freier nichts von ihren geänderten Entschlüssen, sie trennte sich von ihm mit ungewissen ...ten und hoffte, daß die Zeit und die Umstände ...trösten würden. Er kehrte nach Berlin zurück ...den Ruf des Königs und seines Vaters, des

Prinzen Ferdinand, und sie eilte nach Paris, um ihren Mann zu überzeugen, daß er sich nicht in ihr geirrt habe.

Obgleich Prinz August seinen durchlauchtigen Vater durchaus nicht aufgelegt fand, seine Vermählung mit einer niedriggeborenen Französin zu billigen, schrieb er doch die glühendsten Briefe an Madame Récamier und flehte sie an, ihn nicht zu vergessen. Um ihn zu erheitern und hinzuhalten, schickte sie ihm ihr lebensgroßes Bild in einer Darstellung, die ein merkwürdiges Zeichen der Zeit war. Eine so tugendhafte, reine Frau, wie Julie Récamier, ließ sich halb nackt, in einem Gewande, das mehr Hemd als Kleid war, dem Bade entsteigend, malen und schenkte dies Bild einem Manne, dessen Gattin sie nicht werden wollte!

Vier lange Jahre hoffte der liebenswürdige Prinz vergebens auf die Erfüllung des Versprechens, das Julie Récamier ihm gegeben. Er reiste mehrmals nach der Schweiz, und nach Paris kam er mit den siegreichen preußischen Truppen, wo seine Liebe von allen gekrönten Häuptern gebilligt und fast beneidet wurde, aber Julie Récamier zog sich immer mehr von ihm zurück; wahrscheinlich hatte sie auch erfahren, daß sein leichter Sinn sich in Herzensangelegenheiten anderweitige Tröstungen zu suchen verstand. Sie erklärte endlich, in Frankreich bleiben zu wollen, und zog sich in die berühmte Abbaye aux bois zurück, wohin der Kreis ihrer Freunde und Verehrer ihr folgte und jeden Abend ihre kleine Mansardenwohnung mit ausgezeichneten Namen anfüllte.

Julie Récamier bewies, daß ihr Herz mehr Gefühl für Freundschaft als für Liebe besaß, sie war nach der Entsagung der letztern vollkommen glücklich im Verkehr mit ihren berühmten Freunden, die ihr fast alle einen wahrhaften Kultus weihten. Der ehrwürdige Châteaubriand bot ihr später seine Hand und seinen schönen Namen an, aber ihre Ehescheu war mit dem Alter nicht geringer geworden, sie gab ihm einen Korb, gefüllt mit den unverwelklichen Blumen der Freundschaft, und pflegte den Greis treu bis zu seinem Tode. — Der Prinz August starb sechs Jahre vor ihr und schrieb ihr noch kurz vorher, daß er ihren Ring mit ins Grab nehmen würde. Er setzte ihr eine Pension aus und Julie behielt sein Bild und eine Landschaft von Coppet, wo sie sich geliebt, stets über ihrem Schreibtisch. Sie starb 1849 an der Cholera, siebzig Jahre alt.

Friedrich von Gentz und Fanny Elsler.

Die wunderbare Schönheit der berühmten Tänzerin Fanny Elsler lag hauptsächlich in ihrem herrlichen Gliederbau, der durchgeistet war wie die Marmorbilder der antiken Kunst.

Ein poetischer Philosoph, Karl Rosenkranz, sagte von ihrem Tanz: „Das Ballett wird durch sie zur lebendigen Plastik, die Schönheit der gottgeschaffenen menschlichen Gestalt entwickelt sich in ihren Bewegungen.“ Man hat auch die maßvolle Ruhe ihres Wesens bezeichnen wollen, indem man sagte, „sie tanze Goethe“.

Der Mann, der letztern Ausspruch leistete, war freilich nicht bei ganz klaren Sinnen, als er diesen Vergleich wagte, denn er trug die Binde um die Augen, welche Amor denen verleiht, die er mit seinen Pfeilen verwundete. Er war verblendet durch eine Liebesleidenschaft für Fanny Elsler, obwohl er wenigstens dreißig Jahre mehr zählte als sie. Er hieß Friedrich von Gentz und hat in der politischen Welt seiner Zeit eine bedeutende Geltung gehabt.

Gentz wurde 1764 zu Breslau geboren, sein Vater war ein geachteter Beamter, seine Mutter stammte aus der Familie Ancillon, die aus Frankreich Leichtlebigkeit und Esprit mitgebracht hatte. Bei Gentz war es unverkennbar, daß er davon sein geistiges Erbteil empfing, denn schon als zehnjähriger Knabe gewann er den Preis für Dekla-

mation und Beredsamkeit. Er studierte später in Frankfurt a. d. O. und zeigte sich als leichtsinniger, oberflächlicher Student, der nur an Lebensgenuß dachte und Schulden machte. Sein Vater war mittlerweile nach Berlin versetzt, wo er den Posten eines Münzdirektors erhielt. Betrübt über die Ausgelassenheit des Sohnes, rief er ihn zu sich und schickte ihn nach ernsten Vorwürfen auf die Universität Königsberg, wo damals Kants Philosophie mächtig auf die studierende Jugend einwirkte. Auch Gentz wurde wohltätig davon berührt, er kam völlig umgewandelt, geistig entwickelt zu den Seinigen nach Berlin zurück und erhielt dort sehr bald eine Anstellung im Staatsdienst. Er verheiratete sich mit einer Dame Namens Gilly, die ebenfalls der französischen Kolonie angehörte wie seine Mutter. Er war jedoch nicht glücklich in dieser Ehe und ließ sich schon nach wenigen Jahren scheiden, obwohl seine Frau ihm durchaus keine Veranlassung dazu gegeben hatte. Er war ohne Zweifel der schuldige Teil, denn das zerstreuende Leben in der vornehmen Welt wirkte sehr nachteilig auf ihn. Er galt für einen witzigen, mit glänzenden Talenten ausgestatteten Gesellschafter und wurde von einem seiner Freunde, einem Herrn von Schack, Rittmeister beim Regiment Gendarmen, damals die ritterlichste Waffengattung, in die vornehmsten Kreise eingeführt. Gentz hatte viel Glück bei den Damen, weil er eine stattliche männliche Erscheinung war, und sehr schöne, mild blickende Augen besaß. Besonders wußte er aber Männer und Frauen zu bezaubern durch seine Gabe, hinreißend

zu reden und zu schreiben. Er hatte sich eine große Gewandtheit in der französischen und englischen Sprache angeeignet, wodurch er später in seiner diplomatischen Laufbahn sehr gefördert wurde. Es gelang ihm sogar, bei Hofe vorgestellt zu werden, wo ihm die schöne Königin Luise huldvolle Worte sagte. Auch der gefeierte Prinz Louis Ferdinand verkehrte in vertraulicher Weise mit ihm. Ebenso trat er in nähere Beziehungen mit den Gebrüdern Humboldt, mit Varnhagen, Gustav von Brinckmann und dem genialen Major von Gualtieri. Die Staatsminister Graf Schulenburg-Lehnert und Graf Hoym ließen sich von ihm schriftliche Arbeiten machen und waren voll Bewunderung für seine Schreibart. Der russische und englische Gesandte versuchten es, ihm Dienste bei ihren Souveränen zu verschaffen. Am meisten bemühte sich der Gesandte Oesterreichs um ihn, denn er hatte richtig erkannt, daß Gentz für die schwierigen Zeiten des Lavierens der rechte Mann sei. Beweglich, gewandt, scharfsinnig und schlau, paßte er vortrefflich für die diplomatische Karriere.

Gentz war längst wieder in Schulden geraten, denn er brauchte stets mehr als er hatte. Er nahm deshalb sehr bereitwillig das Anerbieten Oesterreichs an und wurde fortan Metternichs Werkzeug. Er erhielt Ehrenstellen und Geld nach Wunsch. Aber er wurde auch gefürchtet und gehaßt. Als Kotzebue ermordet ward, bekam er Drohbriefe, die ihm ein gleiches Schicksal voraussagten, doch sei er des Dolches nicht würdig, er solle vergiftet werden. Gentz war ohnehin stets für sein Leben besorgt, diese

Drohungen erzeugten bei ihm eine wahrhaft kindische Todesfurcht, welche ihm das Wohlleben seiner neuen Lage völlig vergällte. Er wurde zudem kränklich und schien einem freudlosen Alter entgegengehen zu sollen, da erlebte er eine zweite Jugend durch die Liebe zu Fanny Elsler.

Die eigenartige Schönheit und liebenswürdige Anmut dieses holden Mädchens hatten ihn zauberisch berührt und neu belebt. Sein ganzes Wesen entbrannte in poetischer Glut, die so verschönend auf ihn wirkte, daß er liebenswerter und geistreicher als jemals erschien, ja daß er trotz seines Alters der reichbegabten Jugend gefallen und Gegenliebe erwecken konnte.

Solch ein Glücksfall, solch ein ganz ungewöhnliches Begegnis in seinem ganzen Umfange zu schildern, vermochte nur der davon Betroffene selbst. Seine Briefe über diesen Gegenstand sind an Rahel von Varnhagen gerichtet, mit welcher er zeitlebens eine vertrauliche Korrespondenz führte.

„Mit meiner wiederkehrenden Gesundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das gesellschaftliche Leben geworfen, dem ich eigentlich schon entsagt hatte. Das schmeichelhafte Entgegenkommen, welches mir überall zuteil wurde, bewies mir, daß ich in diesem Kreise meine Stelle noch sehr gut behaupten könne. Ich hielt mich hauptsächlich an die Frauen, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt haben und die heutzutage, noch mehr als vor dreißig Jahren, hoch über den Männern stehen. Ich machte

einigen Damen die Cour und verschaffte mir dadurch ein bestimmtes Interesse in der Gesellschaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, doch fühlte ich, daß ich eigentlich auch noch auf diesen Punkt gelangen müßte, um meiner erneuten Jugendkraft recht froh zu werden.

Dies Vorgefühl wurde auf eine höchst unerwartete Art realisiert, Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen andere bloß nicht förmlich ableugne, daß ich nämlich seit vorigem Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke, als irgend eine meines früheren Lebens, in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist. Sie werden staunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen und noch obendrein eine Tänzerin ist.

Ich muß nicht allein auf ihre Gutmütigkeit, sondern auch auf Ihre Liberalität im alten edelsten Sinn des Wortes, auf Ihren über alle gemeinen Ansichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielseitigkeit, auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht zu besorgen, daß Sie mich auf mein Geständnis dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber versichere, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegossen hat — daß dieser Umgang das Gegengewicht mannigfacher Sorgen, denen ich sonst unfehlbar erlegen wäre, das Erhaltungsprinzip meiner

Gemütsheiterkeit, meiner Gesundheit und meines Lebens geworden ist — so werden Sie nicht nur geneigt sein, mich zu entschuldigen, sondern auch mit Ihrer gewohnten aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Person, die so auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit sie mich fesselt, einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältnis, wie das hier geschilderte, erklären. Diese Person befindet sich jetzt in Berlin; wenn Sie sich noch um das Theater bekümmern, werden Sie gewiß von ihr hören. Ich habe aber den Wunsch, daß Sie sie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater sehen möchten. Ich weiß von sonsther, daß Sie auf die äußere Gestalt des Menschen, und mit Recht, einen großen Wert legen. Es ist mir also nichts weniger als gleichgültig, ob und wie diese Fanny Ihnen gefällt. Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu schreiben. Mit dem Sinne für Geselligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich spreche das Wort — selbst vor Ihnen — zitternd aus — ist auch der Sinn für Poesie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römischen, deutschen, italienischen und französischen Dichtern zu lesen. Und wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beispiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann.

Im vergangenen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hand. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wiederfand, und daß

mir überdies manches Inkorrekte, Ultra-Originelle in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichtsdestoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Teil der eingestreuten Gedichte — nicht alle — mich im höchsten Grade anzogen. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes „Buch der Lieder", worin ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist. Ich hörte ja auch schon früher, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher gleich, diese Lieder zu lesen. Mehrere mißfielen mir, weil sie gar zu nachlässig, ich möchte sagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form der Poesie erinnern und einem Tischgespräche ähnlicher sehen als Gedichten. Aber eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; an diesen ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und abends sind sie meiner heutigen Gemütsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darin vertiefen und versenken kann.

Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt.

Ich bewundere in diesem Augenblick den Mut, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe gewiß höchst unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich verjüngt fühlte — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine sympathisiere! Sie sind aber die ein-

zige Person in der Welt, gegen welche ich das wagen würde. Sind Sie Ihrerseits dieselbe geblieben — und wie sollte ich es bezweifeln? — so belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder strafenden Brief in der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, Ihrer Gemütsstimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Wehe steht! Wir beide dürfen uns nicht trennen, so lange wir atmen, schlagen Sie zu und stillen Sie bald die Sehnsucht Ihres treuen Freundes

Gentz."

Rahel beantwortete diesen Brief des geistreichen, aber törichten Greises mit freundlichster Nachsicht und unbegreiflichem Eingehen auf seine Wünsche. Unter anderem schrieb sie: „Ja, Sie sind wieder jung und glücklich, Sie haben eine reizende Geliebte und einen treuen Freund, nämlich mich. Alle Ihre Jugendschwächen vergebe ich Ihnen, weil Sie ein echtes Kindergemüt haben. Sie werfen sich wie Goethes Tasso in die Hände, an den Busen der Menschen — gut, daß ich Ihnen sagen kann, einen besseren Busen als den meinigen gibt es nicht."

Darauf erhielt sie folgenden Brief von Gentz: „Ihrer herrlichen Antwort, meine unvergleichliche Freundin, verdanke ich eine frohe Stunde, mein Herz fühlt sich wieder mehr als jemals zu Ihnen hingezogen wegen der zärtlichsten Freundschaft, womit Sie meine Geständnisse aufgenommen haben. Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihres ersten Begegnens, Ihre Teil-

nahme an Fannys Triumphen haben mich tief gerührt und wirklich ganz berauscht. Eine Freundin wie Sie gibt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indessen nicht verbergen, daß einige Stellen Ihres Briefes mich, ganz ohne Ihren Willen, sehr betrübt haben, namentlich war es für mich ein Seelenstich, daß Sie sich darüber wundern, wie ich Fanny nach Berlin reisen lassen konnte, auch beunruhigt es mich peinlich, daß Sie von großen Engagementsanträgen für sie reden.

Ich habe zwar alle erdenklichen guten Gründe zu glauben, daß Fanny nicht leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir entfernt. Wenn Sie unser Verhältnis kennten und Umstände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen möchte, so würden Sie diesen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art sein, daß ich selbst aus Gewissenhaftigkeit ihr zureden müßte, sie anzunehmen. Die bloße Erwähnung dieser Gefahr erschreckte mich so sehr, daß sie den wonnevollen Eindruck Ihrer übrigen Mitteilungen zerstörte und mir eine trostlose Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem vorigen Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit diesem Verhältnis auf sich hat, dennoch wagte ich nicht, Ihnen das Innerste meines Herzens aufzuschließen. Doch werden Sie, teuerste Freundin, gewiß entdeckt haben, daß alle Leidenschaften, die darin gekocht haben — und seit zwanzig Jahren glaubte ich völlig davon befreit zu sein — Kinderspiele waren

gegen die Glut, welche Fanny in mir entzündete. Jetzt nachdem Sie sie gesehen und ihre Reize kennen gelernt haben, werden Sie es sehr natürlich und glaublich finden, daß sie nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für einen, und die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen, sie verschmähte alle und wählte mich, obwohl ich ihr weder Jugend, noch Schönheit, noch Reichtum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperson, gewinnen konnte, anzubieten hatte. Ich gewann sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahnte sie nicht, daß es eine solche Liebe gäbe; sie hat mir hundertmal gesagt, daß ich ihr durch die Art, wie ich von dem ersten Augenblick an mit ihr umging, einen tiefen Eindruck gemacht hätte.

Es versteht sich von selbst, daß ich nie den törichten Anspruch machte, von ihr Gegenliebe, im engeren Sinne des Wortes, zu erwarten (denn mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht), ich bildete mir nie ein, daß sie sich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — so wie dem Menschen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt, — dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte und heute, wenn mich nicht alles trügt,

schwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie nun, was es heißt, eine Leidenschaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Ansprüchen, so belohnt zu sehen! Denken Sie sich la satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat wie Sie und ich! Denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umgangs mit einer Person, an der alles mich entzückt, in deren Augen, deren Hände, in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin — ich erziehe sie mit väterlicher Sorge, sie ist mir zugleich Geliebte und ein freues Kind — die unerschöpflichsten Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden. Es ist eine wahre Anadyomene, eben dem Meere entstiegen, um die Sterblichen zu beglücken. Sie werden Sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr so oft wie ein fast wundervolles Wesen geschildert habe, notwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu zähmen; es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urteil über mich wird großen Eindruck auf sie machen. Sie erzeigen mir eine wahrhaft unvergeßliche Wohltat, wenn Sie sie beschwören, sobald als irgend möglich zurückzukehren, denn ich kann, wie Sie richtig erraten haben,

die Qual ihrer Abwesenheit kaum noch länger ertragen. Meine liaison mit ihr ist in Wien so allgemein bekannt und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, so wenig gemißbilligt, daß ich mir keinen Zwang mehr auflegen und freier mit ihr verkehren werde. Auch Fürst Metternich weiß darum und beglückwünschte mich neulich, als ich ihm zu seiner Verlobung mit der schönen Melanie Zichy gratulierte.

Ich betrachte Fanny wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht — habe ich recht oder unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig." — —

Rahel antwortete in einer Weise, die ganz geeignet war, die Geliebte in den Augen von Gentz noch höher zu heben. Die Schilderungen der Triumphe, welche dieselbe in Berlin erlebte, schmeichelten dem alten Verehrer bis ins Innerste, denn die Eitelkeit war bei ihm, wie bei den meisten Menschen, der Untergrund der Liebe. Der Beifallssturm, den Fanny Elsler 1830 in Berlin hervorrief, fand in allen Residenzen Widerhall, sie errang sich einen europäischen Ruf als beste Tänzerin. Neben ihr wurde auch ihre Schwester Therese hochgefeiert, die nur zwei Jahre älter war als sie und ebensoviel eigenartige Schönheit besaß. Beide waren ganz ungewöhnlich groß und schlank, aber doch füllereich. Ihre Prachtgestalten erinnerten an das hellenische Dioskurenpaar — ins Weibliche übertragen. Sie wurden in die vornehmsten Gesellschaften geladen und mit Hul-

digungen überschüttet. Beide verstanden sich auch in reizendster Weise auf die Kunst, sich vorteilhaft zu kleiden. Namentlich erzählte Frau von Varnhagen, daß Fanny eine Meisterin der Toilette gewesen sei. Sie nähte mit ihren zierlichen Händen sogar selbst die sämtlichen Kostüme und Putzgegenstände für sich und ihre Schwester. Bei einem Besuche, den Rahel ihr im Gasthofe abstattete, fand sie sie in einem Chaos von Tüll, Band, Blumen und Draht, woraus sie bezaubernde Anzüge schuf.

Frau von Varnhagen setzte ihrem Bericht mit ihrer liebenswürdigen naiven Selbsterkenntnis die Bemerkung hinzu: „Ich halte ungeheuer viel auf guten Anzug, bin aber selbst immer schlecht angezogen."

Therese Elsler ordnete sich ihrer Schwester immer unter auf der Bühne, sie betrachtete sich gleichsam nur als Stützpunkt für die malerischen Stellungen, in denen Fanny so Großartiges leistete. Es soll ein bezaubernder Anblick gewesen sein, die beiden Göttergestalten, die aus rosenrotem Marmor gebildet schienen, in ihren Umschlingungen zu betrachten. Fanny gab durch ihre durchgeistigten Darstellungen dem Ballett beinahe die Bedeutung einer Tragödie. Obwohl sie immer stumm blieb, redete sie oft die Sprache der Seele und rief die Regungen der innigsten Rührung hervor. Als Esmeralda hatte sie namentlich echt dramatische Effekte, wenn sie die Liebesvergötterung für den schönen Phöbus zum Ausdruck brachte.

Unter der großen Anzahl von Berliner Ver-

ehrern fand sich übrigens keiner, der ihr Herz in Mitleidenschaft zu setzen vermochte, während ihre Schwester dem Liebeswerben des Prinzen Adalbert von Preußen Gehör schenkte. Sie verließ seinetwegen die Bühne und wurde später morganatisch mit ihm getraut, wobei sie den Titel „Baronin von Barnim" erhielt. Durch den frühen Tod ihres einzigen Sohnes gestaltete sich jedoch ihr Leben sehr trübe, beständig schwarzgekleidet, führte sie in dem stillen Palais des Prinzen Adalbert am Leipziger Platz in Berlin eine melancholische Existenz. Nach dem Tode ihres Gemahls kehrte sie zu ihrer berühmten Schwester nach Wien zurück, wo sie gestorben ist.

Gentz starb am 9. Juni 1832.

Fanny Elsler hat, nachdem sie die berühmteste Tänzerin ihrer Zeit war, die Bühne verlassen und sich verheiratet. Sie lebte in ihrer prächtigen Villa „Fanny" in Meran mit ihrem Schwiegersohn und ihrer Enkelin.

Fürst Felix Lichnowski und die Herzogin Dorothea von Sagan.

In dem schönsten Teil von Oesterreich-Schlesien bilden die Ausläufer der Karpathen ein Hügelland, das von den beiden kleinen Flüssen Oppa und Mora durchschnitten wird. Die Stadt Troppau liegt in der Ebene dieser reizenden Landschaft, und ungefähr eine Meile davon entfernt, wo die Berge sich nicht mehr Hügel nennen lassen, sondern schon sehr stattliche Höhenzüge bilden, liegt das Schloß Grätz.

Es ist ein Allodialgut der fürstlichen Familie von Lichnowski, ein weitläufiges kolossales Mauerwerk, ohne eigentlichen Baustil. Der Park ist von überraschender Schönheit, er erstreckt sich über Berge und Täler bietet überall die herrlichsten Aussichtsplätze und beweist, daß ein Künstlerauge die Herstellung seiner Anlage bewacht hat.

Schloß Grätz war einst der Lieblingssitz des Fürsten Felix Lichnowski und wurde seine Grabstätte.

Unter den ererbten Familiengütern gab es größere und schönere Schlösser, namentlich die Majorate Kuchelna, Bolatitz, Grabovka und Kreuzenort, aber Fürst Felix zog das Schloß Grätz vor,

wegen der romantischen Umgebung und wegen der historischen Erinnerungen, die sich daran knüpften. Hier war im vorigen Jahrhundert ein Sammelplatz der hocharistokratischen Gesellschaft von Wien gewesen.

Die Fürsten Lichnowski schwärmten von jeher für Glanz, Schönheit und Kunst. Einer aus ihren Reihen ist in der musikalischen Welt unsterblich geworden, weil er Beethovens Freund und Beschützer war. Dafür wurde ihm von dem großen Tondichter ein Denkmal gesetzt durch die Dedikation seiner Sonaten. Alle Klavierspieler lesen diesen Namen mit Andacht, und er wird auf den herrlichen Tonwellen durch alle Zeiten fortgetragen.

Fürst Felix hat im Schlosse zu Grätz wahrscheinlich seine glücklichsten Tage verlebt. Er ruhte dort aus, wenn er von seinen abenteuerlustigen Weltfahrten müde geworden war. Er beschrieb dieselben, indem er zu schriftstellern versuchte, wie sein geistreicher Standesgenosse, der Fürst Pückler-Muskau, ebenso keck, wenn auch nicht ebenso gut. Er hatte auch, wie dieser, vergebens nach Eldorado gesucht, um die Verschwendung wieder gutzumachen, die er nicht abzulegen vermochte.

Die Reisebeschreibungen, die Fürst Felix entworfen hat, beweisen, daß er ein originelles Talent besaß, aber noch mehr jugendliches Feuer und Tatendrang. Er hätte im Mittelalter leben müssen; Kreuzzüge, Turniere, Frauendienst und Minnegesang würden einen berühmten Ritter aus ihm gemacht haben.

In der Neuzeit erinnerte er ein wenig an den veralteten Rittergeist des armen Don Quichotte — nur daß er nicht von dessen „trauriger Gestalt" war, sondern ein fröhlicher Göttersohn, voll Jugend und Männerschönheit, wie nur ein Alkibiades sie besaß.

Als Fürst Felix von seinen spanischen Abenteuern, die er für Don Carlos bestand, zurückkehrte, blieb er nicht lange in Grätz, sondern ging nach Berlin, wo er sehr bald eine der interessantesten Zelebritäten wurde. In Sternbergs „Erinnerungen" aus jener Zeit wird er eingehend geschildert, doch ist augenscheinlich die Feder des geistreichen Salonschriftstellers, in das Gift des Neides und der Verkleinerungssucht getaucht gewesen. Er war damals auch jung, schön, vornehm und ein fleißiger Schriftsteller, erntete aber nicht zum vierten Teil den Beifall, den Fürst Felix spielend davontrug.

Baron Sternberg schrieb über ihn: „Bei allen vornehmen Damen findet man den fürstlichen Flegel Lichnowski. Er strebt stets danach, Aufsehen zu erregen und scheint es als ein geeignetes Mittel anzusehen, möglichst unverschämt und tolldreist aufzutreten. Bei der Gräfin Ida Hahn-Hahn traf ich ihn neulich auf zwei Stühlen liegend und seine Lackstiefel mit Liebesblicken betrachtend. Man sagt, daß sein Kopf so leer ist wie sein Beutel; das einzige, was er aus dem Grunde versteht, ist Geld auszugeben. Hoffentlich wird er nächstens Schulden halber festgesetzt — wenn nicht etwa eine befreiende Gottheit in sein Leben tritt — eine solche soll schon aufgetaucht sein, wie man sich zuflüstert." — Sternberg

hatte nämlich ebenfalls Schulden, aber für ihn stand damals noch keine Hilfe in Aussicht, später empfing er jedoch solche aus weiblicher Hand.

Die Gottheit des Fürsten Lichnowski war niemand Geringeres als die Herzogin Dorothea von Sagan. Sie verweilte damals oft in Berlin und bewohnte ihr Palais Unter den Linden, dasselbe Haus, welches jetzt Eigentum der russischen Botschaft ist. Es war feenhaft eingerichtet, denn wohin ihr Fuß trat, entstanden Glanz, Pracht und Anmut. Wenn man durch die lange Reihe der herrlich eingerichteten Gemächer schritt, gelangte man in ihr Boudoir, das mit orientalischem Luxus ausgestattet war und einen passenden Rahmen um ihre imponierende persönliche Erscheinung bildete. Geblendet und entzückt mußte jedes Auge sie betrachten. Die schönen Formen ihrer Gestalt und die blumenhafte Frische ihres Gesichts hätten allein schon Bewunderung erregen können, aber der edle Schnitt des Profils, der kleine rote Mund mit den echten Perlenzähnen, die Fülle der dunkeln Haare und vor allem die großen strahlenden Augen machten doch erst ihre unvergleichliche Schönheit aus.

Zu diesen Reizen des Körpers denke man sich noch die geschmackvollste Toilette, eine vornehme Einfachheit, ein nicht Zuviel an Putz, ein wahrer Kunstsinn in Seide, Samt und Spitzen übertragen. Bei den prächtigen Festen des Berliner Hofes überstrahlte sie stets alle anderen Damen, sie sah in ihren Gewändern immer aus wie eine jener Prachtgestalten, die Paolo Veronese malte. Hermelin und Purpur

waren ihre natürlichste Gewandung, und auf dem weißen Samt ihrer Haut nahm sich der Glanz echter Perlen am bezauberndsten aus.

Sie trug deshalb auch mit Vorliebe ein Perlenhalsband in mehreren Reihen; an dasselbe knüpfte sich eine historische Anekdote. Daß die unvergleichliche Schönheit der Herzogin Dorothea auch eine unverwelkliche war, konnte die Menge nicht glauben und liebte es, sich die albernsten Märchen über einen „falschen" Hals aufbinden zu lassen. Als einstmals das Perlenhalsband sich löste und zur Erde fiel, drängten sich Neugierige hinzu in der festen Ueberzeugung, daß der falsche Hals ebenfalls niederfallen würde, denn das Halsband galt für dessen Befestigungsmittel. Die schöne Fülle von Hals und Schultern verblieb der Herzogin bis in ihr Alter. Sie trug auch sogar niemals falsche Zähne oder Haare, sondern besaß die weißesten Zähne und die schwärzesten Haare, als sie schon nicht mehr jung war.

Und sie war nicht mehr jung, als sie die Gottheit des Fürsten Felix wurde. Aber sie war doch noch sehr schön und geistreich.

Schönheit und Geist sind zwei Kronen, die sich selten auf einem Haupte vereinen.

Schöne Frauen gelten meistens für geistlos, und häßliche haben das Vorrecht, für geistreich gehalten zu werden.

Es muß etwas Wahres in einer so allgemeinen Annahme liegen.

Daß es zahlreiche Beispiele gibt von schönen Frauen, die doch auch geistreich waren, bedarf kaum

eines Beweises: Aspasia, Julie Récamier und Henriette Herz. Aber die häßlichen Frauen, wie Rahel von Varnhagen, Frau von Staël und Aurora Dudevant sind durch ihren Geist doch viel berühmter geworden als jene durch ihre Schönheit. Der Geist der schönen Herzogin von Sagan erregte schon frühzeitig die Bewunderung von klugen Männern.

Der französische Geschichtschreiber Villemain, der sie in ihrer ersten Jugend in Paris näher kennen lernte, schrieb über sie: „Ihr Geist besitzt eine Frühreife, eine Universalität, die mich in Staunen versetzt. Alle ihre Argumente überzeugen mich, sie ist ein vollendeter weiblicher Diplomat. Die lebhaften feinen Wendungen ihres Stiles, die scharfsichtigen gewandten Auseinandersetzungen ihrer Ansichten verfehlten niemals ihre Wirkung."

Die schöne geistreiche Diplomatin nahm damals tätigen Anteil an der schlauen Weltregierung ihres berühmten Onkels, des Fürsten Talleyrand. Sie entwarf für ihn politische Dekrete und diskutierte mit ihm darüber, ehe sie in offizielle Kanzleien gelangten.

Die regierenden Herren, welche damals zu ihrem Leidwesen Gesetze von Talleyrand empfingen, ahnten nicht, daß eine kleine Frauenhand sie an unsichtbaren Fäden lenkte!

Die Herzogin von Sagan hätte eigentlich einen Thron besteigen müssen, sie würde alsdann von den berühmtesten Herrscherinnen, Elisabeth von England und Katharina von Rußland, nicht übertroffen worden sein.

Zur Zeit ihrer Geburt, am 21. August 1793, trug ihr Vater übrigens noch eine Krone, wenn er auch nicht mehr auf einem Throne saß. Herzog Peter von Kurland übergab erst 1795 seine Souveränitätsrechte an Rußland. Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Kummer über seinen politischen Mißerfolg ihn einem frühen Grabe zuführte. Dorothea war das letzte Kind ihrer Eltern und wurde in der trübsten Zeit ihres Lebens geboren. Ihre Mutter, die einst so gefeierte schöne Herzogin von Kurland, hatte sich nach Berlin begeben, um sich den Unruhen in der Heimat zu entziehen, während der Herzog, ihr Gemahl, noch in der Umgebung des unglücklichen Königs Stanislaus August in Warschau verweilte.

Dieser wurde von der jungen Mutter in rührendster Weise aufgefordert, Patenstelle bei dem erwarteten Kinde zu übernehmen, aber er lehnte es ab, weil seine Name demselben nur Unglück bringen könne. Die Taufe der erstgeborenen Kinder des herzoglichen Paares war stets ein Freudenfest gewesen; patriotischer Enthusiasmus des Landes und aller Glanz des Hofes hatten um die Wette gestrebt, die Feier zu verherrlichen. Ohne Sang und Klang wurde dieses letzte Kind in Berlin getauft unter den Tränen seiner Mutter und den Klagen seines Vaters.

Die kleine reizende Dorothea trug indessen keine Spuren der düstern Wolken ihrer ersten Lebenszeit an sich, sie erblühte wie eine frische Rose auf den Trümmern ihres regierenden Hauses. Kaum sieben Jahr alt, verlor sie am 12. Januar 1800 ihren

Vater. Indessen hatte er ein so bedeutendes Allodialvermögen hinterlassen, daß der fürstliche Glanz der Familie keine Verminderung erlitt.

Seine noch jugendliche Witwe zog mit ihren vier heranblühenden Töchtern nach ihrem Privatbesitz, dem Schlosse Löbichau im Fürstentum Altenburg, wo sie sich einen wahren Musentempel gründete. Alle Künstler und Dichter lud sie zu sich ein, alle Fürstlichkeiten kamen von nah und fern, um sie und die Schöpfungen ihres Kunstsinns zu bewundern. Löbichau wurde ein zweites Weimar und fand seinen Historiographen in dem damals gefeierten Sänger der Urania, Tiedge, ein beständiger Gast der Herzogin von Kurland. Durch ihre Schwester Elise von der Recke, deren Dichterfreund er war, hatte er Heimatsrechte in Löbichau gefunden. Nächst ihm stand Jean Paul dort in hoher Gunst.

Die drei ältesten Töchter der Herzogin verheirateten sich frühzeitig, so daß sie mit der viel jüngeren Prinzeß Dorothea längere Zeit allein in Löbichau lebte, einzig darauf bedacht, ihre Erziehung zu vollenden. Doch unternahm sie auch größere Reisen. In der Schweiz war sie die erste Besucherin von Interlaken und vom Rigi. In Petersburg blieb sie mehrere Monate und wurde vom Kaiser Alexander I. sehr ausgezeichnet, auch in Paris verweilte sie, wo Napoleons Glanz ihre leichtbewegliche Phantasie mächtig erregte. Sie soll damals gesagt haben: „Das ist ein Mann, den ich heiraten könnte, obwohl ich meinen Titel als Herzogin von Kurland nicht gern aufgeben würde!" Nach einer solchen

Aeußerung läßt es sich begreifen, daß sie so rasch einwilligte, ihr jüngstes Töchterchen mit einem der Anhänger des Eroberers zu vermählen.

Auf der Rückreise von Erfurt begriffen, überraschte der Kaiser Alexander die Herzogin von Kurland mit einem Besuche in Löbichau und erklärte ihr, daß er als Freiwerber für den Grafen Perigord, den Neffen des allmächtigen Fürsten Talleyrand, um die Hand der kleinen Prinzessin Dorothea komme. Diese war kaum sechzehnjährig, eine grüne Knospe, deren Schönheitsblüte sich noch ganz verhüllte. Sie war sehr mager und glich mit ihren großen Augen beinah einem Vögelchen, das zu früh aus dem Neste kroch. Sie erzählte oft selbst, daß sie sich damals mitleidswert gefunden habe. Schon am 23. April 1809 wurde sie mit dem Grafen Edmund Talleyrand-Perigord in Frankfurt am Main durch den berühmten Dalberg getraut.

Das junge Paar — der Mann war nur sechs Jahre älter als die Frau — hatte schon 1811 den ersten Sohn und 1813 den zweiten. Die Ehe schien anfangs eine glückliche zu sein, doch traten später Anzeichen vom Gegenteil hervor, und es fand sogar eine Trennung statt. Fürst Talleyrand scheint seinem Neffen die Schuld davon beigemessen zu haben, wenigstens ernannte er nicht ihn, sondern seine Gemahlin zur Universalerbin. Ein Vermögen von achtzehn Millionen Franks war wohl geeignet, die Verhältnisse der Herzogin von Dino, so hieß Dorothea damals, umzugestalten. Sie beeilte sich, die Herrschaft Sagan für sich anzukaufen, die im Besitz ihrer

älteren Schwester war. Diese verheiratete sich später mit einem Grafen von Schulenburg. Ihre beiden andern Schwestern waren die Herzogin Johanna von Azarenza und die Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen.

Als Herzogin von Sagan lebte Dorothea meistens in Deutschland und kehrte nur noch als Touristin nach Frankreich zurück. Das schöne Schlesien schien ihr eine liebe Heimat geworden zu sein. Sie schmückte das Schloß Sagan mit allen Schätzen der Kunst aus, und ließ es zu einem Asyl für auserwählte Geister werden, wie einst Löbichau es unter der Herrschaft ihrer Mutter gewesen war.

Unter den Gästen, die alljährlich gern in Sagan verweilten, waren namentlich der feingeistige König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin, der ritterliche Prinz von Preußen — Kaiser Wilhelm — und Prinz Karl mit ihren Gemahlinnen, den beiden Prinzessinnen, die, an Weimars Musenhof erzogen, in Sagan interessante Reminiszenzen daran vorfanden. Wie am Hofe von Ferrara wandelte man dort unter Palmen und Lorbeeren.

Auch ein Dichter aus dem preußischen Königshause, Prinz Georg, der unter dem Namen Konrad schrieb, empfing dort seine ersten Schaffungsanregungen und wurde von der Herzogin Dorothea, obwohl er damals mehr der Musik huldigte, sehr bald als schriftstellerisches Talent anerkannt. Als ich ihn einst befragen durfte, wodurch ihre Schönheit sich hauptsächlich ausgezeichnet habe, sagte er: „Durch die wunderbaren Augen, denn sie waren voll Sonnenschein."

Kein Künstler in Farben und Marmor vermag solche Augen darzustellen, nur des Schöpfers Hand kann das Himmelslicht der Seele auf kurze Zeit der Erde verleihen.

Die Bildnisse der Herzogin Dorothea genügen deshalb sehr selten denen, welche sie persönlich gekannt haben, doch enthalten sie alle immerhin einige charakteristische Züge von ihr, und es wäre gewiß ein sehenswertes Schönheitsalbum, wenn eine Sammlung davon veröffentlich werden könnte. Es existiert nämlich eine solche in Privatbesitz, worin vom Kindesalter bis zu den letzten Lebensjahren Porträts von Dorothea enthalten sind. Ganz besonders reizvoll sind die Bilder, welche den Uebergang der kindlichen Züge zu der reich entfalteten Frauenschönheit bilden, die hier bereits geschildert wurde.

Die sommerlichen Feste in Sagan hatten einen europäischen Ruf, namentlich weil die Herzogin alle Zaubermächte von Kunst und Natur dabei mitwirken ließ. Die Musikaufführungen im Park in milden Mondscheinnächten waren besonders genußreich. Zu ihnen gesellte sich dann oft noch eine prachtvolle Illumination, deren Anblick märchenhaft schön war, brennende Blumen, glühende Edelsteine und bunte Schmetterlinge wurden durch die zahllosen farbigen Lämpchen hergestellt. Der Feuerschein der Fackeln mischte sich mit dem Silberglanz des Mondes und beleuchtete die heitern Gruppen der Gesellschaft, die zuweilen im Freien lagerten, tanzten oder paarweise durch die flimmernden Gartenwege schlüpften. Man konnte sich einbilden, den alt-französischen Roman

von der „Rose“ lebendig geworden vor sich zu sehen. Das Glück der Liebe in seiner duftigsten Fülle schien überall aufzublühen.

Unter den reizenden Damen bewegte sich auch die Gräfin Rossi als eine der vornehmsten, man merkte es ihrer edelstolzen Haltung nicht an, daß sie als Henriette Sontag die Berliner und die ganze Welt entzückt hatte. Neben ihr strahlte Gräfin Berg, die einst als Fräulein von Berlepsch den Kurfürsten von Hessen heiratete. Viel schöner als alle Anwesenden war die Generalin von Pfuel, einst Fräulein von Alvensleben, geschiedene Regierungsrätin Wahlert, eine Gestalt wie Rubèns sie malte.

Unter den Kavalieren war Felix Lichnowski die glänzendste Erscheinung; er bildete den Mittelpunkt in der Gesellschaft, und es dachte niemand daran, die unmögliche Rolle eines Rivalen neben ihm zu übernehmen. Er stand damals im Zenith des Glücks, jenem Brennpunkt, der durch das Zusammenwirken von Jugend und Liebe entsteht.

So lange die Welt steht, ist die Liebe wahrlich oft genug geschildert worden, und doch läßt sich immer wieder etwas Neues über sie sagen, weil sie der subtilsten Verfeinerung fähig ist und wechselnde Gestalten annehmen kann, wie ein Wölkchen, das im Aether verschwimmt.

Das Gefühl, welches zwischen der Herzogin und dem Fürsten entflammt war, vereinigte die zartesten Nuancen des ewigen Martyriums der Liebe. Die mächtigste Empfindung des Frauenherzens ist die [illegible]terliebe; die Sorge für einen Unglücklichen und

das Bewußtsein, ihm wohlgetan zu haben, sind oft schon die Anfänge einer mütterlichen Empfindung.

Durch die Hilfe, welche die Herzogin dem jungen Fürsten bringen konnte, durch die Befreiung von einer niederdrückenden Schuldenlast, hatte sich ein wohlwollendes Interesse in ihr geregt. Die Art seiner Dankbarkeit — nur edle Herzen sind erkenntlich für empfangene Wohltaten — erwärmte sie noch mehr für ihn. Er widmete ihr einen wahren Kultus, sie war für ihn wirklich die Gottheit, die ihm die goldene Pforte des Reichtums und der Freiheit aufgetan hatte. In ihrem Tempeldienst streifte er die Schlacken ab, die ein verkehrtes Weltleben ihm anheftete. Beide dachten anfangs das Ideal einer Seelenfreundschaft bei sich zu verwirklichen, wie der poetische Philosoph Plato sie sich als Phantasiebild ausgedacht hat. Aber sie vergaßen, daß eine solche Freundschaft die Liebe ohne Flügel ist, die zuerst als milder, tröstender Genius erscheint, sich jedoch oft in einen Dämon verwandelt, der die Herzen zerreißt und Stürme heraufbeschwört.

Einstmals hatte Fürst Felix die Herzogin eingeladen, seinen Lieblingssitz, Schloß Grätz, in Augenschein zu nehmen. Er machte den Wirt in glänzender Weise, Feuerwerk, Musikfeste und Jagdpartien erfreuten die Gäste mehrere Tage hintereinander. Als er mit der Herzogin wieder allein war, überreichte er ihr eine gerichtliche Schenkungsurkunde und begrüßte sie als Herrin von Schloß Grätz. Sie fügte sich willig in seine Anordnungen, denn sie begriff sogleich, daß es für ihn eine Satisfaktion sein würde,

nicht mehr als Schuldner ihr gegenüber zu stehen, sondern die Geldopfer, die sie ihm gebracht hatte, auf diese Weise zu ersetzen. Sie richtete nun ihrerseits das Schloß noch prachtvoller ein als zuvor und verlebte in jedem Herbst dort ein genußreiches Stillleben. Wie wenig ahnte sie, daß die heitern Räume bald ein Trauerhaus werden sollten!

Als Fürst Felix Lichnowski an der Seite seines Freundes Auerswald am 18. September 1848 von der Hefe des Volkes zu Tode gequält worden war, ließ die Herzogin alle Erinnerungszeichen an dies grauenhafte Ereignis sorgsam aufsuchen und nach Grätz bringen, wo sie pietätvoll diese Reliquien seines schmerzhaften Leidens aufbewahrte. Die blutigen Kleider, das zerfetzte Batisthemd, dessen Manschette die zerschmetterte Hand bedeckt hatte, der zertretene Hut, ein Scheibchen Holz aus der Pappel, an die er sich lehnte, um den Rücken zu decken, ein Stückchen Mauerstein aus dem Keller, wohin die Menschenmeute das edle Wild jagte, und endlich die welken Totenkränze, die in Frankfurt am Main sein prächtiges Begräbnis geschmückt hatten — alles das betrachtete ich einst mit tiefster Erschütterung.

Unter dem lebensgroßen Bild des Fürsten, das ihn in der ganzen Fülle von Jugend und Schönheit darstellt, liegt seine Totenmaske, die edlen Züge verklärt von überwundenem Schmerz — verkörperter Tragik! Daneben ist auf schwarzen Samt gebettet, von weißem Marmor gebildet, die schöne, echt aristokratische linke Hand aufbewahrt, die rechte ward zer-

fleischt bei der verzweifelten Gegenwehr des unglücklichen Fürsten. Die Tagebücher und Briefe liegen sorgfältig geordnet in gläsernen Schreinen. Jedes noch so kleine Andenken ist in dieser melancholischen Erinnerungswelt mit liebevollster Wertschätzung behandelt worden.

Länger als vierzehn Jahre betrauerte die Herzogin von Sagan diesen furchtbaren Unglücksfall; am Todestage des Fürsten Felix Lichnowski, am 18. September 1862, starb sie.

Graf Walewski und Rachel Felix.

In einem unbekannten Dorfe an der Schweizer Grenze, aber noch auf französischem Boden, wurde am 28. Februar 1821 in einer armen herumziehenden Elsasser Judenfamilie ein Kind geboren, dem die Kronen des Ruhmes zufallen sollten. Der Geist, dessen Glanz und Kraft die Welt der Kunst umgestalteten, war nur ein schwaches Fünkchen, als er ins Leben trat. Die kleine Rachel Felix lag mehrere Tage fast leblos in ihrer Wiege und die Eltern weinten schon über ihren Tod. Doch glimmte dies Fünkchen weiter und bewies die Unrichtigkeit der Theorien jener Kraft- und Stoffgelehrten, die aus der Materie den Geist entwickeln wollen. In bitterer Armut, ohne stärkende Nahrung, ohne Pflege, entfaltete sich die Menschenknospe zur vollsten schönsten Blüte.

Rachel Felix hatte viele Geschwister, die sie liebten wie ein Spielzeug; ihre Wiege war eigentlich ein kleiner Wagen, den sie als geduldige Gespanne auf der Landstraße zogen. Auf diese Weise gelangte hel mit ihrer Familie nach Paris. Als sie einige e alt war, mußte sie auf den Straßen singen

und Almosen einsammeln, wie ihre übrigen Geschwister. Einst fiel ihr die Ballade vom ewigen Juden in die Hände; sie konnte eben erst lesen, aber sie begann sie herzusagen und alle Umstehenden gerieten in Erstaunen über den tragischen Ausdruck in der Stimme des Kindes. In den Kaffeehäusern niederen Ranges wurde die kleine Rachel förmlich Mode wegen ihres deklamatorischen Talentes, man nannte sie nur die kleine Schauspielerin und überhäufte sie mit Lobeserhebungen. Von Natur träumerisch und traurig, wurde die Kleine davon doch erheitert und angeregt. Ein Lächeln der Freude umschwebte den kleinen Mund und ein Blick des Stolzes blitzte aus den großen Augen, wenn ihre Leistungen Beifall errungen hatten; man vergaß, daß sie häßlich war, wenn ihr mageres, blasses Gesichtchen auf diese Weise sich belebte.

An einem kalten Januartage ging Choron, ein berühmter Kirchensänger, gerade vorüber, als Rachel versuchte, ihr Publikum zu erwärmen und die erste kleine Münze zu verdienen; sie war ganz blau vor Kälte und sah ganz erbärmlich aus. Ihr Stimmton schlug an das feine Ohr des vorübergehenden Musikers. Erstaunt blieb er stehen und fragte sie, wo sie die Lieder gelernt hätte. „Gelernt?" fragte sie „nun, wo anders als auf der Straße; wenn jemand singt, passe ich auf und wiederhole es, so gut es gehen will."

„Dich friert wohl sehr?" fragte der mitleidige Musiker.

„Mich hungert noch mehr," flüsterte die Kleine und schlug die Augen nieder, weil sie nicht um Brot bitten mochte.

„Möchtest du ordentlich singen lernen?"

„O, wie gern!" rief sie freudig und ergriff die Hand des menschenfreundlichen Künstlers, der ihr Schicksal repräsentierte. Wäre er nicht an jenem winterlichen Sonntagmorgen ihr begegnet, so hätte sie wahrscheinlich nie den Weg auf die Höhen des Lebens gefunden, sie wäre gewiß verkümmert und verkommen.

Choron nahm sie mitleidig bei sich auf, nachdem er ihre Eltern aufgesucht und um Erlaubnis gefragt hatte. Er gewährte ihr die Wohltat einer guten Erziehung und unterrichtete sie selbst in der Musik. Sie war glückselig, daß sie lernen konnte, sie genoß es wie ein Vergnügen; sie überraschte ihre Lehrer immer von neuem, durch ihren Eifer, ihre Sanftmut und ihre Ausdauer. Choron sagte oft: „Ihr werdet sehen, daß meine kleine Jüdin es noch einmal weit bringen und mir Ehre machen wird."

Er irrte sich nicht in seiner geliebten Schülerin, aber er sollte es nicht erleben, daß seine Prophezeiung in Erfüllung ging. Er starb plötzlich und seine Musikschule wurde aufgelöst; Rachel war in Verzweiflung, sie legte eine ihrer Haarlocken in den Sarg ihres Lehrers und weinte unaufhörlich. Das feinfühlende Kind begriff nur zu rasch das Trostlose seiner Lage. Die Rückkehr ins elterliche Haus war furchtbar. Verwöhnt und gebildet durch die Sorg-

falt ihres Wohltäters, paßte Rachel allerdings noch weniger wie früher in dasselbe.

Die erste Not ihrer Kindheit, der Broterwerb, wurde ihr jetzt noch drückender gemacht; sie konnte nicht mehr auf der Straße singen und war zu gebildet, um Dienstmädchen zu werden. Auch ihr Aeußeres bot Gefahren dar, an die sie jedoch in ihrer Unschuld nicht dachte. Sie reifte zur Jungfrau heran. Ihre schlanke Gestalt entwickelte bereits eine Anmut und Biegsamkeit, wie sie nur der begabten Weiblichkeit eigen ist, ihr bleiches Gesicht hatte einen Ausdruck von hinreißender Schönheit, ohne irgendwie schön zu sein, namentlich waren es die Augen, die in reizendem, wechselvollen Glanz leuchteten, wenn sie aufgeregt oder traurig schien.

Peinlich bewegt von der Ungewißheit ihrer Lage, von ihren Eltern zum Gelderwerb dringend aufgefordert, weigerte sie sich eines Sonntags, dieselben auf ihren Ausgängen zu begleiten, und blieb allein zu Hause. In einer benachbarten Trödelbude wohnte ein alter freundlicher Mann, der ihr zuweilen Bücher borgte. Diesmal gab er ihr einen vereinzelten Band von Racines Werken. „Das dumme Zeug wird dich nicht unterhalten," sagte er.

Aber ein überirdisches Licht ging ihr auf bei dieser Lektüre. Die Gestalt der Hermione, später eine ihrer Hauptrollen, begeisterte sie so, daß sie mit lauter Stimme die Verse hersagte, welche Racine dieser in den Mund legte.

Als die Eltern zurückkehrten, kam ihnen Rachel mit hochroten Wangen und tränenden Augen ent-

gegen, sie schien gewachsen zu sein, ihre Haltung war voll Stolz, ihre Bewegungen voll Anmut und Würde.

„Jetzt weiß ich, womit ich mein Brot verdienen kann, ich will Schauspielerin werden," sagte sie. Ein Bekannter ihres verehrten Musiklehrers war beim Theater als Lehrer angestellt gewesen, zu ihm eilte sie und lernte mit glühendem Eifer. Seine Unterrichtsstunden wirkten bei einer solchen Schülerin vortrefflich, aber er bewunderte ihr Talent so sehr, daß er sich in sie verliebte und sie heiraten wollte. Erschrocken verließ Rachel seine Lektionen und wählte einen anderen Lehrer, der talentvoller und achtungswerter als der vorige war, einen Herrn Saint-Aulaire. Die Fortschritte, welche sie in kurzer Zeit machte, brachten ihr schon einen gewissen Ruf ein; sie erhielt eine Aufforderung, in dem Hotel Castellane mitzuspielen. Die beste Gesellschaft des stolzen Faubourg St. Germain, das der erste Napoleon die Schule der feinen Sitte genannt hatte, wurde für sie eine unersetzliche Lehrmeisterin in den Formen der vornehmen Welt. Rachel, das arme Judenmädchen, lernte dort mit überraschender Schnelligkeit wie sie reden, hören und schweigen, aber besonders auch, wie sie sich bewegen und kleiden mußte, um die Gesetze des guten Geschmackes zu erfüllen. Sie begriff, daß es sich nicht um theatralisches Nachahmen, sondern um Reproduzieren der feinen Sitten handle. Sie verwarf es, Theaterprinzessin zu sein, und bestrebte sich, eine Fürstin der Weltbühne zu werden.

Doch mußte sie vorher noch manche schwere Schularbeit durchmachen. Ihr Lehrer, stolz auf ihr

Talent, unterwarf sie der Prüfung des Conservatoires und sie erlebte den Schmerz, daß man ihre Deklamation zu dreist, zu abweichend vom hergebrachten Ton fand und ihr zumutete, die Rolle der Soubretten in Molières Stücken zu spielen, während ihre ganze Seele danach schmachtete, die Heroinen Corneilles und Racines darzustellen. Dies hohe Ziel sich zu stecken, war nicht allein von ihr ausgegangen, hatte ihr doch einst im Hotel Castellane die Herzogin von Abrantes das prophetische Wort gesagt: „Wer so spielt wie Sie, liebes Kind, ist berufen, das französische Theater zu regenerieren.“ Es hatte anfangs wenig Anschein, daß dies sich erfüllen sollte. Weinend und gedemütigt mußte sich Rachel entschließen, auf ihre hohen Pläne zu verzichten und einen Kontrakt am Théâtre Gymnase zu unterzeichnen, denn sie brauchte zu notwendig Geld zum Leben, und Gelegenheit, sich in ihrer Kunst zu üben. Am 24. April 1839 trat sie zum ersten Male öffentlich auf in der „Vendeerin“, einem Melodrama, nach einem Romane Walter Scotts bearbeitet. Sie war erst sechzehn Jahre, hatte noch rote Hände und große Füße, eine kleine engbrüstige Gestalt und sah beinah auffallend häßlich aus. Der Kopf war zu groß, der Teint zu bleich oder vielmehr zu kränklich, denn wie schön man sein kann, wenn man bleich ist, hat Rachel ja später bewiesen! Die Augen lagen zu tief und die Nase schien zu groß zu sein. Dennoch besaß sie schon den Zauber, das Publikum rühren zu können; man weinte und klatschte um die Wette. Der Erfolg war entschieden. Der Direktor des Theaters benutzte ihn

eine Zeitlang allerdings zu seinem Vorteil, aber er war ein edler, uneigennütziger Charakter, dieser Poirson, dessen Name verdient, auf die Nachwelt zu kommen. Er erklärte der jungen Künstlerin selbst, daß sie zu gut für ein Vaudevilletheater sei, und gab ihr den Rat, sich für die klassische Bühne des Théâtre français auszubilden. Rachel hatte den Mut dazu verloren, nachdem ihre Prüfung am Conservatoire so ungünstig ausgefallen war. Poirson aber ließ nicht nach, sie zu bereden, er führte sie selbst zu Samson, dessen Urteil entscheidend gewesen war. Als dieser sie nochmals geprüft hatte, umarmte er sie mit Tränen in den Augen und bat ihr das Unrecht ab, sie für eine Soubrette gehalten zu haben. Er versprach ihr, sie noch eine Zeitlang zu unterrichten und dann als Heroine auf die klassische Bühne zu bringen. Rachel war überglücklich, sie studierte Tag und Nacht mit dem Fleiß des Genies, der goldene Früchte bringt. Nach Jahresfrist schon wurde ihr gestattet die Andromache zu geben.

Zur ungünstigsten Jahreszeit, in den heißen Augusttagen 1838, wo das ganze glückliche Paris von damals in die Sommerfrische entflohen war, nur hin und wieder einige Habituées, Gewohnheitsmenschen der Kunst im leeren Hause saßen, die Theaterlampen trübe brannten, die Schauspieler sogar sich langweilten, trat sie zuerst auf. Man sah sie kaum an, man gähnte und klatschte aus Mitleid, weil man wußte, es war eine Debutantin, eine der vielen Schülerinnen des Conservatoire, die alljährlich wie Irrsterne über die Bühne gingen, um später

im Vaudeville oder gar im Zirkus mit ihren forzierten Talenten zu glänzen. Nur ein Augenpaar war auf Rachel gerichtet, das sie auf den ersten Blick als eine Theatergröße ersten Ranges erkannte. Es war Jules Janin; ganz zufällig war er an jenem Abend nach Paris gekommen, ermüdet von einer Badereise und gewohnheitsmäßig ins Theater gegangen, ohne etwas zu erwarten als klassische Langeweile, die mehr als jemals über dem Parterre zu lasten schien und nach seiner humoristischen Schilderung sogar den Brummbaß und die Violinen im Orchester erfaßt hatte. Aber schon die ersten Schritte, die Rachel machte, dieses lebensvolle, natürliche Gehen, wo sonst nur der Kothurn und der Stelzenschritt ertönten, weckten ihn aus seinem gleichgültigen Zustande. Er horchte auf, wie vom Blitz berührt, als der Ton ihrer Stimme ihn traf, dieser Stimme, die wie ein Gesang der Seele, alle Klaviaturen der Leidenschaften durchlief. Und nun ihre Haltung, ihr Spiel! Aus dem kleinen magern Mädchen wurde eine Königin, eine Göttertochter.

Der Feuilletonartikel, den Jules Janin am anderen Morgen im Journal des Debats abdrucken ließ, war der Trompetenstoß des Ruhms für Rachel. Er teilte den Franzosen mit, die eine andächtige Verehrung für ihre Klassiker hegen, wenn sie sich auch im geheimen von ihnen gelangweilt fühlen, daß Racine, Corneille und Voltaire neu belebt wären von dem Künstlerhauch einer siebzehnjährigen Debutantin. Nach der eigenen Schätzung des Autors würde ein jedes Journal nur von fünfzig Intelli-

genzen gelesen, aber diese reichten aus, um, wie mit geistigen Telegraphen, den Losungsworten der Kritik überall Eingang zu verschaffen. Das Theater füllte sich, wurde aber nur eine Arena des Kampfes zwischen den verschiedenen literarischen Parteien. Es war die Zeit des Streites zwischen Klassizität und Romantik damals. Victor Hugos Dramen und und Eugène Sues Romane hatten den Anlaß dazu gegeben. Es gab eine mächtige Partei von Intelligenzen, die es mit allen Mitteln verhindern wollten, daß die Klassiker wieder interessant würden.

Trotz aller Bemühungen ihres geistreichen Kritikers blieb Rachel noch im Dunkeln und ihre Vorstellungen brachten wenig ein. Sie erzählte selbst einmal in spätern glänzenden Zeiten, daß sie nur eine sehr geringe Einnahme gehabt und zuweilen Freibilletts zu untergeordneten Plätzen geschenkt erhalten hätte. Einmal wollte sie mit ihrer Mutter dieselben benutzen und putzte sich dazu mit einem von dieser selbst verfertigten Hut von scharlachrotem Sammet mit einer gelben Rose geziert. Sie fand sich sehr distinguiert darin und ihre kleinen Geschwister hatten sie darin bewundert. Aber welche Demütigung harrte ihrer! Der Logenschließer verweigerte ihr den Eintritt. „So angezogen könne sie nur ins Paradies hinaufsteigen," sagte er, „wo die Säulen ihren abscheulichen Hut verdecken würden." Als sie gekränkt sich zum Weggehen umwendete, trat ein alter Herr auf sie zu und sagte respektvoll: „Diesen verachteten Hut wird man später mit einer Ruhmeskrone schmücken; und diese gelbe Rose im

Knopfloch tragen zu können, würde mein höchstes Glück sein." Erstaunt sah ihn die junge Künstlerin an, aber sie war noch zu unschuldig, um diesen Huldigungseifer auszubeuten, und schämte sich ihrer gelben Rose mit Tränen in den Augen. Kaum zehn Jahre später war indessen die Prophezeiung des alten Herrn eingetroffen; Rachel war berühmt, reich, glücklich und — schön geworden. Sie besaß ein Landhaus im Tale von Montmorency und hatte die Freude, ihren Eltern nebst ihren Geschwistern ein glänzendes Los zu bieten, nachdem sie mit ihnen im Elend geschmachtet. — Ungefähr um diese Zeit haben wir im leuchtenden Aufgang ihres Ruhmes sie in Paris gesehen und zwar in einer Hauptrolle der Phädra von Racine. Sie trat auf, ein bleiches Marmorbild voll stummen, schweren Leidens; das düstere, nicht große Auge blickte matt, halb erloschen, doch fieberhaft brennend unter den Wimpern hervor, um den Mund spielte ein schmerzliches Zucken, ihr Schritt wankte. Ihr Antlitz — man wollte sie nicht schön finden, doch wird niemand leugnen können, daß die Linien ihres Gesichts in edelster Harmonie erschienen — hielt den Blick unablässig gefesselt. Es ergoß sich im wechselnden Spiel ein Zug des Schmerzes, der tiefsten Trauer darüber, der so wenig äußere Mittel in Anspruch nahm, daß es mehr der Wirkung einer verschiedenen Beleuchtung eines Bildes als einer Veränderung in der Form glich. Ihr Mund redete die lebendigste Sprache ohne Laut, nächstdem ihr Auge, doch nicht in demselben Grade eigentümlich und mannigfaltig, endlich die Nase, ob-

wohl das fast komisch klingen könnte, und zwar nicht in der Gegend der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen, wohin Iffland bekanntlich den Haupthebel des tragischen Mienenspiels legte, sondern in der untern Partie, deren Bewegung so einzig und neu erschien, daß man keine Bezeichnung dafür hatte. Die Stirn dagegen blieb regungslos und glatt, nicht einmal eine Bewegung der Augenbrauen bemerkte man. Diese reine Ruhe der Stirn behielt die Künstlerin in den Augenblicken der wildesten, völlig entfesselten Leidenschaft, nicht daß sie etwas Starres, Totes dadurch erzeugte oder man sonst irgend einen Mangel empfand, im Gegenteil, es lag etwas Edles, eine Art milder Beruhigung darin. Die Stirn, die Wohnung des Geistes, blieb ein unangetastetes Heiligtum, während die Organe der Empfindung in kämpfender Leidenschaft aufgärten. Ein Durchblick reinen Himmels, einer festen klaren Sonne auf das zerrissene Gewölk, das gehobene Meer der von irdischen Stürmen wogenden Menschenbrust!

Die Grazie ist nicht zu lehren. Ebenso wenig die Erhabenheit, die edle Schönheit der Bewegungen; sie sind ein Geschenk des Himmels, das Rachel im reichsten Maße empfangen hatte. Keine ihrer Stellungen erschien gesucht, keine gewaltsam; doch immer waren sie bedeutungsvoll, erhaben, immer schön. Wenn sie sich wendete, wenn sie ging, den Arm hob oder sinken ließ, war es ein Bild edelster Schönheit. Arme und Nacken blendeten durch marmorähnliche Weiße, ohne etwas Totes zu haben. Es schien, als sei dieser Körper ebenso aus den feinsten und edelsten

Stoffen gebildet, wie ihm die edelsten Formen und Bewegungen eigen waren.

Ein anderer deutscher Bewunderer schilderte uns Rachel in ihrem damaligen Privatleben. „Ich fand Rachel in Gesellschaft ihrer Mutter und einer älteren Schwester, die weich und gutmütig, ganz in Freude an Rachel aufzugehen schien. Rachel ist schlank und zierlich gewachsen, sie trug ein schwarzes Kleid von schillerndem Stoffe, goldene Halskette und Armbänder. Sie sieht überaus jung aus, fast unreif, als käme sie eben aus der Pension, aber sie zeigt doch etwas Fertiges, auf sich Bestehendes, eine selbstische Geschlossenheit des Wesens, ein Bewußtsein von Sicherheit und Uebergewicht. Ihr Gesicht hat für den ersten Augenblick nichts Frappantes, aber man braucht es nur minutenlang anzusehen, um von seiner Besonderheit gefesselt zu werden. Stirn, Nase, Kinn, alles ist rund, weich, kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas sehr Scharfes, Bestimmtes. Das hellbraune Auge, von einem fast unheimlichen Glanze, scheint in seinem die Leute messenden Aufschlage sagen zu wollen: „Warte nur, ich werde dir schon einmal eins versetzen." Derselbe Verehrer erzählte auch, daß Rachel neben dem Ruhm auch das Geld liebte und sich eifrig bestrebte, reich zu werden. Zugleich bestätigt er, daß ihre Eltern elsässische Juden waren und noch ziemlich geläufig deutsch redeten. Der Vater soll sich eingebildet haben, seine berühmte Tochter hätte das Talent und die Bildung von ihm erhalten. Er gab sehr mangelhaften Unterricht in der deutschen Sprache. Rachel

galt bis zum zwanzigsten Jahre für eine Vestalin, die sich nur um das heilige Feuer der Kunst bekümmerte; ihr Marmorherz zu gewinnen, bemühten sich alle Enthusiasten und alle Skeptiker. Die vornehmsten, reichsten und geistvollsten Männer huldigten ihr; die Prinzen des damaligen Königshauses, die Orleans, wurden unter ihre eifrigsten Verehrer gezählt. Der kluge Louis Philipp ließ sie sich vorstellen, bei welcher Gelegenheit folgende hübsche Anekdote erzählt wurde: Der König sagte ihr einige schmeichelhafte Worte und sie antwortete naiv: „Mein Herr, Sie sind zu gütig für mich!" Als man sie aufmerksam machte, daß man den König immer „Majestät" anreden müsse, sagte sie lachend: „Ach was, ich verstehe nur mit Theaterkönigen umzugehen." Später lernte sie es sehr gut, sich vor Souveränen zu bewegen. In London, in Petersburg und besonders in Berlin wurde sie mit Auszeichnungen von ihnen überhäuft.

„Feuer in den Augen und kein Blut in den Adern," sagte man von ihr und drängte sich, um sie in der Nähe zu sehen, denn sie war nicht nur berühmt, sie war auch wirklich schön geworden. Ihr Teint glich einer Alabastervase, in der ein Licht brannte, wenn sie aufgeregt und durchglüht von ihrer Geistesflamme war. Ihre Gestalt hatte an Kraft und Fülle gewonnen, obwohl sie eigentlich nie von Fleisch und Bein wie gewöhnliche Menschen zu sein schien. Die reiche und geschmackvolle Art sich zu kleiden, gab ihrem Aeußern den Glanz, den ein kostbarer Rahmen einem schönen Gemälde verleiht.

Sie besaß, oder eigentlich sie erlernte einen hohen Grad von Koketterie; so wußte sie die blendende Weiße ihrer Zähne in das günstigste Licht zu setzen, indem sie rote Früchte, Erdbeeren oder auch Krebse langsam damit zermalmte und sich dabei ihren Verehrern zeigte.

Zuerst brachte ein Duell zwischen dem Herzog von Noailles und einem polnischen Grafen Gurowski sie ins Gerede; letzterer wurde ihr in auffallender Weise abspenstig gemacht durch eine spanische Infantin, die nicht eher ruhte, bis er sie entführte und heiratete. Jules Janin, Soulié und Granier de Cassagnac wurden ihre enthusiastischen Rezensenten, aber auch glühende Verehrer ihrer persönlichen Reize. Durch Cassagnac lernte sie den Mann kennen, der den entschiedensten Einfluß auf ihr Herz gewinnen sollte.

Es war der Graf Napoleon Walewski, ein geistreicher Abenteurer, der sich trotz seiner Bonaparteschen Abstammung unter dem Bürgerkönig Reichtum und Rang zu erwerben gewußt hatte. Er war ein Sohn des Kaisers Napoleon, aus einem Liebesverhältnis mit einer schönen Polin, das in die Zwischenzeit seiner Ehescheidung von Josephine und seiner Vermählung mit Marie Louise fiel, nämlich im September 1809 angeknüpft wurde, so daß eine eigentliche Untreue gegen beide nicht stattfand. Der Graf Walewski ist am 4. Mai 1810 geboren, mehr als ein volles Jahr früher als der König von Rom. Er glich seinem berühmten Vater viel mehr als dieser, wie alle Porträts von ihm beweisen. Seine

auffallende Schönheit und der romantische Nimbus seines Ursprungs, sowie sein Reichtum und seine weltmännischen Gewohnheiten waren wohl geeignet, ein Frauenherz zu gewinnen, wenn es sich auch noch so sehr vor der Liebe scheute. Rachel hatte sich lange gegen sie gesträubt, sie glaubte sich und ihr Leben der Kunst schuldig zu sein, aber sie war doch mehr Weib als Künstlerin und folgte dem Schmeichelwort des geliebten Mannes. Sie war ihm noch sogar dankbar dafür, daß er ihr Gelegenheit gab, ihr Herz zu offenbaren. Sie bewies der Welt, daß sie nicht bloß Feuer in den Augen, sondern auch in den Adern hatte. Sie war eine kurze Zeit schrankenlos glücklich. Ein Sohn, dem sie das Leben gab, schien den Bund der Liebenden zu befestigen. Doch blieb die Sanktion desselben durch die Ehe aus und damit jede Garantie der Dauerhaftigkeit. Der Graf Walewski war zu stolz, um das berühmte Judenmädchen zu heiraten, obwohl er selbst durchaus nicht von fleckenloser Herkunft war. Er hatte nach einem abenteuernden Leben, voller Versuche sich emporzubringen — schon mit neunzehn Jahren konspirierte er in London für polnische Erhebungen — allerdings endlich eine hohe Stellung errungen. Noch bevor sein kaiserlicher Vetter Napoleon III. ans Ruder kam, wurde Graf Walewski zu diplomatischen Missionen in Paris benutzt. Guizot sowohl wie Thiers schenkten ihm ihr Vertrauen. Unter dem neuen Kaiserreich gelangte er rasch auf den Gipfel des Glücks. Er wurde allmächtiger Minister und Vertrauter des Kaisers; er vermählte sich mit einer geistreichen Italienerin, die

angeblich großen Einfluß auf den Kaiser besaß, obwohl sie nur klug, durchaus nicht schön war. Sie gestattete ihrem Gemahl, seinen Sohn aus dem Verhältnis mit Rachel anzuerkennen und ihm den Grafentitel geben zu lassen. Der junge Mann ging in die diplomatische Laufbahn und erregte stets das größte Interesse, wo er erschien, weil jeder in seinen schönen edlen, marmorbleichen Zügen den doppelt genialen Ursprung von Vater- und Mutterseite betrachten und herausfinden wollte.

Graf Walewski ist 1869 gestorben, seine Witwe lebte in Brüssel und hielt einen der wichtigsten Salons für die Rückkehr der Bonapartes nach Frankreich.

In Rachel keimte seit dem Liebesverhältnis mit Walewski die Todeskrankheit, der sie am 4. Januar 1858 unterlag. Ein Brustleiden stellte sich bei ihr ein, das sich als gefährliches Geheimnis ihrer Künstlerlaufbahn erwies. Jede ihrer Leistungen kostete sie einen Teil ihrer Lebenskraft. Sie suchte Heilung in den deutschen Bädern, namentlich in Ems, wo wir sie persönlich näher kennen lernten und von ihrer wahrhaft vornehmen schönen Erscheinung bezaubert waren. Später ging sie nach Aegypten, aber die erlangte Minderung ihrer Leiden war nicht von Dauer. Ein äußerer Umstand trug dazu bei, dieselben sogar noch zu steigern. Die schöne jugendliche Adelaide Ristori trat plötzlich siegreich als Nebenbuhlerin auf das Welttheater und Rachel konnte nicht ohne die tiefsten Gemütsbewegungen ihre Erfolge mitansehen. Gleichzeitig

wurde ihr Herz auch noch durch eine neue Leidenschaft erschüttert, so daß ihre ohnehin zarte Körperlichkeit den Stürmen nicht gewachsen war. Sie starb umgeben von Eltern und Geschwistern und unter Gesängen des jüdischen Klerus, wie eine Prophetin gefeiert und geliebt. In Voraussehung ihres Todes hatte sie absichtlich eine große Wohnung gemietet, damit ihre zahlreichen Freunde nicht im „Gedränge des Leichengefolges" leiden sollten, wie sie sagte. Sie hatte recht, das ganze intelligente Paris von damals stellte sich dazu ein und betrauerte in ihr die Muse der französischen Tragödie. Aber Graf Walewski und sein Sohn erschienen nicht am Sarge der einst so geliebten Frau; französische Liebe kennt die Treue nicht.

Ferdinand Lassalle und Helene von Dönniges.

Im Gasthofe zur Stadt Mainz, einem seinerzeit sehr angesehenen Hotel in Köln am Rhein, herrschte ein reges Getriebe, denn es war eben eine Extrapost mit vier Pferden angekommen. Der Wirt, umgeben von einer Schar schwarzbefrackter Kellner und weißbeschürzter Hausknechte, bestrebte sich, die neuen Gäste aufs höflichste zu empfangen.

Es war etwa 1846, man reiste damals noch mit Postpferden auf vielen Strecken der zivilisierten Welt, denn die Eisenbahnen waren erst im Entstehen.

Eine wohlbeleibte, aber noch jugendliche Dame stieg langsam aus dem Wagen, ließ nachlässig einige kostbare Umhänge auf den Fußboden fallen und hielt einen Kasten von braunem Leder mit beiden Armen umschlungen. Der heranstürzende Oberkellner entriß ihr denselben mit höflicher Gewalt, sie eilte hinter ihm her und rief ängstlichen Tons:

„Es ist meine Kassette, tragen Sie sie vorsichtig, das Schloß könnte aufspringen, wenn Sie sie so heftig schütteln."

Während die Kammerfrau und die Hausknechte den Wagen von seinem mannigfaltigen Inhalt an

Koffern und Schachteln befreiten, traten zwei elegant gekleidete Herren rasch in den Hausflur und verlangten einige Zimmer im ersten Stockwerk. Es dauerte eine Weile, bis sie Gehör bei einem der vielen Kellner fanden. Er sprang ihnen voran die Treppe hinauf, um ihnen den Weg zu zeigen.

„Haben Sie sie auch genau betrachtet? Glauben Sie, sie wiedererkennen zu können?“ flüsterte, im Hinaufsteigen begriffen, der größere Herr mit einer Befehlshabermiene dem kleineren zu.

„O ja, Sie sieht noch recht gut aus, ich begreife es, daß etwas Wahres an den Geschichten ist, die man von ihr erzählt,“ sagte dieser mit einem boshaften, vergnügten Lächeln.

„Sprechen Sie doch nicht so albernes Zeug — Ich rede von der Kassette, und Sie faseln von der Dame — haben Sie denn ganz vergessen, weshalb ich Sie hierher kommen ließ?“ herrschte der andere.

„Das Mißverständnis, die Kassette mit einer Dame zu identifizieren, ist ein klassisches, denn Molière hat es in seinem Geizigen benutzt, Sie brauchen also nicht so böse darüber zu werden. Auch habe ich es keineswegs vergessen, wozu Sie mich hier brauchen wollen. Diese stolze Treppe, mit Teppichen belegt, kann für mich der Weg zum Pranger werden — ich soll ja einen Diebstahl für Sie verrichten.“

„Sprechen Sie doch leiser, der Kellner könnte es hören. Es ist die größte Vorsicht nötig, wenn mein Plan gelingen soll,“ sagte der größere Herr in begütigendem Ton.

„Die Vorderzimmer sind soeben alle von der Baronin Meyen eingenommen, wollen Sie nicht lieber eine Treppe höher steigen? Es sind hier nur noch zwei ganz kleine Stuben nach dem Hof zu haben," sagte der Kellner und schwenkte verlegen eine Serviette.

„Gut, gut, wir wollen uns damit behelfen, wir gehören gewissermaßen zum Gefolge der Baronin, wir müssen in ihrer Nähe wohnen," sagte der größere Herr und schob den kleinern rasch in die offene Tür, sie hinter sich zuschließend.

„Ja, wir sind ihr Gefolge, wie die Meute das des Wildes," lachte der Kleine und warf sich auf das Sofa — „wissen Sie, daß mir die hübsche dicke Frau gut gefällt, viel besser als Ihre Gräfin — mich gereut es beinah, daß ich für letzterer Vorteil der ersteren Schaden zufügen soll."

„Schweigen Sie, ich bitte Sie, mich zu schonen, meine Nerven sind auf das höchste gespannt, das Gewagte unseres Vorhabens macht mich beklommen genug. Und doch ist es eigentlich ein Vergnügen, das durch Gefährlichkeit an Reiz gewinnt. Mir kommt es fast so vor, als läse ich einen amüsanten Roman, in welchem wir die handelnden Personen sind."

„Ja, das ist wahr, Sie spielen den Liebhaber und ich den Bösewicht."

„Ich werde Ihnen den Brief von Gräfin Sophie vorlesen, Sie werden daraus ersehen, daß ich sie aus schlimmer Lage befreie, wenn ich jener Dame Dokumente entreißen lasse, die sie selbst auf unredliche

Weise sich angeeignet hat, hören Sie nur —" Damit entfaltete er ein Blatt, das mit einer Grafenkrone geschmückt war, fuhr mit der weißen Hand in sein schwarzes krauses Haar und las mit vibrierender Stimme folgendes:

„Mein teurer Lassalle!

Sie sind ausgezogen zum Kampf gegen mein Schicksal, wie ein Ritter des Mittelalters für seine Dame. Möchte es Ihnen doch gelingen, die Dokumente zu erlangen, welche so wesentlich zur Entscheidung meines Prozesses sind. Die Baronin kennt die Wichtigkeit der Aktenstücke, die sie sich vom Grafen erschlichen hat. Sie führt dieselben stets bei sich in einer braunen Kassette. Wenn es Ihnen gelingt, ihr dieselbe zu entreißen, bin ich gerettet, — im andern Fall werde ich mein Vermögen, meinen Ruf und meinen jüngsten Sohn verlieren. Setzen Sie sich aber nicht allzu großen Gefahren aus, mein liebes Kind, nicht allein die Polizei fürchte ich — nein, auch die Verführungskünste der Baronin, sie galt in Paris für eine wahre Circe; sogar der junge Herzog von Orleans soll in ihren Fesseln gelegen haben. Ich bin wirklich ein wenig eifersüchtig auf das unentweihte feste Herz meines Ritters . . . ."

„Nun, weshalb hören Sie denn gerade jetzt auf, wo es am interessantesten wird? Haben Sie vielleicht den Plan gefaßt, eine männliche Judith zu werden und Liebe zu heucheln, indem Sie ein Verbrechen planen? Weshalb soll ich denn aber die Kastanien für Sie aus dem Feuer holen? Tun Sie's doch selbst!"

„Nein, nein, ich darf so wenig wie möglich in den Vordergrund treten. Auch sind Sie ja freiwillig auf meine Anerbietungen eingegangen. — Es ist durchaus kein gemeiner Diebstahl, es handelt sich nicht um Geld für uns, es gilt die Erreichung eines guten, humanen Zweckes. Auch hoffe ich, daß unsre Tat nicht mit unsern Namen bekannt wird. Sobald wir die Kassette in Händen haben, fliehen wir über die belgische Grenze. Ins hiesige Fremdenbuch schreiben wir falsche Namen, ich werde mich bei der Baronin mit einem Empfehlungsbrief aus Paris einführen, den ich mir verschafft habe. Sie sollen für meinen Sekretär gelten und müssen versuchen, die Kammerzofe in sich verliebt zu machen."

„Sie ist aber alt und häßlich —"

„Das schadet nichts, wahrscheinlich ist sie gerade deswegen zugänglicher für Ihre Huldigungen. Ich werde also schon morgen abend die Baronin bereden, ins Theater zu gehen, unterdessen besuchen Sie die Dienerin, lassen Champagner bringen und blasen wie im Scherz die Lichter aus. Während sie hinausgeht, um sie wieder anzustecken, ergreifen Sie die Kassette, deren Platz ich bei einer Visite zu entdecken hoffe, wahrscheinlich steht sie unter dem Sofa, denn sie ist zu groß, um in einem Schrank Platz zu finden, — Sie müssen die Kassette in unser gegenüberliegendes Zimmer bringen und dann wieder zu ihrer Zofe gehen, als wäre nichts vorgefallen, sie wird nichts merken, wenn sie ein paar Gläser Champagner getrunken hat. Wahrscheinlich wird die Baronin erst beim Schlafengehen den Verlust ihrer Kassette ent-

decken, wenn wir längst damit verschwunden sind. Wir lassen uns in einem Nachen über den Rhein fahren und verstecken uns mit unserem Raube einige Tage drüben, bis unsere Verfolger auf falscher Fährte davongeeilt sind."

„Wenige Menschen werden so tollkühne Pläne machen wie Sie — wenn nun aber die Sache fehlschlägt? Man kann uns verhaften, wir kommen vor die Assisen wie gemeine Diebe — —"

„Es muß gelingen!" — Und es gelang.

Schon am folgenden Tage nach diesem Gespräche flog die unglaubliche Nachricht durch die Zeitungen, daß zwei junge gebildete Männer in einem Gasthofe zu Köln einen Diebstahl in den Zimmern einer russischen Dame verübt hätten.

Die Sache wurde eine cause célèbre, und Ferdinand Lassalle stand mit seinem Helfershelfer Mendelsohn vor den Assisen. Er wurde freigesprochen, aber zeitlebens verurteilte ihn die Welt wegen dieses Gewaltstreiches, der allerdings eines Raubritters zur Zeit des Faustrechts würdig war. Es ist ja unzweifelhaft, daß er eine gute Absicht bei der schlechten Tat hatte, aber er dokumentierte durch die letztere seine Nichtachtung für Gesetz und Sitte. Merkwürdig ist es, daß er lebenslänglich unter einer fatalistischen Nemesis für seine Jugendverirrung zu leiden haben sollte, denn sein Unglück in der Liebe zu Helene von Dönniges und sein früher Tod sind als Folgen derselben anzusehen.

Auch seinem Verkehr mit der Frau, für die er zum Sünder wurde, ist ein großer Teil seiner Irr-

tümer, Fehlgriffe und Eitelkeitsschrullen zuzuschreiben. Die Gräfin, welche aus der guten Gesellschaft verbannt war, stellte sich aus Rache dafür an die Spitze der schlechten und schwärmte für den Umsturz des Bestehenden. Nur eine Revolution fehlte ihr, sonst würde sie eine vollständige Nachahmerin der französischen Parteiführerin Théroigne de Méricourt geworden sein.

Ferdinand Lassalle ward als ihr Ritter alsbald ein Modemann in jenen Berliner Salons, in denen Neugier und Lust am Sonderbaren als Ableitungsmittel gegen die Langeweile gelten. Er war zudem eine auffallend schöne Persönlichkeit. Er besaß eine große, schlanke und kräftige Gestalt, einen stolz getragenen Lockenkopf und geistsprühende Augen.

Als der einzige geliebte, verzogene Sohn einer reichen jüdischen Familie in Breslau hatte er eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Seine gewandten, aber oft sehr kühnen Manieren, sein vielseitiges Wissen, sein großes Rednertalent, seine poetische Begabung — er machte hübsche Gedichte und schrieb sogar einige Trauerspiele — gewannen ihm das Ansehen eines modernen Alkibiades. Die Damenwelt bewunderte und verwöhnte ihn in einer Weise, wie wahrscheinlich jener Stutzer des Altertums es erfahren haben mag. Er erschien gern auf öffentlichen Festen, Promenaden und im Theater in Begleitung seiner gräflichen Freundin und ihrer Anhängerin, der bekannten Nichte von Varnhagen, Ludmilla Assing. Man rechnete diese drei förmlich zu den Sehenswürdigkeiten von Berlin. Sie benahmen

sich oft in so auffälliger, rücksichtsloser Weise, daß Zusammenstöße und Skandalszenen nicht ausbleiben konnten. Sogar die Polizei mußte ihnen mehrmals nahe treten, wodurch sie aber nur noch interessanter wurden. Eine Ausweisung der revolutionären Gräfin erfolgte schließlich, und Lassalle mochte sich dadurch befreiter fühlen, er widmete sich wenigstens seitdem mehr der Gesellschaft.

In die eigentliche vornehme Welt gelangte er zwar nicht, aber es gab in der preußischen Metropole so viele distingierte Zirkel, daß er genug Gelegenheit hatte, gesellige Vergnügungen zu genießen. Namentlich verkehrte er in einigen Bankiersfamilien und im Hause einer Präsidentin Bonseri, die lange Zeit ebenfalls eine Art Merkwürdigkeit in der Berliner Gesellschaft war. Ueber sechzig Jahre alt, aber von jugendlicher Lebendigkeit, oberflächlich, klein, zierlich, bunt geputzt, verdiente sie den Beinamen „alter Schmetterling“, den ihr eine geistreiche junge Freundin gab, vollkommen.

Ihr Ehrgeiz und Lebenszweck bestand darin, amüsante Soireen zu geben. Sie setzte es durch, einen buntgemischten Salat von Menschen aus allen Lebenskreisen in ihren Salons zur Schau zu stellen.

Maler, Schauspieler, Offiziere, Diplomaten und Doktoren wurden bei ihr eingeladen, ganz besonders aber Zelebritäten, auf welche sie eine förmliche Hetzjagd machte. Schöne Frauen und Mädchen, die sie als Köder für dieselben benutzen konnte, verstand sie, sich durch List und Gewalt zu verschaffen. Sie sendete immer wieder die schmeichelhaften Ein-

ladungen, mochten sie auch noch so oft abgelehnt werden, Gäste kamen schließlich genug, wenn auch mitunter widerwillig und ohne Auswahl. Man amüsierte sich fast immer, räsonnierte aber dennoch, wie das leider Gebrauch ist in der bösen Welt.

In diesen Abendgesellschaften der Präsidentin Polly Bonseri tauchte im Winter 1862 als neuster Fang Fräulein Helene von Dönniges auf, eine zwanzigjährige rothaarige Schönheit, die in München, Paris und Rom bereits zahlreiche Eitelkeitstriumphe gefeiert hatte, und in Berlin wohl mit Recht dasselbe tun zu können hoffte. Sie war zum Besuch bei ihrer Großmutter, einer Frau Wolf, die Vermögen besaß und ihr jeden Wunsch erfüllte. Geschmückt wie eine Fee, nicht wie ein junges Mädchen, in die kostbarsten Stoffe gekleidet — sie liebte namentlich weißen Atlas und weiße Federn — erschien sie in der Gesellschaft und erregte wahrhaft sensationelles Aufsehen.

Ihre ganz eigenartige Schönheit wurde besonders durch ein üppiges Gewirr roter Haarlocken unterstützt. Sie wußte den zierlichen Kopf stets so zu drehen, daß auf diesem leuchtenden Hintergrunde ihr scharfgeschnittenes Profil wie eine antike Gemme sich abheben konnte. Die blendend weiße Farbe ihrer Haut erhöhte noch diese bezaubernde Wirkung. Ihre Gestalt war kaum mittelgroß, schlank und beweglich, ihre Haltung zeugte von großem Selbstbewußtsein und von noch größerer Keckheit. Sie war in beständiger Aufregung und dürstete nach Abenteuern, namentlich nach solchen, die der weiblichen Eitelkeit Befriedigung zu gewähren versprachen.

Es war natürlich, daß einer Erscheinung dieser Art männliche Bewunderung im Ueberfluß dargebracht wurde. Gleichzeitig huldigten ihr zwei Männer, die damals ebenfalls angehende Merkwürdigkeiten von Berlin waren: Baron Korff von der Gardekavallerie, jener Schwiegersohn Meyerbeers, der ebenso genial wie originell sein Geld ausgab, und ein Dr. Karl Oldenberg, halb Literat, halb Lebemann, welcher den Berlinern durch geistreiche Aussprüche und Pariser Manieren imponierte. Beide Herren waren näher befreundet mit Lassalle und bemühten sich seltsamerweise zwischen ihm und der jungen Dame ein Verhältnis zu vermitteln, indem sie beiden viel von einander erzählten und von vornherein behaupteten, sie seien dazu prädestiniert, sich zu heiraten.

Die Folge davon war denn auch, daß sehr rasch ein lebhaftes Interesse bei beiden entstand und beim ersten Begegnen wie durch einen Blitz ihre Herzen in Flammen standen. „Le coup de foudre," nannte es Helene von Dönniges später selbst. Lassalle war so hingerissen von ihrem Anblick, daß er ihr in glühenden Worten seine Bewunderung aussprach und sie beim Nachhausegehen auf seinen Arm nahm, mit ihr im Sturm des Entzückens die Treppe hinabeilend. Lassalles „göttliche Frechheit", von der Heinrich Heine einst entzückt war, mißfiel dem jungen wilden Mädchen durchaus nicht. Es folgten Tage des glücklichsten Liebeswerbens, „ein Strom goldenen Sonnenlichts" brach sich Bahn in das Herz der also Umworbenen, aber sie vermied es dennoch, einen ent-

scheidenden Schritt zu tun, ja sie untersagte es geradezu, daß Lassalle sich mit einem Heiratsantrage an ihren Vater wende, weil sie wußte, wie wenig dieser geneigt war, seine Einwilligung zu geben, denn Lassalle galt für einen Revolutionsmann und Volksverführer. Auch war Herr von Dönniges viel zu stolz auf seinen neuen Adel und seine diplomatische Stellung, um es jemals zuzugeben, daß seine Tochter einen Demagogen und Juden heiratete. Er selbst stammte aus einer bürgerlichen angesehenen Familie in Frankfurt a. d. Oder, er war ein schöner, stattlicher, geistvoller Mann, der durch die Gunst des Königs Max II. von Bayern eine überraschend glänzende Beamtenlaufbahn gehabt hatte und geadelt worden war. Nach den Schilderungen seiner eignen Tochter, betrieb er die Erziehung seiner Kinder nur sehr oberflächlich, überließ sie den Bonnen und einer sorglosen, lebenslustigen, schönen Mutter, zeigte sich aber doch als Haustyrann, wenn es ihm nötig schien.

Als er erfuhr, daß Lassalle seiner Tochter den Hof machte, ließ er sie zurückkommen. Sie lebte im Vaterhause sehr gesellig, verlobte sich auch halb und halb mit einem jungen Walachen, Yanko von Rakowitza, der eigentlich fürstlicher Abkunft war und stets von ihr der „Mohrenprinz" genannt wurde. Er hatte sie schon in Berlin leidenschaftlich verehrt und war ihr dann nach der Schweiz gefolgt. Der Vater Helenens begünstigte seine Werbung, aber sie selbst gab ihm keine bindende Zusage. Er war ein kleiner häßlicher, schwächlicher Mensch, nur schöne

Augen besaß er — diese und seine treue Liebe hatten in ihrem Herzen eine mitleidsvolle Empfindung erregt, die jedoch weit entfernt von Liebe war.

Durch einen Freund Lassalles, den Rechtsanwalt Holthoff in Berlin, erfuhr Helene, daß Lassalle sich nach Rigi-Kaltbad begeben hatte, um dort ganz seiner Gesundheit zu leben. Sofort beschloß das junge Mädchen, ihn aufzusuchen. Sie beredete eine englische Dame, Frau Arson, mit ihr eine Rigipartie zu unternehmen. Die Eltern ließen unbegreiflicherweise ihre abenteuerlustige schöne Tochter sorglos mit einer Fremden fortreisen.

Lassalle hatte acht Tage lang schlechtes Wetter auf Rigi-Kaltbad gehabt und war vor Langerweile vergangen, als ihm ein Hirtenjunge die Nachricht brachte, eine schöne junge Dame halte zu Pferde auf dem Wege nach Rigi-Kulm und verlange ihn dringend zu sprechen. Höchst angenehm überrascht, eilt er dorthin und begrüßt mit Jubel „Helene den Goldfuchs", wie er sie gern nannte. Diese rothaarige Zauberin war seine Schicksalsgöttin, die ihn in den Tod treiben sollte.

Ueberglücklich gehorchte er, als sie sich seine Begleitung erbat, um den Sonnenuntergang auf Rigi-Kulm zu sehen.

Auf dieser romantischen Bergreise kam ein vollständiger Liebeszauber über beide, wie ihn Shakespeare in Romeo und Julie geschildert hat. Sie vergaßen gänzlich, was in der Zeit ihrer Trennung vorgegangen war, — denn auch Lassalle hatte einer

russischen Dame stark gehuldigt, während Fräulein von Dönniges dem jungen Walachen beinahe Gehör schenkte.

Lassalle forderte mit Entschiedenheit das Jawort von ihr, und sie gab es ihm, wie folgender Brief beweisen kann, in bindender Weise:

„Freund Satan“ — so nannte sie ihn mit dem Schmeichelwort der Liebe — „als ich Sie am Fuße des Rigi verließ und zum letzten Male Ihre Lippen meine Hand berührten, da sagte ich mir, daß mein Entschluß fürs Leben gefaßt werden müßte. Und nun wissen Sie auch mit Ihrem schönen herrlichen Geist und Ihrer großartigen, aber mir so lieben Eitelkeit, wie mein Entschluß lautet: ich will und werde Ihr Weib sein! Ich mache nur ein paar ganz kleine Bedingungen, ich will — denken Sie nur, ich, das Kind, will! — ich will also, daß wir alles versuchen, was in unsern Kräften steht, — und in Ihren Kräften, mein schöner satanischer Freund, steht ja so ungeheuer viel — um auf anständige Weise zu unserm Ziele zu gelangen, nämlich also: Sie kommen zu uns, wir versuchen die Eltern ebenso für Sie einzunehmen wie — mich, und so ihre Einwilligung zu bekommen. Wo nicht, bleiben sie unerbittlich, tant pis, so bleibt uns immer noch die Flucht nach Aegypten. Dies ist meine eine Bedingung, hier die andere: ich will und wünsche, daß dann die Sache so rasch wie möglich geht, denn ich kann die vielen aufregenden Tage und quälerisch-ungewissen Zustände nicht aushalten, ohne ernstlich krank zu werden. Zu

dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie nichts angeht und mich hierdurch einer Menge Szenen aussetzt, die so leicht vermieden werden können. Einmal die Sache zu unserer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, habe ich dann doch Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze, et je m'en moque du reste. Ich weiß, daß die Hindernisse, die wir zu übersteigen haben, sehr groß, ja riesengroß sind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel. Mir bleibt von allem das schwerste Stück, ich muß mit kalter Hand ein treues Herz, das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, töten, ich muß mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar schwer, aber ich will jetzt, und so will ich denn auch um Ihretwillen schlecht werden.

Ihre Brunhilde."

Das war der erste entscheidende Brief in dieser merkwürdigen Liebesgeschichte. Die französischen Brocken und die romantische Idee, sich Brunhilde zu nennen, beweisen einen hohen Grad von Verschrobenheit, aber es muß doch anerkannt werden, daß Helene von Dönniges aufrichtig wünschte, auf anständige und vernünftige Weise ihre Verlobung mit Lassalle zu erreichen. Um so unbegreiflicher ist es, daß sie später einen Vorwurf daraus für ihn machte, als er

selbst ein ganz ähnliches Verlangen hegte. Er hatte zwar als eine Möglichkeit im schlimmsten Falle hingestellt, die Geliebte gewaltsam zu entführen, wenn die Eltern sie ihm versagen wollten, aber er enthielt sich jeder Unternehmung dieser Art, als er durch die Ereignisse beinahe dazu gezwungen wurde, weil er der Würde seiner Braut nichts vergeben wollte.

Das kurze Glück hat Helene von Dönniges in ihrem vielbesprochenen Buche über Lassalle in den echten Naturlauten des Herzens geschildert.

In Bern, in der Villa ihrer Freundin Arson, wurde die Verlobung von Lassalle und Helene gefeiert, beinahe acht Tage brachten beide dort zu und wiederholten sich das hohe Lied der Liebe in glühenden poetischen Worten. Auch seine Zukunftspläne enthüllte er ihr damals; er hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich auf die höchste Stufe zu schwingen; da er nicht König werden konnte, wünschte er der volkserwählte Präsident der Republik Deutschlands zu werden und seiner Frau ein Siegesdiadem in die roten Locken zu drücken. Mit einem Viergespann von weißen Rossen wollte er mit ihr in Berlin einziehen! Seine Beziehungen zu Bismarck teilte er ihr ebenfalls mit, er nannte ihn den „großen Eisernen“ und fühlte sich offenbar sehr geschmeichelt durch die Versuche, die Bismarck einst gemacht hat, um den Agitator für sich zu gewinnen.

In einer wundervollen Mondnacht nahm das Liebespaar Abschied voneinander, nachdem es sich noch mit gegenseitiger Abgötterei berauscht hatte.

Das junge Mädchen sagte dem Geliebten, daß sein dämonischer Einfluß ihre ganze Natur umgewandelt habe, daß sie Kraft und Lebenslust durch ihn gewonnen hätte, daß sie voll Wonne seine teuflische Verwandtschaft mit ihr empfände. Sie nannte ihn ihren „König" und ihren „Gott"; von seiner cäsarenhaften Schönheit, seiner Adlerkühnheit sprach sie mit Begeisterung. Er überbot sie noch in Liebeständeleien und Schmeicheleien. Beide vergaßen den Schmerz des Abschiedes in der sichern Hoffnung, sich bald wiederzusehen und die Einwilligung der Eltern zu ihrer Verbindung ohne allzu große Kämpfe zu erlangen.

Aber es sollte ganz anders kommen; ein Brief Helenens an Lassalle zeigte ihm die drohendsten Aussichten:

„Mein liebes Herz, mein schöner, herrlicher Adler — noch keine Stunde bin ich im elterlichen Hause und muß Dir schon so viel Trübes mitteilen. Als ich ankam, stellte man mir meine kleine Schwester Margarete als die verlobte Braut des Grafen Kayserling vor — das Glück und die hohe Freude darüber bei den Meinen läßt sich nicht beschreiben. Ach, Ferdinand, es tut mir wehe, zu denken, wie verschieden mein Glück auf sie einwirken wird! Doch ist's mir ganz gleich: in Freud und Leid bin ich Dein treues Weib!

Ich benutzte den Freudenmoment und zeigte Mama Deinen nahen Besuch an, aber die arme kleine Frau stellte sich meinen schönen Ferdinand wie einen Schinderhannes vor! Als ich auf so entschiedenen

Widerspruch stieß, sagte ich: „Höre, Mama, ich habe mit dir sehr ernst zu sprechen, ich sage heute zum ersten Male: ich will, und so wahr ich hier vor dir stehe, werde ich meinen Willen durchsetzen; es tut mir sehr leid, euch so betrüben zu müssen, denn ich sehe, du bist außer dir, aber ich kann nicht anders. Seid ihr vernünftig und willigt ein — nun so werdet ihr ihn kennen und lieben lernen, alles wird ruhig und glatt abgehen, wo nicht, so muß ich mich mit dem Gesetz verteidigen, um zu meinem Recht und meinem Glück zu gelangen." Die Mutter weinte und verließ das Zimmer, ich aber wurde wirklich Deine Brunhilde, ich zitterte nicht und weinte auch nicht, ich sah Dein Bild an und bat Dich leise: komm, mein hoher, mein stolzer, mein kaiserlicher Aar, gib mir mit Deinem Adlerblick Kraft und Stärke! So bat ich, und mein Glaube an Dich hat mir geholfen — ich danke Dir, mein starker Siegfried! Nach einer Weile kam die Mama wieder und erklärte: „Der Vater nimmt ihn nie und nimmermehr an." Nun fragte ich: „Was hat er denn gegen Lassalle? Seine politische Stellung ist doch kein genügender Grund." Sie antwortete: „Nicht seine politische, aber wohl seine soziale Stellung, dann die Kassettengeschichte und seine Konnexion mit der Gräfin und so vieles andere noch. Du kannst es von Papa nicht verlangen, namentlich nicht in derselben Zeit, wo sich seine andere Tochter mit einem Grafen verlobte, daß er einen solchen Mann in die Familie aufnimmt." Ich sagte: „Ihr nehmt ihn nicht in eure Familie auf, ihr gebt nur eure Einwilligung, daß ich aus

dieser Familie heraustrete. Wenn ihr es verlangt, nun so will ich, so wehe es mir tut, und Gott ist mein Zeuge, daß mir fast das Herz dabei bricht, so will ich euch das Versprechen geben, nie wieder eure Schwelle zu überschreiten!" Mama antwortete hierauf nicht, weinte noch mehr, und als sie sich etwas beruhigt hatte, hielt sie mir eine kleine strenge Rede, in der sie mir vorwarf, daß ich mich immer zu sehr von den Eingebungen des Augenblicks leiten ließe. Sie bleibt dabei, daß sie alles dem Papa sagen werde. Dieser ist nun augenblicks mit Dr. Arndt, unserm Vetter, auf dem Genfer See. Gott weiß, wie es wird, wenn er zurückkommt. Jedenfalls bleibe ich felsenfest."

In demselben Briefe schrieb Helene noch ganz ruhige Worte über einige Schriften ihres Vaters, welche ihr Geliebter zu lesen wünschte. Herr von Dönniges war nämlich auch Schöngeist und Schriftsteller. Er hätte also recht gut zu Lassalle gepaßt, der ebenfalls beides war, und nur durch Tatendrang und Sehnucht empor zu kommen, ein fanatischer Politiker geworden war. Daß er hierdurch sein Glück und sein Leben verlieren mußte, könnte man als ein wunderbares Walten der Nemesis bezeichnen.

Aus den Briefen Helenens werfen noch einige Stellen ein helles Licht auf die tragische Entwicklung dieses Liebesverhältnisses.

„Es ist bereits halb 6 Uhr und Du, mein Herr und Gott, bist gewiß schon hier? Oh, dieser Gedanke gibt mir wieder Kraft und Stärke, denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch den

andern gegenüber zu sein, wie Dir, ein Kind! Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich nichts mehr, ich bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache. Oh, wenn doch die Gräfin hier wäre! Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst, denn ich, Ferdinand, liebe Dich so sehr!" — —

„Es ist geschehen, sie haben gesprochen — mein Vater hat erklärt, ich wäre seine Tochter nicht mehr — was nun geschieht, Gott weiß es." — —

Das Familiendrama entrollte sich in wahrhaft erschütternder Weise; Szenen der wildesten Leidenschaftlichkeit jagten sich. Der grausame Vater zerrte die schöne Tochter an ihren roten reichen Haaren durch das Zimmer, die Mutter und die Geschwister sanken laut weinend auf die Knie und baten Helene in den rührendsten Worten, von ihrer wahnsinnigen Liebe zu einem so „verrufenen" Mann abzulassen.

Das junge Mädchen war der Verzweiflung nahe, es benutzte einen Augenblick des Alleinseins, in dem man vergessen hatte, daß eine Bewachung notwendig werden konnte, und entfloh dem Vaterhause, um sich dem geschmähten Geliebten in die Arme zu werfen. Man denke sich den Schrecken der ganzen Familie, als diese Flucht entdeckt wurde! Die Mutter war außer sich, der Vater geriet in wahnsinnigen Zorn, beide erkannten zu spät, daß sie durch Mißhandlungen ihre Tochter zu dem Schritt getrieben hatten, der von ihnen am meisten gefürchtet wurde. Es war kaum zu erwarten, daß sie Helenen wiedersehen würden, sie befand sich in den Händen von Lassalle,

der sich beleidigt, verachtet, erniedrigt fühlen mußte, der alle Ursache hatte, sich an ihnen zu rächen oder doch wenigstens das Gut zu rauben, welches man ihm so grausam versagen wollte.

Das Benehmen des jungen Mädchens war zudem völlig dazu angetan, um bei jedem Manne ein derartiges Vorgehen geradezu hervorzurufen.

Lassalle hatte kaum den oben mitgeteilten Brief Helenens gelesen, als sie selbst in sein Zimmer trat. Ein junges Mädchen allein bei einem Manne, dem sie eben die glühendsten Liebesversicherungen gegeben hatte! Und als wollte sie absichtlich die Gefahr noch steigern, rief sie ihm zu: „Ich bin das unglücklichste Geschöpf der Erde, hier hast du mich, mache mit mir, was du willst, ich bin deine Sache."

In diesem kritischen Moment bewies Lassalle, daß er ein feines sittliches Gefühl besaß; er wollte seine Braut rein und vorwurfsfrei aus den Händen ihrer Eltern empfangen. Es wäre ihm ja ein leichtes gewesen, sie zu einer Entführung zu überreden, aber er tat es nicht; er bot ihr wie ein echter Ritter den Arm, um sie in loyaler Weise in den Schutz ihrer Mutter zurückzuführen.

Seltsamerweise sah Helene in diesem Benehmen des Geliebten einen Mangel an Leidenschaft, und fühlte sich deshalb einahe beleidigt durch seine zarte Fürsorge für ihre weibliche Ehre. Auch die Eltern hätten dem Manne, der ihre Tochter in so achtungswerter Weise behandelte, mit Dankbarkeit entgegenkommen sollen, und wenn ihnen die Ehre ihres Hauses wirklich hoch stand, mußten sie ihm die

Tochter zur Ehe geben. Statt dessen verharrten sie bei ihrer Weigerung, beleidigten ihn von neuem, verboten ihm ihr Haus, sperrten Helene vollständig ein, wie eine Verbrecherin, zwangen sie dann zur Abreise und ließen den Herrn von Rakowitza aus Berlin kommen, um ihn feierlich mit ihr zu verloben.

Dieser war überglücklich, denn er liebte sie leidenschaftlich, und ihr Verhältnis zu Lassalle, das sie ihm übrigens offenherzig angezeigt hatte, vergab er ihr schnell.

Er war keineswegs eine „gute Partie", auch hatten sich Helenens Eltern früher gegen eine Heirat mit ihm gesträubt, jetzt schien er ihnen als Ableitungsmittel erwünscht, er war wenigstens von hohem Adel, wenn auch ohne Vermögen und ohne Aussicht auf Anstellung. Wie mußte alles auf „das Kind" eingestürmt sein, um es zu ermöglichen, daß dieser kleine, unbedeutende, häßliche Mensch, der fast noch eine Knabe und wenigstens zwei Jahre jünger als die Braut war, sich zum Stellvertreter des stolzen, schönen, geistvollen Lassalle emporschwingen konnte!

In erster Linie hatte man versucht, ihren Ehrgeiz zu wecken; die gräfliche Verlobung der jüngeren Schwester war in dieser Hinsicht von unheilvoller Wirkung für sie; dann erregte man ihren Verdacht gegen das Verhältnis von Lassalle zur Gräfin Hatzfeldt und suchte ihr einzureden, daß diese ihn nie ganz freilassen würde. Endlich brachte man die ohnehin schon schwankende, charakterlose Helene durch Drohungen und Bitten dahin, daß sie folgenden

Brief an ihren einstigen Abgott richtete, den sie nun sogar mit dem kleinbürgerlichen „Ew. Wohlgeboren" anredete!

„Nachdem ich mich in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte mit meinem verlobten Bräutigam, Herrn Yanko von Rakowitza, ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe, nachdem ich auch Ihrem Rechtsanwalt, Herrn Holthoff in Berlin, Nachricht gegeben habe, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem Verlobten ewige Treue und Liebe zu bewahren.

Helene von Dönniges."

Später hat die Bedauernswerte versichert, daß sie diesen Brief unter dem Diktat ihres grausamen Vaters geschrieben habe.

Den unglücklichen Lassalle versetzten diese wahrhaft teuflischen Zeilen in die schmerzlichste Verzweiflung. Er verweilte gerade in München, wo er bei den Freunden des Herrn von Dönniges sich um Fürsprache bewarb, und hoffte, ihn dadurch zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Seine Antwort lautete:

„Helene!

Ich schreibe Dir, den Tod im Herzen, Du, Du verrätst mich! Es ist unmöglich! Noch kann ich solche Felonie, so furchtbaren Verrat nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan ge-

beugt, gebrochen, Dich Dir selbst entfremdet, aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben alles, was Menschenantlitz trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig wärest so heilige Eide zu brechen, das treuste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte! — Du hast mich mit dem Willen erfüllt, Deinen Besitz zu erringen, Du hast gefordert, zuerst alle konvenabeln Mittel zu erschöpfen, statt Dich zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen — und nachdem du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verrätst, zerstörst mich! Ja, es wäre Dir gelungen, was nie dem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen Stürmen trotzte, ohne zu zucken — zertrümmert, zerbrochen! Ich wäre von innen heraus getötet! Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist — Du würdest meinen furchtbaren Haß und die Verachtung der Welt verdienen!

Helene, es ist nicht Dein Entschluß, Du würdest ihn — höre, oh höre mein Wort — wenn Du ihn jetzt festhieltest — beweinen Dein Lebenlang!

Helene, treu meinem Wort sitze ich hier und tue alle möglichen Schritte, um den Widerstand Deines Vaters zu brechen, ich besitze bereits treffliche Mittel, die gewiß nicht wirkungslos bleiben, und führten sie doch nicht zum Ziel, so will ich tausend andere in Bewegung setzen, ich will andere Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst, denn weder meine Kraft noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen. Je me charge toujours du reste, die Bataille ist ja kaum begonnen, Kleinmütige! Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verrätst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines andern Mannes! Helene, mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrat, den ich nicht überwinde, so soll mein Los auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis ins Grab verfolgen! Es ist der Fluch des treusten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du ein schändliches Spiel getrieben. Er trifft sicher!" — — —

So war brennender Haß aus der feurigen Liebe geworden, und das dringende Verlangen nach Rache erwachte in Lassalles Herz. Er wollte Helenens Vater strafen für das Unglück, welches durch seine Weigerung über ihn gekommen war. Die bittere Geringschätzung, die er erfahren hatte, zu rächen, war ein natürliches männliches Verlangen. Er ließ eine Forderung auf Pistolen an Herrn von Dönniges gelangen, welche dieser jedoch nicht annahm, sondern seinem künftigen Schwiegersohne, dem Herrn von Rakowitza, übertrug.

Unterdessen war die Gräfin Hatzfeldt, Lassalles Freundin, ebenfalls tätig gewesen, um das Liebespaar, das mit so großen Hindernissen zu kämpfen hatte, zu vereinigen. Sie beredete den Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler, sich der Sache anzunehmen und seine Erlaubnis zur Trauung zu geben. Lassalle sollte vorher sich katholisch taufen lassen, wozu er auch bereit war. Doch gelang es ihr nicht, eine bestimmte Zusage zu erhalten, obwohl sie mit Tränen darum bat. Jedoch sprach er sich günstig über Lassalle aus und schien ihm eine große Bedeutung als Agitator beizulegen. Der Gräfin Hatzfeldt muß übrigens die Anerkennung gezollt werden, daß sie nicht gegen die Heirat Lassalles war, sondern vielmehr eifrig dafür gewirkt hat. Einige Freunde Lassalles behaupteten mündlich und schriftlich das Gegenteil. Auch Helene von Dönniges selbst hat in ihren „Erinnerungen" sich bitter über die Gräfin beschwert und ihr vorgeworfen, daß sie sich feindselig gegen sie benommen hätte.

Lassalle schickte mit dem obigen Brief seinen Freund Rüstow zu Helenen, um sicher zu sein, daß sie den Brief erhielt.

Herr von Dönniges empfing Lassalles Abgesandten höflich und versicherte, daß er niemals seine Tochter mißhandelt hätte, daß sie ganz freiwillig von der Verbindung mit Lassalle zurückgetreten sei. Oberst Rüstow bat es sich aus, die junge Dame selbst sprechen zu dürfen, um diese Erklärung noch einmal aus ihrem eigenen Munde zu hören.

Helene erschien sogleich, sie trug eine feuerrote Bluse, die seltsam zu ihrem Haar paßte und ihr eine Aehnlichkeit mit der Theaterfigur Satanella gab. Sie erklärte ohne eine Spur von Gemütsbewegung, daß sie bei der Aussage ihres Briefes beharre und daß sie unter keiner Bedingung „Herrn" Lassalle wiedersehen wolle, dann zog sie sich mit einer kalten Verbeugung zurück.

Rüstow war empört über ihr Benehmen und schrieb sogleich an Lassalle,

„Armer Kerl, Deine Aktien stehen schlecht."

Noch einmal versuchte Rüstow Helene von Dönniges zu sprechen, um Aufklärung über ihre unbegreifliche Sinnesänderung zu erhalten. Er nahm den Rechtsanwalt Dr. Häenle als Zeugen mit. Abermals zeigte sie nur kalten Hohn und Gleichgültigkeit. Als Rüstow in sie drang, dem verzweifelnden Lassalle doch wenigstens eine kurze Unterredung zu gewähren, sagte sie in verächtlichem Tone: „Wozu das, ich weiß, was er will, ich habe die Sache satt!"

Es wurde von beiden Herren ein geschäftsmäßiges Protokoll über jede ihrer Aeußerungen und über ihre ganze Erscheinung aufgesetzt, welches sie dann an Lassalle absendeten.

Wie ein verwundeter Löwe raste er nach dieser Mitteilung; er schrieb an Herrn von Dönniges:

„Nachdem ich durch Oberst Rüstow und Dr. Häenle erfahren habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist, und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine

Heirat mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaktion für die verschiedenen mir von Ihnen widerfahrenen Avancen und Beleidigungen länger zu verschieben und fordere Sie daher auf, mit meinen beiden Freunden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen."

Auch an Rakowitza schrieb er:

„Nachdem Sie durch den Oberst Rüstow zum Teil über das zwischen mir und Fräulein Helene von Dönniges bestehende Verhältnis unterrichtet worden sind, würde es Ihnen vielleicht auffallend erscheinen können, nicht von mir aufgesucht und über die Uebernahme der eigentümlichen Rolle, die man Ihnen zugeteilt hat, zur Rede gestellt zu werden. Zur Erklärung dessen übersende ich Ihnen die Abschrift der Sie interessierenden Stelle eines Briefes, den ich soeben an Herrn von Dönniges zu richten mich genötigt sah. Sie ersehen daraus, daß Sie in mir keineswegs mehr einen Rivalen haben, und daß ich Ihnen gern ein Glück von nun an ungeteilt gönne, auf das ich meinesteils nach den heute erlangten Ueberzeugungen freudig verzichte."

Lassalle war anfangs wütend, daß sich Herr von Dönniges seiner Rache entzog und sich durch Rakowitza vertreten ließ, schließlich aber war er damit zufrieden und stürzte sich mit verdoppeltem Zorn auf seinen „Remplaçant", wie er ihn spöttisch nannte.

Erst wählte Lassalle den ungarischen General Bethlen zum Sekundanten, da dieser ablehnte, einen Herrn Hofstetten. Rüstow übernahm die geschäft-

lichen Besorgungen; um Aufschub zu erlangen und vielleicht eine Art Ausgleich zu ermöglichen, behauptete er, daß in Genf keine brauchbaren Pistolen zu haben seien. Dieser schwache Versuch, das Duell zu hintertreiben, versetzte den tiefgekränkten Lassalle in erneute Wut. Merkwürdig ist es, daß er diese Institution des Feudalismus, den er einst so eifrig bekämpft und verspottet hatte, jetzt als seinen einzigen Trost betrachtete.

Helene von Dönniges erfuhr natürlicherweise, daß ein Duell zwischen ihren beiden Liebhabern stattfinden sollte. Sie versicherte später, daß sie den Glauben gehegt habe, Lassalle werde als Sieger daraus hervorgehen, und daß sie daran die Hoffnung knüpfte, doch noch mit ihm vereint zu werden. Sie erzählte, daß sie von Herrn von Rakowitza einen rührenden Abschied nahm, weil sie ihn für einen Todgeweihten hielt.

Dieser hatte sich aber vorgesehen, er benutzte den entstandenen Aufschub, um sich im Schießen zu üben, und trachtete danach, den leidenschaftlich bewegten Lassalle mit ruhiger Ueberlegung, ja in wahrhaft tückischer Weise zu verwunden — töten wollte er ihn eigentlich nicht. Als Lassalle unter furchtbaren Qualen nach einigen Tagen starb, teilte Rakowitza selbst dies seiner Braut mit — fünf Monate später folgte sie ihm zum Traualtar! Aber sie brachte ihm kein Glück, er wurde nach einem halben Jahre vom Tode ereilt.

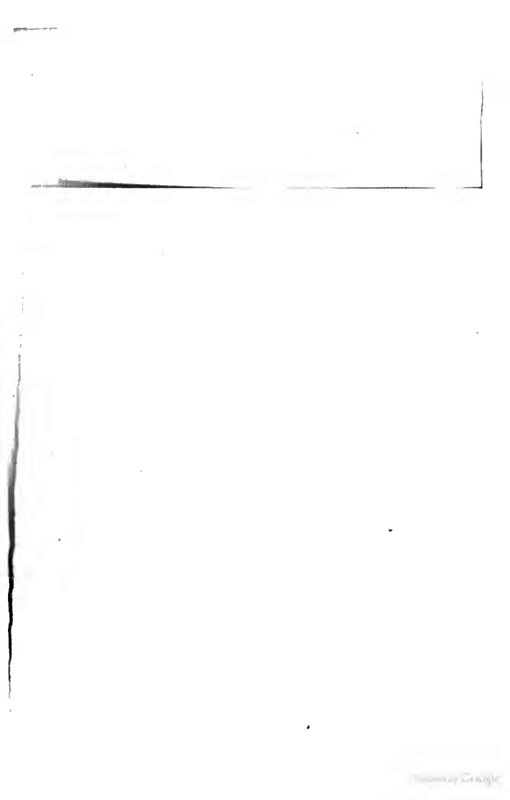
Seine schöne Witwe lebte dann einige Zeit in Berlin und bereitete sich vor, auf die Bühne zu gehen.

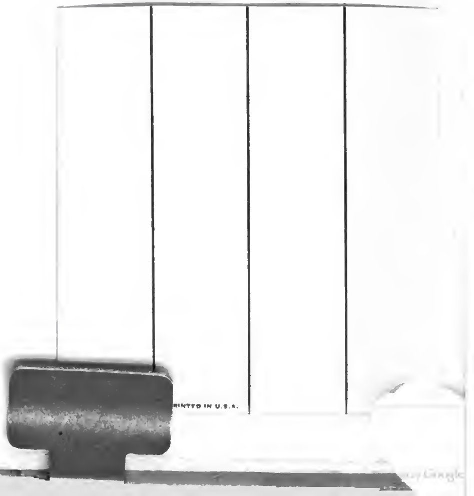
Ihr Lehrer war der geistvolle Siegwart Friedmann — er verheiratete sich bald mit ihr und siedelte nach Wien über, wo nach kurzer Zeit seine Ehe wieder geschieden wurde. Später lebte Helene von Dönniges als Gattin des Sozialisten von Schewitsch in Amerika und kam später mit ihm nach München. Wieder verwitwet, beging sie Selbstmord, weil sie völlig mittellos geworden war.

Herr von Dönniges starb in Rom einen qualvollen Tod an den natürlichen Blattern. Die Gräfin Hatzfeldt erlebte es noch, daß ihr ältester Sohn den Fürstentitel und ihr jüngster, Paul, den sie einst mit Lassalles Hilfe seinem Vater entführte, eine der höchsten Stellen des Reichs erhielt. Die Gräfin Hatzfeldt starb im Sommer 1881, und kaum ein Jahr später, am 8. Februar 1882, schied auch Helenens Mutter, Frau von Dönniges geb. Wolf, aus der Welt.



Inhaltsverzeichnis




RINTED IN U.S.A.



